THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Victor Hugo's

sämmtliche Werke,

übersetzt von Mehreren.

Sechzehnter Band.

Dritte revidirte Auflage.



Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1859.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Der Rhein.

Briefe an einen Freund.

Uebersetzt von

F. W. Dralle.

I.

Erster Brief.

Von Paris nach La Ferté-sous-Jouarre.

La Ferté-sous-Jouarre, Juli 1839.

Vorgestern Morgen um halb elf Uhr habe ich, wie ich Ihnen, mein Freund, schrieb, Paris verlassen. Ich nahm die Straße von Meaux, ließ Saint-Denis, Montmorency, und ganz am äußersten Rande der Hügel die Höhe von S — P. links liegen. In diesem Augenblick schickte ich einen guten, zärtlichen Gruß an euch Alle und heftete meinen Blick auf den kleinen dunklen Punkt im Hintergrunde der Ebene, bis eine Biegung des Weges ihn mir plötzlich verbarg.

Sie kennen meine Vorliebe für große Reisen in kleinen Tagesstrecken, ohne Ermattung und Gepäck, im Cabriolet, allein mit meinen alten Jugendfreunden Virgil und Tacitus. So wissen Sie meine ganze Ausrüstung.

Ich schlug den Weg über Chalons ein, denn ich kannte die Tour über Soissons, da ich sie vor einigen Jahren gemacht hatte, und Dank den Zerstörern gewährt sie heute nur ein geringes Interesse. Nanteuil-le-Haudouin hat sein unter Franz I. erbautes Schloß verloren. Villers-Cotterets hat das prächtige

Stammhaus der Herzoge von Valois zum Depot der Bettler umgewandelt, und hier wie fast überall sind Bildwerke und Gemälde, der ganze Geist der Renaissance, die ganze Anmuth des sechzehnten Jahrhunderts leider unter dem Schabeisen und Mörtel verschwunden. Dammartin hat seinen ungeheuren Thurm abgebrochen, von wo man deutlich Montmartre, in einer Entfernung von neun Stunden, sah, und dessen große vertikale Mauerspalte das Sprüchwort hervorgerufen hat, das ich nie begreifen konnte: Er ist wie das Schloß von Dammartin, das vor Lachen birst. Jetzt bringt Dammartin, seiner alten Bastille beraubt, in die der Bischof von Meaux, wenn er im Streit mit dem Grafen von Champagne lag, mit sieben Personen seines Gefolges sich zu flüchten das Recht hatte, keine Sprüchwörter mehr zur Welt und gibt nicht Anlaß zu solchen literarischen Notizen, wie ich sie wörtlich bei meiner Durchreise, ich weiß nicht mehr aus welchem kleinen Wegweiser, auf dem Wirthstisch abgeschrieben habe: „Dammartin (Seine und Marne), kleine Stadt auf einem Hügel. Es sind Spitzenfabriken hier. Wirthshaus: Zur h. Anna. Sehenswürdigkeiten: Die Pfarrkirche, das Kaufhaus, 1600 Einwohner.“

Die geringe Zeit, die der Eilwagentyrann, „Conducteur“ mit Namen, zum Essen bewilligt, erlaubte mir nicht nachzusehen, wie weit es wahr sei, daß die 1600 Einwohner von Dammartin alle Sehenswürdigkeiten wären.

Ich reiste also über Meaux.

Zwischen Claye und Meaux brach bei dem schönsten Wetter und auf dem schönsten Weg von der Welt ein Rad an meinem Wagen. Sie wissen, ich bin einer der Menschen, die ihren Weg fortsetzen; das Cabriolet verzichtete auf mich, ich verzichtete auf das Cabriolet. Ein kleiner Eilwagen, der von Touchard, fuhr gerade vorbei. Er hatte noch einen leeren Platz, ich nahm ihn; und 10 Minuten nach dem Unfall setzte ich auf

der Imperiale, zwischen einem Buckligen und einem Gendarmen sitzend, meinen Weg fort.

In diesem Augenblick bin ich in La Ferté-sous-Jouarre, einer allerliebsten kleinen Stadt, die ich sehr gern zum vierten Mal wieder sah, mit ihren drei Brücken, ihren reizenden Inseln, der alten Mühle mitten im Fluß, die durch drei Bögen am Lande befestigt ist, und ihrem schönen Pavillon aus der Zeit Ludwigs XIII., der, wie man sagt, dem Herzog von Saint-Simon gehörte und heute unter den Händen eines Krämers verunstaltet wird.

Wenn Herr von Saint-Simon in der That dies alte Haus besaß, zweifle ich, ob sein Stammschloß zu La Ferté-Vidame ein herrschaftlicheres und stolzeres Aussehen hatte und besser die hohe Gestalt des Herzogs und Pairs einrahmte, als das reizende und ernste Schlößchen zu La Ferté-sous-Jouarre.

Die Zeit ist günstig zum Reisen. Die Felder sind voll von Arbeitern. Die Ernte geht zu Ende. Man baut hie und da große Schober, die, wenn sie halb fertig sind, den ausgenommenen Pyramiden gleichen, die man in Syrien findet. Das gemähte Getreide ist an den Seiten der Hügel so auf den Boden gelegt, daß diese Zebrarücken ähnlich sehen.

Sie wissen, mein Freund, ich suche nicht Ereignisse auf der Reise, sondern Gedanken und Gefühle, und dazu genügt mir die Neuheit der Gegenstände. Uebrigens bin ich mit Wenigem zufrieden. Habe ich nur Bäume, Gras, Weg vor mir und Weg hinter mir, so ist es recht. Ist das Land flach, so liebe ich die weiten Gesichtskreise, ist es bergig, die unerwarteten Landschaften, und eine solche gibt es auf der Höhe jedes Hügels. Plötzlich erblickte ich ein reizendes Thal. Rechts und links schöner Vordergrund; große Hügel durch Waldungen und Ackerbau in eine Menge anmuthig anzusehender Vierecke getheilt; hier und dort Gruppen von niedrigen Hütten, deren Dächer bis

auf den Boden zu gehen schienen; im Hintergrunde des Thales ein Wasser, dem Auge durch eine lange grüne Linie bemerklich und von einer kleinen alten zerfallenen und verwitterten steinernen Brücke durchschnitten, bei der sich die beiden Enden der Heerstraße vereinigen. — In dem Augenblick, als ich dort war, fuhr ein Frachtwagen über die Brücke, ein ungeheurer deutscher Frachtwagen, hochaufgepackt und mit Seilen festgeschnürt; er sah wie der Bauch des Gargantua aus, lag auf vier Rädern und wurde von acht Pferden gezogen. Vor mir, den Biegungen des gegenüberliegenden Hügels folgend, stieg der von der Sonne beschienene Weg hinauf, auf dem die Schatten der Baumreihen im Dunkel die Gestalt eines großen Kammes zeichneten, dem mehrere Zähne fehlen.

Sehen Sie, diese Bäume, dieser Kamm aus Schatten, über den Sie vielleicht lachen, der Frachtwagen, der weiße Weg, die alte Brücke, die niedrigen Hütten — Alles dies erfreut und erheitert mich. Ein Thal wie das, mit dem Himmel darüber genügt mir. Ich war der Einzige in dem Wagen, der sah und sich freute. Die Reisenden gähnten entsetzlich.

Beim Pferdewechseln amüsirt mich Alles. Man hält an der Thüre des Wirthshauses. Die Pferde kommen auf dem Pflaster rasselnd an. Da gibt es ein weißes Huhn auf der Straße, ein schwarzes im Gebüsch, eine Egge oder ein altes zerbrochenes Rad in einem Winkel und schmutzige Kinder, die auf einem Sandhaufen spielen; über meinem Kopf Karl V., Joseph II. oder Napoleon, die an einem alten eisernen Galgen hängen und zum Schilde dienen; große Kaiser, die nur noch dazu taugen, einer Herberge Gäste zuzuweisen. Das Haus ist voll von Stimmen, die befehlen; auf der Thürschwelle führen Stallbuben und Küchenmägde Idyllen auf; der Düngerhaufen cajolirt das Spülwasser; und ich profitire von meiner hohen Stellung auf der Imperiale, um den Buckligen und den Gen-

darmen sprechen zu hören, und allerliebste kleine Colonien von rothen Mohnköpfen zu bewundern, die eine Oase auf einem alten Dach bilden.

Uebrigens waren mein Gendarm und mein Buckliger Philosophen, durchaus nicht stolz, und plauderten menschenfreundlich mit einander; der Gendarm, ohne den Buckligen zu verachten, der Bucklige, ohne den Gendarmen hintanzusetzen. Der Bucklige zahlt 600 Franken Steuer zu Jouarre, dem alten Jovis ara, wie er die Güte hatte dem Gendarmen auseinanderzusetzen. Außerdem hat er einen Vater, der 900 Livres zu Paris zahlt, und er ärgert sich über die Regierung, so oft er das Brückengeld über die Marne zwischen Meaux und La Ferté zahlen muß. Der Gendarm zahlt keine Steuer, aber er erzählt naiv seine Geschichte. 1814 schlug er sich bei Montmirail wie ein Löwe; er war Conscribirter. 1830 an den Julitagen hatte er Furcht und floh; er war Gendarm. Das wundert mich und wundert mich nicht. Als Conscribirter hatte er nichts als seine zwanzig Jahre; da war er tapfer. Als Gendarm hatte er Frau und Kinder und, fügte er hinzu, sein eigenes Pferd; da war er feig. Derselbe Mann übrigens, aber nicht dasselbe Leben. Das Leben ist eine Speise, die nur durch die Sauce Wohlgeschmack bekommt. Niemand ist kühner als ein Galeerensklav. In dieser Welt hält man sich nicht an seine Haut, sondern an sein Kleid. Wer ganz nackt ist, hält sich an nichts.

Gestehen wir auch, daß die beiden Zeiten sehr verschieden waren. Was in der Luft liegt, wirkt auf den Soldaten wie auf jeden Menschen. Der Gedanke, der weht, erstarrt oder erhitzt auch ihn. 1830 wehte eine Revolution. Er fühlte sich gebeugt und niedergeworfen durch diese Kraft der Ideen, die gleichsam die Seele der Gewalt der Dinge ist. Und was ist denn trauriger und entnervender! Sich für fremde Ordonnanzen schlagen, für Schatten, die durch ein verrücktes Hirn fuhren,

für einen Traum, für eine Thorheit, Bruder gegen Bruder, Infanterist gegen Arbeiter, Franzose gegen Pariser! 1814 kämpfte der Conscribirte im Gegentheil mit dem Feinde, mit dem Fremden, für klare, einfache Sachen, für sich selbst, für Alle, für seinen Vater, seine Mutter und seine Schwestern, für den Pflug, den er eben verlassen hatte, für die Hütte, die dort unten rauchte, für den Boden, der unter den Nägeln seiner Schuhe war, für das blutende, lebendige Vaterland. 1830 wußte der Soldat nicht, wofür er sich schlug. 1814 war es mehr als wissen, er begriff es; mehr als begreifen, er fühlte es; mehr als fühlen, er sah es.

Drei Dinge interessirten mich in Meaux: ein allerliebstes kleines Portal aus der Renaissance, an eine alte eingerissene Kirche gelehnt, rechts wenn man in die Stadt tritt; dann die Cathedrale; dann hinter der Cathedrale ein gutes altes Haus aus Hausteinen, halb befestigt und von großen, damit zusammenhängenden Thürmen begränzt. Es war ein Hof dabei. Ich trat keck in denselben, obwohl ich eine alte Frau darin bemerkt hatte, die strickte. Die gute Dame hat mich aber gewähren lassen. Ich wollte dort eine sehr schöne äußere Treppe mit steinernen Stufen und hölzernem Geländer studiren, die in das alte Haus führte, auf zwei gedrückten Bögen ruhend und von einem Winddach mit gedrücktem Gewölbe bedeckt. Mir fehlte die Zeit, sie zu zeichnen. Ich bedaure es, denn es ist die erste Treppe der Art, die ich sah. Sie schien mir aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu sein.

Die Cathedrale ist eine edle Kirche, im vierzehnten Jahrhundert angefangen und im fünfzehnten vollendet. Man will sie auf eine abscheuliche Weise herstellen. Von den beiden vom Baumeister projektirten Thürmen ist nur einer gebaut; der andere, der angelegt ist, birgt seinen Stumpf unter einem Schieferdache. Die Thüre in der Mitte und die rechts sind aus

dem vierzehnten Jahrhundert; die links aus dem fünfzehnten. Alle drei sind sehr schön, obwohl aus einem Stein, den Wind und Regen arg zerfressen haben.

Ich wollte die Basreliefs daran entziffern. Das Giebelfeld der linken Thüre stellt die Geschichte Johannis des Täufers vor, die Sonne aber, die gerade auf die Façade fiel, erlaubte meinen Augen nicht, weiter zu gehen. Das Innere der Kirche ist eine prächtige Composition. Auf dem Chor sind hohe Spitzbögen, dreiblättrig durchbrochen, von schönem Effekt. In der Apside ist nur eine prächtige Scheibe übrig geblieben, die den Verlust der andern bedauern macht. Gegenwärtig stellt man am Eingange des Chors zwei Altäre mit reizendem Schnitzwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert wieder auf; aber man beschmiert sie mit holzfarbiger Oelmalerei. Das ist der Geschmack der Einwohner. Links vom Chor habe ich bei einer reizenden gedrückten Thüre mit Impost eine schöne knieende Marmorstatue eines Kriegers aus dem sechzehnten Jahrhundert gesehen, ohne Wappen oder sonstige Inschrift. Ich konnte den Namen dieser Statue nicht errathen. Sie, der Sie Alles wissen, hätten sie gewiß gekannt. Auf der andern Seite ist eine andere Statue; diese hat ihre Inschrift und sie steht ihr gut: Sie selbst würden in diesem faden und harten Marmor nicht die strenge Figur des Benignus Bossuet erkennen. Was Bossuet betrifft, so fürchte ich sehr, daß die Zerstörung der Fenster sein Werk ist. Ich habe seinen bischöflichen Stuhl gesehen, mit sehr schöner Holzarbeit im Styl Ludwigs XIV. und einem von Figuren umgebenen Baldachin. Die Zeit fehlte mir, um sein berühmtes Zimmer im bischöflichen Palast zu besuchen.

Sonderbar ist es, daß Meaux früher als Paris ein Theater hatte, einen wirklichen Schauspielsaal, 1547 erbaut, — sagt ein Manuscript in der Stadtbibliothek — mit dem alten Circus die Aehnlichkeit habend, daß es mit einem Zelttuch überspannt war,

und mit dem heutigen Theater, daß rings herum verschließbare Logen waren, die an die Einwohner von Meaux vermiethet wurden. Man führte darin die Mysterien auf. Ein gewisser Pascalus spielte den Teufel und behielt davon diesen Beinamen. 1562 übergab er die Stadt den Hugenotten und ein Jahr darauf knüpften ihn die Katholiken auf, zum Theil weil er die Stadt übergeben hatte, weit mehr aber, weil er der Teufel hieß. — Heute hat Paris zwanzig Theater und die Stadt in der Champagne kein einziges. Man behauptet, daß sie sich dessen rühmt: das ist so, wie wenn Meaux sich rühmte, nicht Paris zu sein.

Uebrigens ist dies Land voll von dem Jahrhundert Ludwigs XIV. Hier ist der Herzog von Saint-Simon; in Meaux Bossuet; in La Ferté Milon Racine; in Chateau-Thierry La Fontaine. Alles in einem Kreise von zwölf Stunden. Der große Herr gränzt an den großen Bischof, die Tragödie lehnt sich an die Fabel.

Beim Herausgehen aus der Cathedrale fand ich die Sonne mit Wolken bedeckt und konnte die Façade besichtigen. Das große Giebelfeld des mittleren Portals ist sehr merkwürdig. Das innere Feld stellt Johanna, Gemahlin Philipps des Schönen, vor, aus deren Vermächtniß die Kirche nach ihrem Tode erbaut wurde. Die Königin von Frankreich tritt, ihre Cathedrale in der Hand, vor die Pforte des Paradieses. Der heil. Petrus öffnet ihr beide Flügel. Hinter der Königin hält sich der schöne König Philipp beinahe mit der Miene eines verschämten Bettlers. Die Königin, sehr geistreich ausgehauen und als Braut geschmückt, zeigt auf den armen Teufel von König mit einem Seitenblick und Achselzucken, als wollte sie dem h. Petrus sagen: Pah! laß den nur noch in den Kauf mit hinein!

Zweiter Brief.

Montmirail. — Montmort. — Epernay.

Epernay, 21. Juli.

In la Ferté-sous-Jouarre miethete ich den ersten besten Wagen, fragte nur: hält er die Spur und hat er gute Räder? und fuhr nach Montmirail. In der Stadt ist nichts, als eine hübsche Landschaft am Eingange und zwei schöne Alleen. Das Uebrige ist mit Ausnahme des Schlosses ein Haufen Mauerwerk.

Montag gegen fünf Uhr Abends verließ ich Montmirail, indem ich mich auf den Weg von Sézanne nach Epernay wandte. Eine Stunde nachher war ich in Vaux-Champs und durchschnitt das berühmte Schlachtfeld. Kurz, ehe ich dort ankam, begegnete ich auf dem Wege einem sonderbar bepackten Wagen. Die Bespannung bestand aus einem Esel und einem Pferd. Auf dem Wagen lagen Kasserollen, Kessel, alte Koffer, Strohstühle, ein Haufen von Hausrath; vorn in einer Art Korb drei kleine, fast nackte Kinder, hinten in einem andern Korb Hühner. Der Fuhrmann war ein Mann in einem Kittel, zu Fuß und ein Kind auf dem Rücken tragend. Einige Schritte davon ein Weib, ebenso gehend und ein Kind tragend, aber in ihrem Leibe. Dieser ganze Umzug eilte nach Montmirail, als wenn die große Schlacht von 1814 wieder anfangen wollte. — Gewiß, sagte ich mir, begegnete man vor 25 Jahren hier auch solchen Wagen. — Ich erkundigte mich, es war kein Umzug, sondern eine Auswanderung. Es ging nicht nach Montmirail, es ging nach Amerika. Es floh nicht eine Schlacht, es floh das

Elend. Mit einem Worte, mein Freund, es war eine Familie armer elsäßischer Bauern, die auswanderten, und denen man Land am Ohio verspricht, die aus ihrem Lande gehen, ohne zu ahnen, daß Virgil auf sie die schönsten Verse der Welt vor zweitausend Jahren gemacht hat.

Uebrigens gingen die guten Leute mit vollkommener Sorglosigkeit einher. Der Mann reparirte eine Schlause an seiner Peitsche, das Weib sang, die Kinder spielten. Der Hausrath allein hatte etwas Unglückliches und Unordentliches an sich, das genirte. Auch die Hühner schienen mir das Gefühl ihres Unglücks zu haben.

Diese Gleichgültigkeit wunderte mich. Ich glaubte in der That, daß das Vaterland tiefer in die Herzen der Menschen gegraben sei. Ist es den Leuten denn gleichgültig, daß sie nicht mehr dieselben Bäume sehen?

Ich folgte ihnen eine Zeitlang mit den Augen. Wohin ging diese kleine stolpernde und zitternde Gruppe? Wohin gehe ich selbst? Der Weg drehte sich, sie verschwanden. Ich hörte noch einige Zeit die Peitsche des Mannes und das Lied der Frau, dann verlor sich Alles.

Einige Minuten nachher war ich auf den glorreichen Feldern, die den Kaiser gesehen haben. Die Sonne ging unter. Die Bäume warfen große Schatten. Die Furchen, hie und da schon aufs Neue gezogen, hatten eine blonde Farbe. Ein blauer Nebel stieg aus den Schluchten. Das Feld war öde. Man sah nur fern zwei oder drei vergessene Karren darauf, die großen Heuschrecken glichen. Große fertige runde Mühlsteine, weiß und neu die einen, die andern schwarz und alt, lagen durcheinander auf dem Boden, aufrecht, liegend, in Pfeilern, wie die Stücke eines ungeheuern umgestürzten Damenbrettes. In der That hatten Riesen dort eine große Partie gespielt.

Ich wollte das Schloß von Montmort sehen, wandte mich

deßhalb vier Stunden von Montmirail bei Formentières oder Armentières plötzlich links und schlug den Weg nach Epernay ein. Sechzehn große Ulmen, die schönsten von der Welt, sind hier und neigen ihre sauertöpfischen Profile und zerzausten Perücken über den Weg. Die Ulmen sind eine meiner Freuden unterwegs. Alle übrigen Bäume sind dumm und sehen sich ähnlich, die Ulmen allein haben Phantasie und machen sich über ihren Nachbar lustig, sich zurückbiegend, wenn er sich vorlehnt, dürr, wenn er dickbelaubt ist, und des Abends den Vorübergehenden alle möglichen Gesichter schneidend. Die jungen Ulmen haben ein Laub, das in jeder Weise glitzert, wie ein Feuerwerk, das man abbrennt. Von La Ferté bis an den Ort, wo man die Ulmen findet, ist der Weg nur mit Pappeln, Zitterespen oder hie und da mit Nußbäumen besetzt, was mich einigermaßen verstimmte.

Das Land ist flach, die Ebene unabsehbar. Plötzlich bemerkt man, aus einem Gebüsch heraustretend, rechts, halb gleichsam in eine Falte des Landes versunken, ein reizendes Durcheinander von Thürmen, Wetterhähnen, Giebeln, Dachfenstern und Schornsteinen. Das ist das Schloß von Montmort.

Mein Wagen hielt und ich stieg vor dem Thor des Schlosses aus. Es ist eine ausgezeichnete Festung des sechzehnten Jahrhunderts, aus Ziegelsteinen erbaut, mit Schieferdächern und künstlich gearbeiteten Wetterhähnen, mit seiner doppelten Ringmauer, seinem doppelten Graben, seiner Brücke mit drei Bogen, die in die Zugbrücke ausläuft, seinem Dorf zu seinen Füßen und ringsherum eine herrliche Gegend, sieben Stunden im Umkreis. Bis auf die Fenster, die fast alle neu sind, ist das Gebäude gut erhalten. Der Eingangsthurm hat, eins über dem andern, eine Treppe für die Menschen und eine Rampe für die Pferde. Unten ist noch ein altes eisernes Thor, und beim Hinaufsteigen zählte ich in den Schießscharten vier kleine Ge-

schützwinden aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Besatzung der Festung bestand für den Augenblick aus einer alten Magd, Jungfer Hanne, die mich sehr freundlich aufnahm. Von den alten innern Zimmern sind nur noch die Küche, eine sehr schöne gewölbte Stube mit großem Kamin, der Saal, aus dem man ein Billardzimmer gemacht hat, und ein allerliebstes kleines Kabinet mit vergoldetem Schnitzwerk übrig, dessen Decke als Rosette eine sehr geschickt verschlungene Chiffer hat. Der alte Saal ist prächtig. Die Decke mit gemalten, vergoldeten und geschnitzten Balken ist noch unversehrt. Der Kamin, auf dem zwei schöne Statuen stehen, ist vom besten Styl Heinrichs III. Die Mauern waren ehemals mit großen Stücken Stickerei bedeckt, die Familienporträte vorstellten. Während der Revolution haben kluge Leute aus dem benachbarten Dorf diese Stücke abgerissen und verbrannt, was der Feudalität einen Todesstoß gab. Der gegenwärtige Besitzer hat die Stücke durch alte Kupferstiche ersetzt, die Ansichten von Rom und die Schlachten des großen Condé vorstellen und an die nackte Wand geklebt sind. Wie ich das sah, gab ich der Jungfer Hanne 30 Sous, und sie schien ganz verwundert über meine Freigebigkeit.

Dann betrachtete ich die Hühner und Enten in den Schloßgräben und ging.

Beim Herausgehen aus Montmort — wohin man beiläufig gesagt auf dem gräßlichsten Wege von der Welt kommt — begegnete ich der Mallpost, die Ihnen meinen vorigen Brief gebracht haben muß. Ich habe sie, mein Freund, mit lauter guten Wünschen für Sie beladen.

Der Weg verlor sich in ein Gehölz in dem Augenblicke, wo es Nacht wurde, und ich sah bis Epernay weiter nichts, als Köhlerhütten, die durch die Zweige rauchten. Der rothe Schlund einer fernen Schmiede erschien mir von Zeit zu Zeit, der Wind bewegte die lebendigen Schattenbilder der Bäume

am Wege, und über meinem Haupt am Himmel machte der glänzende Wagen seinen Weg mitten durch die Sterne, indeß mein armes Fuhrwerk den seinen durch Steine machte.

Epernay ist die Stadt des Champagners. Nichts mehr, nichts weniger.

Drei Kirchen folgten auf einander in Epernay. Die erste, eine römische Kirche, 1037 von Thibaut I., Grafen von Champagne, Sohn Eudes II., erbaut. Die zweite, eine Kirche der Renaissance, erbaut 1540 von Peter Strozzi, Marschall von Frankreich, Herrn zu Epernay, bei der Belagerung von Thionville 1558 getödtet. Die dritte, die gegenwärtige Kirche, scheint mir nach den Zeichnungen des Herrn Poterlet-Galichet gebaut zu sein, eines braven Krämers, dessen Laden und Namen an die Kirche stoßen. Die drei Kirchen scheinen mir vortrefflich geschildert und zusammengefaßt durch die drei Namen: Thibaut I., Graf von Champagne; Peter Strozzi, Marschall von Frankreich; Poterlet-Galichet, Krämer.

Es genügt, Ihnen zu sagen, daß die letzte, die gegenwärtige Kirche, ein häßliches Bauwerk aus Kalk ist, dumm, weiß und schwer, mit Triglyphen, die die Anläufe des Schwibbogengesimses tragen. Von der ersten Kirche ist nichts übrig geblieben; von der zweiten nur schöne Fensterscheiben und ein vortreffliches Portal. Eine der Scheiben erzählt die ganze Geschichte Noa's auf die naivste Weise. Fenster und Portal sind, wohl verstanden, eingemauert und eingekittet in den gräßlichen Kalk der neuen Kirche. Ich glaubte Odry mit seinen weißen, zu kurzen Hosen, seinen blauen Strümpfen und seinem großen Hemdkragen, sowie dem Helm und Harnisch Franz I. zu sehen.

Man wollte mir die Merkwürdigkeit des Landes zeigen, einen großen Keller, der anderthalb Millionen Flaschen enthält. Unterwegs sah ich ein blühendes Repsfeld mit Mohn-

köpfen und Schmetterlingen und schönem Sonnenlichte. Da blieb ich. Der große Keller wird meinen Besuch nicht empfangen.

Die Pommade, um das Wachsthum der Haare zu befördern, die zu La Ferté Pilogene heißt, heißt zu Epernay Phyothrix, griechische Erfindung.

Apropos, in Montmiral mußte ich im Posthaus für vier frische Eier 40 Sous bezahlen; das schien mir etwas stark.

Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß Thibaut I. in seiner Kirche begraben ist, und Strozzi in der seinen. In der gegenwärtigen Kirche verlange ich ein Grab für Herrn Poterlet-Galichet.

Es war ein braver Mann dieser Strozzi. Brisquet, Narr Heinrichs II., machte sich eines Tags den Spaß, ihm am Hof von hinten einen sehr schönen neuen Mantel, welchen der Marschall zum ersten Male anhatte, mit Speck zu spicken. Es scheint, daß dies großes Gelächter erregte, denn Strozzi rächte sich blutig. Ich für meinen Theil hätte nicht gelacht und mich nicht gerächt. Einen Sammtmantel mit Speck spicken! Dieser Renaissancescherz hat mich nie sonderlich angesprochen.

Dritter Brief.

Chalons. — Sainte-Menehould. — Varennes.

Varennes, 25. Juli.

Gestern, bei der Tagesneige, fuhr mein Wagen jenseits Sainte-Menehould; ich las die wundervollen, ewigen Verse wieder:

Mugitusque boum mollesque sub arbore somni.

. . . .

Speluncae vivique lacus.

Ich blieb auf das alte halbgeöffnete Buch, dessen Seiten sich unter meinen Ellbogen zerknitterten, gestützt liegen. Meine Seele war voll von den unbestimmten Gedanken, die sich sanft und traurig gewöhnlich in meinem Geist bei den Strahlen der untergehenden Sonne vermischen, als das Rädergerassel auf dem Pflaster mich weckte. Wir fuhren in eine Stadt. In was für eine? — Mein Kutscher antwortete mir: Varennes, während der Wagen sich in einer abwärts gehenden Straße zwischen zwei Häuserreihen durchwand, die gewissermaßen etwas Ernstes und Nachdenkliches haben. Thüren und Fensterläden waren geschlossen, Gras in den Höfen. Plötzlich öffnete sich der Wagen, nachdem er durch einen alten Thorweg aus der Zeit Ludwigs XIV. von schwarzen Steinen, an einen großen Brunnen mit einer Holzbekleidung gelehnt, gefahren war, auf einem kleinen dreieckigen Platze, von einstockigen, weißgekalkten Häusern umgeben, mit zwei verkrüppelten Bäumen, die in einem Winkel vor einer Thüre standen. Die größere Seite dieses dreieckigen Platzes ist mit einem häßlichen, schiefergedeckten Glockenthurm geziert. Auf diesem Platz wurde Ludwig XVI. auf seiner Flucht am 21. Juni 1791 verhaftet. Er wurde von Drouet, dem Postmeister von Sainte-Menehould (damals war noch keine Post in Varennes) vor einem gelben Hause festgenommen, das den Winkel des Platzes bildet, wenn man vor dem Thurm vorbei ist. Der Wagen des Königs folgte der Hypotenuse des Dreiecks, das der Platz bildet. Unserer durchlief denselben Weg. Ich stieg aus meinem Wagen und betrachtete lange den kleinen Platz. Wie er sich rasch erweitert hat! in wenigen Monaten ist er fürchterlich, der Platz der Revolution geworden!

Folgendes erzählt man sich im Orte. Der König bestritt lebhaft, daß er der König sei (was Karl I., beiläufig gesagt, nicht gethan hätte). Man wollte ihn aus Mangel an Erkennungszeichen loslassen, als ein Herr d'Ethé, der irgend einen

Grund hatte, den Hof zu hassen, dazu kam; dieser Herr d'Ethé (ich weiß nicht, ob ich den Namen recht schreibe, aber man schreibt den Namen eines Verräthers immer deutlich genug), dieser Mensch also redete den König als Judas an und sprach: Guten Tag, Sire. Das genügte. Man hielt den König zurück. Fünf königliche Personen waren in dem Wagen; der Elende traf sie mit einem Wort alle fünf. Dies Guten Tag, Sire! war für Ludwig XVI., für Maria Antoinette und für Madame Elisabeth die Guillotine; für den Dauphin die Todesqual des Temple; für die Königin Mutter die Vertilgung ihres Stammes und das Exil.

Für den, der nicht an den Vorfall denkt, hat der kleine Platz von Varennes ein mürrisches Aussehen, für den, der ihn weiß, ein unglückliches.

Ich glaube, ich habe Ihnen schon bei mehr als einer Gelegenheit bemerkt, die materielle Natur bietet bisweilen sonderbare Symbole. Ludwig XVI. fuhr in diesem Augenblicke einen sehr steilen, gefährlichen Abhang herab, wo mein Kutscher absteigen mußte. Vor fünf Tagen fand ich eine Art von riesigem Damenspiel auf dem Schlachtfeld von Montmirail. Heute fahre ich über den kleinen dreieckigen Platz von Varennes, der die Form eines Guillotinemessers hat.

Der Mensch, der Drouet half und Ludwig XVI. faßte, hieß Billaud. — Warum nicht Billot? *

Varennes liegt 15 Stunden von Reims. Es ist wahr, der Platz vom 21. Januar liegt nur zwei Schritte von den Tuilerien. Wie haben diese Zusammenstellungen den armen König foltern müssen! Zwischen Reims und Varennes, zwischen der Salbung und Entthronung liegen für meinen Kutscher nur fünfzehn Stunden; für meinen Geist ein Abgrund, die Revolution.

* Billot heißt Block.

Anmerkung d. Uebers.

Ich forderte ein Nachtlager in einem Wirthshause, das als Schild: Zum großen Monarchen, mit dem Bild Ludwig Philipps führt; wahrscheinlich hat man nacheinander in hundert Jahren Ludwig XV., Bonaparte und Carl X. dort gesehen. Vor achtundvierzig Jahren, an dem Tage, wo die Stadt dem königlichen Wagen den Weg versperrte, hing wahrscheinlich über der Thüre an dem alten, abgerundeten eisernen Arm, der noch heute in der Mauer befestigt ist, das Bild Ludwigs XVI.

Ludwig XVI. hat vielleicht im Großen Monarchen angehalten und sich als Wirthshausschild gemalt gesehen, er selbst ein gemalter König. Armer „Großer Monarch!"

Heute Morgen ging ich in der Stadt umher, die übrigens sehr reizend auf den beiden Seiten eines allerliebsten Flusses gelegen ist. Die alten Häuser der obern Stadt bilden ein sehr pittoreskes Amphitheater auf dem rechten Ufer. Die Kirche, die in der untern Stadt liegt, ist unbedeutend. Sie ist meinem Wirthshaus gegenüber. Ich sehe sie von dem Tische, an dem ich schreibe. Der Thurm trägt das Datum 1776. Er war zwei Jahre älter als die Königin.

Dies düstere Abenteuer hat hier eine Spur zurückgelassen, eine seltene Sache in Frankreich. Das Volk redet noch davon. Der Wirth sagte mir, daß ein Herr aus der Stadt eine Komödie daraus gemacht habe. — Das ruft mir ins Gedächtniß zurück, wie man in der Nacht der Flucht den kleinen Dauphin so gut als Mädchen verkleidet hatte, daß er die Königin fragte, ob es zu einer Komödie sei? Daraus hat der Herr aus der Stadt die Komödie gemacht.

Der Kirche muß ich ein Unrecht abbitten, ich habe sie wiedergesehen. Sie hat an der rechten Seite ein allerliebstes kleines mit Blättern geschmücktes Portal.

Wenn alle meine Architekturen Sie nicht langweilen, so

sage ich Ihnen, daß Chalons nicht ganz den Gedanken entsprochen hat, die ich mir darüber machte, die Cathedrale wenigstens nicht. Ebenso füge ich, um nicht wieder darauf zurückzukommen, hinzu, daß auch der Weg von Epernay nach Chalons nicht das ist, was ich davon erwartete. Man bekommt die Marne nur hie und da zu Gesicht; übrigens habe ich in den Dörfern zwei oder drei römische Kirchen mit ziemlich spitzem Thurm, wie der von Fécamp, bemerkt. Das ganze Land besteht aus Ebenen; aber immer Ebenen — das ist zu schön. Uebrigens gibt es in dem Lande viele Hämmel und viele Champenois.

Das Schiff der Kirche ist edel und von schönem Schnitt; es sind noch einige Fenster, unter andern eine Rosette vorhanden; ich sah in der Kirche eine reizende Kapelle aus der Renaissance mit dem F und dem Salamander. Außer der Kirche gibt es einen sehr strengen und reinen römischen Thurm, und ein köstliches Portal aus dem vierzehnten Jahrhundert. Aber alles dies ist scheußlich verderbt, die Kirche schmutzig, die Bildwerke Franz I. mit gelbem Mörtel übertüncht, alle die Kanten der Gewölbe mit Malerei beschmiert, die Façade ist eine schlechte Copie unserer Façade von Saint-Gervais, die Thürme — man hatte mir durchbrochene Thürme versprochen, und ich finde zwei Arten spitzer Mützen, durchbrochen allerdings, und genau genommen, von sehr originellem Aeußeren, aber von einem schwerbearbeiteten Steine und mit Voluten und Spitzbögen untereinander! Ich ging sehr unzufrieden fort.

Zur Entschädigung habe ich, fand ich auch nicht das was ich erwartete, das was ich nicht erwartete gefunden, das heißt eine sehr schöne Notre-Dame zu Chalons. Woran denken die Antiquare? Sie sprechen von S. Etienne, der Cathedrale, und kein Wort von Notre-Dame! Die Notre-Dame zu Chalons ist eine römische Kirche mit starken Gewölben und kräftigen Halb-

bögen, sehr hoch und sehr vollständig, mit einer prächtigen, hölzernen, mit Blei bekleideten Spitze, die aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt. Diese Spitze, auf der Bleiplatten Rauten und Schuppen, wie auf einer Schlange sind, bilden, ist in der Mitte durch ein hübsches Gittergemach erhellt, von kleinen bleiernen Giebeln umgeben, in das ich stieg. Die Stadt, die Marne und die Hügel nehmen sich schön von dort aus.

Der Reisende kann auch schöne Fenster in Notre-Dame und ein reiches Portal aus dem dreizehnten Jahrhundert bewundern. Aber im Jahre 1793 haben die Bewohner die Fenster ausgeschlagen und die Statuen des Portals herausgerissen. Sie haben die prächtigen Gewölbe abgeschabt, wie man eine Rübe schabt. Ebenso sind sie mit dem Seitenportal der Cathedrale und mit allen Bildwerken in der Stadt umgegangen. Notre-Dame hat vier Spitzen, zwei hohe und zwei niedrige; drei davon haben sie zerstört. Es ist dies eine Wuth der Dummheit, die sich nirgends so sehr ausgedrückt findet, wie hier. Die französische Revolution war schrecklich, die champenoisische Revolution dumm.

In dem Gittergemach, in das ich stieg, fand ich folgende Inschrift in das Blei mit der Hand und Schrift des sechzehnten Jahrhunderts gegraben: „Den 28sten August 1580 wurde der Friede publicirt zu Chal...“

Diese halb ausgelöschte, im Dunkel verlorene Inschrift, die Niemand sucht und Niemand liest, war Alles, was heute von diesem großen politischen Akt übrig blieb, von diesem großen Ereignisse, dem Frieden, der zwischen Heinrich IV. und den Hugenotten durch Vermittlung des Herzogs von Anjou, früher Herzog von Alençon, geschlossen wurde. Der Herzog von Anjou, der des Königs Bruder war, hatte Aussichten auf die Niederlande und Ansprüche auf die Hand Elisabeths von England. Der innere Religionskrieg hinderte ihn in seinen

Plänen. Daher dieser Frieden, dieser famose Act, plublicir zu Chalons den 28. August 1580 und von der ganzen Welt vergessen den 22. Juli 1839.

Der Mann, der mir von Leiter zu Leiter in das Gittergemach klettern half, ist der Stadtwächter. Dieser Mensch bringt sein Leben in der Wachtstube zu, einem kleinen Käfig, der vier Fenster nach den vier Winden hat. Dieser Käfig und seine Leiter sind für ihn die ganze Welt. Er ist kein Mensch mehr, er ist das Auge der Stadt, immer offen, immer wach. Um sich zu versichern, daß er nicht schläft, zwingt man ihn, die Stunde zu rufen, so oft es schlägt, und eine Pause zwischen dem letzten und vorletzten Schlag zu machen. Diese fortwährende Schlaflosigkeit wäre unmöglich; seine Frau hilft ihm. Alle Tage steigt sie um Mitternacht hinauf und er legt sich ins Bett; dann steigt er um Mittag wieder hinauf und sie hinab. Das sind zwei Existenzen, die ihren Lauf eine an der Seite der andern vollbringen, ohne sich anders zu berühren, als Mittags eine Minute und Abends eine Minute. Ein kleiner, bizarr gestalteter Gnom, den sie ihr Kind nennen, ist aus dieser Berührung hervorgegangen.

Chalons hat drei andere Kirchen: Sankt Alpin, Sankt Johann und Sankt Lupus. Was das Rathhaus betrifft, so ist es nur wegen vier ungeheurer steinerner Hunde merkwürdig, die vor der Façade liegen. Ich wäre entzückt gewesen, champenoisische Löwen zu sehen.

Zwei Stunden von Chalons, auf dem Wege von Sainte-Menehould, an einem Platze, wo es nur Ebenen, Hütten und die staubigen Bäume der Heerstraße gibt, tritt plötzlich etwas Prächtiges hervor. Es ist die Abtei Notre-Dame de l'Epine. Dort ist ein ächter Thurm aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wie eine Spitze gearbeitet und wunderbar, obgleich ein Telegraph daran lehnt, den sie, es ist wahr, sehr verächtlich als

große Dame ansieht. Es ist eine wunderbare Ueberraschung in diesen Feldern, die kaum einige ärmliche Mohnköpfe hervorbringen, diese Blume der gothischen Architektur sich entfalten zu sehen. Ich habe zwei Stunden in der Kirche zugebracht; ich bin überall umhergekrochen während eines fürchterlichen Sturmes, der die Glocken deutlich schwanken machte. Ich hielt meinen Hut in beiden Händen und staunte, meine Augen voll von den Sandwirbeln. Von Zeit zu Zeit löste sich ein Stein von dem Thurm und fiel auf den Kirchhof neben mir. Tausend Einzelheiten wären da zu zeichnen gewesen. Die Rinnenmündungen waren besonders künstlich zusammengesetzt und merkwürdig. Sie bilden in der Regel zwei Ungeheuer, von denen eins das andere auf den Schultern trägt. Die der Apside scheinen mir die sieben Hauptsünden vorzustellen. Die Wollust, eine viel zu hoch aufgeschürzte hübsche Bäuerin, muß den armen Mönchen viel zu denken gegeben haben.

Es sind höchstens drei oder vier Hütten dabei und man würde sich diese Cathedrale ohne Stadt, ohne Dorf, ohne Weiler, schwer erklären können, wenn man nicht in einer kleinen, mit einer Klinke verschlossenen Kapelle einen kleinen, sehr tiefen Brunnen fände, der ein wunderthätiger Brunnen, übrigens sehr demüthig, sehr einfach, durchaus einem Dorfbrunnen gleich ist, wie es sich für einen wunderthätigen Brunnen ziemt. Das wunderbare Gebäude ist darüber gebaut. Der Brunnen hat die Kirche hervorgebracht, wie eine Zwiebel eine Tulpe hervorbringt.

Ich setzte meinen Weg fort. Eine Stunde davon kamen wir durch ein Dorf, dessen Kirchweih war, und das diesen Festtag mit der fürchterlichsten Musik feierte. Wie wir aus dem Dorfe fuhren, bemerkte ich auf einem Hügel ein ärmliches weißes Gebäude, auf dessen Dach eine Art großes schwarzes Insekt gesticulirte. Es war ein Telegraph, der freundlich mit Notre-Dame de l'Epine schwatzte.

Der Abend näherte sich, die Sonne sank, der Himmel war prächtig. Ich sah die Hügel am Ende der Ebene, die eine unabsehbare violette Haide wie ein Bischofsmäntelchen halb bedeckte. Plötzlich sah ich einen Hirten seine Hürde aufrichten, als wollte er sich darunter verstecken. Dann fuhr der Wagen durch eine Heerde Gänse, die lustig schnatterten. — Wir werden Regen haben, sagte der Kutscher. In der That, ich wandte den Kopf, und die Hälfte des hintern Himmels war von einer großen schwarzen Wolke bedeckt, der Wind war heftig, der blühende Schierling bog sich bis auf die Erde, die Bäume schienen voll Furcht mit einander zu reden, kleine trockene Blätter liefen schneller auf dem Wege, als der Wagen, über uns flogen dichte Wolken. Einen Augenblick nachher brach eines der schönsten Wetter los, das ich je gesehen habe. Der Regen floß stromweis herab, aber das Gewölk bedeckte nicht den ganzen Himmel. Große schwarze Strahlen, die von den Gewölken fielen, kreuzten sich mit den goldenen Strahlen, die von der Sonne kamen. Man sah kein lebendiges Wesen mehr in der Gegend, weder einen Menschen auf dem Wege, noch einen Vogel am Himmel; es donnerte fürchterlich, und breite Blitze fielen von Zeit zu Zeit auf das Feld. Diese Qual dauerte eine Viertelstunde, dann führte ein Windstoß die Trombe fort, die Wolke fiel als dichter Nebel auf die östlichen Hügel, und der Himmel wurde wieder klar und ruhig. Nur war in der Zwischenzeit die Dämmerung hereingebrochen. Die Sonne schien sich im Westen in drei oder vier roth glühende Eisenstangen aufgelöst zu haben, welche die Nacht langsam am Horizont auslöschte.

Die Sterne funkelten, als ich in Sainte-Menehould ankam.

Sainte-Menehould ist eine sehr pittoreske kleine Stadt, anmuthig auf dem Abhang eines sehr grünen Hügels ausgebreitet

und von großen Bäumen überragt. Ich sah in Sainte-Menehould etwas Vortreffliches, die Küche im Hôtel de Metz.

Das ist eine ächte Küche. Ein ungeheurer Saal. Eine der Wände mit Kupfer, die andere mit Steingut besetzt. In der Mitte, den Fenstern gegenüber, der Kamin, eine ungeheure Höhle, die ein reichliches Feuer ausfüllt. An der Decke ein schwarzes Netz von prächtig durchräucherten Balken, an denen alle Sorten von lustigen Sachen hängen, Körbe, Lampen, ein Speiseschrank und in der Mitte ein durchsichtiger Korb, darin sich ungeheure Seiten Speck ausbreiten. Unter dem Kamine glänzt und funkelt außer dem Bratenwender, dem Kesselhaken und Kessel ein blendendes Bund von einem Dutzend Gabeln und Zangen von jeder Form und jeder Größe, der flackernde Herd wirft seine Lichter in alle Winkel, schneidet große Schatten an der Decke ab, wirft eine helle, rosige Färbung auf das bläuliche Steingut und läßt das phantastische Gebäude der Kasserolen wie eine Mauer von glühenden Kohlen glänzen. Wäre ich Homer oder Rabelais, so sagte ich: diese Küche ist eine Welt, deren Sonne dieser Kamin ist.

Es ist in der That eine Welt. Eine Welt, worin sich eine ganze Republik von Männern, Weibern und Thieren bewegt. Buben, Mägde und Küchenjungen, Rolltische, Pfannen auf den Herdlöchern, Suppentöpfe, die murmeln, Braten, die zischen, Pfeifen, Karten, Kinder, die spielen, und Katzen und Hunde und der Herr, der Acht gibt. Mens agitat molem.

In einer Ecke zeigt eine große Uhr mit Kette und Gewicht allen diesen beschäftigten Leuten ernst die Stunde an.

Unter den unzähligen Dingen, die an der Decke hängen, habe ich eins besonders am Abend meiner Ankunft bewundert. Es ist dies ein kleiner Käfig, worin ein kleiner Vogel schlief. Dieser Vogel schien mir das wunderbarste Emblem des Zutrauens. Diese Höhle, diese Schmiede der Indigestionen, diese

schreckliche Küche ist Tag und Nacht voll Lärm. Der Vogel schläft. Vergebens tobt man um ihn her, die Männer fluchen, die Weiber zanken, die Kinder schreien, die Hunde bellen, die Katzen miauen, die Uhr schlägt, das Messer hackt, die Pfanne zischt, der Bratenwender knarrt, der Brunnen weint, die Flaschen schluchzen, die Fenster zittern, die Eilwagen fahren durch das Gewölbe wie der Donner; der kleine Haufen Federn zuckt nicht. — Gott ist anbetungswerth. Er gibt den kleinen Vögeln den Glauben.

Und bei dieser Gelegenheit erkläre ich, daß man in der Regel viel zu Schlechtes von den Wirthshäusern sagt, und daß ich vor allen bisweilen zu hart davon geredet habe. Ein Wirthshaus ist, genau genommen, eine gute Sache, die zu finden man sehr glücklich ist. Und dann habe ich fast in allen Wirthshäusern eine bewundernswürdige Frau bemerkt. Das ist die Wirthin. Den Wirth gebe ich den übelgelaunten Reisenden preis, aber die Wirthin müssen sie mir lassen. Der Wirth ist ein sehr widerwärtiges Wesen. Die Wirthin ist liebenswürdig. Arme Frau! bisweilen alt, bisweilen krank, oft schwanger, geht sie, kömmt, beginnt Alles, endigt Alles, macht Alles fertig, treibt die Mägde, schneuzt die Kinder, jagt die Hunde fort, becomplimentirt die Reisenden, treibt den Herrn, lächelt dem Einen zu, schilt den Andern, gibt auf eine Schüssel Acht, bringt einen Nachtsack herbei, nimmt Den in Empfang, entläßt Den und strahlt nach allen Richtungen wie die Seele. Sie ist in der That die Seele des großen Körpers, den man Wirthshaus nennt. Der Wirth kann nur mit Frachtfuhrleuten in einem Winkel trinken.

Im Ganzen verliert, Dank der Wirthin, die Gastfreundschaft der Wirthshäuser etwas von dem Häßlichen der bezahlten Gastfreundschaft. Die Wirthin hat die zarten Aufmerksamkeiten des Weibes, die die Käuflichkeit der Aufnahme verhüllen. Das ist etwas banal, paßt aber.

Die Wirthin der Stadt Metz in Sainte-Menehould ist ein junges Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren, das überall ist und wunderbar diese große Maschine lenkt, indem sie noch von Zeit zu Zeit Clavier spielt. Der Wirth, ihr Vater — ist das eine Ausnahme? — ist ein sehr braver Mann. Kurz, es ist ein vortreffliches Wirthshaus.

Gestern habe ich also, wie ich Ihnen im Anfang meines Briefes schrieb, Sainte-Menehould verlassen. Der Weg von Sainte-Menehould bis Clermont ist entzückend. Ein fortwährender Obstgarten. An beiden Seiten des Weges ein Chaos von Fruchtbäumen, deren schönes Grün in der Sonne spielt, und die ihren Schatten vielgestaltig auf den Weg breiten. Die Dörfer haben etwas Schweizerisches und Deutsches. Häuser von weißem Stein halb mit Brettern bedeckt, mit großen Dächern von Hohlziegeln, die zwei oder drei Fuß über die Mauer hinausragen. Fast Sennhütten. Man fühlt die Nähe der Berge. Die Ardennen sind in der That da.

Ehe man nach dem großen Flecken Clermont kommt, geht man durch ein treffliches Thal, wo sich die Grenzen der Marne und Maas berühren. Der Fall dieses Thals ist magisch. Der Weg senkt sich zwischen zwei Hügel, und man sieht anfangs nur einen Abgrund von Laub unter sich. Dann dreht er sich und das ganze Thal tritt hervor. Ein weiter Halbkreis von Hügeln, in der Mitte ein schönes Dorf, fast italienisch, so platt sind die Dächer, rechts und links mehrere andere Dörfer auf waldigen Abhängen, Kirchthürme in dem Nebel, die andere Weiler, in den Falten des Thals, wie in einem Kleid von grünem Sammt versteckt anzeigen, ungeheure Weiden, auf denen große Heerden Vieh grasen; und durch Alles dies ein hübscher, lebendiger Fluß, der fröhlich vorbeifließt. Ich habe eine Stunde gebraucht, um durch dies Thal zu gehen. Unterdessen machte ein Telegraph, der am Ende desselben steht, folgende drei Zeichen:

Während die Maschine dies machte, flüsterten die Bäume, rieselte das Wasser, brüllten und blöckten die Heerden, die Sonne funkelte am hellen Himmel, und ich verglich den Menschen mit Gott.

Clermont ist ein schönes Dorf, das, seine Kirche auf dem Haupt, unter einem Meer von Laub liegt, wie Tréport unter einem Meer von Wogen.

Mitten in Clermont wendet man sich links und kommt durch eine hübsche Landschaft von Ebenen, Hügeln und fließendem Wasser in zwei Stunden nach Varennes. Ludwig XVI. ging diesem hübschen Wege nach.

Beim Durchlesen dieses Briefes finde ich, daß ich zwei- oder dreimal das Wort champenois so gebraucht habe, wie es mir unwillkürlich vor Augen schwebte, mit einer ironischen Färbung, aus ich weiß nicht welchem sprüchwörtlichen Gebrauch. Mißverstehen Sie mich darum nicht, mein Theuerster, über den wahren Sinn, den ich ihm beilege. Das Sprüchwort spricht, vielleicht vertraulicher als es sich ziemt, von der Champagne, wie Frau von La Sablière von La Fontaine sprach, der ein Mann von derbem Genie war, wie es einem Mann von Genie ziemt, der Champenois ist. Dies hindert nicht, daß La Fontaine zwischen Molière und Régnier ein bewunderungswürdiger Poet, und die Champagne zwischen dem Rhein und der Seine ein edles und berühmtes Land ist. Virgil könnte von der Champagne wie von Italien sagen:

Alma parens frugum,
Alma virum.

Die Champagne hat Amyot hervorgebracht, den andern Guten, der seine Melodie über Plutarch verbreitet hat, wie La Fontaine die seine über Aesop; Thibaut IV., den fast könig-

lichen Dichter, dessen höchster Wunsch es gewesen wäre, Vater des heiligen Ludwig zu sein; Robert von Sorbon, den Gründer der Sorbonne; Charlier von Gerson, Kanzler der Universität Paris; den Commandeur von Villegagnon, der schon im sechzehnten Jahrhundert Algier beinahe an Frankreich gebracht hätte; Amadis Jamyn, Colbert, Diderot; zwei Maler, Lantara und Valentin; zwei Bildhauer, Girardon und Bouchardon; zwei Geschichtschreiber, Flodoard und Mabillon; zwei geistreiche Cardinäle, Heinrich von Lothringen und Paul von Gondi; zwei tugendhafte Päpste, Martin IV. und Urban IV.; einen ruhmvollen König, Philipp August.

Die Leute, die was auf Sprüchwörter geben und Sézanne mit sexdecim asini übersetzen, wie Andere vor dreißig Jahren Fontanes mit faciunt asinos; diese Leute triumphiren, daß die Champagne Richelet, den Verfasser des Reimlexicons, und Poinsinet, den mystificirtesten Menschen des Jahrhunderts, in dem Voltaire die Welt mystificirte, hervorgebracht hat. Nun, Sie, der Sie die Harmonien lieben, der Sie wollen, daß Charakter, Werk und Geist eines Menschen gleichsam ein natürliches Produkt seines Landes sei, und es wunderbar finden, daß Bonaparte Corse, Mazarin Italiener und Heinrich IV. Gascogner war, hören Sie: Mirabeau ist fast Champenois, Danton durchaus. Daraus helfen Sie sich selbst.

Guter Gott, warum sollte Danton denn nicht Champenois sein? Ist Vaugelas doch Savoyarde!

Ebenso ist der große Fabert fast Champenois, der Marschall von Frankreich und Sohn eines Buchhändlers, der nie zu hoch empor, noch zu tief herabsteigen wollte; ein reiner und ernster Geist, der sich immer entfernt von den Grenzen seines eigenen Looses hielt, und der, nach einander von dem Schicksal versucht, erst in seinem Adel, dann in seiner Bescheidenheit,

immer derselbe vor den Gemeinheiten, wie vor den Eitelkeiten, die man ihm vorschlug, die Gemeinheiten nicht aus Stolz und die Eitelkeiten nicht aus Demuth zurückweisend, sondern die einen wie die andern aus Keuschheit verschmähend, Mazarin verweigerte, Spion, und Ludwig XIV., Ritter des h. Geistordens sein zu wollen. — Er sagte zu Ludwig XIV.: Ich bin ein Soldat und kein Edelmann, und zu Mazarin: Ich bin ein Arm und kein Auge.

Die Champagne war eine mächtige und starke Provinz. Der Graf von Champagne war Lehnsherr des Vicomte von Brie, und dies Brie selbst war genau genommen eine kleine Champagne, wie Belgien ein kleines Frankreich ist. Der Graf von Champagne war Pair von Frankreich und trug bei der Salbung das liliengeschmückte Banner. Er ließ auf königliche Weise selbst seine Stände von sieben Grafen, als Pairs der Champagne, halten, nämlich die Grafen von Joigny, Réthel, Braine, Roucy, Brienne, Grand-Pré und Bar-sur-Seine.

Es ist keine Stadt oder Dorf in der Champagne, die nicht ihr Eigenthümliches hätte. Die großen Gemeinden sind in unsere Geschichte verwebt, die kleinen erzählen alle ein Abenteuer. Reims, das die Cathedrale der Cathedralen hat, Reims hat Chlodwig nach Tolbiacum getauft. Troyes ist durch Sankt Lupus vor Attila gerettet worden, und hat 878 gesehen, was Paris erst 1804 sah, einen Papst, der in Frankreich einen Kaiser salbte, Johann VIII., der Ludwig den Stammler krönte; in Attigny hielt der Majordomus Pipin seinen vollen Hof, von wo aus er Waifar, Herzog von Aquitanien, zittern machte; in Andelot hatte die Zusammenkunft zwischen Guntram, König von Burgund, und Childebert, König von Austrasien, in Gegenwart der Leudes statt; Hinkmar floh nach Epernay; Abälard war in Provins; Heloise in Paraclet; in Fismes wurde ein Concil gehalten; Langres sah im Verfall der Kaiser-

herrschaft die beiden Gordiane triumphiren, und im Mittelalter seine Bürger um sich sieben furchtbare Schlösser zerstören, nämlich Changey, Saint-Broing, Neuilly-Coton, Cohons, Bourg, Humes und Pailly; Joinville schloß die Ligue 1584; Chalons vertheidigte Heinrich IV. 1591; Saint-Dizier tödtete den Prinzen von Oranien; Doulevant verbarg den Grafen von Moret; Bourmont ist die alte Festung der Lingonen; Sézanne der alte Waffenplatz der Herzoge von Burgund; Ligny-l'Abbaye wurde von dem heiligen Bernhard in den Domänen des Herrn von Chatillon gegründet, dem er durch eine authentische Akte ebenso viel Morgen Land im Himmel versprach, als er ihm auf der Erde geben würde; Mouzon ist das Lehn des Abts von Sankt Hubert, der alle Jahre dem König von Frankreich „sechs Windhunde zur Jagd und sechs Raubvögel zur Beize" schickte; Chaumont ist das naive Land, in dem man hofft, Teufel wie Sankt Johannes zu sein, um seine Schulden zu bezahlen; Chateau-Porcien ist die Stadt, die der Connetable von Chatillon dem Herzog von Orleans schenkte; Bar-sur-Aube ist die Stadt, die der König weder verkaufen, noch veräußern konnte; Clairvaux hatte sein Faß wie Heidelberg; Villenauxe hatte die Statue der Königin; Arconville hat noch den Steinhaufen der Hugenotten, den jeder Bauer im Vorübergehen durch einen Stein vergrößert; die Signale von Mont-Aigu antworteten in einer Entfernung von zwanzig Stunden denen von Mont-Aimé; Vassy ist zweimal verbrannt worden, von den Römern 211 und 1544 von den Kaiserlichen, wie Langres von den Hunnen 351 und von den Vandalen 407, und wie Vitry von Ludwig VII. im zwölften Jahrhundert, und von Karl V. im sechzehnten; Sainte-Menehould ist diese edle Hauptstadt der Argonne, die, durch einen Verräther an Karl II., Herzog von Lothringen, verkauft, sich nicht ergab; Carignan ist das alte Ivoi; Attila hat einen

Altar zu Pont le Roi errichtet, Voltaire ein Grab zu Romilly gehabt.

Sie sehen, die Lokalgeschichte aller dieser Städte der Champagne ist die Geschichte Frankreichs, freilich in kleinen Stücken, aber dennoch groß.

Die Champagne bewahrt den Eindruck unserer alten Könige. In Reims krönte man sie. In Attigny erhob Karl der Einfältige das Land von Bourbon zur Sirerie. Der heil. Ludwig und Ludwig XIV., der heilige König und der große König des Hauses, haben beide ihre ersten Feldzüge in der Champagne gemacht: der erste 1228 zu Troyes, dessen Belagerung er aufheben ließ; der andere 1652 zu Sainte-Menehould, in das er durch die Bresche eindrang. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß der Eine wie der Andere 14 Jahre alt war.

Die Champagne trägt die Spur Napoleons. Mit Namen der Champagne schrieb er die letzten Seiten seines wunderbaren Gedichtes: Arcis-sur-Aube, Chalons, Reims, Champaubert, Sézanne, Vertus, Méry, La Fère, Montmirail. So viel Kämpfe, so viel Triumphe. Fismes, Vitry und Doulevant haben jedes die Ehre gehabt, einmal sein Hauptquartier zu sein, Piney-Luxemburg war es zweimal, Troyes dreimal. Nogent-sur-Seine sah in fünf Tagen fünf Siege des Kaisers, der mit seiner Handvoll Helden an der Marne manövrirte. Saint-Dizier hatte schon zwei in zwei Tagen gesehen. In Brienne, wo er von einem Benediktiner erzogen war, wäre er beinahe von einem Kosaken getödtet worden.

Die alten Annalen dieses belgischen Galliens, das die Champagne geworden ist, sind nicht weniger poetisch, als die neuern. Alle seine Gefilde sind voll von Erinnerungen; Merováus und die Franken, Aetius und die Römer, Theodorich und die Westgothen; der Mons Julius, das Grab des Jovinus; das Grab Attila's bei la Cheppe; die Militärstraßen von

Chalons, Gruyères und Warcq; Voromarus, Caracalla; Eponinus und Sabinus; der Bogen der beiden Gordiane zu Langres; das Thor des Mars zu Reims; dies ganze mit Schatten bedeckte Alterthum lebt und webt noch und ruft tief aus der Finsterniß jedem Wanderer zu: Sta viator! Das celtische Alterthum selbst stammelt sein unverständliches Gemurmel in die düsterste Nacht dieser Geschichte. Osiris wurde zu Troyes angebetet; der Götze Borvo Tomona hat seinen Namen Bourbonne-les-Bains gelassen; und in Vassy, unter den schrecklichen Zweigen des Waldes von Der, wo die Haute-Borne noch aufrecht wie der Schatten eines Druiden steht, in den geheimnißvollen Ruinen von Noviomagus Vadicassium hat die Champagne ihre Palenqué.

Seit den Römern bis auf unsere Zeiten nach einander von den Alanen, Sueven, Vandalen, Burgundern und Allemannen überzogen, ließen sich die im Flachlande erbauten Städte der Champagne eher verbrennen, als daß sie sich dem Feinde ergeben hätten. Die Städte, die auf einem Felsen erbaut sind, haben als Devise: Donec moveantur. Das Blut der ganzen alten Gallia comata, das Blut der Katten, der Lingonen, der Tricasser, der Catalaunen, durch welche die Vandalen besiegt, der Norvier, durch die Siagrius geschlagen wurde, ist es, das noch heute in den Heldenadern des Bauers der Champagne fließt. Ein Champenois war der Soldat Bertèche, der zu Jemmappes sieben österreichische Dragoner mit seiner Hand tödtete; 451 haben die Ebenen der Champagne die Hunnen verschlungen; wäre es Gottes Wille gewesen, so hätten sie 1814 die Russen verschlungen.

Laßt uns also nur mit Ehrfurcht von dieser herrlichen Provinz sprechen, die seit der Invasion die Hälfte ihrer Kinder Frankreich geopfert hat. Die Bevölkerung des einzigen Departements der Marne war 1813 311,000 Seelen stark; 1830

zählte sie nur 309,000. Fünfzehn Friedensjahre genügten nicht, sie wieder aufzurichten.

Um also auf die Erklärung zurückzukommen, die ich Ihnen geben mußte, das Wort bête ändert seinen Sinn, wenn man es auf die Champagne anwendet. Es bedeutet dann nur etwas Naives, Einfaches, Rohes, Ursprüngliches, im Nothfall Furchtbares; das bête kann sehr gut ein Adler oder Löwe sein. Das war 1814 die Champagne.

Vierter Brief.

Von Villers-Cotterets bis an die Grenze.

Givet, 29. Juli.

Diesmal bin ich vorwärts gekommen. Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, von Givet, einer alten kleinen Stadt, die die Ehre hat, Ludwig XVIII. zu seinem letzten Befehl und Calembourg (Saint-Denis, Givet) Anlaß gegeben zu haben, und wo ich vier Uhr Morgens angekommen bin, durch die Stöße eines schrecklichen Wagens, den sie hier Eilwagen nennen, gerädert. Ich habe zwei Stunden ganz angekleidet auf einem Bett geschlafen, der Tag kommt, und ich schreibe Ihnen. Ich habe mein Fenster geöffnet, um die Aussicht zu genießen, die man von meinem Zimmer hat, und die in einer weißgekalkten Dachspitze, einer alten hölzernen Rinne voll Moos und einem gegen die Mauer gelehnten Wagenrad besteht. Mein Zimmer ist ein großer Saal mit vier Betten und einem ungeheuren Kamin voll Schnitzwerk, von Außen mit einem ganz kleinen Spiegel versehen und im Innern mit einem ganz kleinen Scheit Holz.

Auf dem Scheit liegt zierlich neben einem Besen ein ungeheurer, vorsündflutlicher Stiefelknecht, von einem wüthenden Schreiner mit dem Beil zugehauen. Die phantastische Kerbe, die in diesen Stiefelknecht hineinprakticirt ist, ahmt alle Krümmungen der Maas nach, und es ist fast unmöglich, seinen Fuß herauszuziehen, sollte man so unvorsichtig gewesen sein, ihn hineinzustecken. Man läuft Gefahr, wie es mir passirte, im ganzen Wirthshaus, den Stiefelknecht am Fuße, umherzulaufen und laut um Hülfe zu rufen. Um gerecht zu sein, muß ich an der Aussicht etwas ändern. So eben habe ich Hühner gackern hören. Ich neigte mich in den Hof und sah unter meinem Fenster eine allerliebste kleine Gartenmalve ganz in Blüte, die wie eine Rose aussah, und auf einer Planke lag, die von zwei alten Töpfen getragen wurde.

Seit meinem letzten Brief hat mich ein Unfall, den Ihnen zu erzählen nicht der Mühe werth sein würde, rasch von Varennes nach Villers-Cotterets zurückgebracht, und vorgestern habe ich, nachdem ich meinen Wagen aus La Ferté-sous-Jouarre entlassen, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, die Post nach Soissons genommen; sie war ganz leer, was mir, unter uns, nicht sehr mißfiel. Ich konnte meine Karten von Cassini ganz bequem auf dem Rücksitz ausbreiten.

Als ich mich Soissons näherte, wurde es Abend. Die Nacht öffnete schon ihre Hand voller Dunst in diesem reizenden Thale, in das der Weg sich nach dem Weiler de la Folie senkte, und breitete langsam ihren ungeheuren Schleier über den Thurm der Cathedrale und den Doppelthurm von Saint-Jean-des Vignes. Indeß erkannte man noch durch die Dünste, die schwer im Felde krochen, den Haufen Mauern, Dächer und Gebäude, der Soissons bildet, halb eingepfercht in den Stahl-Halbkreis der Aisne, wie eine Garbe in der Sichel, die sie abschneiden will. Ich hielt einen Augenblick auf der Höhe, um das schöne Schauspiel zu

genießen. — Eine Grille zirpte auf einem nahen Feld, die Bäume am Wege flüsterten ganz leise und zitterten im letzten Abendwind, ehe sie sich ganz zur Ruhe begaben; ich sah aufmerksam mit den Augen meines Geistes einen großen, tiefen Frieden aus dieser düstern Ebene aufsteigen, die Cäsar siegen, Chlodwig herrschen und Napoleon wanken sah. Weil die Menschen, selbst Cäsar, selbst Chlodwig, selbst Napoleon nur Schatten sind, die vorübergehen, weil der Krieg nur ein Schatten wie sie ist, der mit ihnen vorüberzieht, während Gott und die Natur, die von Gott kommt, und der Friede, der von der Natur kommt, ewig sind.

Da ich darauf rechnete, die Mallpost von Sédan zu nehmen, die erst um Mitternacht in Soissons ankommt, hatte ich noch Zeit und ließ den Eilwagen abfahren; das Stück, das mich von Soissons trennte, war nur ein reizender Spaziergang, den ich zu Fuß machte. In einiger Entfernung von der Stadt setzte ich mich neben einem allerliebsten kleinen Hause, das die Esse eines Hufschmieds, die auf der andern Seite des Weges brannte, sanft beleuchtete. Da habe ich fromm den Himmel betrachtet, der prächtig heiter war. Die drei einzigen Planeten, die zu der Zeit sichtbar sind, funkelten alle drei in Südwest, in einem sehr engen Raum und fast in demselben Winkel des Himmels. Jupiter — kennen Sie unsern schönen Jupiter, mein Freund? — der seit drei Monaten einen sehr zusammengesetzten Knoten macht, bildete mit zwei Sternen, zwischen denen er in diesem Augenblick gerade steht, eine ganz gerade Linie. Mehr nach Westen ahmte Mars, roth wie Feuer und Blut, das Sterngefunkel durch eine Art düstern Flammens nach, und etwas darunter glänzte, sanft wie ein weißer, friedlicher Stern, dieses Planetenungeheuer, diese schreckliche, geheimnißvolle Welt, die wir Saturn nennen. Auf der andern Seite ganz im Hintergrunde der Landschaft beschien ein Leuchtthurm mit sich drehendem

Feuer, blauroth und weiß mit seiner blendenden Rutilation die düstern Hügel, die Noyon von Soissons trennen. Gerade, als ich mich fragte, was dieser Leuchtthurm mitten auf dem Festland, in diesen ungeheuren Flächen solle, sah ich ihn den Rand der Hügel verlassen, die violetten Nebel des Horizontes durchdringen und zum Zenith emporsteigen. Dieser Leuchtthurm war der Aldebaran, die dreifarbige Sonne, der ungeheure Stern von Purpur, Silber und Türkis, der sich stolz in der verschwimmenden, düstern Weiße der Dämmerung erhob.

O mein Freund, was für ein Geheimniß liegt denn in diesen Sternen, die alle Dichter, so lange es Dichter gibt, alle Denker, so lange es Denker gibt, alle Träumer, so lange es Träumer gibt, wechselsweise betrachtet, studirt, angebetet haben, die Einen, wie Zoroaster, mit einer vertrauensvollen Bewunderung, die Andern, wie Pythagoras, mit einem unaussprechlichen Staunen! Seth hat die Sterne benannt, wie Adam die Thiere. Die Chaldäer und die Genethliaken, Esra und Zorobabel, Orpheus, Homer und Hesiod, Kadmus, Pherekydes, Xenophon, Hekateus, Herodot und Thucydides, all diese Augen der Erde, so lange geschlossen und erloschen, haben sich von Jahrhundert zu Jahrhundert ängstlich an diese Augen des Himmels geklammert, immer offen, immer glühend, immer lebendig. Dieselben Planeten, dieselben Sterne, die wir heute betrachten, sind von allen diesen Menschen betrachtet worden. Hiob spricht vom Orion und von den Hyaden; Plato hörte und verstand genau die vage Musik der Sphären; Plinius glaubte, daß die Sonne ein Gott sei und schrieb die Flecken im Monde dem Rauch der Erde zu. Die tartarischen Poeten nennen den Pol Senestikol, was eiserner Nagel bedeutet. Einige Träumer haben, von einem Schwindel ergriffen, sich über die Sternbilder lustig machen wollen. Der Löwe, sagt Rocoles, könnte ebenso gut Affe heißen. Pacuvius, übrigens seiner Meinung sehr wenig sicher, will sich's

in den Kopf setzen, nicht an die Astrologen zu glauben, weil diese sonst Jupiter gleich wären:

> **Nam si qui, quae ventura sunt, praevideant,**
> **Aequiparent Jovi.**

Favorinus wirft sich die fürchterliche Frage auf: ob die Ursachen von Allem nicht in den Sternen liegen? „Si vitae mortisque hominum rerumque humanarum omnium et ratio et causa in coelo et apud stellas foret?“ Er glaubt, daß der Einfluß der Gestirne bis zu den Fliegen und Würmern hinabgeht, muscis aut vermiculis, und, fügt er hinzu, bis zu den Igeln, aut echinis. Aulus Gellius setzte sich, da er von Aegina nach dem Piräus segelte und durch ein ruhiges Meer fuhr, auf das Verdeck und betrachtete die Sonne. „Nox fuit, et clemens mare, et anni aestas, coelumque liquide serenum; sedebamus ergo in puppi simul universi et lucentia sidera considerabamus.“ Horaz selbst, der praktische Philosoph, der Voltaire des Augustischen Jahrhunderts, freilich ein größerer Poet, als der Voltaire Ludwigs XV., Horaz bebte, wenn er die Sterne ansah, eine sonderbare Aengstlichkeit erfüllte sein Herz, und er schrieb die fast schrecklichen Verse:

> **Hunc solem et stellas et decedentia certis**
> **Tempora momentis sunt qui formidine nulla**
> **Imbuti spectant!**

Was mich betrifft, so fürchte ich die Sterne nicht, ich liebe sie. — Uebrigens habe ich nie ohne Herzklopfen daran gedacht, daß der Normalzustand des Himmels die Nacht ist. Das, was wir den Tag nennen, existirt nur für uns, weil wir in der Nähe eines Gestirns sind.

Man kann nie die Unendlichkeit anschauen; das Unendliche drückt zu Boden; die Ekstase ist eben so fromm wie das Gebet, aber das Gebet tröstet und die Ekstase ermattet. Von den Sternbildern fielen meine Augen auf die arme Mauer des

Bauers, an die ich mich lehnte. Da waren noch Gegenstände zum Nachforschen und Denken. In diese Mauer hatte der Bauer, der sie erbaute, einen Stein, einen ehrwürdigen Stein gemauert, auf dem der Wiederschein der Schmiede mich die fast ganz verwischten Züge einer alten Inschrift lesen ließ; ich unterschied nur noch zwei Buchstaben: I. C., das Uebrige war dahin. Was war jetzt diese Inschrift? römisch oder romanisch? Sie sprach von Rom ohne Zweifel, aber von welchem Rom? Von dem heidnischen oder christlichen Rom? von der Stadt der Macht oder der Stadt des Glaubens? Ich blieb lange Zeit dort, das Auge auf den Stein gerichtet, den Geist in endlose Hypothesen versenkt. Ich weiß nicht, ob die Betrachtung der Sterne mich zu dieser Träumerei gestimmt hatte, aber ich kam so weit, daß ich sie vor meinem Blick sich beleben und funkeln sah, diese beiden geheimnißvollen Buchstaben — I. C. — die, als sie zum ersten Mal der Welt erschienen, sie beherrschten, und zum zweiten Mal sie umbildeten: Julius Cäsar und Jesus Christus!

Ganz gewiß hat Dante in der Begeisterung einer ähnlichen Idee, wie die, welche mich in diesem Augenblick beherrschte, den großen Verräther und den großen Mörder, Judas und Brutus, neben einander in den tiefsten Höllengrund versetzt und von Satans eiterndem Rachen verschlingen lassen.

Drei Städte folgten aufeinander zu Soissons, das Noviodunum der Gallier, die Augusta Suessonium der Römer und das alte Soissons Chlodwigs, Karls des Einfältigen und des Herzogs von Mayenne. Von diesem Noviodunum, das die Schnelligkeit Cäsars in Furcht setzte, ist nichts mehr übrig. Suessones, celeritate Romanorum permoti, legatos ad Caesarem de deditione mittunt. Von Suessonium sind nur noch einige ungestalte Trümmer vorhanden, unter andern der alte Tempel, aus dem das Mittelalter die Kapelle des heiligen Petrus gemacht hat. Das alte Soissons ist reicher. Es hat Saint-Jean-des-

Vignes, sein altes Schloß und seine Cathedrale, worin Pipin 752 gekrönt wurde. Was von den Befestigungen des Herzogs von Mayenne noch vorhanden ist, und ob es die sind, von denen 1814 der Kaiser sagte, als er in der Mauer ich weiß nicht was für eine versteinerte Muschel, ob einen Greifstein oder eine Donnermuschel, sah, die Mauern von Soissons seien von demselben Stein erbaut, wie Saint-Jean-d'Acre, konnte ich nicht herausbringen. Jene Bemerkung ist sehr merkwürdig, wenn man bedenkt, wie sie gemacht wurde, von wem und wann.

Die Nacht war zu dunkel, als ich nach Soissons kam, als daß ich dort Noviodunum und Suessonium hätte suchen können. Ich begnügte mich zu Nacht zu essen, indem ich die Mallpost erwartete, und um das ungeheure Schattenbild von Saint-Jean-des-Vignes umherzustreifen, das keck wie eine Theaterdecoration in den Himmel ragte. Während ich ging, sah ich durch die Oeffnungen des finstern Gebäudes die Sterne erscheinen und verschwinden, als ob es voll von eilenden Menschen wäre, die hinauf und hinabstiegen und überall mit Lichtern umherliefen.

Als ich ins Wirthshaus zurückkam, schlug es Mitternacht. Die ganze Stadt war schwarz wie ein Ofen. Plötzlich erhob sich ein Donnerspektakel am Ende einer engen Straße, die bis dahin vollkommen ruhig und dem Anschein nach eines nächtlichen Lärms nicht fähig war. Es war die Mallpost, die ankam. Sie hielt wenige Schritte von meinem Wirthshaus. Es war gerade noch ein Platz leer. Die neuen Mallposten sind in der That sehr elegante und bequeme Wagen; man sitzt darin wie in einem Lehnstuhl, streckt die Beine nach Belieben aus, hat rechts und links Ohrenkissen, wenn man die Augen schließt, und vor sich ein großes Fenster, wenn man sie öffnet. Gerade, als ich mich sehr behaglich darin zurecht setzte, entstand ein so sonderbarer Lärm, mit Rufen, Rädergerassel und Pferdegetrappel

untermischt, in einer andern kleinen Straße, daß ich trotz des Couriers, der mir nicht fünf Minuten Zeit gab, eilig dorthin lief. Was sah ich, als ich in die enge Gasse trat! — Am Fuß einer hohen Mauer, die das kalte, gehässige Aussehen hatte, das den Gefängnissen eigen ist, stand eine niedrige, gewölbte, mit schweren Riegeln versehene Thüre offen. Wenige Schritte von dieser Thüre stand zwischen zwei berittenen Gendarmen eine Art Fuhrwerk, das man halb in der Dunkelheit erblickte. Zwischen dem Fuhrwerk und der Pforte schlug sich eine Gruppe von fünf bis sechs Männern herum, die eine entsetzlich schreiende Frau in den Wagen schleppten. Eine düstere Laterne, die ein Mann trug, der in ihrem Schatten verschwand, erhellte traurig die Scene. Die Frau, eine starke Bäuerin von etwa dreißig Jahren, widerstand aus Leibeskräften den fünf Männern, schrie, schlug, kratzte, biß, und von Zeit zu Zeit fiel ein Strahl aus der Laterne auf das zerzauste, traurige Gesicht, ein Bild der Verzweiflung selbst. Sie hatte eine eiserne Stange des Pförtchens gepackt und klammerte sich daran fest. Als ich näher kam, brauchten die Männer Gewalt, rissen sie von der Pforte und trugen sie mit einem Satz in den Wagen. Dieser Wagen, den die Laterne jetzt hell beschien, hatte keine andere Oeffnung, als kleine, vergitterte, runde Löcher an den Seiten und hinten eine Thüre, die durch große Riegel geschlossen wurde. Der Mann mit der Stocklaterne schob die Riegel zurück, die Thüre öffnete sich, und das Innere des Fuhrwerks wurde auf einmal sichtbar. Es war eine Art Kiste, ohne Licht und fast ohne Luft, die durch eine dichte Scheidewand, die sie quer durchschnitt, in zwei längliche Theile getheilt war. Die einzige Thüre war so befestigt, daß sie, einmal verriegelt, die Scheidewand von unten bis oben berührte und mit einem Mal beide Räume schloß. Kein Verkehr war zwischen den beiden Zellen möglich, die als Sitz nur ein Brett mit einem Loch hatten; die linke Abtheilung

war leer, die rechte dagegen besetzt. In einem Winkel, wie ein wildes Thier quer auf der Bank, aus Mangel an Raum für seine Kniee halb zusammengekauert, saß ein Mann — wenn man das noch einen Mann nennen kann — eine Art Gespenst mit viereckigem Gesicht, plattem Schädel, breiten Schläfen, grauen Haaren, kurzen, rauhen, untersetzten Gliedern, mit einer alten Hose von zerrissener Leinwand und einem Lumpen bekleidet, der ein Kittel gewesen war. Dem Armen waren die beiden Beine durch fürchterliche Stricke, die fast bis an die Schenkel reichten, fest zusammengebunden. Sein rechter Fuß steckte in einem Schuh; sein linker war blos und mit blutiger Leinwand umwickelt, die schrecklich verstümmelte und kranke Zehen durchscheinen ließ. Dies scheußliche Wesen verzehrte ruhig ein Stück schwarzes Brod. Er schien Allem, was um ihn vorging, keine Aufmerksamkeit zu schenken. Er unterbrach sich nicht einmal, um die Unglücksgefährtin zu sehen, die man ihm zuführte. Diese fuhr indeß, den Kopf rückwärts gewandt, und immer den Schergen, die sie in die leere Abtheilung zu schieben bemüht waren, Widerstand leistend, fort zu schreien: Ich will nicht! Nie! nie! Bringt mich lieber um! Sie hatte den Andern noch nicht gesehen. Plötzlich fielen in einer ihrer Convulsionen ihre Augen auf den Wagen und erblickten im Dunkel den gräßlichen Gefangenen. Da hörte plötzlich ihr Schreien auf, ihre Kniee wankten, sie wandte sich, an allen Gliedern zitternd, ab, und hatte kaum die Kraft mit erstorbener Stimme, aber mit einem Ausdruck der Herzensangst, den ich nie vergessen werde, zu sagen: — O! der Mensch!

In diesem Augenblicke sah sie dieser Mensch mit einem wilden und dummen Blick, als Tiger und Bauer, der er war, an. — Ich gestehe, hier konnte ich nicht länger widerstehen. Es war klar, es war eine Diebin, oder vielleicht etwas noch Schlimmeres, welche die Gendarmerie in einem dieser scheußlichen

Wagen, von den Gamins in Paris metaphorisch Salatkörbe genannt, von einem Ort zum andern bringen wollte; aber es war am Ende doch ein Weib und ich trat zwischen die Schergen. Sie wandten sich nicht einmal zu mir, nur ein würdiger Gendarme, der gewiß seine Instruktionen von Don Quixote hatte, benutzte die Gelegenheit, um mich nach meinem Paß zu fragen. Ich hatte diesen Wisch so eben dem Courier der Mallpost gegeben. Während ich mich mit dem Gendarmen herumzankte, machten die Schergen eine letzte Anstrengung, warfen das halbtodte Weib in den Wagen, schlossen die Thüre, schoben die Riegel vor, und in dem Augenblicke, als ich mich zu ihnen wandte, gab es in der Straße nichts mehr als das Dröhnen der Wagenräder und den Galopp der Escorte, die sich zusammen mit großem Lärm in die Finsterniß verloren.

Einen Augenblick nachher galoppirte ich selbst auf dem Wege nach Reims, in einem herrlichen Wagen, von vier herrlichen Pferden gezogen. Ich dachte an das unglückliche Weib und verglich mit Herzklopfen ihre Reise mit der meinen.

Unter diesen Gedanken schlief ich ein.

Als ich erwachte, begann die Dämmerung die Bäume, Wiesen, Hügel und Büsche des Weges, alle die friedlichen Dinge, deren Schlummer unsere Eilwagen und Mallposten so brutal durchschneiden, wieder zu beleben. Wir waren in einem reizenden Thal, wahrscheinlich Braine-sur-Vesle. Ein leiser, duftiger Wind strich über die noch schwarzen Hügel. Im Osten, an der nördlichen Grenze des Dämmerlichtes, ganz nahe am Horizont, glänzte in hellem, blauem, düsterem, glänzendem Mittelpunkte die wunderbare Mischung von Perle, Saphir und Dunkel, genannt Venus, und ihr prächtiges Gefunkel warf auf die dunkel sichtbaren Felder und Gehölze eine unnennbare Heiterkeit, Anmuth und Melancholie: es war wie ein himmlisches Auge, das liebevoll über die entschlafene Landschaft wacht.

Die Mallpost fuhr im Galopp durch Reims, ohne Respekt für die Cathedrale. Kaum bemerkte ich im Vorüberfahren, durch die Giebel einer engen Gasse, zwei oder drei Spitzen auf der Haube des Chors, den Schild Karls VII. und den schönen Thurm des Suppliciés vorn auf der Apside.

Von Reims nach Réthel nichts. — Die Champagne-Pouilleuse, welcher der Juli die goldenen Haare abgeschnitten hatte; große, nackte Ebenen, unendliche, sanfte Wellen des Terrains, auf deren Spitze, wie Pflanzenschaum, ärmliches Gebüsch zitterte; von Zeit zu Zeit im Hintergrund der Landschaft eine Mühle, die sich langsam und wie von der Mittagssonne gelähmt dreht, oder am Rand des Weges ein Töpfer, der vor seiner Hütte auf Brettern einige Dutzend roher Blumentöpfe trocknen läßt.

Réthel breitet sich anmuthig von der Spitze einer Höhe bis an die Aisne aus, deren Arme die Stadt an zwei oder drei Stellen durchschneiden. Sonst hat es nichts, was es als die alte fürstliche Residenz eines der sieben standesherrlichen Grafen der Champagne stempelte. Die Straßen sind eher die eines großen Fleckens, als die einer Stadt.

Von Réthel nach Mezières stieg der Weg die weiten Stufen hinan, durch welche die Hochebene von Argonne sich an die höhere Schicht von Rocroy knüpft. Große Schieferdächer, gekalkte Wände, hölzerne Vorsprünge, welche die Häuser an der Nordseite vor Regen schützen, geben den Dörfern ein eigenthümliches Ansehen. Von Zeit zu Zeit erhoben sich die ersten Höhen der Fauciller Berge, die im Südwesten erscheinen, über den Horizont. Uebrigens wenig oder gar keine Wälder. Kaum sieht man hie und dort in der Ferne einen belaubten Hügel. Der Holzmangel, dieser Bastard der Civilisation, hat traurig das alte Lager des Ardenneneber verwüstet.

Bei meiner Ankunft in Mezières suchte ich mit den Augen

einige alte halb verfallene Thürme des sächsischen Schlosses der Hellebarde; ich fand nur die kalten, harten Zickzacks einer Festung nach Vauban. Dagegen bemerkte ich in den Gräbern an verschiedenen Stellen sehr schöne, obwohl niedergerissene Reste der Mauer, die Karl V. hinzufügte und Bayard vertheidigte. Die Kirche von Mezières ist berühmt wegen ihrer Fenster. Ich benützte die halbe Stunde, welche die Mallpost den Reisenden zum Frühstück gewährt, sie zu besuchen; die Scheiben müssen in der That schön gewesen sein; in der Apside sind noch einige, die traurig in die großen weißen Fenster eingefügt sind. Sehenswerth aber ist die Kirche selbst, aus dem fünfzehnten Jahrhundert und von sehr schönem Stein, mit Kreuzfenstern und einer schönen an das südliche Portal stoßenden Halle. Rechts und links vom Chor hat man in zwei Pfeiler zwei Basreliefs aus der Zeit Karls VIII., leider mit Kalk beschmutzt und verstümmelt, eingegraben. Die ganze Kirche ist gelb angestrichen mit buntfarbigen Rippen und Schlüsseln der Gewölbe. Das ist sehr dumm und sehr häßlich. Als ich an der nördlichen Seite der Apside ging, bemerkte ich in der Mauer eine Inschrift, die daran erinnert, daß Mezières 1815 von den Preußen heftig angegriffen und bombardirt wurde. Ueber der Inschrift hat man diese beiden lateinischen Zeilen hinzugefügt: Lector, leva oculos ad fornicem et vide quasi quoddam divinae manus indicium. Ich erhob die Augen ad fornicem und sah über meinem Haupte einen breiten Riß in dem Gewölbe. In diesem Riß hängt eine Bombe mit ihren Spitzen an den Steinstücken, wie ich deutlich sah. Es ist eine preußische Bombe, die, nachdem sie das Dach der Kirche, die Balken und das Mauerwerk durchbrochen hatte, hier, im Augenblicke, als sie auf das Pflaster fallen wollte, wie durch ein Wunder hängen blieb. Seit 25 Jahren bleibt sie da, wo Gott sie befestigt hat. Rund um die Bombe sieht man durch einander zerbrochene Ziegel, Bruchsteine, abgefallene

Kalkstücke des Gewölbes. Diese Bombe und dieser gähnende Riß über den Häuptern der Vorübergehenden machen einen eigenen Eindruck. Sonderbarer ist es aber noch, wenn man durch die Vergleiche, die einem in den Sinn kommen, bedenkt, daß gerade 1521 die ersten Bomben, deren man sich im Kriege bediente, auf Mezières geworfen wurden. An der andern Seite der Kirche bezeugt eine Inschrift, daß die Hochzeit Karls IX. mit Elisabeth von Oesterreich glücklich gefeiert wurde, „feliciter celebrata fuere“ in der Kirche von Mezières am 17. November 1570 — zwei Jahre vor der Bluthochzeit.

Das große Portal ist gerade aus derselben Zeit und also im guten und edlen Styl. Unglücklicher Weise ist es eine der langsamen Façaden des sechzehnten Jahrhunderts, die erst im siebenzehnten vollendet worden. Der Thurm ist erst 1626 erbaut. Es ist unmöglich etwas zu sehen, das häßlicher und schwerfälliger wäre, wenn es nicht etwa die Thürme sind, die man jetzt auf verschiedenen neuen Kirchen von Paris baut.

Sonst hat Mezières große Bäume auf seinen Wällen, reinliche und traurige Straßen, die an Sonn- und Festtagen sehr schwer lustig werden müssen, und nichts erinnert in der Stadt an Hellebarde und Garinus, die sie gründeten, noch an den Grafen Balthasar, der sie plünderte, noch an den Grafen Hugo, der sie verschönerte, noch an die Erzbischöfe Fulco und Adalbert, die sie belagerten. Der Gott Macer, der Mezières seinen Namen gab, ist in den Kapellen der Kirche zum heil. Masert geworden.

Kein Monument, kein architektonisch merkwürdiges Gebäude in Sédan, wohin ich Mittags kam. Hübsche Weiber, schöne Karabiniers, Bäume und Wiesen die Maas entlang, Kanonen, Zugbrücken und Bastionen — das ist Sédan. Es ist einer der Orte, in denen sich das strenge Aeußere der Festungen sonderbar mit dem lustigen Wesen der Garnisonsstädte vermischt. Ich

wollte in Sédan gern Spuren des Herrn von Turenne finden; es gibt keine mehr. Das Zimmer, in dem er geboren, ist zerstört, und durch einen schwarzen Stein mit folgender Inschrift in goldenen Buchstaben ersetzt:

Hier ward Turenne geboren,
Den 11. September 1611.

Dies Datum, das auf dem düstern Stein funkelte, frappirte mich. Ich dachte nach, woran es mich erinnerte. 1611 zog Sully sich zurück. Heinrich IV. war im Jahre vorher ermordet worden. Ludwig XIII., der am 14. Mai wie sein Vater sterben mußte, war zehn Jahre alt. Anna von Oesterreich, seine Gemahlin, war eben so alt, nur fünf Tage jünger. Einige gute Bürger von Rouen nannten denjenigen den kleinen Peter, den nachher die Welt den großen Corneille nannte; er war fünf Jahre alt. Shakspeare und Cervantes lebten noch; ebenso Brantome und Pierre Mathieu. Elisabeth von England war seit acht Jahren todt, und seit sieben Jahren Clemens VIII., ein friedlicher Papst und guter Franzose, wie l'Etoile sagt. 1611 starben Papirian Masson und Johann Busée; der Kaiser Rudolph wurde alt; Gustav Adolph folgte Karl IX., dem Gespensterkönig von Schweden; Philipp III. vertrieb die Mauren aus Spanien gegen den Rath des Herzogs von Ossuna, und der holländische Astronom Johann Fabricius entdeckte die Sonnenflecken. — Das ging in der Welt vor, während Turenne geboren würde.

Uebrigens ist Sédan keine fromme Bewahrerin dieses edlen Gedächtnisses gewesen. Das Geburtszimmer Turenne's ist, wie ich Ihnen eben sagte, niedergerissen, sein Schloß geschleift.

Ich hatte nicht den Muth, in Bazeilles nachzusehen, ob irgend ein ländlicher Eigenthümer nicht die Allee, die er pflanzte, niedergerissen hätte. Statt all dieser Dinge gibt der Markt von

Sédan dem Beschauer eine sehr mittelmäßige bronzene Statue von Turenne, die mich durchaus nicht entschädigte. Diese Statue ist nur Ruhm; das Zimmer, in dem er geboren war, das Schloß, in dem er lebte, die Bäume, die er pflanzte, waren Erinnerungen.

Ebenso keine Erinnerungen von Wilhelm von der Mark, diesem schrecklichen Vorgänger Turenne's, in den Annalen von Sédan. Es ist sonderbar, und ich muß es beiläufig erzählen, daß in einer gegebenen Zeit, allein durch den natürlichen Fortschritt der Sachen und Ideen, die Stadt des Ardenneneber's sich so änderte, daß sie Turenne hervorbrachte.

Nachdem ich ganz vortrefflich in einem Wirthshause, zum goldenen Kreuz genannt, gefrühstückt hatte, hielt mich nichts mehr in Sédan zurück; ich entschloß mich, wieder nach Mézières zu gehen, um dort den Wagen nach Givet zu nehmen. Es sind fünf Stunden, aber fünf sehr pittoreske Stunden. Ich machte sie zu Fuß, von einem jungen, sonnverbrannten, baarfüßigen Burschen begleitet, der lustig meinen Nachtsack trug. Der Weg folgte fast immer in halber Höhe dem Thal der Maas. Eine Stunde von Sédan trifft man Donchery mit seiner alten steinernen Brücke und seinen schönen Bäumen; dann sind es lachende Dörfer, niedliche Schlösser, wie Pfefferbüchsen in dichtem Laub versteckt, große Wiesen, auf denen Viehherden in der Sonne weiden, die Maas, die man verliert und wieder sieht. Es war das schönste Wetter von der Welt, ganz vortrefflich. Auf halbem Wege war ich sehr warm und durstig; ich suchte überall ein Haus, um darin einen Trunk zu bekommen. Endlich entdeckte ich eins. Ich laufe hin, denke, es ist ein Wirthshaus, und finde über der Thüre den Schild: Bernier-Hannas, Hafer- und Speckhändler. Auf einer Bank neben der Thüre saß ein Kropfiger. Die Kröpfe sind sehr häufig in diesem Lande. Ich trat deßhalb nicht weniger bei dem Speck-

und Haferhändler ein, und trank mit großem Vergnügen ein Glas Wasser, das mir der Kropfige gebracht hatte.

Um sechs Uhr Abends kam ich in Mezières an, um sieben Uhr fuhr ich nach Givet ab, sehr schlecht in ein enges, niedriges und düsteres Coupé, zwischen einen dicken Herrn und eine schwangere Dame eingeklemmt, ein Ehepaar, das sich zärtlich über mich weg unterhielt. Die Dame nannte ihren Mann mon pauvre chiat. Ich weiß nicht, wollte sie ihn mon pauvre chien oder mon pauvre chat* nennen. Als ich durch Charleville fuhr, das kaum einen Kanonenschuß von Mezières ist, bemerkte ich den Hauptplatz, der 1605 in sehr großem Styl von Karl von Gonzaga, Herzog von Nevers und Mantua, erbaut worden und der ächte Bruder unserer Place Royale in Paris ist. Es sind dieselben Häuser mit Arcaden, backsteinernen Wänden und großen Dächern. Als die Nacht dann kam, schlief ich, da ich nichts Besseres thun konnte; aber einen heftigen Schlaf, einen geschüttelten gräßlichen Schlaf, zwischen dem Schnarchen des dicken Herrn und dem Husten der schwangern Frau. Von Zeit zu Zeit wachte ich, wenn man die Pferde wechselte, von dem grellen Schein der Lampen, die man ans Fenster hielt, und von Gesprächen, wie folgendes, auf: „Du, sag, he! — sag doch, he! — Was ist das für 'ne Schindmähre? Die will ich nicht. Das ist der Auskeiler. — Und Herr Simon? Wo ist Herr Simon? — Herr Simon? bah, der arbeitet, der arbeitet immer, der arbeitet ärger als ein Packgaul." Ein ander Mal hielt der Wagen, und man nahm neue Pferde. Ich hatte die Augen offen, ein starker Wind ging, der Himmel war schwarz, eine ungeheure Mühle drehte sich über unsern Köpfen und schien uns mit ihren beiden erleuchteten Dachfenstern wie mit feurigen Augen anzusehen. Wieder ein anderes Mal umgaben Soldaten den Wagen, ein Gendarm forderte die Pässe ab, man hörte

* Mein armer Hund oder meine arme Katze. A. d. U.

das Kettengerassel einer Zugbrücke, eine Laterne beschien einen großen Haufen Kugeln am Fuße einer schwarzen Mauer, die Mündung einer Kanone berührte den Wagen; wir waren in Rocroy. Der Name machte mich ganz wach. Obgleich man das nicht Rocroy sehen nennen konnte, machte es mir doch Vergnügen, daran zu denken, daß ich an demselben Tage in dem Zwischenraum weniger Stunden durch die beiden berühmten Orte Sédan und Rocroy fuhr. Turenne ist in Sédan geboren; man könnte sagen, daß Condé in Rocroy geboren sei.

Indeß schwatzten meine beiden dicken Nachbarn mit einander und erzählten einander, wie in den Expositionen schlechter Stücke, Dinge, die sie beide recht gut wußten: — daß sie seit 1818 nicht durch Rocroy gekommen seien, seit 22 Jahren! — Daß Herr Crochard, Secretär auf der Unterpräfectur, ihr genauer Freund sei; daß der gute Herr Crochard, da es jetzt Mitternacht sei, wohl im Bette liegen würde u. s. w. Die Dame würzte diese interessanten Mittheilungen durch bizarre Redeweisen, die ihr eigenthümlich waren; so sagte sie: Egoist wie ein alter Hase. Der ehrliche Pinsel, ihr Herr Gemahl, machte Witze und lachte hernach selbst darüber.

Der Wagen war wieder abgefahren und meine beiden Nachbarn schwatzten noch. Ich machte alle möglichen Anstrengungen, um ihre Unterhaltung nicht zu hören; ich versuchte auf das Wiehern der Pferde, das Gerassel der Räder auf dem Pflaster und der Naben auf den Axen, das Knarren der Schrauben, das dumpfe Zittern der Fenster zu lauschen, als mir plötzlich ein herrliches Geläute zu Hülfe kam, ein feines, leichtes, krystallenes, phantastisches, lustiges Geläute, das auf einmal in der schwarzen Nacht erscholl, und uns Belgien, dies Land der trefflichen Glocken, verkündete, und unaufhörlich sein neckisches, ironisches, geistreiches Getändel wiederholte, als

wollte es meinen beiden schwerfälligen Nachbarn ihr dummes Geschwätz zum Vorwurf machen.

Dies Geläut, das mich weckte, schläferte sie ein. Ich nehme an, daß wir in Fumay sein mußten, aber die Nacht war zu dunkel, als daß man etwas hätte erkennen können. Ich mußte also, ohne etwas zu sehen, bei den prächtigen Ruinen des Schlosses von Hierches und den schönen spitzen Felsen, die man die Damen der Maas nennt, vorbeifahren. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich in der Tiefe eines nebeligen Abgrundes, wie durch eine Lücke im Rauch, etwas Weißes; es war die Maas.

Endlich wurde, als die ersten Streifen der Dämmerung erschienen, eine Zugbrücke gesenkt, ein Thor geöffnet, die Diligence fuhr im Trab in eine Art langen Engpaß, den link schwarze Felsen, rechts ein langes, niedriges, unkenntliche sonderbares, scheinbar unbewohntes Gebäude bildeten, das v Zeit zu Zeit von einer Menge Thüren und Fenster durchbrod schien, die mir alle offen, ohne Flügel und Läden, ohne R men und Scheiben zu sein schienen, und mich durch dies düs phantastische Haus die Dämmerung erblicken ließen, die s den Rand des Himmels an der andern Seite der Maas säu Am Ende dieser sonderbaren Wohnung war ein einziges schlossenes und schwach erhelltes Fenster. Dann fuhr der Wagen rasch vor einem dicken Thurm mit schönem Profil vorbei, bog in eine enge Gasse und wandte in einem Hof um; Wirthsmägde liefen mit Lichtern und Stallbuben mit Laternen herbei; ich war in Givet.

Fünfter Brief.

Givet.

In einem Wirthshaus am Wege, den 1. August.

Givet ist eine hübsche Stadt, reinlich, anmuthig, gastfrei, auf beiden Ufern der Maas gelegen, die es in Groß- und Klein-Givet theilt, am Fuß einer hohen, schönen Felsenmauer, deren Gipfel die geraden Linien des Forts von Charlemont etwas verunzieren. Das Wirthshaus, das Hotel zum goldenen Berge heißt, ist sehr gut, obwohl es das einzige ist und deßhalb die Reisenden nach Belieben logiren und speisen könnte.

Der Kirchthurm von Klein-Givet ist eine einfache mit Schiefer gedeckte Spitze, der in Groß-Givet complicirter und verständiger gebaut. Wahrscheinlich hat ihn der Erfinder so componirt. Der gute Architekt hat eine viereckige Priester- oder Advokatenmütze genommen. Auf diese Mütze hat er eine umgestülpte Salatschüssel gebaut; auf den Grund dieser zur Plateform gewordenen Salatschüssel hat er eine Zuckerdose gesetzt, auf die Zuckerdose eine Bouteille, auf eine Bouteille eine Sonne, die durch den untersten Strahl im Halse befestigt ist, und endlich auf die Sonne einen Hahn, der an den obern Strahl derselben genagelt ist. Wenn ich annehme, daß er einen Tag zu der Auffindung jedes dieser sechs Gedanken gebraucht hat, wird er am siebenten ausgeruht haben.

Dieser Künstler muß ein Flamänder gewesen sein.

Seit zwei Jahrhunderten ungefähr haben sich die flamändischen Architekten eingebildet, daß es nichts Schöneres gebe, als Hausrathstücke und Küchengeräth in gigantischen, titanen-

haften Proportionen. Hat man ihnen also Kirchthürme zu bauen gegeben, so haben sie tapfer die Gelegenheit ergriffen, und ihre Stadt mit einer Menge kolossaler Krüge geschmückt.

Der Anblick von Givet ist nicht weniger reizend, besonders wenn man sich, wie ich es machte, Abends mitten auf die Brücke stellt und nach Süden sieht. Die Nacht, die am besten alle Dummheiten verbirgt, begann die absurden Umrisse des Thurmes zu verschleiern. Rauch stieg von allen Dächern. Links hörte ich unendlich mild die Ulmen flüstern, über welche das Abendroth einen hohen Thurm des elften Jahrhunderts, der zur Hälfte Klein-Givet beherrscht, hervortreten ließ. Zu meiner Rechten spiegelte ein anderer alter Thurm mit conischem Giebel, halb aus Stein und halb aus Ziegeln, sich ganz in der Maas, dem hellen Metallspiegel, der die ganze dunkle Landschaft durchzog. Entfernter am Fuß des schrecklichen Felsens von Charlemont unterschied ich, wie eine weiße Linie, das lange Gebäude, das ich den Abend vorher bei meiner Ankunft gesehen hatte, und das einfach eine unbewohnte Kaserne ist. Ueber Stadt, Thürme und Kirchthurm ragte eine ungeheure Felsenwand, die sich unabsehbar bis zu den Gebirgen des Horizontes fortzog, und das Auge wie in einen Circus einschloß. Ganz im Hintergrunde stieg in einem hellgrünen Himmel der Mond langsam zur Erde hinab, so fein, so rein und zart, daß man sagen konnte, Gott lasse uns die Hälfte seines goldenen Ringes sehen.

Den Tag über hatte ich den ehrwürdigen Thurm besuchen wollen, der Givet ehemals in Respect hielt. Der Weg ist steil und beschäftigt die Hände eben so viel als die Füße; man muß den Felsen hinanklettern, der aus sehr schönem und hartem Granit ist. Nicht ohne einige Mühe am Fuß des Thurms, der in Ruinen zerfällt und dessen römische Fenster eingeschlagen sind, angekommen, fand ich ihn durch eine mit einem Vorlegschloß versehene Thüre verschlossen. Ich rief, ich klopfte, Niemand

gab Antwort. Ich mußte wieder hinuntersteigen, wie ich hinaufgekommen war. Indeß war mein Steigen doch nicht ganz und gar verloren. Wie ich um das alte Mauerwerk bog, dessen Zierath fast ganz abgeblättert ist, bemerkte ich unter den Trümmern, die alle Tage in der Schlucht zerfallen, einen ziemlich großen Stein, auf dem man noch Spuren einer Inschrift entdecken konnte. Ich betrachtete ihn aufmerksam; nur einige, nicht mehr zu deutende Buchstaben waren von der Inschrift übrig. — So waren sie vertheilt:

LOCQUE .... SA . L . OMBRE
PARAS .... MODI . SL.
ACAV . P..... SOTROS.

Diese tief in den Stein gegrabenen Buchstaben schienen mit einem Nagel geschrieben zu sein, und ein wenig darunter hatte derselbe Nagel den unversehrt gebliebenen Namenszug eingegraben: Jose Gutierez 1643. Ich habe immer Vorliebe für Inschriften gehabt. Ich gestehe, daß diese mich sehr beschäftigte. Was sollte sie heißen? In welcher Sprache war sie geschrieben? Beim ersten Versuch, indem ich der Orthographie etwas zugestand, konnte man glauben, daß es Französisch sei, und dumme Dinge herauslesen. Loque sale. — Ombre parasoli. — Modis (maudis) la cave. — Sot. Rosse. Aber man konnte diese Worte nur bilden, wenn man gar keine Rücksicht auf die ausgelassenen Buchstaben nahm, und überdies schien es mir die schwere castillanische Schrift. Jose Gutierez stand wie eine Protestation gegen diese Armseligkeiten da. Indem ich diese Schrift mit den Worten para und otros, die spanisch sind, zusammenstellte, schloß ich daraus, daß diese Inschrift castillanisch geschrieben sein müsse, und nach langem Nachdenken habe ich sie so herstellen zu können geglaubt:

LO QUE EMPESA EL HOMBRE PARA SIMISMO DIOS LE ACAVA PARA LOS OTROS.

Was der Mensch für sich beginnt, vollendet Gott für die Andern.

Das schien mir in der That eine sehr schöne, sehr katholische, sehr düstere und sehr castillanische Sentenz. Wer war jetzt dieser Gutierez? Der Stein war augenscheinlich im Innern des Thurms losgerissen. 1643 ist das Datum der Schlacht von Rocroy. War Jose Gutierez einer der in dieser Schlacht Besiegten? War er darin gefangen genommen? Hätte man ihn eingekerkert? Hat man ihm Zeit gelassen, in seinem Kerker dies melancholische Resumé seines Lebens und des ganzen menschlichen Lebens aufzuschreiben? — Diese Voraussetzungen sind um so wahrscheinlicher, als es, um einen so großen Satz mit einem Nagel in Granit zu graben, der ganzen Geduld der Gefangenen bedarf, die aus so viel langer Weile besteht. Und wer hatte dann diese Inschrift so verstümmelt? — Nur die Zeit und der Zufall? oder ein schlechter Scherz? — Ich neige mich der letztern Vermuthung zu. Irgend ein Troßbube, aus einem schlechten Perückenmacher ein schlechter Soldat geworden, wird zur Strafe in diesen Thurm gesperrt gewesen sein und geglaubt haben, er zeige Geist, wenn er aus der ernsten Klage des Hidalgo eine Lächerlichkeit mache. Aus einem Gesicht hat er eine Grimasse gemacht. — Jetzt rollen der Troßbube und der Edelmann, die Klage und der Witz, die Tragödie und die Parodie zusammen durch einander zu den Füßen desselben Vorübergehenden, in demselben Gebüsch, in derselben Schlucht, in derselben Vergessenheit!

Den folgenden Tag verließ ich um fünf Uhr Morgens, diesmal sehr gut und ganz allein auf der Bank der Diligence Van Gend sitzend, Frankreich über Namur und erstieg den

ersten Absatz der einzigen Kette bedeutender Höhen, die es in Belgien gibt; denn die Maas, die mit Gewalt gegen die Senkung des Plateau's der Ardennen fließen wollte, hat sich glücklich ein tiefes Thal in dieser ungeheuren Ebene gebahnt, die man Flandern nennt; eine Ebene, in welcher der Mensch seine Festungen vermehrt hat, da die Natur ihm Berge versagte.

Da nach einem viertelstündigen Steigen die Pferde schon außer Athem und der belgische Conducteur schon müde waren, hielten sie in Uebereinstimmung und mit einer rührenden Einmüthigkeit vor einem Wirthshaus in einem kleinen pittoresken Dorfe, das sich auf beiden Seiten einer großen Schlucht, die der Berg zerreißt, ausbreitet. Diese Schlucht, zugleich das Bett eines Flusses und die Hauptstraße des Dorfes, ist von der Natur mit bloßgelegtem Granit gepflastert. In dem Augenblick, als wir vorbeifuhren, gingen oder kletterten vielmehr sechs mit Ketten angeschirrte Pferde diese sonderbare und gräßlich zerrissene Straße herauf, einen großen leeren vierrädrigen Wagen hinter sich ziehend. Wäre der Wagen beladen gewesen, so hätte es 20 Pferde oder vielmehr 20 Maulthiere bedurft. Ich sehe nicht ein, wozu man sich dieses Wagens in der Schlucht bedient, wenn man nicht den jungen holländischen Malern, denen man auf diesem Wege hie und da, den Tornister auf dem Rücken und den Stock in der Hand, begegnet, Skizzen liefern will.

Was kann man auf der Bank eines Eilwagens machen, wenn man sich nicht umsieht? — Dazu saß ich vortrefflich. Vor mir hatte ich einen großen Theil des Maasthales; im Süden die beiden Givets, anmuthig durch ihre Brücke verbunden; im Westen den großen zerfallenen Thurm von Agimont, mit seinem Hügel zusammen hängend und hinter sich einen mächtigen pyramidalen Schatten werfend; im Norden die düstere Schlucht, in die sich die Maas stürzt, und aus der ein heller blauer Nebel

stieg. Vor mir, zwei starke Schritte von meiner Bank, in der Mansarde eines Wirthshauses, kleidete sich eine hübsche Bäurin, im Hemd auf ihrem Bette sitzend, vor dem weit offen stehenden Fenster an, in das zugleich die Strahlen der aufgehenden Sonne und die Blicke einiger auf der Imperiale des Wagens sitzender Reisenden fielen. Ueber dieser Mansarde und dieser Bäurin zeigten sich in der Ferne, gleichsam die Grenzen Frankreichs krönend, in einer langen Linie die fürchterlichen Batterien von Charlemont.

Während ich diese Landschaft betrachtete, hob die Bäurin das Auge, bemerkte mich, lachte, nickte mir anmuthig zu, schloß ihr Fenster nicht und setzte langsam ihre Toilette fort.

Sechster Brief.

Die Ufer der Maas. — Dinant. — Namur.

Lüttich, den 3. August.

Ich bin in Lüttich auf einer reizenden Straße, die von Givet an immer dem Lauf der Maas folgt, angekommen. Die Ufer der Maas sind schön und lieblich. Es ist sonderbar, daß man so wenig davon spricht. So sind sie in Kurzem.

Nach dem Dorf, dem Wirthshaus und der Bäurin, die sich bei Sonnenaufgang ankleidete, kommt man an eine Steige, die mich lebhaft an Val-Suzon bei Dijon erinnerte, und woder sich stets um sich selbst drehende Weg sich dreiviertel Stunden mitten durch einen Wald über tiefe, durch die Bergwasser gegrabene Schluchten windet; dann kommt man auf eine Hochebene, auf der man rasch, stets große, platte Felder um sich, vorwärts läuft; man könnte sich mitten in Beauce glauben,

wenn sich der Boden nicht plötzlich wenige Schritte links schrecklich hinabsenkte. Von dem Wege taucht der Blick einen entsetzlichen verticalen Felsen hinab, auf den nur die Vegetation klettern kann. Es ist ein rascher, fürchterlicher Abgrund von 2—300 Fuß Tiefe. Im Grunde desselben sieht man im Dunkeln, durch das Gestrüpp des Randes, die Maas mit irgend einem Schiff, das friedlich von Pferden gezogen ist, und am Rande des Flusses ein allerliebstes Rokoko-Schlößchen, das einem gekünstelten Backwerk oder einer Uhr aus der Zeit Ludwigs XV. ähnlich sieht, mit einem Liliputbassin und Pompadourgärtchen, dessen sämmtliche Windungen, Phantasien und Grimassen man mit einem Male überblickt. Nichts ist sonderbarer, als diese kleine Chineserei in dieser großen Natur. Man könnte es eine schreiende Protestation des schlechten Menschengeschmackes gegen die erhabene Poesie Gottes nennen.

Dann trennt man sich von der Schlucht, und das Flachland beginnt wieder, denn das Bett der Maas durchschneidet diese Hochebene scharf und senkrecht, wie eine Furche ein Land durchschneidet.

Eine Viertelstunde weiter legt man den Hemmschuh ein; der Weg geht durch einen zackigen Abhang wieder an das Ufer. Diesmal ist die Schlucht reizend. Es ist ein Durcheinander von Blumen und schönen Bäumen, das der helle Morgenhimmel bestrahlt. Obstgärten, mit lebendigen Zacken versehen, steigen an beiden Seiten des Weges auf und ab. Die Maas fließt schmal und grün zur Linken in eine doppelte Felsenreihe eingezwängt. Eine Brücke kommt; ein anderer Fluß, noch kleiner und schöner, fällt in die Maas, die Lesse; und drei Stunden entfernt, in dem Schlunde, der sich rechts öffnet, ist die famose Grotte von Han-sur-Lesse. Der Wagen geht daran vorbei und davon ab. Das Geräusch der Wassermühlen der Lesse verliert sich in den Bergen. Das linke Ufer der Maas

senkt sich mit einer ununterbrochenen Kette von Meierhöfen und Dörfern lieblich gesäumt; das rechte steigt in die Höhe. Die Brombeersträuche zittern im Wind und in der Sonne zweihundert Fuß über unsern Häuptern. Plötzlich erscheint bei einer Biegung des Weges ein großer, pyramidaler, spitzer und keck wie der Thurm einer Cathedrale aufstrebender Felsen. Es ist der Bayardsfelsen, sagte mir der Conducteur. Der Weg läuft zwischen dem Gebirge und diesen kolossalen Markzeichen hindurch, und am Fuß eines ungeheuren mit einer Citadelle gekrönten Granitblockes sieht das Auge in eine lange Gasse alter Häuser, durch eine schöne Brücke mit dem linken Ufer verbunden, und am Ende durch die spitzen Giebel und Kreuzfenster einet Kirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert beherrscht. Es ist Dinant.

In Dinant hält man sich eine Viertelstunde auf, gerade Zeit genug, um im Posthof einen kleinen Garten zu besehen, der allein hinreichen würde, Ihnen zu erzählen, daß Sie in Flandern sind. Die Blumen darin sind sehr schön, und mitten unter diesen Blumen stehen drei bemalte thönerne Statuen. Eine derselben stellt eine Frau vor. Sie sieht mehr wie ein Gliedermann, als wie eine Statue aus, denn sie trägt ein Zitzkleid und hat einen alten seidenen Hut auf. Nach einigen Augenblicken merkt man an einem Geräusch, das man vernimmt, daß dieses Weib eine Fontäne ist.

Der Kirchthurm von Dinant ist ein ungeheurer Wassertopf. Indessen hat, von der Brücke aus gesehen, die Façade der Kirche einen großen Charakter und die ganze Stadt bildet ein vortreffliches Bild.

In Dinant verläßt man das rechte Ufer der Maas. Die Vorstadt des linken Ufers, durch die man fährt, wickelt sich trefflich um einen alten zerfallenen Thurm der ehemaligen Ringmauer. Am Fuße dieses Thurms habe ich unter einem Haufen

Häuser ein ausgezeichnetes Schlößchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert gesehen, mit einer Façade voll Voluten, seinen steinernen Kreuzfenstern, seinen backsteinernen Thürmchen und seinen sonderbar geformten Wetterhähnen.

Hinter Dinant öffnet sich das Thal, die Maas wird breiter, man unterscheidet auf zwei entfernten Höhen des rechten Ufers zwei zerfallene Schlösser; dann dehnt sich das Thal noch weiter aus, die Felsen erscheinen nur noch hie und da unter einer prächtigen Laubdecke; eine grünsammtne mit Blumen gestickte Schabracke bedeckt die ganze Landschaft. Ueberall sind Hopfen- und Obstgärten, Bäume, die mehr Früchte als Blätter haben, violette Pflaumen, rothe Aepfel, und alle Augenblicke erscheinen in ungeheuren Büscheln die scharlachrothen Beeren des Vogelbeerbaumes, dieser Pflanzencoralle. Enten und Hühner spielen auf dem Wege; man hört den Gesang der Schiffer auf dem Flusse; frische junge Mädchen gehen, mit bis an die Schultern nackten Armen, Körbe voll Gemüse auf dem Kopfe tragend, vorbei, und bisweilen lehnt ein Dorfkirchhof wehmüthig an der Straße voll Freude, Lust und Leben.

Auf einem dieser Kirchhöfe, dessen hohes Gras und verwittertes Gemäuer sich über den Weg neigen, las ich folgende Inschrift:

O pie, defunctis miseris succurre, viator!

Kein memento macht meiner Meinung nach so tiefen Eindruck. Gewöhnlich warnen die Todten, hier bitten sie.

Weiter weg, wenn man über einen Hügel oder die Felsen des rechten Ufers gekommen ist, die, von den Regengüssen bearbeitet und ausgemeißelt, die überschwemmten und verwitterten Steine unserer alten Fontäne zu Luxemburg nachahmen (die beiläufig gesagt, jetzt so jämmerlich hergestellt ist), fühlt man, daß man sich Namur nähert. Die Landhäuser fangen an sich

unter die Bauerhäuser zu mischen, die Villen unter die Dörfer, die Statuen unter die Felsen, die englischen Pärke unter die Hopfengärten, und in der That ohne großes Widerstreben.

Die Post wechselte in einem dieser so zusammengesetzten Dörfer die Pferde. Ich hatte auf der einen Seite einen prächtigen Garten mit Colonnaden und jonischen Tempeln, und auf der andern ein Wirthshaus, das links mit einer Gruppe Trinker, rechts mit einem herrlichen wilden Rosenstrauch geziert war. Hinter dem vergoldeten Gitter der Villa verbarg sich auf einem Piedestal von weißem, durch den Schatten der Bäume schwarzgeädertem Marmor die Medicäische Venus halb in Blättern, als schäme sie sich und zürne, daß sie ganz nackt von den flamändischen Bauern, die um einen Bierkrug saßen, gesehen würde. Wenige Schritte davon plünderten zwei oder drei große schöne Mädchen einen hohen Pflaumenbaum, und eine saß auf dem Hauptast desselben in höchst anmuthiger Stellung, worin sie die Vorüberkommenden so vergaß, daß sie den Reisenden auf der Imperiale allgemein Lust machte, abzusteigen.

Eine Stunde nachher war ich in Namur. Die beiden Thäler der Sambre und Maas begegnen und vereinen sich bei Namur, das an dem Zusammenfluß der beiden Ströme liegt. Die Weiber von Namur schienen mir hübsch und zuvorkommend zu sein: die Männer haben eine gute, ernste, gastfreie Physiognomie. Was die Stadt selbst betrifft, so hat sie, die beiden Aussichten von der Maas- und Sambrebrücke ausgenommen, nichts Sehenswerthes. Es ist eine Stadt, die ihre Vergangenheit nicht mehr auf ihr Aeußeres geschrieben hat. Ohne Architektur, ohne Monumente, ohne Gebäude, ohne alte Häuser, mit vier oder fünf schlechten Rokoko-Kirchen und einigen Fontänen à la Ludwig XV. in plattem, tristem Styl versehen, hat Namur nur zu zwei Gedichten begeistert, zu der Ode Boileau's und zu dem Liede eines unbekannten Dichters, das von einem

alten Weibe und dem Prinzen von Oranien handelt; in der That, Namur verdient keine andere Poesie.

Die Citadelle krönt kalt und traurig die Stadt. Ich muß indeß gestehen, daß ich diese starken Befestigungen, die einst die Ehre hatten, von Vauban belagert und von Cohorn vertheidigt zu werden, nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht ansehen konnte.

Wo keine Kirchen sind, da sehe ich die Schilder an. Für den, der eine Stadt zu besehen weiß, haben die Aushängeschilder der Läden eine große Bedeutung. Unabhängig von den vorherrschenden Gewerben und der Industrie des Orts, die sich sofort dadurch offenbaren, enthalten sie einen Ueberfluß von besonderen Redensarten, und die Namen der Bürger, die fast eben so wichtig als die des Adels sind, treten darauf in ihrer naivsten Form und klarsten Bedeutung hervor.

Da sind drei Namen, die ich auf's Gerathewohl von den Ladenschildern zu Namur genommen habe; alle drei haben eine Bedeutung. — **L'épouse Debarsy, négociante.** Man fühlt beim Lesen, daß man in einem gestern französischen, heut fremden und morgen wieder französischen Lande ist, in dem die Sprache sich empört und unmerklich entartet, allmählig zusammenstürzt, und unter französischen Ausdrücken linkische deutsche Wendungen gebraucht. Diese Worte sind noch französisch, die Phrase ist es nicht mehr. — Crucifix Mercier, Kleinhändler. Das ist ganz das katholische Flandern. Als Name, Vor- oder Zuname würde man Crucifix in dem voltairianischen Frankreich niemals finden. — Menandez-Wodon, Uhrmacher. Ein castilianischer und flamändischer Name, durch einen Verbindungsstrich zusammengenäht. Ist das nicht der ganze Einfluß Spaniens auf die Niederlande, geschrieben, bezeugt und erzählt durch einen Eigennamen? — Das sind drei Namen, deren jeder einen der großen Gesichtspunkte ausdrückt und in sich faßt, unter denen das Land betrachtet werden muß.

Ich bemerke auch noch gleich, daß auf den Schildern von Dinant, Namur und Lüttich der Name Demeuse sich oft wiederholt. So findet man in der Umgegend von Paris und Rouen Desenne und Deseine.

Um eine rein phantastische Beobachtung abzubrechen, habe ich noch in der Vorstadt von Namur einen gewissen Bäcker Janus bemerkt, der mich erinnert, daß ich in Paris, am Eingang der Vorstadt Saint-Denis, einen Zuckerbäcker Nero, und in Arles, gerade vor der Façade eines zertrümmerten römischen Tempels, einen Perückenmacher Marius fand.

Siebenter Brief.

Die Ufer der Maas. — Huy. — Lüttich.

Lüttich, den 4. August.

Der Weg nach Lüttich geht von Namur durch eine Allee prächtiger Bäume. Das herrliche Laubwerk thut sein Möglichstes, um den Reisenden die häßlichen Thürme der Stadt zu verbergen, die von Weitem wie ein gigantisches, buntes Kugelspiel aussehen. Sobald man aus dem Schatten dieser schönen Bäume tritt, weht einem der frische Wind von der Maas ins Gesicht, und der Weg zieht sich lustig das Ufer entlang. Die Maas, hier durch die Sambre vergrößert, hat ihr Thal ausgeweitet; aber die doppelte Felsenmauer kommt wieder zum Vorschein, und bildet jeden Augenblick cyclopische Festungen, große zertrümmerte Thürme und Gruppen titanischer Bauwerke. Diese Felsen der Maas enthalten viel Eisen; unter die Landschaft gemischt haben sie eine herrliche Färbung; Regen, Wind

und Sonne bearbeiten sie prächtig; aber aus dem Boden genommen, zugerichtet und zugehauen, wandeln sie sich in den häßlichen, graublauen Granit um, von dem ganz Belgien heimgesucht ist. Was herrliche Gebirge gäbe, macht nur gräßliche Häuser.

Gott hat den Felsen gemacht, der Mensch macht den Baustein.

Man fährt rasch durch Sanson, ein Dorf, oberhalb dessen die Trümmer eines alten, festen, wie man sagt unter Clodion erbauten Schlosses ganz in dem Brombeergestrüpp zerfallen. Der Felsen bildet dort ein Menschengesicht, bärtig und streng, worauf der Conducteur niemals die Reisenden aufmerksam zu machen verfehlt. Dann kommt man nach Andennes, wo ich eine unbezahlbare Rarität für den Antiquar, eine noch unversehrte kleine Bauernkirche aus dem zehnten Jahrhundert fand. In einem andern Dorf, in Selayen glaub' ich, fand ich folgende Inschrift mit großen Buchstaben über der Hauptthür der Kirche: Hunde gehören aus dem Hause Gottes. Wäre ich der würdige Pfarrer von Selayen, ich dächte, es sei nothwendiger zu sagen, daß die Menschen in die Kirche gehen, als die Hunde hinaus.

Hinter Andennes entfernen sich die Gebirge, das Thal wird zur Ebene, die Maas fließt fern von der Straße durch Wiesen. Die Landschaft ist noch schön; aber man sieht etwas zu oft den Schornstein der Fabriken, diesen tristen Obelisk unserer industriellen Civilisation, darin.

Dann treten die Hügel wieder näher, Fluß und Straße vereinigen sich wieder; man sieht ungeheure Bastionen wie ein Adlerhorst auf der Spitze eines Felsen kauernd, eine schöne Kirche aus dem vierzehnten Jahrhundert, daneben einen viereckigen Thurm und ein Stadtthor, von einem zerfallenen Mauerthurm gedeckt. Höchst reizende Häuser, dem Auge zur Lust, von

dem so reichen, so phantastischen und feinen Geist der flamändischen Renaissance erfunden, spiegeln sich in der Maas mit ihren blühenden Terrassen auf beiden Seiten einer alten Brücke. Man ist in Huy.

Huy und Dinant sind die beiden niedlichsten Städte, die es an der Maas gibt. Huy liegt auf der Hälfte des Weges zwischen Namur und Lüttich, gerade so wie Dinant zwischen Namur und Givet. Huy, noch immer eine stattliche Festung, hatte früher eine kriegerische Bürgerschaft, und hielt Belagerungen gegen die von Lüttich aus, wie Dinant gegen die von Namur, in jener heldenhaften Zeit, wo sich die Städte wie heute die Königreiche den Krieg erklärten, und von der Froissart sagt:

La grand' ville de Bar-sur-Saigne
A fait trembler Troyes en Champaigne. *

Hinter Huy beginnt dieser reizende Contrast wieder, der die ganze Schönheit der Maasufer ausmacht. Nichts Schrofferes, als diese Felsen, nichts Lieblicheres, als diese Wiesen. Es gibt dort einige mit Rahmen und Reben versehene Hügel, auf denen ein Wein wächst. Dies ist, glaub' ich, der einzige Weinberg in Belgien.

Von Zeit zu Zeit stößt man hart am Ufer des Flusses, in einer Schlucht, über die der Weg weggeht, auf eine Zinkfabrik, deren zerfallenes Aeußere und durchlöcherte Dächer, in denen der Rauch aus allen Ziegeln dringt, wie eine Feuersbrunst aussehen, die erlischt oder beginnt; oder auf eine Alaunhütte mit ihren Haufen rother Erde; oder man sieht auch hinter einem Hopfengarten, neben einem Felde großer Bohnen, mitten in dem Duft eines kleinen Gartens, der voll Blumen und mit einer Hecke umgeben ist, die hie und da durch verrostetes Gitterwerk ausgebessert wurde, unter dem betäubenden Lärm eines

* Die große Stadt Bar s. S. machte Troyes in der Champagne zittern.

Volks von Hühnern, Gänsen und Enten, ein von Ziegelsteinen erbautes Haus, mit Schieferthürmen, steinernen Kreuzfenstern, in Blei eingefaßten Scheiben, ernst, reinlich, behaglich, durch einen rankenden Weinstock freundlich gemacht, mit Taubenschlägen auf dem Dach, Vogelkäfigen an den Fenstern, mit einem kleinen Kinde und einem Sonnenstrahl auf der Schwelle, und man denkt an Teniers und Mieris.

Indessen kommt der Abend, der Wind hört auf, die Wiesen, Büsche und Bäume schweigen, man vernimmt nur das Geräusch des Wassers. Das Innere der Häuser erhellt sich allgemach; die Gegenstände verschwimmen wie im Nebel; die Reisenden gähnen um die Wette im Wagen und sagen: in einer Stunde sind wir in Lüttich. In diesem Augenblicke erhält die Landschaft auf einmal ein sonderbares Aussehen. Dort unten im Dickicht, am Fuß der braunen, laubigen Hügel im Osten, werden auf einmal zwei runde Flammenaugen sichtbar und gleichen Tigeraugen. Hier am Rand des Weges steht auf einmal ein ungeheurer Leuchter von 24 Fuß Höhe, der in die Landschaft leuchtet und auf Felsen, Wald und Schluchten düstere Lichter wirft. Weiter weg am Eingange dieses in Dunkel gehüllten Thales ist ein Rachen voll Glut, der sich rasch öffnet und schließt, und aus dem bisweilen mit erschrecklichem Schlucksen eine Flammenzunge schießt.

Es sind dies die Fabriken, die hell werden.

Ist man über den Ort, der Klein-Flemalle heißt, hinaus, so geht es über jeden Ausdruck und wird wahrhaft großartig. Das ganze Thal scheint voll feuerspeiender Krater zu sein. Einige speien hinter dem Unterholz Wirbel scharlachrothen Dampfes, mit Funken wie mit Sternen besät aus; andere zeichnen auf einem rothen Grund die schwarze Silhouette der Dörfer; anderswo erscheinen die Flammen durch die Lücken einer Häusergruppe. Man könnte glauben, ein feindliches Heer

habe das Land durchzogen, und daß 20 geplünderte Ortschaften in dieser dunkeln Nacht den ganzen Anblick und Wechsel einer Feuersbrunst gewähren, diese brennend, andere rauchend, jene flackernd.

Dies kriegerische Schauspiel hat uns der Friede geschenkt; dies schreckliche Bild der Verwüstung ist durch die Industrie hervorgebracht. Sie haben ganz einfach die Hochöfen des Herrn Cockerill vor Augen.

Ein wilder, heftiger Lärm kommt aus diesem Chaos von Arbeitern. Ich war so neugierig, auszusteigen und mich einer dieser Höhlen zu nähern. Da habe ich in der That die Industrie bewundert. Es ist ein schönes, wunderbares Schauspiel, das Nachts von der feierlichen Trauer dieser Stunde etwas zu entlehnen scheint. Die Räder, Sägen, Kessel, Plattmühlen, Cylinder, Wagen, alle diese Ungeheuer von Kupfer, Eisenblech und Erz, die wir Maschinen nennen, und denen der Dampf ein schreckliches, fürchterliches Leben einflößt, brüllen, pfeifen, knarren, heulen, schnaufen, bellen, kläffen, zerreißen die Bronze, strecken das Eisen, zerstampfen den Granit und heulen hie und da mitten aus den schwarzen, rauchigen Arbeitern, die sie stacheln, vor Schmerz in der heißen Glut des Ofens, wie Hydern und Drachen, die von Dämonen in der Hölle gequält werden.

Lüttich ist eine dieser alten Städte, die im Begriffe sind, neu zu werden — eine beklagenswerthe, aber nothwendige Umgestaltung! — Eine dieser Städte, in denen überall die gemalten und mit Bildwerk verzierten Vorderseiten sich abhäuten und fallen, und statt ihrer weiße mit Gypsstatuen gezierte Wände sehen lassen; in denen die guten, alten, großen Schieferdächer, mit Luken, Glocken, Thürmchen und Wetterhähnen über-

laden, von irgend einem blödsinnigen Bürger, der auf seiner mit Zink belegten Terrasse den Constitutionnel liest, mit Widerwillen betrachtet, traurig einstürzen; in denen das Accisegebäude, ein griechischer Tempel mit einem Zollbeamten, dem gewölbten Thor mit Seitenthürmen und spitzem Eisengitter versehen folgt; in denen die lange Röhre der Hochöfen den sonoren Glockenthurm der Kirchen ersetzt. Die alten Städte geben Lärm von sich, die neuern Rauch.

Lüttich hat nicht mehr die ungeheure Cathedrale der Fürstbischöfe, die der erlauchte Bischof Notger um 1000 baute, und die 1795 durch einen Unbekannten zerstört wurde; aber es hat die Fabriken des Herrn Cockerill.

Lüttich hat nicht mehr sein Dominikanerkloster, ein düsteres Convent von so großem Rufe, ein edles Gebäude von so stolzer Bauart, aber es hat gerade auf demselben Platz ein Theater, geschmückt durch Säulen mit gegossenen Kapitälern, in dem man komische Opern spielt und zu welchem Fräulein Mars den ersten Stein legte.

Lüttich ist noch, im neunzehnten Jahrhundert wie im sechzehnten, die Stadt der Waffenschmiede. Es streitet mit Frankreich in Kriegs- und mit Versailles in Luxuswaffen. Die alte Stadt Sankt-Huberts aber, die ehemalige Kirche und Festung, betet und schlägt sich nicht mehr; sie kauft und verkauft. Sie ist heute ein großer industrieller Bienenkorb. Lüttich ist zu einem reichen Handelsmittelpunkt umgewandelt. Das Thal der Maas reicht seinen einen Arm nach Frankreich und den andern nach Holland: unaufhörlich nimmt es vom einen und empfängt vom andern.

Alles verschwindet in dieser Stadt, sogar seine Etymologie. Der alte Bach Legia heißt heute die Hahnenschreiquelle.

Uebrigens muß man gestehen, daß Lüttich, anmuthig auf dem grünen Rücken des Berges der heiligen Wallburga aus-

gebreitet, durch die Maas in die obere und untere Stadt getheilt, von dreizehn Brücken durchschnitten, deren einige baulichen Werth haben, soweit man sieht, rings mit Bäumen, Hügeln und Wiesen umgeben, noch genug Thürmchen, genug Giebelfaçaden mit Voluten oder Schnitzwerk, genug römische Thürme, genug Thorgewölbe wie das von Saint-Martin und von Amercoeur hat, um den Poeten und Antiquar, selbst wenn er den größten Schauer vor Manufakturen, Werkstätten und Fabriken hätte, zu entzücken.

Da es stromweise regnete, konnte ich nur vier Kirchen besuchen: — Sankt Paul, die gegenwärtige Cathedrale, mit einem edlen Schiff aus dem fünfzehnten Jahrhundert, einem daranstoßenden gothischen Kloster und einem reizenden Portal aus der Renaissance, das albern verputzt ist, und von einem Thurm überragt, der sehr schön geworden wäre, dessen Seiten aber irgend ein dummer zeitgenossischer Baumeister verstümmelt hat; eine schreckliche Behandlung, die gegenwärtig unter unsern Augen die alten Dächer unseres Rathhauses zu Paris erdulden. — Sankt Johann: ernste Façade aus dem zehnten Jahrhundert, aus einem großen viereckigen Thurm mit schieferbedeckten Spitzen bestehend, an dessen beiden Seiten sich zwei andere ebenso viereckige, niedrigere Thürme lehnen. An diese Façade schließt sich einsam der Dom oder vielmehr der Rücken einer schrecklichen Rokoko-Kirche, deren eine Thüre in ein Kloster mit Spitzbogen, das verunstaltet, gekalkt, traurig und voll hohen Gekräutes ist, geht. — Sankt Hubert, deren romanische Apside mit niedrigen halbkreisförmig gewölbten Galerien in einem vortrefflichen Styl gebaut ist. — Sankt Dionysius, eine merkwürdige Kirche aus dem zehnten Jahrhundert mit einem Thurm aus dem neunten, der im Innern deutliche Spuren einer Verwüstung und eines Brandes trägt. Er ist wahrscheinlich nach dem großen Einfall der Normannen, 882 glaub' ich, verbrannt.

Die romanischen Baumeister haben naiver Weise den Thurm in Ziegelsteinen ausgebessert und fortgebaut, indem sie ihn so ließen, wie der Brand ihn zugerichtet hatte, und die neue Mauer auf den alten verbrannten Stein setzten, so daß sich das abgeschnittene Profil der Ruine vollkommen auf dem Thurm, wie er jetzt ist, abzeichnet. Dies große rothe Stück, das den Thurm, unten wie ein Lumpen ausgezackt, umgibt, macht einen sonderbaren Eindruck.

Wie ich in die Sankt Dionysius- und Sankt Hubertskirche durch ein Labyrinth von alten und niedrigen Gassen ging, die hie und da mit Madonnen geschmückt sind, um die sich wie concentrische Reifen große Bänder von Blech voll frommer Inschriften schließen, stieß ich plötzlich auf eine weite, düstere Steinmauer, von niedrig gewölbten Fensterlöchern durchbrochen und mit jenem Ueberfluß von Rippen geschmückt, der die hintere Seite eines mittelalterlichen Palastes anzeigt. Eine dunkle Pforte bot sich mir dar, ich trat hinein und war nach wenigen Schritten in einem weiten Hofe. Dieser Thurm, von dem Niemand spricht und der berühmt sein sollte, ist der innere Hof des Palastes der Fürstbischöfe zu Lüttich. Ich habe nie ein sonderbareres, düstereres und traurigeres architektonisches Ganze gesehen. Vier hohe granitne Façaden, von vier ungeheuren Schieferdächern überragt, von vier Galerien spitzbögiger Arkaden, die sich unter dem Gewicht zu beugen und auszuweiten scheinen, getragen, schließen von allen Seiten den Blick ein. Zwei dieser Façaden, noch vollkommen erhalten, zeigen die schöne Zusammenstellung von Spitzbögen und gedrückten Gewölben, die das Ende des fünfzehnten und den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Die Fenster dieses geistlichen Palastes haben Kreuzstöcke wie die Kirchenfenster. Unglücklicher Weise sind die beiden andern Façaden, die durch den großen Brand von 1734 zerstört wurden, in dem kümmer-

lichen Styl dieser Epoche wieder aufgebaut und verderben einigermaßen den Totaleindruck. Indessen liegt in ihrer Dürftigkeit nichts, das geradezu der Strenge des alten Palastes widerstrebte. Der Bischof, der vor fünfhundert Jahren herrschte, entzog sich weise dem Muschelwerk und Geschnörkel, und man baute ihm zwei ernste, ärmliche Façaden; das ist die Eigenthümlichkeit dieser Baukunst des siebzehnten Jahrhunderts, sie kennt keinen Mittelweg: Flitterwerk oder Nacktheit; falscher Putz oder Armuth.

Die vierfache Galerie, die den Hof umgibt, ist trefflich erhalten. Ich bin rings herumgegangen. Nichts ist merkwürdiger zu studiren, als die Pfeiler, auf denen sich die Ausläufe dieser breiten gedrückten Spitzbögen stützen. Die Pfeiler sind von grauem Granit wie der ganze Palast. — Je nachdem man die eine oder andere der vier Reihen ansieht, verschwindet der Schaft des Pfeilers, unter der mit Arabesken geschmückten Ausbauschung bis auf die Hälfte seiner Länge, bald oben, bald unten. Das ist eine flamändische Caprice des sechzehnten Jahrhunderts. Was aber den Archäologen irre macht, ist, daß die auf die Ausbauschungen gemeißelten Arabesken, die naiv und grob ausgehauen sind, an dem Abacus chimärische Figuren, unmögliche Laubverschlingungen, apokalyptische Thiere, fast egyptische und hieroglyphische geflügelte Drachen enthalten, die der Kunst des elften Jahrhunderts anzugehören scheinen; um diese kurzen, dicken, buckligen Pfeiler nicht dem byzantinischen Styl zuzuschreiben, muß man bedenken, daß der erzbischöfliche Palast von Lüttich erst 1508 durch den Fürsten Ehrhardt von der Mark angefangen wurde, der zweiunddreißig Jahre regierte.

Dies ernste Gebäude ist jetzt der Justizpalast. Buchhändler- und Spielwaarenläden sind in allen Arkaden eingerichtet. Ein Gemüsemarkt wird im Hof gehalten. Man sieht die schwarzen Roben der Advokaten mitten durch Körbe voll rothen und

violetten Kohls gehen. Lustige und zankende Gruppen flamändischer Kaufleute schwatzen und streiten vor jedem Pfeiler; heftige Plaidoyers tönen aus allen Fenstern; und in diesem sonst so düstern, ernsten, schweigsamen Hofe kreuzt und vereint sich beständig das doppelte und unvertilgbare Wort des Advokaten und der Gevatterin, die Rede und das Geschwätz.

Ueber den großen Dächern des Palastes sieht man einen hohen, massiven, viereckigen Thurm aus Backsteinen. Es war früher der Glockenthurm des Fürstbischofs und ist heute das Gefängniß der Freudenmädchen, ein trauriger und kalter Gegensatz, den der voltairianische Bürger vor dreißig Jahren mit Bewußtsein gemacht hätte, während der eigennützige, positive gegenwärtige Bürger ihn in seiner Dummheit macht.

Wie ich aus dem Palast durch die große Thüre ging, konnte ich die gegenwärtige Façade betrachten, ein kaltes, ruhmrediges Werk des schrecklichen Baumeisters von 1734. Man glaubt eine Tragödie von Lagrange-Chancel in Marmor und Steinen zu sehen. Auf dem Platz vor der Façade stand ein guter Mann, der mir mit aller Gewalt Bewunderung davor einflößen wollte. Ich kehrte ihm erbarmungslos den Rücken, obwohl er mir erklärte, daß Liège im Holländischen Luik, im Deutschen Lüttich, im Lateinischen Leodium heiße.

Das Zimmer, das ich in Lüttich bewohnte, war mit Mousselinvorhängen geschmückt, auf denen nicht Blumen, sondern Melonen gestickt waren. Ich bewunderte ebenso darin prächtige Gemälde, die zur Ehre der Verbündeten unser Unglück von 1814 vorstellten und uns in unserer Sprache grausam heruntersetzten. Folgendes stand wörtlich unter einem dieser Bilder: „Schlacht von Arcis-sur-Aube den 21. März 1814. Der größte Theil der Besatzung dieses Platzes, wahrscheinlich aus der alten Garde bestehend, wurde zu Gefangenen gemacht, und die Verbündeten rückten den 2. April als Sieger in Paris ein.“

Achter Brief.

Die Ufer der Vesdre. — Verviers.

Aachen, den 4. August.

Als gestern um 9 Uhr Morgens der Eilwagen von Lüttich nach Aachen abfahren wollte, brachte ein braver wallonischer Bauer die Vorübergehenden in Aufruhr, weil er nicht auf die Imperiale steigen wollte, und mich durch sein gewaltiges Sträuben an den Bauern aus der Auvergne erinnerte, der bezahlt hatte, um im Kasten, und nicht auf der Oper zu sein. Ich bot mich an, den Platz dieses edlen Reisenden einzunehmen, stieg auf die Oper, Alles gab sich zufrieden und die Post fuhr ab.

Es kam mir gut zu Statten. Die Straße ist lustig und hübsch. Die Maas ist nicht mehr da, aber die Vesdre. Die Maas fließt über Maestricht und Roermond nach Rotterdam und ins Meer.

Die Vesdre ist ein reißender Fluß, der von Sankt Cornelius Münster, zwischen Aachen und Düren, durch Verviers und Chauffontaines bis Lüttich durch das reizendste Thal von der Welt fließt. In dieser Jahreszeit ist sie an einem schönen Tage unter heiterem Himmel bald eine Schlucht, bald ein Garten, immer aber ein Paradies. — Die Straße verläßt den Fluß keinen Augenblick. Bald ziehen sie sich zusammen durch ein glückliches Dorf, das unter Bäumen dichtgedrängt liegt, mit einer bäurischen Brücke vor jedem Hause; bald gehen sie in einer einsamen Falte des Thales an einem alten Schöppenschloß mit seinen viereckigen Thürmen, seinen hohen, spitzen Dächern, seiner großen Façade von wenigen Fenstern vorbei,

das stolz und zugleich bescheiden daliegt, wie es sich für ein Gebäude ziemt, das zwischen der Hütte des Bauern und der Burg des Edelmannes die Mitte hält. Plötzlich wird die Landschaft laut und lustig, und bei der Biegung eines Hügels sieht das Auge unter einer Gruppe Linden und Erlen, welche die Sonne durchlassen, das niedrige Haus und das große schwarze mit Tropfen übersäete Rad, das man eine Windmühle nennt.

Zwischen Chauffontaines und Verviers schien mir das Thal von virgilianischer Milde. Das Wetter war vortrefflich; reizende Kinder spielten vor deren Gärten; der Schatten der Espen und Pappeln verbreitete sich auf dem Wege; hübsche Kälber, in Gruppen zu drei und vier, lagen anmuthig im Kühlen auf den grünen Weiden. Fern von jedem Hause, allein auf einer großen, mit lebendigen Hecken eingeschlossenen Wiese graste majestätisch eine treffliche Kuh, die würdig war, von Argus bewacht zu werden. Ich hörte im Gebirge eine Flöte.

Mercurius septem mulcet arundinibus.

Von Zeit zu Zeit unterbrach der Schornstein einer Fabrik oder ein langes Stück Tuch, das neben der Straße in der Sonne trocknete, diese Eklogen.

Die Eisenbahn, die ganz Belgien von Antwerpen bis Lüttich durchzieht und bis Verviers gehen soll, wird diese Hügel zu durchgraben und diese Thäler zu durchschneiden wissen.

Diese Bahn, eine kolossale Unternehmung, wird das Gebirge an zwölf bis fünfzehn Stellen durchschneiden. Bei jedem Schritt stößt man auf Abgrabungen, Ausfüllungen von Gräben, Gerippen von Brücken und Viaducten; oder man sieht am Fuße einer ungeheuren Felsenwand einen kleinen schwarzen Ameisenhaufen damit beschäftigt, ein kleines Loch zu graben. Diese Ameisen machen ein Riesenwerk.

Hie und da, an den Stellen, wo die Löcher schon breit und tief sind, gehen plötzlich ein dichter Wind und rauher Lärm

daraus hervor. Man möchte sagen, das verwundete Gebirge schreie durch diesen Mund. Es ist die Mine, die im Gange spielt. Dann hielt die Post plötzlich an, die Arbeiter, die an einem Walle in der Nähe arbeiteten, flohen nach allen Richtungen, ein Donner bricht los, von dem Echo im Hügel lauter wiederholt, Felsstücke springen heraus und bedecken die Ebene auf allen Seiten. Es ist die Mine, die unter offenem Himmel spielt. Während dieses Halts erzählen sich die Reisenden, daß gestern durch einen dieser Blöcke, der 20,000 Pfund wog, ein Mensch getödtet und ein Baum auseinander gerissen, und daß vorgestern die Frau eines Arbeiters, die ihrem Mann den Kaffee (nicht die Suppe) brachte, auf dieselbe Weise zerschmettert worden sei. — Das störte die Idylle etwas.

Verviers, übrigens eine unbedeutende Stadt, ist in drei Viertel, die Chick-Chan, Basse-Crotte und Dardanelle heißen, getheilt. Ich sah dort einen kleinen Knaben von sechs Jahren, der ganz ernsthaft seine Pfeife rauchte und auf der Thürschwelle saß.

Als der kleine Raucher mich vorübergehen sah, fing er an zu lachen. Ich schloß daraus, daß ich ihm sehr lächerlich vorkam.

Hinter Verviers folgte die Straße der Vesdre noch bis Limburg. Limburg, diese gräfliche Stadt, diese Pastete, deren Kruste Ludwig XIV. so hart fand, ist heute nur eine abgetragene Festung, die pittoreske Krone eines Hügels.

Einen Augenblick nachher wird das Land flach, die Ebene tritt hervor, ein großes Thor öffnet seine beiden Flügel: es ist das Zollhaus; ein von oben bis unten schwarz und weiß angestrichenes Schilderhaus wird sichtbar; man ist im Lande des Königs von Preußen.

Neunter Brief.

Aachen. — Das Grab Karls des Großen.

Aachen, den 6. August.

Aachen ist für den Kranken eine warme und kalte, eisen- und schwefelhaltige Mineralquelle; für den Touristen ein Land voll von Redouten und Concerten; für den Pilger der Kasten der großen Reliquien, die man nur alle sieben Jahre sieht, Kleid der Jungfrau, Blut des Jesuskindes, Tuch, auf welchem Johannes der Täufer enthauptet wurde; für den alterthumsforschenden Chronisten eine Abtei voll edler Aebtissinnen, die unmittelbare Erbin des Mönchsklosters, das der heilige Gregor, Sohn Nicephori, Kaisers des Orients, erbaut hat; für den Jagdliebhaber das alte Thal der Eber, Porcetum, woraus man Burtscheid gemacht hat; für den Fabrikanten eine Quelle Laugenwassers, das zum Waschen der Wolle vortrefflich ist; für den Kaufmann eine Fabrik von Tuch und Kasimir, von Näh- und Stecknadeln; für den, der weder Kaufmann, noch Fabrikant, noch Jäger, noch Antiquar, noch Pilger, noch Tourist, noch Kranker ist, ist es die Stadt Karls des Großen.

Karl der Große ist in der That in Aachen geboren und gestorben. Geboren ist er in dem alten, halb römischen Palast der Frankenkönige, von dem nur noch der Thurm des Granus übrig ist, gegenwärtig mit in das Rathhaus eingemauert. Begraben ist er in der Kirche, die er zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau Fastrade 796 baute, die der Papst Leo III. 804 einweihte, und bei deren Weihe, erzählt die Sage, zwei Bischöfe von Tongres, die in Maestricht gestorben und begraben

waren, aus ihren Gräbern stiegen, um bei dieser Ceremonie die 365 Erzbischöfe und Bischöfe, welche die Tage des Jahres vorstellten, vollständig zu machen.

Diese geschichtliche und sagenreiche Kirche, die der Stadt ihren Namen gegeben, hat seit tausend Jahren viele Veränderungen erlitten.

Kaum war ich in Aachen angekommen, so ging ich in das Münster.

Ein Portal aus der Zeit Ludwigs XV., von blaugrauem Granit, mit ehernen Thoren aus dem achtzehnten Jahrhundert, an eine karolingische Mauer gelehnt, über welche römische Bogen gehen. Ueber diesen Archivolten ein schönes gothisches Stockwerk, reich an Bildhauerarbeit, an dem man die strenge Ogive des vierzehnten Jahrhunderts erkennt, und als Krone ein jämmerliches Mauerwerk von Ziegeln mit einem Schieferdach, das ungefähr zwanzig Jahre alt sein mag. Rechts vom Portal liegt ein großer Pinienapfel von römischer Bronze auf einem Pfeiler von Granit, und auf der andern Seite, auch auf einem Pfeiler, eine eherne Wölfin, ebenso alt und römisch, die den Vorübergehenden halb den offenen Rachen und die spitzen Zähne zeigt.

(Pardon, mein Freund, aber erlauben Sie mir, daß ich hier eine Klammer öffne. Dieser Pinienapfel hat seine Bedeutung und auch die Wölfin, oder der Wolf, denn ich habe nicht genau das Geschlecht dieser ehernen Bestie ermitteln können. Hören Sie, was sich die alten Spinnerinnen hier davon erzählen:

Vor langer, langer Zeit wollten die von Aachen eine Kirche bauen. Sie legten zusammen und man fing an. Man grub den Grund aus, zog die Mauern, fing das Gerüst an, und sechs Monate lang war ein betäubender Lärm von Sägen, Hämmern und Beilen. Nach Verlauf der sechs Monate fehlte das Geld.

Man sprach die Pilger an und stellte ein messingenes Becken vor die Kirchenthüre. Aber kaum fielen einige Heller und Kreuzpfennige hinein. Was war nun zu machen? Der Rath versammelte sich, suchte, sprach, gab an, berieth sich. Die Arbeiter verweigerten die Arbeit, und Gras und Dornen, Epheu und alle die unverschämten Trümmerpflanzen bemächtigten sich schon der neuen Steine des verlassenen Gebäudes. Sollte man die Kirche so lassen? Der wohlweise Rath und der Bürgermeister waren ganz niedergeschlagen.

Wie sie Rath pflegen, kommt ein Jemand herein, ein Fremder, ein Unbekannter, von hohem Wuchs und schmuckem Gesicht.

— Guten Tag, ihr Bürger. Um was handelt es sich denn? Ihr seid ja ganz niedergeschlagen? Liegt euch eure Kirche am Herzen? Wißt ihr nicht, wie ihr sie fertig bringen sollt? Man sagt, euch fehle Geld?

— Fremdling, spricht der Rath, geh zum Teufel. Wir brauchen eine Million.

— Da ist sie, sagt der Edelmann; und ein Fenster öffnend, zeigt er dem Bürgermeister einen großen Wagen, der auf dem Platz vor dem Rathhausthor hält. Der Wagen war mit zehn Joch Rindern bespannt und von zwanzig afrikanischen Negern bewacht, die bis an die Zähne bewaffnet waren.

Einer der Bürgermeister steigt mit dem Edelmann hinab, nimmt aufs Gerathewohl einen der Säcke, womit der Wagen bepackt ist, und beide, der Fremde und der Bürgermeister, steigen wieder hinauf. Man schüttelte den Beutel vor dem Rath aus; er war wirklich voll Gold.

Der Rath machte große Augen und sagte zum Fremden:

— Wer seid Ihr, mein edler Herr?

— Meine lieben Dummköpfe, ich bin einer, der Geld hat. Was wollt ihr mehr? Ich wohne im Schwarzwalde, dicht bei

Wildsee, nicht weit von den Ruinen von Heidenstadt, der alten Stadt der Heiden. Ich habe Gold- und Silberminen und Nachts wühle ich mit meinen Händen Haufen von Karfunkeln auf. Aber ich habe einfache Bedürfnisse, ich langweile mich, ich bin melancholisch, ich bringe meine Tage damit zu, daß ich in dem durchsichtigen See die Fische spielen sehe und in den Felsen die Eidechsen betrachte. Darum still mit euren Fragen und eurem eitlen Geschwätz. Ich habe meinen Gürtel losgeschnallt, macht euch das zu Nutze. Da ist eure Million, wollt ihr sie?

— Meiner Treu, ja! sprach der Rath. Wir bauen unsere Kirche zu Ende.

— Gut, nehmt es; aber unter einer Bedingung.

— Unter welcher, mein edler Herr?

— Baut eure Kirche zu Ende, ihr Bürger, nehmt den ganzen Haufen, aber versprecht mir dagegen die erste beste Seele, die in eure Kirche treten und an dem Tage, wo die Glocken die Einweihung verkünden, über ihre Schwelle schreiten wird.

— Ihr seid der Teufel, rief der Rath.

— Ihr seid Dummköpfe, antwortete Urian.

Die Bürgermeister fingen an Sätze zu machen und bekreuzten sich voll Schrecken. Da Urian aber ein guter Teufel war und lachen mußte, so daß er sich den Bauch hielt, auch sein ganz neues Gold klingen ließ, so beruhigten sie sich und man unterhandelte. Der Teufel ist schlau, deßhalb ist er ja der Teufel. — Genau genommen, sagte er, verliere ich bei dem Handel. Ihr sollt eure Million und eure Kirche haben, ich will nur eine Seele. Und welche Seele mit eurer Erlaubniß? Die erste beste, eine zufällige Seele. Irgend ein schlechter Scheinheiliger, der den Frommen spielen und aus falschem Eifer zuerst hinein treten will! Meine lieben Bürger, eure Kirche hat

ein gutes Ansehen. Der Riß gefällt mir. Das Gebäude wird schön werden, glaub' ich. Ich sehe mit Vergnügen, daß euer Baumeister das spitze Trompetengewölbe dem von Montpellier vorgezogen hat. Ich hasse die hängenden Gewölbe mit breiter Fläche und runden Trägern, aber ich hätte doch ein schräges, gleich breites Kreuzgewölbe vorgezogen. Freilich hat er dort eine rundgewölbte Thüre gemacht, aber ich weiß nicht, ob er die Dicke des Streckſteines wohl beachtet hat. — Wie heißt euer Baumeister, ihr Dummköpfe? — Sagt ihm von mir, daß er, wenn er die Thüre in einen runden Thurm recht machen will, vier Stücke haben muß; es wäre Schade, wenn diese da bliebe. — Er muß die Kirche zu Ende bauen, drum frisch, Gevatter, die Million für euch, die Seele für mich. Gilt's?

So sprach Herr Urian. — Am Ende, sagten die Bürger, sind wir noch glücklich, daß er mit einer Seele zufrieden ist. Er könnte, wenn er etwas genauer zusähe, sie recht gut alle in dieser Stadt nehmen.

Der Handel wurde abgeschlossen, die Million eingeseckelt, Urian verschwand in einer Klappe, aus der eine kleine blaue Flamme herausschlug, wie es sich gebührt, und zwei Jahre nachher war die Kirche gebaut.

Es versteht sich von selbst, daß alle Rathsherren geschworen hatten, die Sache Niemand zu erzählen, und es versteht sich von selbst, daß es am selben Abend jeder von ihnen seiner Frau erzählt hatte. Das ist ein Gesetz, kein Gesetz, das die Rathsherren gemacht haben, aber eins, das sie halten. Als nun die Kirche fertig war, und die ganze Stadt, Dank den Weibern der Rathsherren, das Geheimniß wußte, wollte Niemand zuerst in die Kirche gehen.

Eine neue Verlegenheit, ebenso groß wie die erste. Die Kirche ist gebaut, aber Niemand will einen Fuß hineinsetzen; die Kirche ist fertig, aber leer, und wozu nützt eine leere

Kirche? — Der Rath versammelt sich, er findet nichts. — Man ruft den Bischof von Tongres, er findet nichts. — Man ruft die Domherren des Kapitels, sie erdenken nichts. — Man ruft die Mönche aus dem Kloster. — Alle Wetter, sagte ein Mönch, ich denke, meine edlen Herren, ihr werdet nicht viel Federlesens machen. Ihr seid Urian die erste Seele schuldig, die durch die Kirchenthüre gehen wird. Wie aber die Seele sein soll, ist nicht festgesetzt. Urian ist nur ein Narr, sag' ich euch. Meine edlen Herren, nach einem langen Kampf hat man diesen Morgen im Thal von Burtscheid einen Wolf lebendig gefangen. Diesen Wolf laßt zuerst in die Kirche hinein, Urian muß damit wohl zufrieden sein. Es ist zwar nur eine Wolfsseele, aber es ist doch die erste beste Seele.

— Bravo! rief der Rath. Der Mönch ist klug.

Den andern Morgen läuteten die Glocken seit der Frühe. Wie? sagten die Bürger, soll heute die Kirche eingeweiht werden? Aber wer wird denn zuerst hineingehen wollen? Ich gewiß nicht. Ich auch nicht. Ich auch nicht. Ich auch nicht. — Sie liefen in Menge herbei. Der Rath und das Kapitel standen vor dem Portal. Plötzlich führte man den Wolf in einem Käfig herbei, und auf ein bestimmtes Zeichen öffnete man zugleich die Thüre des Käfigs und die Thüre der Kirche. Der durch die Menge erschreckte Wolf sieht die Kirche leer und stürzt sich hinein. Urian erwartete ihn mit offenem Rachen und wollüstig geschlossenen Augen. Man denke, wie wüthend er war, als er merkte, daß er einen Wolf verschlang. Er stieß ein fürchterliches Geheul aus und flog lange Zeit unter den hohen Bögen der Kirche mit Sturmgebraus einher. Dann ging er vor Zorn rasend hinaus, und gab beim Fortgehen der großen ehernen Thüre einen solchen Fußtritt, daß sie von oben bis unten barst. — Man zeigt diesen Riß noch heute.

Deßhalb, fügen die guten Alten hinzu, steht links von

der Kirchenthüre die eherne Statue des Wolfs, und rechts ein Pinienapfel, der die arme Seele vorstellt, die Urian in seiner Dummheit fraß.

Ich verlasse die Sage und komme auf die Kirche zurück. Ich muß Ihnen übrigens sagen, daß ich auf der Thüre den berühmten Spalt von dem Fuß des Teufels gesucht und nicht gefunden habe. Jetzt schließe ich die Klammer.)

Wenn man also zur Kapelle durch das gothische Portal tritt, so vermischen sich das Römische, Romanische, Gothische, Rokoko und Moderne, und bauen sich eins über das andere an dieser Façade, aber ohne Einheit, ohne Nothwendigkeit, ohne Ordnung und deßhalb ohne Großartigkeit.

Kommt man zur Kapelle durch die Haube des Chors, so ist der Eindruck ein ganz anderer. Die hohe Apside des vierzehnten Jahrhunderts erscheint in ihrer ganzen Kühnheit und Schönheit mit dem verständigen Winkel ihres Daches, der reichen Arbeit ihrer Balustraden, der Mannigfaltigkeit ihrer Dachrinnenköpfe, der düstern Farbe ihres Steines und der glasartigen Durchsichtigkeit ihrer ungeheuern Lanzetten, an deren Fuß die zwischen die Strebemauern gedrängten zweistöckigen Häuser fast unsichtbar erscheinen.

Indessen ist auch noch von da der Anblick der Kirche, wie imposant er auch sei, bastardartig und widersprechend. Zwischen der Apside und dem Portal, in einer Art von Loch, worin alle Linien des Gebäudes sich versenken, verbirgt sich, mit der Façade kaum durch eine hübsch gearbeitete Brücke aus dem vierzehnten Jahrhundert verbunden, der byzantinische Dom mit dreieckigen Giebeln, den Otto III. im zehnten Jahrhundert über dem Grabe Karls d. Gr. erbauen ließ.

Die beworfene Façade, der versteckte Dom, die gebrochene Apside — das ist das Münster zu Aachen. Der Baumeister von 1353 wollte in seiner wunderbaren Kapelle die Kirche

Karls d. Gr., die 882 von den Normannen zerstört war, und den Dom Otto's III., der 1236 abgebrannt war, vereinigen. Ein System niedriger Kapellen, an die Basis der großen Centralkapelle geknüpft, mußte das ganze Gebäude in seinen Gliederungen umfassen. Schon waren zwei dieser Kapellen, die noch vorhanden und vortrefflich sind, erbaut, als der Brand von 1366 eintrat. Diese mächtige architektonische Pflanze ist da stehen geblieben. Sonderbar, das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert haben nichts für die Kirche gethan, das achtzehnte und neunzehnte haben sie verdorben.

Indeß muß man gestehen, daß das Münster in Aachen, im Ganzen und wie es ist genommen, Masse und Großartigkeit hat. Nach einigen Augenblicken der Betrachtung strömt eine eigenthümliche Majestät von diesem seltenen Gebäude, das, wie das Werk Karls d. Gr. selbst, unvollendet geblieben und aus Architekturen zusammengesetzt ist, aus denen alle Style sprechen, wie sein Reich aus Nationen zusammengesetzt war, die alle Sprachen redeten.

Genau genommen liegt für den Denker, der es von Außen betrachtet, eine seltsame und tiefe Uebereinstimmung zwischen dem großen Mann und dem großen Grabe darin.

Ich war ungeduldig hineinzutreten.

Nachdem ich durch das Gewölbe des Porticus gegangen war und die alten ehernen Thüren, die in der Mitte mit einem Löwenkopf geziert und in Vierecke getheilt sind, um mit den Querbalken übereinzustimmen, hinter mir gelassen hatte, stieß mein Auge zuerst auf eine weiße zweistöckige Rotunde, die ihr Licht von oben erhält, und in der sich alle koketten Phantasien der schnörkelhaften Baukunst zeigen. Als ich dann meinen Blick auf die Erde senkte, bemerkte ich mitten im Pflaster dieser Rotunde, bei dem bleichen Licht, das durch die weißen Fenster fiel, eine große schwarze Marmorplatte, von den Füßen der

Darüberschreitenden ausgetreten, mit der Inschrift in kupfernen Buchstaben:

CAROLO MAGNO.

Nichts ist überraschender und merkwürdiger, als diese Rokokokapelle, die ihre curtisanenhaften Reize um den großen karolingischen Namen breitet. Engel, die Liebesgöttern ähnlich sehen, Palmen, die Federbüschen gleichen, Blumenguirlanden und Schleifen hat der Pompadourgeschmack unter dem Dom Otto's III. und über dem Grabe Karls d. Gr. angebracht.

Das Einzige, was des großen Mannes und Ortes in dieser indecenten Kapelle würdig ist, ist eine ungeheure runde Lampe mit 48 Armen und ungefähr 12 Fuß Durchmesser, die Friedrich Barbarossa im zwölften Jahrhundert Karl dem Gr. schenkte. Diese Lampe von Kupfer und vergoldetem Silber hat die Form einer Kaiserkrone; sie hängt an dem Gewölbe über der schwarzen Marmorplatte an einer großen eisernen Kette von 90 Fuß Länge.

Die schwarze Platte ist ungefähr neun Fuß lang und sieben breit.

Uebrigens ist es klar, daß Karl d. Gr. hier kein anderes Monument hatte; nichts kündet ihn an, als der schwarze Stein, der mit einem schmalen Kupferrande eingefaßt und von weißem Marmor umgeben ist, wenn dieser alt ist. Die Buchstaben **Carolo Magno** sind höchstens 100 Jahre alt.

Karl d. Gr. liegt nicht mehr unter diesem Stein. Friedrich Barbarossa, dessen Lampenkrone, so schön sie auch ist, das Sacrilegium nicht wieder gut macht, ließ den großen Kaiser 1166 ausgraben. Die Kirche hat das kaiserliche Skelett genommen und es wie einen Heiligen zerstückt, um aus jedem Knochen eine Reliquie zu machen. In der benachbarten Sakristei zeigt sie ein Vicar den Fremden, und ich habe für einen Thaler, den festen Preis, den Arm Karls d. Gr. gesehen, diesen Arm, der die Weltkugel getragen, dies ehrwürdige Gebein, das auf seiner

vertrockneten Haut die für einige Heller von einem Schreiber des zwölften Jahrhunderts verfertigte Inschrift hat: **Brachium sancti Caroli magni.** Nach dem Arm sah ich den Schädel, diesen Schädel, der das Modell eines ganz neuen Europa's war, und auf den ein Küster mit dem Nagel klopft.

Diese Sachen sind in einem Schrank.

Ein Schrank von grau gemaltem Holz mit goldenen Rändern, oben mit einigen von den Engeln, die Liebesgöttern gleichen, und von denen ich oben sprach, geschmückt, ist jetzt das Grab dieses Karl, der durch zehn Jahrhunderte zu uns strahlt, und der aus dieser Welt, nachdem er sie in seinen Namen eingehüllt, nur zu einer doppelten Unsterblichkeit gegangen, in den zwei Wörtern **sanctus**, **magnus**, groß und heilig, den beiden erhabensten Beiwörtern, womit Himmel und Erde ein menschliches Haupt krönen können!

Etwas, das auffällt, ist die Größe dieses Schädels und Arms, **grandia ossa.** Karl der Große war einer der seltenen Männer, die in jeder Beziehung große Männer sind. Der Sohn Pipins des Kleinen war Riese an Körper wie an Geist. Er hatte siebenmal die Länge seines Fußes, der zum Maß geworden ist. Es ist dieser Königsfuß, dieser Fuß Karls des Gr., den wir jetzt einfältig durch das **mètre** ersetzen, indem wir auf einmal die Geschichte, die Poesie und die Sprache ich weiß nicht welcher Erfindung opfern, ohne die das menschliche Geschlecht 6000 Jahre fertig geworden ist, und die man das Decimalsystem nennt.

Das Oeffnen dieses Schrankes blendet einigermaßen, so reich ist er an Goldarbeit. Die Flügel sind im Innern mit Malerei auf Goldgrund bedeckt, unter denen ich acht vortreffliche Stücke bemerkte, die augenscheinlich von Albrecht Dürer sind. Außer dem Schädel und Arm enthält der Schrank: das Horn Karls des Gr., ein ungeheurer Elephantenzahn, der aus-

gehöhlt und unten künstlich geschnitzt ist; das Kreuz Karls d. Gr., ein Edelstein, in dem ein Stück vom ächten Kreuz befestigt ist, und das der Kaiser im Grabe um den Hals trug; ein reizendes Reliquienkästchen der Renaissance, ein Geschenk Karls V., das im letzten Jahrhundert durch einen geschmacklosen Zusatz verderbt worden ist; die 14 mit byzantinischen Sculpturen bedeckten Goldplatten, die den marmornen Stuhl des großen Kaisers schmückten; ein Reliquienkästchen von Philipp II., das den Dom zu Mailand darstellt; den Strick, womit Jesus während der Geißelung gebunden wurde; ein Stück Schwamm, in den Essig getaucht, mit dem man ihn am Kreuz tränkte; endlich den geflochtenen Gürtel der hl. Jungfrau und den kupfernen Jesu Christi. Dieser kleine um sich selbst gewundene Riemen, ähnlich einer Kinderpeitsche, hat drei Kaisern gehört; von Constantin, der ihn unter sein Sigillum setzte, das noch vorhanden ist, und das ich gesehen habe, fiel er in die Hände Harun al Raschids, der ihn Karl dem Gr. schenkte.

Alle diese ehrwürdigen Gegenstände sind in vortreffliche gothische und byzantinische Kästchen eingeschlossen, die ebenso viele Kapellen, Thürme und kleine Cathedralen von massivem Golde vorstellen, an denen Saphire, Smaragde und Diamanten die Stelle der Fenster vertreten.

Mitten unter diesen unzähligen Kleinigkeiten, die auf den beiden Borten des Schrankes aufgestellt sind, erheben sich, wie zwei Gebirge von Gold und Edelsteinen, zwei große Reliquienkasten, von ungeheurem Werth und wunderbarer Schönheit. Der erste und älteste ist byzantinisch, mit großen Nischen, in denen sechzehn Kaiser, die Krone auf dem Kopfe, sitzen; er enthält die übrigen Gebeine Karls d. Gr. und wird nie geöffnet. Der andere ist aus dem zwölften Jahrhundert, von Friedrich Barbarossa der Kirche geschenkt; er enthält die berühmten großen Reliquien, von denen ich im Anfang des

Briefes sprach, und wird nur alle sieben Jahre geöffnet. Eine einzige solche Oeffnung zog 1496 142,000 Pilger herbei, und brachte in 14 Tagen 80,000 Goldgulden ein.

Dieser Reliquienkasten hat nur einen Schlüssel. Er ist in zwei Stücke gebrochen, von denen eins das Kapitel, das andere der Magistrat der Stadt hat. Bisweilen öffnet man ihn bei außerordentlichen Gelegenheiten, doch bloß für gekrönte Häupter. Der gegenwärtige König von Preußen forderte, als er noch Kronprinz war, die Oeffnung. Sie wurde ihm abgeschlagen.

In einem kleinen Schrank, der an den großen stößt, habe ich in vergoldetem Silber die genaue Kopie der germanischen Krone Karls des Großen gesehen. Die karolingische deutsche Krone, oben mit einem Kreuz, mit Steinen und Kameen bedeckt, besteht nur aus einem mit Blumen geschmückten Reif, der um den Kopf geht, und einem Halbkreis von der Stirn nach dem Genick mit einer leichten Biegung, wie die venetianische Herzogskrone. Jetzt ist von den drei Kronen, die Karl der Große vor zehn Jahrhunderten als Kaiser von Deutschland, König von Frankreich und König der Lombardei getragen hat, die erste, die Kaiserkrone, in Wien; die zweite, die französische Krone, in Reims; die dritte, die eiserne Krone, in Mailand. *

Beim Herausgehen aus der Sakristei vertraute mich der Küster dem Thürhüter an, der vor mir her durch die Kirche zu laufen begann und mir von Zeit zu Zeit schwarze Schränke öffnete, aus denen plötzlich Herrlichkeiten hervorleuchteten. So entkleidet sich die Kanzel, die ganz wie eine Dorfkanzel aussieht, ihres häßlichen Gewandes von rothem Holz und erscheint plötzlich als ein prächtiger rother Thurm. Es ist eine Kanzel von Ciseleur- und Goldarbeit, die Kaiser Heinrich II. der Kapelle schenkte. Byzantinisches, tief geschnitztes Elfenbein, eine

* In Monza bei Mailand.

Schale aus Bergkrystall mit Unterschüssel, ein ungeheurer Onyx von neun Zoll Länge sind in diesen goldenen Harnisch eingefügt, der den Priester, welcher im Namen Gottes spricht, umgibt, und dessen vordere Seite Karl den Großen vorstellt, der das Münster zu Aachen in der Hand trägt.

Diese Kanzel steht in dem Winkel des Chors, den die wunderbare Apside von 1353 einnimmt. Alle gemalte Fenster sind verschwunden. Die Lanzetten sind weiß von oben bis unten. Das reiche Grab Otto's III., des Gründers dieses Doms, das 1794 zerstört wurde, ist durch einen platten Stein ersetzt, der die Stelle am Eingang des Chors angibt. Eine Orgel, ein Geschenk der Kaiserin Josephine, setzt neben das herrliche Gewölbe des vierzehnten Jahrhunderts den schlechten Styl von 1804. Gewölbe, Pfeiler, Kapitäler, Säulen, Statuen, der ganze Chor ist gekalkt.

Mitten in dieser geschändeten Apside, zürnt und sträubt sich mit offenem Schnabel, sprühendem Auge und halbausgebreiteten Schwingen, der eherne Adler Otto's III., der zum Chorpult umgewandelt und ganz ärgerlich ist, daß er das Gesangbuch tragen muß, er, der die Weltkugel unter seinen Füßen hat.

Man hätte doch diesen Adler respektiren sollen. Als Napoleon die Kapelle besuchte, fügte man der Weltkugel, die der Adler Otto's III. in seinen Klauen hat, den Blitz hinzu, den ich noch heute zu beiden Seiten der kaiserlichen Kugel gesehen habe.

Der Thürhüter schraubt auf Verlangen der Neugierigen diesen Donner los.

Auf dem Rücken dieses Adlers hatte der Bildhauer des zehnten Jahrhunderts, wie durch ein trauriges, ironisches Vorgefühl bestimmt, eine eherne Fledermaus mit menschlichem Gesicht angebracht, die dort wie festgenagelt ist und auf die jetzt das Gesangbuch gelegt wird.

Rechts von dem Altar ist das Herz des Antonius Berdolet eingemauert, des ersten und letzten Erzbischofs von Aachen. Denn diese Kirche hat nur einen Bischof gehabt, den Napoleon ernannte und den seine Grabschrift als **primus Aquisgranensis episcopus** bezeichnet. Gegenwärtig, wie ehemals, wird die Kapelle von einem Kapitel verwaltet, an dessen Spitze ein Dechant mit dem Titel Domprobst steht.

In einem düstern Saal der Kapelle öffnete mir der Thürhüter noch einen Schrank. Es ist ein prächtiger römischer Sarg von weißem Marmor, auf dessen vorderer Seite mit dem kunstgerechten Meißel der Raub der Proserpina eingegraben ist. Ich habe lange dies Basrelief, das 2000 Jahre alt ist, betrachtet. Am äußersten Ende der Composition ziehen vier wüthende Pferde, zugleich infernalisch und göttlich, von Mercur gezügelt, nach einem offenen Abgrund einen Wagen, auf dem Proserpina, von Pluto gefaßt, verzweiflungsvoll kämpft und sich windet. Die starke Hand des Gottes drückt den halbnackten Busen des Mädchens, das sich hinten zurückwendet, und deren zerzauster Kopf auf die aufrechtsitzende, unbewegliche Figur der behelmten Minerva sieht. Pluto entführt Proserpina, der Minerva als Rathgeberin etwas leise ins Ohr sagt, der lächelnde Liebesgott sitzt zwischen den kolossalen Beinen Pluto's auf dem Wagen. Hinter Proserpina tobt in den kühnsten und stolzesten Linien die Schaar der Nymphen und Furien; die Gefährtinnen der Proserpina suchen den mit zwei geflügelten, feuerspeienden Drachen bespannten Wagen, der wie ein Bedientenwagen aussieht, aufzuhalten. Eine der jungen Göttinnen, die einen Drachen keck an den Flügeln angefaßt hat, macht ihn vor Schmerz schreien. Dies Basrelief ist ein Gedicht. Es ist eine heftige, kräftige, übertreibende, prächtige, etwas emphatische Sculptur, wie man sie im heidnischen Rom machte und wie Rubens sie gemacht hätte.

Dieser Sarg war, ehe er der Sarcophag Karls des Großen wurde, der Sarcophag Augusts gewesen, wie man sagt.

Endlich führte mich mein Führer auf einer engen düstern Treppe, die seit zehn Jahrhunderten viele Kaiser, viele Könige, viele berühmte Reisenden hinangestiegen sind, auf die Galerie, die den ersten Stock der Rotunde bildet und die man das Hochmünster heißt.

Da habe ich unter einem Ueberzug von Holz, den er halb hob und der nur für gekrönte Besucher ganz fällt, den steinernen Stuhl Karls des Großen gesehen. — Er ist niedrig, breit, mit runder Rücklehne, aus vier Wänden von nacktem weißem Marmor ohne Bildhauerarbeit, die durch eherne Klammern zusammenhängen, hat als Sitz ein eichenes Brett mit einem Polster von rothem Sammt bedeckt, und steht auf sechs Stufen, deren zwei von Granit und vier von weißem Marmor sind.

Auf diesem Stuhl, der mit den vierzehn byzantinischen Platten bedeckt war, von denen ich Ihnen so eben erzählte, saß der Kaiser Karl, oben auf einer steinernen Estrade, zu der die vier Stufen von weißem Marmor führten, die Krone auf dem Haupt, die Weltkugel in einer Hand, das Scepter in der andern, das deutsche Schwert an der Seite, den Kaisermantel um die Schultern, das Kreuz Jesu Christi am Halse, die Füße auf den Sarcophag Augusts stellend. Er blieb in diesem Dunkel, auf diesem Throne und in dieser Stellung 302 Jahre von 814—1166.

1166 also ging Friedrich Barbarossa, der einen Stuhl für seine Krönung haben wollte, in dies Grab, dessen monumentale Form keine Ueberlieferung bewahrt hat und zu dem die beiden bronzenen Thüren gehören, die heute in das Portal gefügt sind. Barbarossa war selbst ein berühmter Fürst und tapferer Ritter. Es mußte ein sonderbarer und fürchterlicher Augenblick sein, als dieser gekrönte Mensch sich diesem eben-

falls gekrönten Leichnam gegenüber befand; der eine in der ganzen Majestät der Herrschaft, der andere in der ganzen Majestät des Todes; der Krieger besiegte die Schatten, der Lebendige entsetzte den Todten. Die Kapelle behielt das Skelette; Barbarossa nahm den marmornen Stuhl; und aus diesem Stuhl, auf dem das Nichts Karl des Großen gesessen hatte, machte er den Thron, auf dem vier Jahrhunderte die Größe der Kaiser saß.

In der That sind sechsunddreißig Kaiser, Barbarossa mit einbegriffen, auf diesem Stuhl in dem Hochmünster von Aachen gesalbt und gekrönt worden. Ferdinand I. war der letzte, Karl V. der vorletzte. — Seitdem wurden die deutschen Kaiser in Frankfurt gekrönt.

Ich konnte mich von diesem so einfachen und so großen Stuhl nicht trennen. Ich betrachtete diese vier Marmorstufen, von dem Fuß dieser sechsunddreißig Kaiser zertreten, die ihr herrliches Strahlen dort hatten auflodern sehen, und die selbst wieder erloschen waren. Zahllose Gedanken und Erinnerungen wurden in mir geweckt. Ich rief mir ins Gedächtniß zurück, daß der Schänder dieses Grabes, Friedrich Barbarossa, als Greis zum zweiten oder dritten Mal das Kreuz nehmen wollte und in den Orient zog. Dort kam er eines schönen Tags an einen Fluß mit Namen Cydnus. Er war warm und bekam Lust, sich zu baden. Der Mann, der Karl den Großen profanirt hatte, konnte auch Alexander vergessen. Er ging in den Fluß, dessen eiskaltes Wasser ihn packte. Alexander, der Jüngling, mußte darin sterben; — Barbarossa, der Greis, starb darin. *

* Die Sache wird von den Geschichtschreibern auf verschiedene Weise erzählt. Nach andern Chronisten ertrank der erlauchte Kaiser Friedrich II., als er mit Gewalt den Cydnus oder Cyrocadnus [†] durchschreiten wollte,

[†] Hugo irrt sich! Friedrich I. und Callocadnus wollte er sagen.

Ich zweifle nicht, daß einst ein König oder Kaiser einen frommen Gedanken haben wird. Man wird Karl den Großen aus dem Schrank, in den ihn die Sakristane gelegt haben, nehmen und wieder in sein Grab legen. Man wird fromm Alles, was von dem großen Skelett noch übrig ist, sammeln. Man wird ihm seine byzantinische Nische, seine ehernen Thüren, seinen römischen Sarcophag, seinen marmornen Stuhl auf der Estrade von Stein und mit den vierzehn goldenen Platten geschmückt, wiedergeben. Man wird ihm das karolingische Diadem aufs Haupt setzen, den Reichsapfel in die Hand geben, den goldenen Mantel um die Schultern hängen. Der eherne Adler wird stolz wieder seinen Platz zu den Füßen des Herrn der Welt einnehmen. Um die Estrade wird man alle die gold- und diamantgeschmückten Reliquienkasten als Hausrath der letzten königlichen Kammer setzen; und dann — weil die Kirche will, daß man ihre Heiligen in der Gestalt betrachte, die ihnen der Tod gegeben hat — wird der Wanderer durch ein enges Fenster, das in die Dicke der Mauer gehauen und mit eisernen Kreuzstäben versehen ist, bei dem Scheine einer Ampel, die im Grabgewölbe hängt, knieend auf diesem weißen Marmor, den kein menschlicher Fuß mehr betritt, auf einem marmornen mit Gold geschmückten Stuhl, die Weltkugel in der Hand, in unbestimmten Formen in der Dunkelheit den kaiserlichen Schatten glänzen sehen, der Karl der Große war.

Es wird eine große Erscheinung für Jeden sein, der einen

mitten im Fluß von einem Pfeil der Sarazenen getroffen. Nach der Sage ertrank er nicht; er verschwand, wurde nach den Einen von Hirten, nach den Andern von Feen gerettet und durch ein Wunder von Syrien nach Deutschland gebracht, wo er in der berühmten Grotte zu Kaiserslautern Buße that, wenn man den rheinischen Erzählungen, oder in der Höhle des Kyffhäuser Bergs, wenn man den württembergischen [†] Ueberlieferungen glauben will.

[†] Sächsischen. A. d. U.

Blick in diese Nische wagt, und Jeder wird einen großen Eindruck mitnehmen. Von allen Enden der Erde werden alle Denker kommen. Karl, Pipins Sohn, ist in der That eines dieser vollständigen Wesen, welche die Menschheit mit vier Gesichtern betrachten. Für die Geschichte ist er ein großer Mann, wie Augustus und Sesostris; für die Sage ist er ein Paladin, wie Roland, ein Zauberer, wie Merlin; für die Kirche ein Heiliger, wie Hieronymus und Petrus; für die Philosophie die Civilisation selbst, die sich personificirt, die sich alle tausend Jahre zum Riesen macht, um irgend einen tiefen Abgrund, Bürgerkriege, Barbarei, Revolutionen, zu durchschreiten, und die sich dann bald Cäsar, bald Karl den Großen, bald Napoleon nennt.

1804, als Bonaparte Napoleon wurde, besuchte er Aachen. Josephine, die ihn begleitete, hatte den Einfall, sich auf den marmornen Stuhl zu setzen. Der Kaiser, der aus Ehrfurcht seine große Uniform angezogen hatte, ließ diese Kreolin ihr Wesen treiben. Er blieb unbeweglich, aufrecht, schweigend und baarhaupt vor dem Stuhl Karls des Großen stehen.

Sonderbar, da fällt mir ein, 814 starb Karl der Große. 1000 Jahre später, gewissermaßen zur selben Stunde, fiel Napoleon.

In demselben unglücklichen Jahr 1814 besuchten die verbündeten Monarchen den Schatten Karls des Großen. Alexander von Rußland hatte wie Napoleon seine große Uniform angezogen; Friedrich Wilhelm von Preußen trug gewöhnliche Uniform; Franz von Oesterreich war im Ueberrock und runden Hut. Der König von Preußen stieg auf die beiden Marmorstufen und ließ sich von dem Probst die Einzelheiten bei der Krönung der deutschen Kaiser erzählen. Die beiden Kaiser beobachteten Stillschweigen.

Heute sind Napoleon, Josephine, Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz todt.

Mein Führer, der mir alle diese Details erzählte, war ein alter französischer Soldat von Austerlitz und Jena, der seitdem in Aachen wohnte und durch den großen Congreß von 1815 preußisch geworden war. Jetzt trug er das Bandelier und die Hellebarde dem Kapitel bei Festlichkeiten vor. Ich bewunderte die Vorsehung, die in den kleinsten Sachen deutlich wird. Dieser Mensch, der den Fremden von Karl dem Großen erzählt, ist voll von Napoleon. Daher liegt ohne sein Wissen eine gewisse Größe in seinen Worten. Die Thränen traten ihm in die Augen, als er mir von seinen alten Schlachten, seinen alten Kameraden, seinem alten Oberst erzählte. Mit Begeisterung unterhielt er sich mit mir über den Marschall Soult, den Oberst Graindorge und, ohne zu wissen, wie der Name mich interessirte, den General Hugo. Er hatte mich als Franzosen erkannt und ich werde nie vergessen, mit welcher einfachen, tiefen Feierlichkeit er mir beim Fortgehen sagte: „Sie können erzählen, daß Sie in Aachen einen Sapeur des sechsunddreißigsten Regiments als Schweizer im Dom angetroffen haben.“

Ein ander Mal sagte er: „Wie ich da bin, gehöre ich drei Nationen an; ich bin Preuße durch Zufall, Schweizer durch mein Gewerbe, Franzose durch mein Herz.“

Als ich Aachen verließ, war ich von einem einzigen Gedanken so eingenommen, daß ich einige Schritte von der Kirche eine in der That sehr schöne Façade kaum betrachtete; sie war aus dem vierzehnten Jahrhundert und mit sieben stolzen Kaiserstatuen geschmückt, durch die man heute ich weiß nicht in welche Kloake geht. In diesem Augenblicke wurde ich zerstreut. Zwei Fremde kamen wie ich aus der Kapelle, in der mein alter Soldat sie wahrscheinlich einige Minuten herumgeführt hatte; da sie laut lachten, wandte ich mich um. Ich erkannte zwei Reisende darin, deren Aeltester am Morgen seinen Namen vor

mir in das Fremdenbuch des Hôtel de l'Empereur eingeschrieben hatte, den Grafen von A—, einen der ältesten und edelsten Namen der Provinz Artois. Sie sprachen laut.

— Was das für Namen sind! sagten sie, es hat der Revolution bedurft, um diese Namen hervorzubringen. Der Kapitän Lasoupe! der Oberst Graindorge! Woher kommt das? — Es waren die Namen des Kapitäns und Obersten meines alten Schweizers, der ihnen augenscheinlich dasselbe wie mir erzählt hatte. — Ich konnte nicht umhin, ihnen zu antworten: — Ich will es Ihnen sagen, meine Herren, woher es kommt. Der Oberst Graindorge war der Urneffe des Marschalls de Lorge, des Schwiegervaters des Herzogs von Saint-Simon; und was den Kapitän Lasoupe betrifft, so setze ich irgend eine Verwandtschaft mit dem Herzog von Bouillon, dem Oheim des Churfürsten von der Pfalz, voraus.

Einige Augenblicke nachher war ich auf dem Rathhausplatz, wohin ich eilte.

Das Rathhaus in Aachen ist, wie das Münster, aus fünf bis sechs andern Gebäuden zusammengesetzt. Zu beiden Seiten einer düstern Façade mit langen, schmalen und dicht an einander gereihten Fenstern aus der Zeit Karls V., erheben sich zwei Wachtthürme, der eine niedrig, rund, breit und gedrückt, der andere hoch, schlank und viereckig. Der erste ist ganz einfach der berühmte Thurm des Granus, den man unter dem schiefen, sonderbaren Glockenstuhl, den man hinaufgesetzt hat, kaum erkennt. Dieser Glockenthurm, der sich in kleinerem Maßstabe auf dem andern wiederholt, scheint eine Pyramide von riesenhaften Turbans aller Formen und Größen zu sein, die aufeinander gesetzt sind und in einem ziemlich spitzen Winkel abnehmen. Unten an der Façade entfaltet sich eine weite Treppe, welche wie die im Hof des Cheval blanc zu Fontainebleau gebaut ist. Gegenüber im Mittelpunkte des Platzes trägt ein

Springbrunnen von Marmor aus der Renaissance, im achtzehnten Jahrhundert etwas retouchirt und verbessert, über einer großen ehernen Schale die bronzene Statue Karls des Großen, bewaffnet und gekrönt. Rechts und links tragen zwei andere kleinere Springbrunnen auf ihrer Spitze zwei schwarze, federsträubende, schreckliche Adler, die sich halb dem ernsten, ruhigen Kaiser zuwenden.

Hier, auf diesem Platz, in diesem römischen Thurm vielleicht, ist Karl der Große geboren.

Dieser Springbrunnen, die Façade, die Thürme, dies ganze Ensemble ist königlich, melancholisch und ernst.

Karl der Große ist noch ganz gegenwärtig. In seiner mächtigen Einheit faßt er alle diese Gebäude zusammen. Der Thurm des Granus erinnert an Rom, seine Vorgängerin; die Façade und Springbrunnen an Karl V., den größten unter seinen Nachfolgern. Sogar die orientalische Figur des Thurms erinnert entfernt an seinen Freund, den prächtigen Kalifen Harun al Raschid.

Der Abend näherte sich; ich hatte den ganzen Tag vor diesen großen, erhabenen Denkmälern zugebracht, ich glaubte den Staub von zehn Jahrhunderten an mir zu haben, und empfand das Bedürfniß, vor die Stadt hinauszugehen, Luft zu schöpfen, die Felder, die Bäume und die Vögel zu sehen. Das führte mich aus Aachen in frische, grüne Alleen, wo ich bis in die Nacht an den altergrauen Mauern hinschweifte. Aachen hat noch seinen Gürtel von Thürmen. Vauban ist noch nicht da gewesen. Nur die unterirdischen Gänge, die von den Kellern des Rathhauses und der Kapelle bis nach Burtscheid, sogar bis Limburg gingen, sind jetzt verschüttet und eingestürzt.

Als die Nacht hereinbrach, setzte ich mich auf einen Rasenabhang. Ganz Aachen war vor mir ausgebreitet, in seinem Thal wie in einer lieblichen Vase gelegen. Allmählig verhüllte

der Abendnebel, der die zackigen Häuser der alten Gassen umfing, die Umrisse der beiden Thürme, die, durch die Perspective den Kirchthürmen zugesellt, ungefähr an das moskowitische, asiatische Profil des Kreml erinnerten. Nichts tritt mehr von der ganzen Stadt hervor, als zwei scharf abgezeichnete Massen, das Rathhaus und das Münster. Da kamen mir alle meine Empfindungen, alle meine Gedanken, alle meine Gesichte in Schaaren wieder. Die Stadt selbst, diese berühmte, symbolische Stadt, wandelte sich in meinem Geist und vor meinem Blick um. Die eine der beiden schwarzen Massen, die ich noch unterschied und allein unterschied, war für mich nur noch die Wiege eines Kindes, die andere die Hülle eines Todten; von Zeit zu Zeit glaubte ich in meiner tiefen Betrachtung, in der ich wie begraben war, den Schatten des Riesen, den wir Karl den Großen nennen, sich langsam an diesem bleichen Nachthorizonte, zwischen dieser großen Wiege und diesem großen Grabe, erheben zu sehen.

Zehnter Brief.

Köln.

Andernach a. R., den 11. August.

Ich bin gegen mich selbst aufgebracht, lieber Freund. Ich bin durch Köln wie ein Barbar gegangen. Ich rechnete darauf, 14 Tage dort zu bleiben; aber nach einer ganzen Woche voll Nebel und Regen schien die Sonne so schön auf den Rhein, daß ich dies benutzen wollte, um die Landschaft des Stromes in ihrem ganzen Reichthum und ihrer ganzen Lust zu sehen. Ich verließ also Köln heute Morgen auf dem Dampfboot

Cockerill. Ich habe die Stadt Agrippa's hinter mir gelassen und habe weder die alten Bilder in Sankt Maria am Kapitol gesehen, noch die mosaikgepflasterte Krypte von St. Gereon, noch die Kreuzigung des heil. Petrus, die Rubens für die halb römische Peterskirche, in der er getauft wurde, gemalt hat, noch die Gebeine der 11,000 Jungfrauen im Kloster der Ursulinerinnen, noch den unverweslichen Leichnam des Märtyrers Albinus, noch den silbernen Sarcophag St. Kuniberts, noch das Grab des Duns Scotus in der Minoritenkirche, noch das Denkmal der Kaiserin Theophania, der Gemahlin Otto's II., in der St. Pantaleonskirche, noch die Maternusgruft in der Lisolphskirche, noch die beiden goldenen Kammern bei den Ursulinerinnen und im Dom, noch den Landtagssaal der Kaiser, das heutige Kaufhaus, noch das alte Arsenal, gegenwärtig ein Kornmagazin. Ich habe nichts von alle dem gesehen. Es ist abgeschmackt, aber es ist so.

Was habe ich denn in Köln besucht? den Dom und das Rathhaus, weiter nichts. Man muß in einer so wunderbaren Stadt wie Köln sein, damit das wenig ist, denn es sind zwei seltene, wundersame Gebäude.

Ich kam in Köln nach Sonnenuntergang an. Ich ging auf der Stelle nach dem Dom, nachdem ich meinen Nachtsack einem dieser edlen Commissionäre in blauer Uniform mit gelben Aufschlägen gegeben hatte, die in diesem Lande für den König von Preußen arbeiten (eine treffliche, gewinnreiche Arbeit, versichere ich Sie, wo der Reisende hoch taxirt wird und der Commissionär mit dem König theilt). Hier eine nützliche Bemerkung: Ehe ich den Commissionär verließ, befahl ich ihm zu seinem großen Erstaunen, mein Gepäck nicht in ein Gasthaus in Köln, sondern nach Deuz zu tragen, einer kleinen Stadt am andern Rheinufer, die durch eine Schiffbrücke mit Köln in Verbindung steht. Ich hatte folgenden Grund dazu. Ich wähle gern so viel

wie möglich den Horizont und die Landschaft, die ich vor meinem Fenster habe, wenn ich mehrere Tage in demselben Gasthof bleibe. Nun sehen die Fenster von Köln auf Deuz und die Fenster von Deuz auf Köln, deßhalb logirte ich in Deuz; denn ich hielt mir selbst den unbestreitbaren Satz vor: Es ist besser, in Deuz wohnen und Köln sehen, als in Köln wohnen und Deuz sehen.

Einmal allein, schritt ich vor mich hin, indem ich den Dom suchte und ihn an der Ecke jeder Straße erwartete. Aber ich kannte diese verwickelte Stadt nicht; der Abendschatten lag dicht in den engen Gassen; ich frage nicht gern nach dem Wege und ich irrte lange Zeit auf gut Glück umher.

Endlich, nachdem ich eine Art Thorweg in einer Art von Hof, der links durch eine Art von Corridor begrenzt wird, erreicht hatte, kam ich plötzlich auf einem ziemlich großen Platze heraus, der vollkommen dunkel und verlassen war.

Da hatte ich ein prächtiges Schauspiel. Vor mir, unter dem phantastischen Lichte des halbdunkeln Himmels, erhob sich gewaltig mitten unter einer Menge Häuser mit mannigfachen Giebeln eine ungeheure schwarze Masse von Spitzen und Thürmchen; etwas ferner, in Bogenschußweite, ragte isolirt eine andere schwarze Masse empor, minder breit und höher, eine Art großer viereckiger Festung, an den vier Enden von vier hohen Thürmen umgeben, auf deren Gipfel sich ein ich weiß nicht wie sonderbar abgezeichneter Balken erhob, der einer riesigen Feder glich, die wie auf einem Helm auf der Stirn des alten Thurmes lag. Diese Gruppe war eine Apside, dieser Thurm war der Anfang eines Kirchthurms; diese Apside und der angefangene Kirchthurm waren der Kölner Dom.

Was ich für eine schwarze Feder hielt, die auf dem Helmkamm des düstern Monuments läge, war der ungeheure symbolische Krahnen, den ich am andern Tage mit Bleiplatten

bedeckt und beharnischt wieder sah, und der jedem Vorübergehenden sagt, daß diese unvollendete Basilika fortgesetzt wird, daß dieser Thurm- und dieser Kirchenstumpf, gegenwärtig durch einen weiten Raum getrennt, sich einst vereinigen und ein gemeinsames Leben werden; daß der Traum Engelberts von Berg, der unter Konrad von Hochstedten zum Gebäude geworden ist, in einem oder zwei Jahrhunderten der größte Dom der Welt sein wird; daß diese unvollständige Iliade noch auf einen Homeros hofft.

Die Kirche war geschlossen. Ich näherte mich dem Thurm; seine Dimensionen sind ungeheuer. Was ich für Thürme an den vier Ecken gehalten hatte, waren nur seine Strebepfeiler. Der Grund und der erste Stock, aus einem ungeheuren Spitzgewölbe bestehend, sind nur erst fertig, und schon hat das Bauwerk beinahe die Höhe der Thürme von Notre-Dame in Paris erreicht. Wenn je der projektirte Thurm sich auf dieser ungeheuern Steinmasse erhebt, wird Straßburg nichts neben ihm sein. Ich zweifle selbst, ob der ebenfalls unvollendete Thurm von Mecheln auf dem Boden mit dieser Breite und Länge sitzt.

Anderswo habe ich gesagt, daß nichts so sehr einer Ruine gleiche, wie ein angefangenes Werk. Die Dornen, Saxifragen und Mauerkräuter, alle diese Gewächse, die gern in den Kalk dringen, und ihre Wurzeln in die Spalten der Steine senken, haben sich am ehrwürdigen Portal hinaufgerankt. Der Mensch hat noch nicht aufgehört zu bauen, so zerstört die Natur schon.

Der Platz war fortwährend still. Niemand ging vorüber. Ich trat so nah an das Portal, als es mir ein eisernes Gitter aus dem fünfzehnten Jahrhundert erlaubte, und hörte ruhig im Nachtwind diese unzähligen kleinen Wälder rauschen, die sich in allen Spalten des alten Mauerwerks installirt haben und dort wuchern. Ein Licht, das an einem benachbarten Fenster erschien, erhellte für einen Augenblick in den Nischen eine Menge sitzender

Statuetten, Engel und Heilige, die in einem großen, offenen Buch auf ihren Knieen lesen, oder mit erhobenem Finger reden und predigen. So studiren die Einen, die Andern lehren. Ein herrlicher Prolog für eine Kirche, die nichts anders ist, als das Marmor, Bronze, Stein gewordene Wort. Die zarte Maurerarbeit der Schwalbennester mischt sich überall wie ein reizendes Correktiv zwischen diese strenge Architektur.

Dann erlosch das Licht, und ich sah nichts mehr, als den ungeheuren Spitzbogen von achtzig Fuß, ganz offen, ohne Rahmen und Winddach, den Thurm von oben bis unten offen darlegend und meinem Blick den Zugang in das gewundene Innere des Glockenthurms verschaffend. In diesem Fenster malte sich, durch die Perspektive verkleinert, das gegenüberstehende ab, ebenso groß geöffnet, dessen Rosette und Kreuzstäbe, wie mit Dinte gezogen, sich mit einer unbeschreiblichen Reinheit auf dem klaren, metallischen Abendhimmel abzeichneten. Nichts ist melancholischer und sonderbarer, als dieser elegante kleine weiße Spitzbogen in diesem großen schwarzen Spitzbogen.

Das war mein erster Besuch beim Kölner Dom.

Ich habe Ihnen noch nichts von dem Weg von Aachen nach Köln gesagt. Viel kann man nicht davon sagen. Es ist gerade wie eine Reise in der Picardie oder Touraine, eine grüne oder blonde Fläche, hie und da mit einer krummen Ulme und im Hintergrund mit einem bleichen Vorhang von Pappeln. Ich hasse dies friedliche Genre nicht, aber ich freue mich seiner ohne Geschrei und Enthusiasmus.

In diesen Dörfern gehen alte Bäuerinnen wie Gespenster in langen Mänteln von grauer oder rother Indienne, deren Kaputze bis über die Augen geht, vorüber; die jungen in kurzen Röcken, mit einer Kopfbinde von falschen Perlen, die kaum ihre prächtigen Haare verbirgt, die über dem Nacken durch eine breite silberne Nadel zusammen gehalten werden,

waschen lustig die Vorderseite der Häuser, und zeigen, wenn sie sich bücken, den Vorübergehenden ihre Waden, wie auf den Bildern der alten holländischen Meister. Die Männer sind mit einem blauen Kittel und breitem Hute geschmückt, als wären sie die Bauern eines constitutionellen Landes.

Was den Weg betrifft, so war er, da es geregnet hatte, sehr kothig. Ich begegnete Niemand, als von Zeit zu Zeit einem jungen, blonden, magern, bleichen Musiker, der zu den Redouten von Aachen und Spaa ging, seinen Knapsack an der Seite und seinen mit einem grünen Ueberzug bedeckten Contrebaß auf dem Rücken, seinen Stock in der einen, sein Klapphorn in der andern Hand; sein Anzug bestand aus einem blauen Rock, einer geblümten Weste, einer weißen Kravatte und einer enganliegenden Hose, die des Schmutzes wegen über die Stiefel aufgekrempt war; ein armer Teufel, oben für den Ball, unten für die Reise eingerichtet. Ebenso habe ich auf einem am Wege liegenden Felde einen Jäger aus der Gegend in folgendem Kostüm gesehen: ein runder apfelgrüner Hut mit einer großen Kokarde von Lilaatlas, grauer Kittel, graue Blouse, Gewehr.

In einer niedlichen, kleinen, viereckigen Stadt, die von Backsteinmauern und zerfallenen Thürmen umgeben ist, auf der Hälfte des Weges liegt und deren Namen ich nicht weiß, habe ich vier prächtige Reisende bewundert, die bei offenen Fenstern im Parterre eines Wirthshauses vor einem pantagruelischen Tisch voll Fleisch, Fischen, Wein, Backwerk und Früchten saßen; trinkend, schneidend, beißend, drehend, zertheilend, verschlingend; der eine roth, der andere karmoisinfarben, der dritte purpurn, der vierte violett, wie vier lebendige Personifikationen der Gefräßigkeit und Schlemmerei. Ich meinte den Gott Schmecker, den Gott Schlucker, den Gott Schlinger und den Gott Schlemmer um einen Berg Eßwaaren sitzen zu sehen.

Uebrigens sind die Wirthshäuser hier zu Lande vortrefflich,

mit Ausnahme dessen, in welchem ich in Aachen logirte (Hôtel de l'Empereur), das nur passabel ist, und wo ich in meinem Zimmer, um mir die Füße zu erwärmen, eine treffliche auf den Boden gemalte Decke hatte, ein Luxus, der wahrscheinlich die übertriebenen Preise des besagten Gasthofs rechtfertigt.

Um mit Aachen zu Ende zu kommen, sage ich Ihnen, daß der Nachdruck hier wie in Belgien blüht. In einer großen Straße, die auf dem Rathhausplatz ausläuft, habe ich mich hinter den Fenstern eines Ladens mit Lamartine — eine berühmte, liebe Genossenschaft — ausgehängt gesehen. Das nachgedruckte Porträt dieses preußischen Nachdrucks war etwas weniger schlecht, als alle diese gräßlichen Karrikaturen, welche die Kunst- und Buchhändler, meine Verleger in Paris mitbegriffen, dem leichtgläubigen und verwunderten Publikum, als mir genau ähnlich, verkaufen; eine fürchterliche Verleumdung, gegen die ich hier feierlich protestire. Coelum hoc et conscia sidera testor.

Ich lebe übrigens vollkommen wie ein Deutscher. Ich esse mit Servietten, die so groß wie Schnupftücher, und schlafe auf Tüchern, die so groß wie Servietten sind. Ich esse Hammelkeulen mit Kirschen und Hasen mit Pflaumen, und trinke vortrefflichen Rhein- und Moselwein, den ein geistreicher Franzose, der gestern hier zu Mittag aß, wenig Schritte von mir, Demoisellenwein nannte. Derselbe Franzose stellte, nachdem er seine Karaffe gekostet hatte, den Satz auf: das Rheinwasser ist nicht so gut, wie der Rheinwein.

In den Gasthöfen sprechen Wirth, Wirthin, Diener und Dienerinnen nur deutsch; aber es ist immer ein Kellner da, der französisch spricht, ein Französisch, das in der That durch das Deutsche, von dem es umgeben, etwas gefärbt ist; aber diese Abwechslung ist nicht ohne Reiz. Gestern hörte ich den-

selben Reisenden, meinen Gefährten, indem er auf die Schüssel zeigte, die ihm servirt wurde, fragen: Qu'est-ce que cela? Der Kellner antwortete mit Würde: C'est des bichons. Es waren pigeons — Tauben.

Uebrigens ist es für einen Franzosen, der wie ich kein Deutsch versteht, eine vergebliche Mühe, an diesen Oberkellner, wie man ihn nennt, andere Fragen zu richten, als die vorhergesehenen und im Reisehandbuch abgedruckten. Dieser Kellner ist ganz einfach mit französisch angetüncht; will man hineinbohren, so findet man das Deutsche, das reine, taube Deutsche.

Ich komme jetzt zu meinem zweiten Besuch im Kölner Dom.

Ich kehrte früh Morgens dorthin zurück. — Man kommt zu dieser meisterhaften Kirche durch einen Hof von Mauerwerk. Dort umlagern Sie Bettler. Während ich ihnen einige Landesmünze gab, fiel mir ein, daß es vor der französischen Occupation 12,000 Bettler in Köln gab, die das Recht hatten, ihren Kindern die bestimmten einzelnen Plätze, wo sich Jeder aufhielt, zu vermachen. Dieser Gebrauch ist verschwunden. Die Aristokratien stürzen zusammen. Unser Jahrhundert hat die erbliche Bettelei nicht mehr respectirt als die erbliche Pairschaft. Jetzt haben die Baarfüßler ihrer Familie nichts zu vermachen.

Ist man an den Bettlern vorbei, so kommt man an die Kirche.

Ein Wald von Pfeilern, Säulen und Säulchen, die unten mit einer bretternen Verkleidung umgeben sind, und sich oben in einen Zusammenlauf von gedrückten Gewölben, spitzen Giebeln, verschiedenen Kurven und ungleichen Höhen vereinigen; wenig Helle in der Kirche, da diese niedrigen Gewölbe den Blick nicht über 40 Fuß steigen lassen; links sind vier oder fünf helle Fenster, die von der hölzernen Decke bis auf das steinerne Pflaster wie vier Tücher voll Topase, Smaragde und Rubinen hinunter hängen; rechts liegt ein Haufen von Leitern, Winden,

Tauen, Hebebäumen, Krahnen und Maschinen; im Hintergrunde der Chor, die ernste Stimme der Sänger und Pfründner, das schöne Latein der Psalmen, das stückweise mit den Weihrauchwolken durch den Dom geht, eine Orgel mit unbeschreiblicher Milde weinend; an der ersten Säule das Knirschen der Sägen, das Seufzen der Böcke und Hebel, das dumpfe Geräusch der Hämmer auf den Brettern: so erschien mir das Innere des Kölner Doms.

Die gothische Cathedrale, an eine Zimmerwerkstatt verlobt, die edle Stiftsdame, an einen Maurer verheirathet, die große Dame, gezwungen ihre friedlichen Gewohnheiten, ihr erhabenes, zurückgezogenes Leben, ihre Gesänge, ihr Gebet, ihre Erholung mit diesem Geräth, diesem Lärm, diesen rohen Gesprächen, dieser schlechten Gesellschaft zu vereinigen — diese ganze Mißheirath macht anfangs einen bizarren Eindruck, der daher kommt, daß wir keine gothischen Kirchen mehr bauen sehen, und der nach einem Augenblick verschwindet, wenn man bedenkt, daß am Ende nichts einfacher ist. Der Krahnen des Thurms hat eine Bedeutung: man hat das 1499 unterbrochene Werk wieder angefangen. Dieser ganze Tumult von Zimmerleuten und Steinmetzen ist nothwendig. Man baut den Kölner Dom aus und vollendet ihn, wenn es Gottes Wille ist. Nichts ist besser, als wenn man zu vollenden weiß.

Diese Pfeiler, die hölzerne Gewölbe tragen, sind der Anfang des Schiffes, das einst die Apside mit dem Portal vereinigen wird.

Ich sah die Fenster genauer an, die aus der Zeit Maximilians und mit der robusten und prächtigen Uebertreibung der deutschen Renaissance gemalt sind. Da sind überall diese Könige und Ritter mit strengen Mienen, prächtiger Haltung, ungeheuren Federbüschen, schrecklichen Helmdecken, großen Pickelhauben, gewaltigen Schwertern, wie Henker bewaffnet, wie

selben Reisenden, meinen Gefährten, indem er auf die Schüssel zeigte, die ihm servirt wurde, fragen: Qu'est-ce que cela? Der Kellner antwortete mit Würde: C'est des bichons. Es waren pigeons — Tauben.

Uebrigens ist es für einen Franzosen, der wie ich kein Deutsch versteht, eine vergebliche Mühe, an diesen Oberkellner, wie man ihn nennt, andere Fragen zu richten, als die vorhergesehenen und im Reisehandbuch abgedruckten. Dieser Kellner ist ganz einfach mit französisch angetüncht; will man hineinbohren, so findet man das Deutsche, das reine, taube Deutsche.

Ich komme jetzt zu meinem zweiten Besuch im Kölner Dom.

Ich kehrte früh Morgens dorthin zurück. — Man kommt zu dieser meisterhaften Kirche durch einen Hof von Mauerwerk. Dort umlagern Sie Bettler. Während ich ihnen einige Landesmünze gab, fiel mir ein, daß es vor der französischen Occupation 12,000 Bettler in Köln gab, die das Recht hatten, ihren Kindern die bestimmten einzelnen Plätze, wo sich Jeder aufhielt, zu vermachen. Dieser Gebrauch ist verschwunden. Die Aristokratien stürzen zusammen. Unser Jahrhundert hat die erbliche Bettelei nicht mehr respectirt als die erbliche Pairschaft. Jetzt haben die Baarfüßler ihrer Familie nichts zu vermachen.

Ist man an den Bettlern vorbei, so kommt man an die Kirche.

Ein Wald von Pfeilern, Säulen und Säulchen, die unten mit einer bretternen Verkleidung umgeben sind, und sich oben in einen Zusammenlauf von gedrückten Gewölben, spitzen Giebeln, verschiedenen Kurven und ungleichen Höhen vereinigen; wenig Helle in der Kirche, da diese niedrigen Gewölbe den Blick nicht über 40 Fuß steigen lassen; links sind vier oder fünf helle Fenster, die von der hölzernen Decke bis auf das steinerne Pflaster wie vier Tücher voll Topase, Smaragde und Rubinen hinunter hängen; rechts liegt ein Haufen von Leitern, Winden,

Tauen, Hebebäumen, Krahnen und Maschinen; im Hintergrunde der Chor, die ernste Stimme der Sänger und Pfründner, das schöne Latein der Psalmen, das stückweise mit den Weihrauchwolken durch den Dom geht, eine Orgel mit unbeschreiblicher Milde weinend; an der ersten Säule das Knirschen der Sägen, das Seufzen der Böcke und Hebel, das dumpfe Geräusch der Hämmer auf den Brettern: so erschien mir das Innere des Kölner Doms.

Die gothische Cathedrale, an eine Zimmerwerkstatt verlobt, die edle Stiftsdame, an einen Maurer verheirathet, die große Dame, gezwungen ihre friedlichen Gewohnheiten, ihr erhabenes, zurückgezogenes Leben, ihre Gesänge, ihr Gebet, ihre Erholung mit diesem Geräth, diesem Lärm, diesen rohen Gesprächen, dieser schlechten Gesellschaft zu vereinigen — diese ganze Mißheirath macht anfangs einen bizarren Eindruck, der daher kommt, daß wir keine gothischen Kirchen mehr bauen sehen, und der nach einem Augenblick verschwindet, wenn man bedenkt, daß am Ende nichts einfacher ist. Der Krahnen des Thurms hat eine Bedeutung: man hat das 1499 unterbrochene Werk wieder angefangen. Dieser ganze Tumult von Zimmerleuten und Steinmetzen ist nothwendig. Man baut den Kölner Dom aus und vollendet ihn, wenn es Gottes Wille ist. Nichts ist besser, als wenn man zu vollenden weiß.

Diese Pfeiler, die hölzerne Gewölbe tragen, sind der Anfang des Schiffes, das einst die Apside mit dem Portal vereinigen wird.

Ich sah die Fenster genauer an, die aus der Zeit Maximilians und mit der robusten und prächtigen Uebertreibung der deutschen Renaissance gemalt sind. Da sind überall diese Könige und Ritter mit strengen Mienen, prächtiger Haltung, ungeheuren Federbüschen, schrecklichen Helmdecken, großen Pickelhauben, gewaltigen Schwertern, wie Henker bewaffnet, wie

Bogen gekrümmt, wie Schlachtrosse geputzt. Neben sich haben sie ihre Frauen, oder besser gesagt, ihre fürchterlichen Weibsen, in einer Ecke des Fensters knieend, mit Gesichtern wie Löwinnen und Wölfinnen. Die Sonne scheint durch diese Figuren, gießt Feuer in ihre Augen und macht sie lebendig.

Eines dieser Fenster stellt das schöne Motiv dar, das ich so oft gesehen habe, den Stammbaum der Jungfrau. Unten auf dem Gemälde liegt der riesige Adam, im Kaiserschmuck, auf dem Rücken. Aus seinem Bauch wächst ein ungeheurer Baum hervor, der das ganze Fenster ausfüllt, und an dessen Zweigen die gekrönten Ahnen der Maria sind, David, die Harfe spielend, Salomo nachdenklich; oben auf dem Baum in einem grell blauen Felde öffnet sich die letzte Blume und läßt die Jungfrau, die das Kind trägt, sehen.

Einige Schritte weiter las ich auf einem großen Pfeiler diese traurige Grabschrift:

INCLITUS ANTE FUI, COMES EMUNDUS
VOCITATUS, HIC NECE PROSTRATUS, SUB
TEGOR UT VOLUI. FRISHEIM, SANCTE,
MEUM FERO, PETRE, TIBI COMITATUM,
ET MIHI REDDE STATUM, TE PRECOR,
AETHEREUM. HAEC LAPIDUM MASSA
COMITIS COMPLECTITUR OSSA.

Ich schrieb diese Grabschrift ab, wie sie auf der verticalen Tafel stand, wie Prosa, ohne Anzeige der etwas barbarischen Hexameter und Pentameter, welche die Distichen bilden. In dem Vers mit gereimter Cäsur, der die Inschrift schließt, ist ein Quantitätsfehler, massă, worüber ich mich gewundert habe, denn das Mittelalter verstand lateinische Verse zu machen.

Der linke Arm des Transepts ist erst angedeutet und endet in einer großen, kalten, häßlichen, langweiligen Kapelle, mit

einigen Betstühlen dabei. Ich eilte wieder in die Kirche zu kommen, und als ich aus der Kapelle ging, frappirten mich drei Dinge fast zugleich: links eine reizende kleine Kanzel aus dem sechzehnten Jahrhundert, sehr hübsch erfunden und sehr hübsch in Eichenholz geschnitzt; etwas weiter das Gitter des Chors, ein seltenes und vollkommenes Modell der ausgezeichneten Schlosserarbeit im fünfzehnten Jahrhundert; mir gegenüber eine sehr schöne Tribüne mit dicken Pfeilern und niedrigen Arkaden, im Styl vor unserer Renaissance, von der ich voraussetze, daß sie für die arme, flüchtige Königin Maria von Medicis hergerichtet worden ist.

Beim Eingang des Chors funkelt und glänzt in einem eleganten Rokokoschrank eine ächte italienische Madonna, mit Perlen und Flittern, ebenso wie ihr Kindchen, überladen. Unter diese prächtige Madonna mit Hals- und Armbändern hat man, augenscheinlich zum Gegensatz, einen massiven Armenstock gesetzt, im fünfzehnten Jahrhundert gefertigt, mit Ketten und eisernen Ringen umgeben, und halb in einen roh gearbeiteten Granitblock versenkt. Man meint, ein Block sei in ein Pflaster gemauert.

Als ich die Augen hob, sah ich am Spitzbogen über meinem Kopf vergoldete Stäbe hängen, die an einem Ende an eine querlaufende Kranzleiste befestigt waren. Neben diesen Stäben steht die Inschrift: Quot pendere vides baculos, tot episcopus annos huic Agrippinae praefuit ecclesiae. — Ich liebe diese strenge Art, die Jahre zu zählen, und dem Erzbischof beständig die Zeit vor Augen zu halten, die er schon benutzt oder verloren hat. Drei Stäbe hängen gegenwärtig am Gewölbe.

Der Chor ist eigentlich das Innere dieser berühmten Apside, die gegenwärtig so zu sagen noch der ganze Kölner Dom ist, da die Spitze dem Thurm, das Gewölbe dem Schiff, und der Transept der Kirche fehlt.

In diesem Chor ist ein Ueberfluß von Schätzen. Da sind

Sakristeien voll von prächtigem Schnitzwerk; Kapellen voll strenger Bildhauerarbeit; Gemälde aus allen Zeiten; Gräber von allen Formen; Bischöfe von Granit, die in einer Festung liegen, Bischöfe aus Tuffstein, die auf einem Bette liegen, das eine Prozession weinender Figürchen trägt, Bischöfe von Marmor, auf einem Schragen von Eisen, Bischöfe von Erz auf der Erde, Bischöfe von Holz vor den Altären knieend; Feldherren aus der Zeit Ludwigs XV., auf ihr Grab gelehnt, Ritter aus der Zeit der Kreuzzüge mit ihrem Hund, der sich an ihren Stahlfüßen reibt; Apostelstatuen mit Goldröcken; Beichtstühle aus Eichenholz mit gewundenen Säulen; edle Stühle der Domherren; gothische Taufbecken, welche die Form eines Sarges haben; Altartische mit Statuetten; schöne Bruchstücke von Scheiben; Verkündigungen des fünfzehnten Jahrhunderts auf Goldgrund, darüber mit weichen vielfarbigen, darunter mit weißen Flügeln des Engels, der die Jungfrau ansieht und fast begehrt; Stickereien nach Gemälden von Rubens; eiserne Gitter, die man für die Arbeit von Metzis-Quentin erklärte; Schränke mit gemalten Thüren, die man für das Werk von Francfloris halten möchte.

Alles dies ist, ich muß es gestehen, schrecklich verstümmelt. Wenn Einer den Kölner Dom von außen baut, so weiß ich nicht, wer ihn im Innern zerstört. Kein Grab, an dem nicht Figürchen losgerissen oder verstümmelt sind; kein Gitter, das nicht verrostet ist, wo es vergoldet war. Staub, Asche und Schmutz sind überall. Die Fliegen schänden das ehrwürdige Gesicht des Erzbischofs Philipp von Heinsberg. Der eherne Mann, der auf dem Boden liegt, der Konrad von Hochstedten heißt, und der diesen Dom bauen konnte, kann heute nicht die Spinngewebe zerreißen, die ihn wie Gulliver in ihren Netzen an den Boden fesseln. Leider sind Arme von Erz nicht so gut, wie Arme von Fleisch.

Ich glaube, daß die Statue eines liegenden, bärtigen Greises, die ich zerbrochen und verstümmelt in einem dunkeln Winkel entdeckte, von Michael Angelo ist; das erinnert mich daran, daß ich in Aachen, in einem Winkel des alten Klosterkirchhofes, wie Baumstämme, die auf den Zimmermann harren, die berühmten alten Marmorsäulen liegen sah, die Napoleon nahm und Blücher wieder eroberte. Napoleon hatte sie für das Louvre genommen, Blücher nahm sie wieder für das Beinhaus.

Eine der Fragen, die ich am häufigsten in der Welt aufwerfe, ist: Wozu?

In dieser ganzen Reihe habe ich nur zwei Gräber gesehen, die etwas respectirt und abgestäubt waren, die Kenotaphen der Grafen von Schauenburg. Die beiden Grafen von Schauenburg sind eines der Paare, die Virgil im Voraus gesehen zu haben scheint. Sie waren Brüder, beide Erzbischöfe von Köln, beide sind in demselben Chor begraben, beide haben sehr schöne neben einander stehende Gräber aus dem siebzehnten Jahrhundert. Adolph sieht Anton an.

Bis jetzt habe ich mit Absicht, um mit einiger Ausführlichkeit davon reden zu können, das ehrwürdigste Bauwerk, das der Kölner Dom hat, das Grab der h. drei Könige, unerwähnt gelassen. Es ist eine große Kammer aus Marmor von allen Farben, durch dichte kupferne Gitter geschlossen; eine bastardartige, bizarre Architektur, in der Ludwig XIV. und XV. ihre Koketterie und Schwerfälligkeit vereinigen. Sie liegt hinter dem Hauptaltar in der Kapelle der Apside. Drei Turbane, nach der Zeichnung des Hauptgitters vereinigt, ziehen zuerst das Auge auf sich. Man erhebt den Blick und sieht ein Relief, welches die Anbetung der Weisen darstellt; man senkt ihn und liest das mittelmäßige Distichon:

Corpora sanctorum recubant hic terna Magorum.
Ex his sublatum nihil est alibive locatum.

Ein zugleich komischer und ernster Gedanke kommt mir hier in den Sinn. Hier also liegen die drei poetischen Könige des Morgenlandes, die durch den Stern geleitet herbeikamen, ab Oriente venerunt, und die ein Kind in einem Stall anbeteten, et procidentes adoraverunt. Ich habe auch angebetet. Ich gestehe, daß mich nichts in der Welt mehr ergötzt, als diese Sage der tausend und einen Nacht, die in das Evangelium gekommen ist. Ich näherte mich dem Grabe und bemerkte durch das eifersüchtig verschlossene Gitter hinter einem dunkeln Glase im Schatten einen großen, wunderbaren byzantinischen Reliquienkasten von massivem Gold, von Arabesken, Perlen und Diamanten funkelnd, gerade so, wie man durch die Finsterniß von zwanzig Jahrhunderten hinter dem düstern und strengen Gitter der Ueberlieferungen der Kirche, die orientalische, blendende Geschichte der heiligen drei Könige sieht.

Zu beiden Seiten des heiligen Gitters gehen zwei Arme von vergoldetem Kupfer heraus und öffnen jeder einen Almosenstock, unter den das Kapitel diese indirekte Aufforderung hat eingraben lassen: — Et apertis thesauris suis obtulerunt ei munera.

Dem Grabe gegenüber brennen drei kupferne Lampen: die eine trägt den Namen Kaspar, die andere Melchior, die dritte Balthasar. Es ist eine sinnreiche Idee, vor dem Grabe gewissermaßen die Namen der drei Weisen angezündet zu haben.

Als ich mich zurückziehen wollte, drang eine Spitze durch die Sohle meines Stiefels; ich senkte den Blick, es war der Kopf eines kupfernen Nagels, der in eine breite Platte von schwarzem Marmor, auf der ich ging, geschlagen war. Ich erinnerte mich, wie ich den Stein näher ansah, daß Maria von Medicis wünschte, daß ihr Herz unter dem Pflaster des Kölner Doms vor der Kapelle der heil. drei Könige liegen sollte. Diese Platte, auf die mein Fuß trat, bedeckte ohne

Zweifel ihr Herz. Früher war auf der Platte, auf der man noch die Spur sieht, ein Schild von Kupfer oder vergoldeter Bronze, das nach deutscher Sitte das Wappen und Epitaph der Todten trug, und zu dessen Befestigung der Nagel diente, der meinen Stiefel zerriß. Als die Franzosen Köln besetzten, haben die revolutionären Ideen und vielleicht auch einige spekulative Köpfe dies mit Lilien geschmückte Schild fortgerissen, ebenso wie andere ringsherum, denn eine Menge von kupfernen Nägeln, die aus den benachbarten Platten hervorstehen, bezeugen viele Herausreißungen derselben Art. So, arme Königin, warst du erst in dem Herzen Ludwigs XIII., deines Sohnes, ausgelöscht, dann aus der Erinnerung Richelieu's, deiner Kreatur, jetzt bist du von der Erde ausgelöscht.

Was hat das Geschick für sonderbare Launen! Diese Königin Maria von Medicis, diese Wittwe Heinrichs IV., verbannt, verlassen, dürftig, wie sie war, kam mit ihrer Tochter Henriette, Wittwe Karls I., nach Köln, um hier 1642 zu sterben, in dem Hause Ibach, Sterngasse 10, wo 65 Jahre früher, 1577, ihr Maler Rubens geboren war.

Der Kölner Dom schien mir, bei hellem Lichte betrachtet, ohne die phantastische Vergrößerung, die der Abend den Gegenständen leiht, und ich die Dämmerungsgröße nenne, etwas von seiner Erhabenheit zu verlieren. Seine Linien sind immer schön, aber sein Profil ist etwas trocken. Das kommt vielleicht von dem Eifer her, mit dem der jetzige Architekt diese ehrwürdige Apside verkittet und verstopft. Man muß die alten Kirchen nicht wieder zu neu machen. Bei dieser Operation, welche die Linien vermindert, die sie feststellen soll, verschwindet das Geheimnißvolle der Umrisse. Wie sie zur Zeit sind, ziehe ich den angefangenen Thurm der vollendeten Apside vor. Auf alle Fälle, — die Auserwählten, welche in dem Kölner Dom das

Parthenon der christlichen Architektur sehen, mögen verzeihen — sehe ich meinerseits keinen Grund, diesen Anfang einer Kirche unsern vollständigen Notre-Damen in Amiens, Reims, Chartres und Paris vorzuziehen.

Ich gestehe sogar, daß mir der Dom in Beauvais, der auch bei der Apside stehen geblieben, der kaum bekannt, wenig gepriesen ist, weder in der Masse, noch in den Einzelheiten dem Kölner Dom nachzustehen scheint.

Das Rathhaus in Köln, das sehr nahe bei dem Dome liegt, ist eines dieser liebenswürdigen Harlequingebäude, die aus Stücken aller Zeiten und aller Style zusammengesetzt sind, und auf die man in den alten Gemeinden stößt, die sich selbst Sitten, Gesetze und Gewohnheiten gebildet haben. Die Bildungsart dieser Gebäude und Gemeinden ist merkwürdig. Es ist mehr eine Anhäufung, als eine Construktion, ein allmähliges Wachsen, ein capriciöses Größerwerden, ein Aufpfropfen auf das Benachbarte; nichts ist nach einem regelmäßigen Plane gemacht und im Voraus bestimmt; eines ist nach dem andern gekommen, je nach den steigenden Bedürfnissen.

So war das Rathhaus in Köln, das wahrscheinlich einen römischen Keller in seinem Grunde hat, um 1250 nur ein ernstes, strenges Haus mit Spitzbögen, wie unser Pfeilerhaus; dann sah man ein, es müsse ein Thurm da sein, um Sturm zu läuten, zu den Waffen zu rufen, für die Nachtwachen, und das vierzehnte Jahrhundert baute einen schönen Thurm, feudal und bürgerlich zugleich; dann begann unter Maximilian der fröhliche Hauch der Renaissance die düstern steinernen Blätter der Cathedralen zu durchwehen, ein Geschmack an Eleganz und Schmuck verbreitete sich überall; die Kölner Spießbürger fühlten das Bedürfniß, ihrem Rathhaus Toilette zu machen, sie riefen einen Baumeister aus Italien, einen Schüler Michael Angelo's, oder einen Bildhauer aus

Frankreich, einen Freund des jungen Jean Goujon, und schmückten ihre schwarze Façade aus dem dreizehnten Jahrhundert durch eine herrliche prächtige Halle. Einige Jahre nachher brauchten sie einen Gang neben ihrer Kanzlei, und sie bauten sich einen hübschen Vorhof mit Galerien unter Arkaden, prächtig geschmückt durch Wappen und Basreliefs, die ich sah, die aber in zwei oder drei Jahren Niemand mehr sehen wird, denn man läßt sie verfallen. Endlich haben sie unter Karl V. eingesehen, daß ihnen ein großer Saal für die Versteigerungen und Bürgerversammlungen Noth that, und sie haben ihrem Thurm und ihrer Vorhalle gegenüber ein reiches Nebengebäude aus Ziegeln und Steinen nach dem schönsten Geschmack erbaut. — Heute bilden Schiff aus dem dreizehnten Jahrhundert, Thurm aus dem vierzehnten, Halle und Vorhof von Maximilian, Galerien Karls V., zusammen durch die Zeit gealtert, mit Ueberlieferungen und Erinnerungen durch die Ereignisse beladen, durch den Zufall auf die originellste und pittoreskeste Weise zusammengestellt, das Rathhaus in Köln.

Beiläufig gesagt, mein Freund, ist dies sowohl als Kunstprodukt, als auch als Ausdruck der Geschichte etwas mehr werth, als dies häßliche, kalte Bauwerk, Bastard durch seine dreifache mit Archivolten bedeckte Vorderseite, Bastard durch die sparsame, ekelhafte Monotonie seiner Ornamente, in denen sich Alles wiederholt und Nichts heraustritt, Bastard durch seine drei schiefen Dächer ohne Giebel und Schornsteine, in die heute die ersten besten Mauret, im Angesicht unserer guten Stadt Paris, das herrliche Meisterwerk des Bocador senken. Wir sind sonderbare Leute, wir lassen das Rathhaus von La Tremouille zerstören und bauen dies. Wir dulden, daß Menschen, die sich für Baumeister halten und sich so nennen, das reizende spitze Dach des Dominicus Bocador heimlich um zwei oder drei Fuß niedriger machen, das heißt entstellen, um es

mit ihren schrecklichen platten Giebeln, die sie erfunden haben, in Einklang zu bringen. Wollen wir denn immer dasselbe Volk bleiben, das Corneille bewundert und ihn von Andrieux retouchiren, emendiren und corrigiren läßt! — Doch ich kehre nach Köln zurück.

Ich bin auf den Thurm gestiegen und habe von da unter einem grauen, finstern Himmel, der nicht ohne Harmonie mit diesen Gebäuden und meinen Gedanken war, zu meinen Füßen die ganze wunderbare Stadt gesehen.

Köln am Rhein hat wie Rouen an der Seine, Antwerpen an der Schelde, wie alle Städte, die an einem Wasser liegen, das zu breit ist, um es leicht zu überschreiten, die Form eines gespannten Bogens, dessen Sehne der Fluß ist.

Die Dächer sind aus Schiefern, eines an das andere gedrängt, spitz wie zusammengefaltete Karten; die Gassen sind eng, die Giebel ausgezackt. Eine röthliche Kurve von Mauern und Backsteinthürmen, die allerwärts über den Dächern sichtbar ist, umgibt die Stadt wie ein Gürtel, der an den Fluß selbst geknüpft ist, stromab durch das Thürmchen, stromauf durch den prächtigen Baienthurm, auf dessen Zinnen ein marmorner Bischof steht, der den Rhein segnet. Vom Thürmchen zum Baienthurm zeigt die Stadt, eine Stunde lang, Fenster und Façaden. Mitten in dieser langen Linie geht eine ungeheure Schiffbrücke, anmuthig gegen den Strom gekrümmt, über den hier sehr breiten Fluß und verbindet mit der ungeheuren Masse schwarzer Gebäude, die Köln heißt, Deuz, einen kleinen Haufen weißer Häuser.

Mitten in Köln, aus den Dächern, Thürmchen und blumenreichen Mansarden steigen die Giebel von siebenundzwanzig Kirchen empor, unter denen, den Dom nicht mitgezählt, vier majestätische romanische Kirchen sind, alle von verschiedener Zeichnung, durch ihre Größe und Schönheit würdig,

selbst Dome zu sein, Sankt Martin im Norden, Sankt Gereon im Westen, Apostel im Süden, Maria am Kapitol im Osten, und treten wie ungeheure Ketten von Apsiden und Thürmen zusammen.

Wenn man die Einzelheiten der Stadt betrachtet, lebt und bewegt sich Alles; die Brücke ist mit Vorübergehenden und Wagen beladen, der Fluß ist mit Segeln bedeckt, der Strand von Masten eingefaßt. Alle Straßen wimmeln, alle Fenster sprechen, alle Dächer singen. Da und dort schmeicheln grüne Baumgruppen sanft den schwarzen Häusern, und die alten steinernen Gebäude des fünfzehnten Jahrhunderts mischen unter die Monotonie der Schieferdächer und backsteinernen Façaden ihre langen Friese mit Blumen, Früchten und Laub, auf die sich die Tauben lustig setzen.

Um diese ungeheure Gemeinde, durch ihre Industrie Kaufmännin, Kriegerin durch ihre Lage, Schifferin durch ihren Fluß, breitet sich eine weite und reiche Ebene aus, die sich nach Holland senkt, die der Rhein hie und da durchzieht und die im Nordwesten mit seinen sieben historischen Spitzen dies wunderbare Nest der Ueberlieferungen und Sagen krönt, welches das Siebengebirge heißt.

So erheben sich Holland und sein Handel, Deutschland und seine Poesie, wie die beiden gewaltigen Gesichter des menschlichen Geistes, das Positive und das Ideale am Horizont von Köln, das selbst eine Stadt voll Handel und Sinnen ist.

Wie ich wieder vom Thurm stieg, blieb ich vor der reizenden Halle aus der Renaissance stehen. Der zweite Stock dieser hübschen Composition besteht aus einer Reihe kleiner Triumphbögen, die wie Arkaden an einander gelehnt sind, und von denen der erste, laut seiner Inschrift, Cäsar, der zweite Augustus, der dritte Agrippa, dem Gründer Kölns (Colonia

Agrippina), der vierte Constantin, dem christlichen Kaiser, der fünfte Justinian, dem gesetzgebenden Kaiser, der sechste Maximilian, dem damals lebenden Kaiser, geweiht ist. Auf der Façade hat der Bildhauer drei Basreliefs ausgehauen, welche die drei Löwenbändiger, Milo von Kroton, Pipin den Kleinen und Daniel vorstellen. An den beiden äußersten Enden hat er Milo von Kroton hingesetzt, der die Löwen durch die Gewalt seines Körpers zu Boden warf, und Daniel, der sie durch die Gewalt seines Geistes besiegte; zwischen Daniel und Milo hat er, als eine natürliche Verbindung zwischen dem einen und dem andern, Pipin den Kleinen gesetzt, der die wilden Thiere mit dieser Mischung physischer Kraft und moralischer Stärke, die den Krieger ausmacht, angriff. Zwischen der reinen Kraft und dem reinen Gedanken steht der Muth. Zwischen dem Athleten und dem Propheten der Held.

Pipin hat das Schwert in der Hand, sein linker mit dem Mantel umwickelter Arm ist dem Löwen in den Rachen gestoßen; der Löwe steht, Klauen und Gebiß offen, in der fürchterlichen Stellung, die man in der Wappensprache einen schreitenden Löwen nennt; Pipin tritt ihm kräftig entgegen, er kämpft. Daniel steht unbeweglich, mit hängenden Armen, die Augen zum Himmel erhoben, während sich die Löwen freundlich zu seinen Füßen legen; der Geist kämpft nicht, er siegt. Milo von Kroton ringt, die Arme zwischen den Baum geklemmt, der Löwe verschlingt ihn; es ist die Agonie der unverständigen und blinden Voraussetzung, die auf ihre Muskeln und Fäuste vertraut hat; die reine Kraft ist besiegt. — Die drei Basreliefs sind von hohem Werth. Das letztere macht einen schrecklichen Eindruck: Ich weiß nicht, welche schreckliche, unheilvolle Idee, vielleicht wider Wissen des Bildhauers, aus diesem düstern Gedicht entgegentritt. Es ist die Natur, die sich an dem Menschen rächt, die Pflanzen- und Thierwelt, die ge-

meinschaftliche Sache machen, die Eiche, die dem Löwen zu Hülfe kommt. *

Unglücklicher Weise sind Archivolten, Basreliefs, Gesimse, Imposten, Karnieße und Säulen, die ganze schöne Vorhalle restaurirt, beschmiert, verkittet und verkalkt mit der beklagenswerthesten Reinlichkeit.

Als ich aus dem Rathhaus gehen wollte, kam ein Mann, mehr gealtert als alt, mehr gebeugt als gekrümmt, von elendem Aeußern und stolzem Gang über den Hof. Der Aufseher, der mich auf den Thurm geführt hatte, zeigte ihn mir. Der Mensch ist ein Dichter, der von seinen Renten in den Wirthshäusern lebt und Epopöen macht. Uebrigens ein vollkommen unbekannter Name. Er hat, wie mein Führer, der ihn sehr bewundert, sagt, Epopöen gegen Napoleon, gegen die Revolution von 1830, gegen die Romantiker, gegen die Franzosen und eine andere schöne Epopöe gemacht, um den gegenwärtigen Baumeister in Köln aufzufordern, die Kirche in der Art und Weise des Pantheon in Paris fortzusetzen. Epopöen, sei's. Aber der Mensch besitzt eine seltene Unsauberkeit. Ich habe in meinem Leben keinen weniger gebürsteten Narren gesehen. Ich glaube nicht, daß wir in Frankreich irgend etwas Aehnliches haben, das mit diesem epischen Dichter verglichen werden könnte.

* V. Hugo hat sich hier von seiner Phantasie fortreißen lassen. Das Basrelief stellt ganz einfach die Geschichte des Bürgermeisters Gryn vor, den, als heftigen Vertheidiger der Rechte der Bürgerschaft, der Bischof Engelbert 1266 gern aus dem Wege geräumt hätte. Unter dem Vorwande eines Gastmahls lockte er ihn in sein Haus und warf ihn dann in seinen Keller, in dem ein Löwe war. Gryn bewältigte diesen und ward bald von seinen treuen Bürgern, die den Verrath merkten und das Haus des Bischofs umlagerten, befreit. Im Februarheft des Morgenblatts 1842 steht eine sehr schöne poetische Bearbeitung dieser Sage von Freiligrath. — Daß außerdem noch eine Menge falscher Einzelheiten in diesem Werke sind, wird Niemand entgehen; sie alle zu verbessern oder zu widerlegen, ist hier nicht am Platz: dies Buch ist eine Uebersetzung, keine Bearbeitung. A. d. U.

Zur Entschädigung trat einige Augenblicke nachher, als ich durch eine, ich weiß nicht welche, enge und dunkle Gasse ging, ein kleiner Alter mit lebhaftem Auge rasch aus einem Barbierladen auf mich zu und rief: **Monsieur! Monsieur! fous Français! oh! les Français! ran! plan! plan! ran! tan! plan! la guerre à toute le monde! prafes! prafes! Napoleon, n'est-ce pas! La guerre à toute l'Europe! Oh! les Français! pien prafes! monsieur! La poïonnete au qui à tous ces Priciens! eine ponne quilpite gomme à Jénâ! Praso les Français! ran! plan! plan!**

Ich gestehe, die Anrede gefiel mir. Frankreich ist groß in den Erinnerungen und Hoffnungen dieser edlen Nationen. Dies ganze Rheinufer liebt uns — ich hätte beinahe gesagt, erwartet uns.

Am Abend, als die Sterne zu funkeln begannen, ging ich auf der andern Seite des Flusses, auf dem Köln entgegengesetzten Strande. Vor mir hatte ich die ganze Stadt, deren zahllose Giebel und schwarze Thürme sich mit allen Einzelheiten auf dem bleichen westlichen Himmel abzeichneten. Zu meiner Linken erhob sich, als der Riese Kölns, der hohe Thurm von Sankt Martin mit seinen beiden durchbrochenen Thürmchen. Fast gerade vor mir bildete die düstere Apside des Doms, ihre tausend spitzen Thürmchen erhebend, ein stachlichtes Ungeheuer, am Ufer gelagert, von dem der Krahn den Schwanz zu bilden schien und dessen Augen zwei unten an dieser dunkeln Masse angezündete Laternen bildeten. Ich hörte in der Dunkelheit nur das schmeichelnde und verschwiegene Geplätscher der Flut zu meinen Füßen, den schweren Tritt eines Pferdes auf den Bohlen der Schiffbrücke und in der Ferne in einer Schmiede, die ich sah, den schweren Fall eines Hammers auf den Amboß. Kein anderer Ton der Stadt drang über den Rhein. Einige Fenster funkelten unbestimmt, und unter der Schmiede, dem

glühenden Ofen, dem sprühenden Punkt, hing und zertheilte sich ein langer Lichtstreifen im Fluß, als ob sich diese Tasche voll Feuer ins Wasser ausleerte.

Von diesem schönen, düstern Schauspiel theilte sich meinem Geiste eine melancholische Träumerei mit. Ich sagte mir: — Die deutsche Stadt ist verschwunden, die Stadt des Agrippa ist verschwunden, die Stadt des heiligen Engelbert steht noch da. Aber wie lange wird es dauern? der dort unten von der heiligen Helena erbaute Tempel ist vor 1000 Jahren zerfallen, die von dem Erzbischof Anno erbaute Kirche wird zerfallen. Diese Stadt ist von ihrem Fluß abgenutzt. Alle Tage löst sich ein alter Stein, eine alte Erinnerung, eine alte Gewohnheit bei dem Schlagen der zwanzig Dampfboote los. Eine Stadt liegt nicht ungestraft an der großen Pulsader Europa's. Köln, obwohl jünger als Trier und Solothurn, die beiden ältesten Gemeinden des Continents, ist schon dreimal umgebildet durch den raschen und gewaltsamen Ideenstrom, der es durchdringt, unaufhörlich steigend und fallend von den Städten Wilhelms des Verschwiegenen bis zu den Bergen Wilhelm Tells, und nach Köln von Mainz die Einflüsse Deutschlands, von Straßburg die Einflüsse Frankreichs bringend. Gegenwärtig scheint sich eine vierte Epoche für Köln zu entwickeln. Der Geist des Positivismus und Utilitarismus, wie die Barbaren von heute sprechen, durchdringt und verwüstet es. Neue Erscheinungen zeigen sich überall in dem Labyrinth seiner alten Architektur; die neuen Straßen machen große Löcher durch diese gothische Masse; „der gute moderne Geschmack" wird heimisch, man baut Rivolifaçaden und freut sich der Bewunderung der Kaufleute. Es gibt trunkene Reimer, die der Stadt Konrads das Pantheon von Soufflot wünschen. Die Gräber der Erzbischöfe zerfallen in dem Dome, der heute aus Eitelkeit, nicht aus Glauben fortgesetzt wird. Muntere Bäuerinnen in Scharlach gekleidet und

mit einem Kopfputz von Gold und Silber verschwinden, und Pariser Grisetten gehen auf den Quais; ich habe heute die letzten Ziegel von dem romanischen Kloster Sankt Martin fallen sehen; man will daselbst ein Café Tortoni bauen; lange Reihen weißer Häuser geben der feudalen, katholischen Vorstadt der Märtyrer eine mißlungene Aehnlichkeit mit Batignolles. Ein Omnibus geht über die uralte Schiffbrücke und fährt für sechs Sous von Agrippina nach Tuitium. — Weh! die alten Städte verschwinden!

Elfter Brief.

Ueber das Haus Ibach.

Andernach.

Lieber, guter Freund! was die Dinge thun, wissen Sie vielleicht, aber gewiß, und andere wie ich haben das gesagt, die Menschen wissen nicht, was sie selbst thun. Oft habe ich, wenn ich die Geschichte mit der Natur zusammenstelle, mitten unter den ewigen Vergleichen, die mein Geist zwischen den Ereignissen, in denen sich Gott verbirgt, und der Schöpfung, in der er sich zeigt, anstellt, plötzlich gezittert mit geheimem Beben, und mir vorgestellt, daß die Wälder, Seen, Berge, der tiefe Donner der Wolken, die Blume, die ihr kleines Köpfchen senkt, wenn wir vorübergehen, der Stern, der in dem Nebel des Horizonts blinzelt, der Orcan, der spricht und grollt, und immer Jemand zurechtzuweisen scheint, wissende und fürchterliche Dinge seien, voll Licht und voll Kenntnissen, die mitleidig den Menschen, diesen Stolz, dem die Ohnmacht die Hand fesselt, diese Eitelkeit, der die Unwissenheit die Augen verbindet, mitten

unter sich in der ihm eigenthümlichen Nacht herumtappen sehen. Nichts in mir ist dagegen, daß der Baum das Bewußtsein seiner Frucht habe, aber gewiß hat der Mensch nicht das Bewußtsein seiner Bestimmung.

Das Leben und die Einsicht des Menschen sind ich weiß nicht welcher dunkeln, göttlichen Maschine preisgegeben, welche die Einen Vorsehung, die Andern Zufall nennen, die Alles vermischt, zusammensetzt und von einander trennt, die ihre Räder in der Finsterniß verbirgt und die Resultate am hellen Tag entfaltet. Man glaubt etwas zu thun, und thut etwas Anderes. Urceus exit. Die Geschichte ist voll davon. Wenn der Gemahl der Catharine von Medicis und der Geliebte der Diana von Poitiers sich bei Philippe Duc, dem schönen piemontesischen Mädchen, in wunderbaren Zerstreuungen gehen läßt, so ist es nicht allein Diana von Angouleme, die er Horaz Farnese zur Schwiegertochter gibt, es ist die künftige Vereinigung desjenigen seiner Söhne, der Heinrich III. sein wird, mit demjenigen seiner Cousins, der Heinrich IV. wird. Wenn der Herzog von Nemours im Galopp die Stufen der heiligen Kapelle auf seinem Hengst Réal hinabreitet, so macht er nicht allein die närrische Vorliebe für gefährliche Spiele zur Mode, sondern er bereitet den Tod des Königs von Frankreich vor. Wenn am 10. Juli 1559 in den Turnieren der Rue Saint-Antoine Montgommery von Schweiß triefend seine Lanze festnimmt und gegen den schönen, mit Lilien geschmückten Ritter, den alle Damen beklatschen, sprengt, so ahnt er nicht, welche wunderbare Dinge er in seiner Hand hält. Nie hat der Zauberstab einer Fee wie diese Lanze gearbeitet. Mit einem Stoß tödtet Montgommery Heinrich II., zerstört den Palast des Tournelles und erbaut die Place Royale, d. h. er stürzt die Komödie der Vorsehung, unterdrückt die Personen und ändert die Decoration.

Als Karl II. von England sich nach der Schlacht von Worcester in einer hohen Eiche verbirgt, glaubt er sich zu verbergen und weiter nichts; keineswegs, er benennt ein Sternbild, die Königseiche, und gibt Halley die Gelegenheit, den Ruhm Tycho's anzugreifen. Der zweite Gemahl der Frau von Maintenon, indem er das Edikt von Nantes zurücknimmt, und das Parlament von 1638, indem es Jakob II. vertreibt, thut nichts Anderes, als daß sie die sonderbare Schlacht von Almanza möglich machen, in der man, Mann gegen Mann auf demselben Terrain, die französische Armee von einem Engländer, dem Marschall von Berwick, und die englische von einem Franzosen, Ruvigny, Lord Galloway, commandirt sieht. Wenn Ludwig XIII. nicht den 14. Mai 1643 gestorben wäre, wäre dem alten Grafen Fontana der Gedanke nicht gekommen, Rocroy in den fünf Tagen anzugreifen, und ein heldenmüthiger Prinz von 22 Jahren hätte nicht die Gelegenheit vom 19. Mai gehabt, die aus dem Herzog von Enghien den großen Condé gemacht hat. Wie viel sonderbare Echos, wie viel außergewöhnliche Parallelismen, wie viel fürchterliche Gegengrößen sind nicht inmitten dieses Getreibes von Facten, welche die Chronologie überschwemmen! Ludwig XIV. läßt 1664, nach der Beleidigung, die sein Gesandter, der Herzog von Créqui, erlitten, alle Corsen aus Rom verbannen; 140 Jahre später verbannt Napoleon Bonaparte die Bourbonen aus Frankreich.

Welches Dunkel und welche Blitze in diesem Dunkel! Als 1612 der junge Heinrich von Montmorency, damals 17 Jahre alt, bei seinem Vater, unter den Edelleuten, welche den Dienst hatten und die Wasserkanne brachten und Wasser einschütteten, in der demüthigen Stellung dieser Verrichtung einen schwächlichen, bleichen Pagen, den kleinen Laubespine von Chateauneuf, sah, wer hätte damals gesagt, daß dieser Page, der sich so demüthig vor ihm neigte, Unterdiakonus, dieser Unterdia-

konus Siegelbewahrer werden, daß dieser Siegelbewahrer aus Auftrag bei dem Parlament von Toulouse den Vorsitz führen, und daß derselbe 20 Jahre später einen geheimen Dispens vom Papst erbitten würde, um ihn köpfen lassen zu können, ihn, den Herrn dieses Burschen, ihn, Heinrich II., Herzog von Montmorency, Marschall von Frankreich durch seinen Degen, Pair von Frankreich durch Gottes Gnade. Als der Präsident de Thou in seinem Buch das Edikt Ludwigs XI. vom 22. Dezember 1477 hervorsuchte, schärfte und so sorgfältig aufs Neue feststellte, wer hätte da dem Vater gesagt, daß einst dasselbe Edikt, mit Laubardemont als Stiel, das Beil sein werde, mit dem Richelieu das Haupt seines Sohnes herunterschlüge!

Und mitten in diesem Chaos gibt es Gesetze. Das Chaos ist nur die Oberfläche, die Ordnung ist der Grund. Nach langen Zwischenräumen kommen dieselben schrecklichen Facta, die unsere Väter schon die Augen aufschlagen machten, wie Kometen aus den tiefsten Finsternissen der Geschichte wieder. Es sind immer dieselben Schlingen, derselbe Sturz, dieselben Verräthereien, immer derselbe Schiffbruch an denselben Klippen; die Namen ändern sich, die Sachen bestehen. Wenige Tage vor den unglücklichen Ostern 1814 hätte der Kaiser zu seinen dreizehn Marschällen sagen können: **Amen dico vobis quia unus vestrum me traditurus est.** — Cäsar adoptirt stets Brutus; Karl I. hält stets Cromwell von seiner Reise nach Jamaica zurück; Ludwig XVI. verhindert immer Mirabeau, sich nach Indien einzuschiffen; immer und überall sind grausame Königinnen durch undankbare Söhne bestraft; jede Maria von Medicis gebiert Ludwig XIII., der sie verbannen wird.

Und sehen Sie nicht sogar, auf wie sonderbare Weise mein Gedanke von Idee zu Idee, fast wider meinen Willen zu diesen beiden Weibern kommt, den beiden Italienerinnen, den beiden Gespenstern, Agrippina und Maria von Medicis, den beiden

Gespenstern von Köln! Köln ist die Stadt der unglücklichen Königinnen Mütter. In einem Zwischenraum von 1600 Jahren haben die Tochter des Germanicus, die Mutter Nero's, und die Gemahlin Heinrichs IV., die Mutter Ludwigs XIII., an Köln ihren Namen und ihr Gedächtniß geknüpft. Von diesen beiden Wittwen — denn eine Waise ist eine Wittwe — von denen die eine es durch Gift, die andere durch den Dolch wurde, ist Maria von Medicis dort gestorben, Agrippina dort geboren.

Ich besuchte in Köln das Haus, das Maria von Frankreich verscheiden sah — das Haus Ibach nach Einigen, Jabach nach Andern — und statt Ihnen zu sagen, was ich dort gesehen, will ich Ihnen sagen, was ich gedacht habe. Vergeben Sie mir, mein Freund, wenn ich diesmal Ihnen nicht alle Localeinzelheiten schildere, die ich liebe, und die meiner Meinung nach den Menschen durch seine Hülle malen und den Geist vom Aeußern zum Innern der Facta wandern lassen. Diesmal enthalte ich mich ihrer. Ich habe Furcht, Sie mit meinen Guirlanden und Säulenstäbchen zu langweilen.

Die traurige Königin starb dort den 3. Juli 1642. Sie war 68 Jahre alt. Seit 11 Jahren war sie aus Frankreich verbannt. Sie war eine Zeitlang überall umhergeirrt, in Flandern, in England, jedem Lande sehr zur Last. In London behandelte Karl I. sie würdig; während der drei Jahre, die sie dort zubrachte, gab er ihr 100 Pfund Sterling den Tag. Später, ich schäme mich es zu sagen, gab Paris der Königin von England die Gastfreundschaft zurück, welche die Königin von Frankreich empfangen hatte. Henriette, Tochter Heinrichs IV. und Wittwe Karls I., wurde im Louvre ich weiß nicht in welche Dachkammer quartirt, wo sie im Winter aus Mangel an Holz im Bett blieb, da sie 300 Louisd'or erwartete, welche ihr der Coadjutor leihen wollte. Ihre Mutter, die Wittwe Heinrichs IV.,

starb in Köln fast ebenso im tiefsten Elend. Auf Antrag des Cardinal Ministers hatte Karl I. sie aus England fortgeschickt. Ich ärgere mich über den königlichen melancholischen Verfasser des Eikon Basilike, und ich begreife nicht, wie der Mensch, der Cromwell gegenüber König zu bleiben wußte, es nicht vor Richelieu blieb.

Uebrigens beharre ich auf diesen Einzelnheiten voll düsterer Bedeutung; auf Maria von Medicis folgte bald Richelieu, der im selben Jahre, und Ludwig XIII., der ein Jahr nachher starb. Wozu dieser widernatürliche Haß zwischen diesen drei menschlichen Geschöpfen, wozu so viel Intriguen, so viel Verfolgungen, so viel Kämpfe, so viel Treulosigkeiten, da alle drei fast zur selben Stunde starben? — Gott weiß, was er thut.

Es herrscht ein trauriger Zweifel über Maria von Medicis. Der Schatten, den Ravaillac wirft, scheint mir immer die Falten ihres Schleppkleides zu berühren. Ich habe mich immer über die fürchterliche Phrase gewundert, die der Präsident Henault, vielleicht absichtslos, über die Königin schrieb: — Sie wurde durch den Tod Heinrichs IV. nicht sehr überrascht.

Ich gestehe, daß mir alles dies die klare, gesetzmäßige, prächtige Epoche Ludwigs XIV. bewunderungswürdiger macht. Die Schatten und Dunkelheiten, die den Anfang dieses Jahrhunderts bedecken, bringen die Helle seines Endes zur Geltung. Ludwig XIV. ist, wenn Richelieu die Macht war, mehr die Majestät; war Cromwell die Größe, mehr die Heiterkeit. Ludwig XIV. ist nicht das Genie im Herrn, sondern er ist das Genie um den Herrn, was vielleicht den König minder groß, aber die Regierung größer macht. Was mich betrifft, der, wie Sie wissen, die vollendeten und vollständigen Sachen liebt, ohne alle die Mittel, die man anwenden muß, zu billigen, so habe ich immer eine tiefe Sympathie für diesen ernsten und

prächtigen Fürsten gehabt, der so zu rechter Zeit geboren, so recht gekommen und umgeben, König seit seiner Wiege und König im Grabe ist; ein wahrer Monarch in der höchsten Bedeutung des Wortes, der Central-Souverän der Civilisation, die Angel Europa's, der es gegeben war, während der ganzen Dauer seiner Regierung um seinen Thron erscheinen, glänzen und verschwinden zu sehen: acht Päpste, fünf Sultane, drei Kaiser, zwei Könige von Spanien, drei Könige von Portugal, vier Könige und eine Königin von England, drei Könige von Dänemark, eine Königin und zwei Könige von Schweden, vier Könige von Polen und vier Czare von Moskau; Polarstern eines ganzen Jahrhunderts, der 72 Jahre lang alle Sternbilder desselben majestätisch um sich hat wandeln sehen!

Zwölfter Brief.

Ueber das Wallraf'sche Museum.

Andernach.

Außer dem Dom, dem Rathhaus und dem Hause Ibach habe ich in Schleiß Kotten bei Köln die Spuren einer unterirdischen Wasserleitung besucht, die zur Zeit der Römer von Köln nach Trier ging, und von der man noch heute die Spur in 33 Ortschaften findet. In Köln selbst habe ich das Wallraf'sche Museum gesehen. Ich bin in großer Versuchung, Ihnen hier das Inventarium desselben aufzuzählen, aber ich verschone Sie damit. Es genüge Ihnen, zu wissen, daß ich, wenn ich, Dank dem Diebstahl des Barons v. Hübsch, dort nicht den Kriegswagen der alten Germanen, die berühmte egyptische Mumie und die große um 1400 in Köln gegossene Schlange

gefunden, dagegen einen sehr schönen römischen Sarcophag und die Rüstung des Bischofs Bernhard von Galen gesehen habe. Man hat mir auch einen ungeheuren Harnisch gezeigt, der dem Reichsgeneral Johann von Werth gehört haben soll; aber ich habe vergebens sein 8½ Fuß langes Schwert, seine große, der Tanne des Polyphem ähnliche Lanze, seinen großen homerischen Schild, den zwei Männer, wie man sagt, kaum aufheben konnten, gesucht.

Das Vergnügen, alle diese schönen und merkwürdigen Dinge, Museen, Kirchen, Rathhäuser, zu sehen, wird, muß ich sagen, sehr durch die Unannehmlichkeit der Trinkgelder gemindert. An den Rheinufern ist, wie in allen sehr besuchten Gegenden, das Trinkgeld eine sehr unbequeme Fliege, die alle Augenblicke und bei jeder Gelegenheit, nicht Ihre Haut, sondern Ihre Börse sticht. Nun enthält aber die Börse des Reisenden, diese köstliche Börse, für ihn Alles, weil die h. Gastfreundschaft nicht mehr mit ihrem einnehmenden Lächeln und ihrer würdigen Herzlichkeit auf den Söllern sitzt, um ihn zu empfangen. Sehen Sie, bis zu welcher Höhe die Intelligenzen in diesem Lande das Trinkgeld erhoben haben. Ich erzähle Facta, ich übertreibe nichts. — Sie gehen in irgend einen Ort, am Stadtthor erkundigt sich ein Beamter nach dem Hotel, in dem Sie abzusteigen gedenken, nach Ihrem Paß, nimmt ihn, behält ihn. Der Wagen hält im Posthof. Der Conducteur, der Ihnen während der ganzen Reise keinen Blick geschenkt hat, öffnet Ihnen die Thüre und streckt mit gieriger Miene die Hand aus. Trinkgeld. Einen Augenblick später kommt der Postillon, da dies von der Polizei verboten ist, und kauderwelscht Ihnen Etwas vor, was heißen will: Trinkgeld. Man steigt aus, ein großer Bursch steigt auf den Wagen und langt Ihren Koffer und Nachtsack herunter. Trinkgeld. Ein

anderer Bursche legt das Gepäck auf einen Karren, fragt Sie, in welches Hotel Sie gehen, und läuft vor Ihnen, den Karren schiebend, her. Im Hotel kommt der Wirth und fängt mit Ihnen folgendes kleine Gespräch an, das man in allen Sprachen an die Thüren aller Wirthshäuser hängen sollte: — Empfehle mich Ihnen, mein Herr. — Ich möchte ein Zimmer. — Sehr gut, mein Herr (nach hinten): Führen Sie den Herrn auf Nro. 4. — Ich möchte zu Mittag essen. — Sogleich, mein Herr u. s. w. u. s. w. Sie steigen auf Nro. 4. Ihr Gepäck ist da. Ein Mensch tritt herein: es ist der, welcher es ins Wirthshaus geschoben hat. Trinkgeld. Ein zweiter kommt. Was will er? Er hat Ihre Sachen in das Zimmer getragen. Sie sagen ihm: Gut, ich werde Ihnen bei meiner Abreise mit den andern Domestiken etwas geben. — Ich gehöre nicht ins Haus, mein Herr. Trinkgeld. — Sie gehen aus, Sie sehen eine Kirche, eine schöne Kirche. Man muß hineingehen. Sie gehen rings herum, betrachten, suchen. Die Thüren sind verschlossen. Jesus hat gesagt: Compelle intrare. Die Priester würden die Thüren schon offen lassen, aber die Küster verschließen sie, um 30 Sous zu verdienen. Indeß hat ein altes Weib Ihre Verlegenheit gesehen und zeigt Ihnen eine kleine Klingel neben einem Pförtchen. Sie verstehen und schellen, die Thüre öffnet sich und der Küster erscheint. Sie sagen, Sie wollen die Kirche sehen. Der Küster nimmt einen Bund Schlüssel und geht auf die Kirche zu. Als Sie in die Kirche treten wollen, fühlen Sie sich am Aermel gezupft; es ist die gefällige Alte, die Sie Undankbarer vergessen haben und die Ihnen gefolgt ist. Trinkgeld. Sie sind in der Kirche; Sie betrachten, bewundern, rufen vor Freude. — Warum ist der grüne Vorhang vor dem Gemälde? — Weil es das schönste in der Kirche ist, sagt der Küster. — Nehmen Sie ihn fort. Hier verbirgt man die schönen Gemälde, anderswo würde man sie zeigen. Von wem ist das Gemälde? — Von

Rubens. — Ich möchte es sehen. — Der Küster geht fort und kommt nach einigen Augenblicken mit einem sehr ernsten und traurigen Wesen wieder zurück. Es ist der Kustos. Der gute Mann drückt an eine Feder, der Vorhang theilt sich und Sie sehen das Gemälde. Haben Sie es gesehen, so schließt sich der Vorhang und der Kustos macht Ihnen ein bezeichnendes Compliment. Trinkgeld. Während Sie Ihren Gang durch die Kirche, immer von dem Küster gefolgt, fortsetzen, kommen Sie an das Gitter des Chors, das vollkommen verrostet ist, und vor dem eine prächtig kostümirte Person steht, der Schweizer, der von Ihrem Dasein benachrichtigt ist und Sie erwartet. Der Chor gehört dem Schweizer. Sie gehen darin herum. Als Sie ihn verlassen wollen, grüßt Sie Ihr gallonirter Cicerone majestätisch. Trinkgeld. Der Schweizer übergibt Sie dem Küster. Sie gehen vor der Sakristei vorbei. O Wunder! sie ist offen. Sie treten hinein. Ein Sakristan ist darin. Der Küster entfernt sich würdevoll, denn er muß dem Sakristan seinen Raub lassen. Der Sakristan bemächtigt sich Ihrer, zeigt Ihnen die Ciborien, Meßgewänder, Fenster, die Sie ohne ihn sehr gut sehen würden, die Mitra des Erzbischofs und unter Glas in einem mit weißem Atlas geschmückten Kasten irgend ein Skelett eines Heiligen als Troubadour angekleidet. Die Sakristei ist gesehen, der Sakristan bleibt zurück. Trinkgeld. Der Küster nimmt Sie wieder in Empfang. Da ist die Treppe im Thurm. Die Aussicht von oben muß schön sein, Sie wollen hinaufsteigen. Sie steigen ungefähr 30 Stufen hinauf. Plötzlich ist die Passage gesperrt. Eine verschlossene Thüre ist da. Sie wenden sich um, Sie sind allein, der Küster ist nicht mehr da. Sie klopfen an. Ein Gesicht erscheint an einer Luke. Es ist der Glöckner. Er öffnet und sagt Ihnen: Steigen Sie hinauf, mein Herr. Trinkgeld. Sie steigen hinauf, der Glöckner folgt Ihnen nicht; desto besser, denken Sie; Sie schöpfen frische Luft, Sie freuen sich,

allein zu sein, Sie kommen so lustig auf die höchste Plattform des Thurms. Da betrachten Sie, gehen auf und ab; der Himmel ist blau, die Landschaft prächtig, der Horizont unermeßlich. Plötzlich bemerken Sie, daß seit einiger Zeit ein widriges Wesen Ihnen folgt, Sie antritt und Ihnen unverständliche Dinge ins Ohr murmelt. Das ist der geschworene und privilegirte Erklärer, damit beauftragt, den Fremden die Herrlichkeiten des Thurms, der Kirche und der Landschaft auseinanderzusetzen. Dieser Mensch stottert gewöhnlich, bisweilen ist er auch taub. Sie hören nicht auf ihn, Sie lassen ihn nach Gefallen schwatzen, Sie betrachten die ungeheure Kirche, die tausend Einzelheiten des Thurmes, die Dächer, Straßen, Giebel, Wege, die sich nach allen Richtungen wie die Speichen eines Rades ausdehnen, dessen Umkreis der Horizont und dessen Mittelpunkt die Stadt ist, die Ebenen, Bäume, Flüsse, Hügel. Wenn Sie genug gesehen haben, denken Sie ans Hinuntersteigen, Sie gehen nach der Treppe. Der Mensch stellt sich vor Sie hin. Trinkgeld. Sehr gut, mein Herr, sagt er, indem er es einsteckt, wollen Sie mir nicht auch etwas für mich geben? — Wie? und was ich Ihnen eben gab? — Ist für die Kirche, der ich für die Person 2 Franken geben muß; Sie werden jetzt einsehen, daß mir auch etwas zukommt. Trinkgeld. Sie steigen hinab. Plötzlich öffnet sich neben Ihnen eine Thüre. Es ist der Glockenstuhl. Man muß die Glocken in diesem schönen Thurm wohl auch sehen. Ein junger Bursch zeigt sie Ihnen und nennt sie mit Namen. Trinkgeld. Unten am Thurm finden Sie den Küster wieder, der geduldig auf Sie gewartet hat und Sie ehrfurchtsvoll bis an die Kirchenschwelle begleitet. Trinkgeld. Sie gehen in Ihr Hotel zurück und hüten sich wohl irgend Jemand um den Weg zu fragen, denn das Trinkgeld würde jede Gelegenheit ergreifen. Kaum haben Sie den ersten Fuß ins Wirthshaus gesetzt, als Sie eine Figur mit freundlichem Gesicht finden,

die Ihnen vollkommen unbekannt ist. Es ist der Bediente, der Ihnen Ihren Paß zurückbringt. Trinkgeld. Sie speisen zu Mittag, die Stunde der Abreise rückt heran, der Domestik bringt Ihnen die Rechnung. Trinkgeld. Ein Stallknecht bringt Ihr Gepäck auf die Diligence oder Schnellpost. Trinkgeld. Ein Arbeiter wirft es auf die Imperiale. Trinkgeld. Sie steigen in den Wagen, man reist ab, es wird Nacht; morgen werden Sie wieder anfangen.

Wiederholen wir: Trinkgeld für den Conducteur, Trinkgeld für den Postillon, Trinkgeld für den, der das Gepäck herunter gibt, Trinkgeld für den, der es fortschiebt, Trinkgeld für den Mann, der nicht zum Haus gehört, Trinkgeld für die alte Frau, Trinkgeld für Rubens, Trinkgeld für den Schweizer, Trinkgeld für den Sakristan, Trinkgeld für den Glöckner, Trinkgeld für den Erklärer, Trinkgeld für die Kirche, Trinkgeld für den Unterglöckner, Trinkgeld für den Bedienten, Trinkgeld für die Domestiken, Trinkgeld für den Stallknecht, [illegible] für den Postgehülfen; das sind achtzehn Trinkgelder an [illegible]! Nehmen Sie die Kirche, die sehr theuer ist, da[illegible] bleiben neun. Jetzt rechnen Sie alle diese Trinkgel[illegible] Minimum von 50 Centimes und einem Maximum von [illegible] die bisweilen nothwendig sind, und Sie haben ein[illegible] drohliche Summe. Bedenken Sie, daß jedes dieser Tr[illegible] eine Silbermünze sein muß; die Sous und Kupfermünze[illegible] Kehricht, die der letzte Straßenjunge mit unbeschreiblicher [illegible]achtung wegwerfen würde.

Für diese sinnreichen Völker ist der Reisende nur ein Sack mit Thalern, bei dem es darauf ankommt, ihn möglichst schnell zu leeren. Jeder stürzt sich darauf, die Regierung selbst mischt sich bisweilen hinein, sie nimmt Ihnen Ihren Nachtsack, legt ihn auf die Schulter und reicht Ihnen die Hand. In den großen Städten müssen die Bagagenträger dem Staate 12 Sous und

2 Liards für jeden Reisenden zahlen. Ich war noch keine Viertelstunde in Aachen, als ich auch schon dem König von Preußen ein Trinkgeld gegeben hatte.

Dreizehnter Brief.

Andernach.

Andernach.

Ich schreibe Ihnen wieder von Andernach am Rhein, wo ich vor drei Tagen ans Land gestiegen bin. Andernach ist ein altes römisches Municipium, an dessen Stelle eine gothische Gemeinde getreten ist, die noch existirt. Die Aussicht aus meinem Fenster ist reizend. Vor mir habe ich am Fuß eines hohen Hügels, der mich kaum ein schmales Stück Himmel sehen läßt, einen schönen Thurm aus dem dreizehnten Jahrhundert, auf dessen Gipfel sich (eine reizende Composition, die ich nur hier gesehen habe) ein anderer, kleinerer octogoner Thurm, mit acht Giebelfeldern und einer konischen Spitze gekrönt, erhebt; rechts ist der Rhein und das hübsche kleine weiße Oertchen Leutersdorf, das aus den Bäumen heraussieht, links vier byzantinische Thürme einer prächtigen Kirche aus dem elften Jahrhundert, zwei am Portal, zwei an der Apside. Die beiden Thürme am Portal haben ein fremdartiges Aussehen, sind aber groß. Es sind viereckige Thürme mit vier spitzen dreieckigen Giebeln, die dazwischen Schieferdächer haben, die sich oben vereinigen und die Spitze bilden. Unter meinem Fenster lärmen in vollster Sorglosigkeit Hühner, Kinder und Enten. Im Hintergrunde klettern Bauern in den Weinbergen. Es scheint übrigens, daß dies Gemälde dem Mann voll Geschmack, der mein Zimmer

decorirt hat, noch nicht genügte. Neben meinem Fenster hat er ein anderes hingenagelt, als Pendant ohne Zweifel, es ist ein Bild, das zwei große Leuchter auf dem Boden vorstellt und darunter steht: Ansicht von Paris. Nach langem Kopfzerbrechen habe ich herausgebracht, daß es in der That eine Ansicht der Barrière du Trone war. — Die Sache ist ähnlich.

Am Tage meiner Ankunft habe ich die Kirche besucht, die inwendig schön, aber überkalkt ist. Der Kaiser Valentinian und ein Kind Friedrich Barbarossa's sind darin begraben worden. Es ist keine Spur mehr davon vorhanden. Ein schöner Christus am Grabe in natürlicher Größe, aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ein Ritter aus dem sechzehnten in Halbrelief, an eine Mauer gelehnt; auf einem Speicher ein Haufen angemalter Figuren von grauem Elfenbein, die Reste irgend eines Mausoleums aus der Renaissance: das ist Alles, was mir ein buckeliger, lachender Glöckner für das kleine Stück Silber, das hier dreißig Sous vorstellt, zeigen konnte.

Jetzt muß ich Ihnen noch eine Thatsache erzählen, mehr eine Begebenheit, als ein Abenteuer, die in mir den Eindruck eines finsteren Traumes zurückgelassen hat.

Als ich aus der Kirche kam, die fast ins Freie führt, ging ich um die Stadt. Die Sonne sank hinter den großen bebauten und mit Busch bewachsenen Hügel, der in den vorgeschichtlichen Zeiten ein Stück Lava gewesen und heute ein Basaltbruch ist, der vor zweitausend Jahren Artonacum beherrschte und heute Andernach beherrscht, der nach einander die Citadelle des römischen Präfekten, den Palast der austrasischen Könige, aus dessen Fenstern die Prinzen Karpfen im Rhein fingen, das kaiserliche Grab Valentinians, die Abtei der Fräulein von Sankt Thomas zerfallen sah und der jetzt Stein für Stein die alten Mauern der Stadt der trierischen Churfürsten zerfallen sieht.

Ich folgte dem Graben, der die Mauer entlang geht, an die sich jetzt zutraulich Bauerhäuser lehnen, und die nur noch dazu dient, die Kohl- und Lattichfelder vor dem Nordwind zu schützen. Die edle abgetragene Stadt hat noch vierzehn runde oder viereckige Thürme, die aber zu ärmlichen Gärtnerwohnungen umgewandelt sind. Halbnackte Buben setzen sich zum Spielen auf die heruntergestürzten Steine, und junge Mädchen legen sich ins Fenster und schwatzen von ihren Liebesgeschichten in den Löchern der Katapulten. Das fürchterliche Schloß, das Andernach nach Osten vertheidigte, ist nur noch ein Schutthaufen, der allen Sonnen- und Mondstrahlen seine Fenster öffnet, der Waffenhof dieser kriegerischen Wohnung ist von einem schönen grünen Rasen erobert, auf dem die Weiber aus der Stadt im Sommer die Leinwand bleichen, die sie im Winter gesponnen haben.

Nachdem ich das alte spitzbögige Thor von Andernach, das ganz voll schwarzer Kugellöcher ist, hinter mir gelassen hatte, befand ich mich am Rheinufer. Der feine, von kleinen Grasplätzen durchschnittene Sand lud mich ein, und ich ging langsam den Fluß hinan, nach den fernen Hügeln von Sayn zu. Der Abend war bezaubernd mild; die Natur war still, ehe sie einschlief. Bachstelzen kamen an den Fluß, um zu trinken, und flohen in das Weidengebüsch; durch die Tabaksfelder sah ich in den engen Wegen mit Stieren bespannte Wagen voll Basalttuffstein, aus dem Holland seine Dämme erbaut. Vor mir lag ein Kahn aus Leutersdorf, auf den nur das eine weiche Wort: Pius geschrieben war. Auf der andern Seite des Rheins, am Fuß des Hügels, zogen dreizehn Pferde langsam ein anderes Schiff, das sich mit durch seine großen, dreieckigen vom Abendwind geschwellten Segel forthalf. Der gemessene Schritt der Pferde, das Zurufen und das Knallen der Peitschen drangen bis zu mir. Eine weiße Stadt verlor sich fern im Nebel, und

ganz im Hintergrunde, im Osten, am Rande des Horizonts, ward der Vollmond, roth und rund wie ein Cyklopenauge zwischen zwei Augenlidern von Wolken, am Gesicht des Himmels sichtbar.

Wie lange ich so in die Träumerei der ganzen Natur versenkt ging, weiß ich nicht. Aber die Nacht war ganz hereingebrochen, das Feld ganz verlassen, der funkelnde Mond reichte fast an den Zenith, als ich am Fuße einer Erhöhung, die oben einen kleinen dunkeln Block trug, so zu sagen erwachte; um ihn zeichneten sich schwarze Linien ab, von denen die einen Galgen, die andern Masten mit ihren Querstangen vorstellten. Ich stieg hinauf, indem ich auf Haufen von frisch geschnittenen großen Bohnen trat. Dieser Block, der auf einem runden Mauerwerk lag, war ein Grab von einem Baugerüst umgeben.

Für wen war das Grab? Für wen das Gerüst?

In dem Mauerwerk war eine niedrige, gewölbte Thüre angebracht, die roh durch Bretter verschlossen war. Ich klopfte mit meinem Stock daran; der schlafende Bewohner gab mir keine Antwort.

Dann stieg ich auf einer sanften Rampe, die mit einem dichten, mit blauen Blumen, die sich im Mondschein geöffnet zu haben schienen, besäeten Rasen bedeckt war, auf das runde Mauerwerk und besah das Grab.

Ein ungeheurer Obelisk, auf einem großen, einen römischen Sarcophag bildenden Würfel liegend; Alles, Obelisk und Würfel, von bläulichem Granit; um das Monument, bis an seinen Gipfel ein schwaches Gerüst mit einer langen Leiter; die vier Seiten des Würfels sind hohl und offen, als ob man Basreliefs herausgerissen hätte; hie und da lagen zu meinen Füßen Platten von zerbrochenem blauem Granit, Bruchstücke von Karnießen — das zeigte mir der Mond.

Ich ging um das Grab und suchte den Namen des Todten.

Auf den drei ersten Seiten stand Nichts; auf der vierten sah ich in kupfernen Buchstaben, die glänzten, die Inschrift: Die Sambre- und Maasarmee ihrem commandirenden General; und über diesen beiden Linien konnte ich beim Mondschein den Namen mehr angedeutet, als geschrieben lesen:

HOCHE.

Die Buchstaben waren herausgerissen, aber sie hatten einen unbestimmten Eindruck auf dem Granit zurückgelassen.

Dieser Name, an dem Ort, zu der Stunde, bei dem Lichte gesehen, machte einen tiefen, unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Ich habe Hoche stets lieb gehabt. Hoche war wie Marceau einer der jungen großen Leute, durch welche die Vorsehung, die wollte, daß die Revolution siege und Frankreich herrsche, Bonaparte vorarbeitete; halbgeglückte Versuche, unvollständige Proben, die das Geschick brach, nachdem es einmal das fertige und strenge Profil des bestimmten Mannes aus dem Schatten gezogen hatte.

Da, dachte ich, ist Hoche also gestorben. — Und der Heldentag, der 13. April 1797, kam mir wieder ins Gedächtniß.

Ich wußte nicht, wo ich war. Ich sah rund um mich. Im Norden hatte ich eine weite Ebene; im Süden in Büchsenschußweite den Rhein, und zu meinen Füßen, unten an dem Hügel, der die Basis dieses Grabes war, ein Dorf, an dessen Eingange sich ein alter viereckiger Thurm erhob.

In dem Augenblick ging ein Mann, wenige Schritte von dem Monument, durchs Feld; ich fragte ihn zufällig auf französisch nach dem Namen des Dorfes. Der Mann, vielleicht ein alter Soldat, denn der Krieg hat wie die Civilisation unsere Sprache alle Nationen der Welt gelehrt — der Mann rief: Weißthurm, und verschwand hinter einer Hecke.

Ich dachte an den turris alba der Römer. Hoche ist an

einem berühmten Platz gestorben. An demselben Ort setzte Cäsar vor zweitausend Jahren zum ersten Mal über den Rhein.

Was soll das Gerüst auf dem Monument? Stellt man es wieder her? Reißt man es herunter? Ich weiß es nicht.

Ich kletterte auf dasselbe, und indem ich mich an den Balken festhielt, sah ich durch eine der in dem Würfel angebrachten Oeffnungen in das Grab. Es war eine kleine, viereckige Kammer, nackt, düster und kalt. Ein Mondstrahl, der durch eines der Löcher hereinfiel, zeichnete im Schatten eine weiße, aufrecht an der Mauer stehende Gestalt ab.

Ich trat in die Kammer durch die enge Oeffnung, indem ich den Kopf bückte und auf den Knieen kroch. Da sah ich mitten im Pflaster ein rundes offenes, dunkles Loch. Durch dies Loch hatte man früher gewiß den Sarg in das untere Gewölbe hinabgelassen. Ein Strick hing da und verlor sich in der Nacht. Ich näherte mich, ich wagte einen Blick in dies Loch, in diese Dunkelheit, in dies Gewölbe; ich suchte den Sarg, ich sah Nichts.

Kaum unterschied ich den unbestimmten Umriß eines düstern Alkovens, der in das Gewölbe gehauen war und sich im Halbschatten abzeichnete.

Ich blieb lange dort, Auge und Geist in das doppelte Geheimniß des Todes und der Nacht versenkt. Ein eisiger Athem wehte aus dem Kellerloch wie aus einem offenen Munde.

Ich konnte nicht sagen, was in mir vorging. Dies Grab, auf das ich so plötzlich stieß, dieser große unerwartete Name, diese finstere Kammer, diese bewohnte oder leere Gruft, dies Gerüst, das ich durch die Oeffnung des Monuments erblickte, diese Einsamkeit und dieser das Grab einhüllende Mondschein, alle diese Ideen stellten sich auf einmal vor meinen Geist und erfüllten ihn mit Bildern. Ein tiefes Mitleiden preßte mir die Brust zusammen. Das wird also aus den berühmten Todten,

Noch eine zweite schöne Kirche ist in Andernach, eine gothische. Ein Schiff aus dem vierzehnten Jahrhundert ist zu einem Kasernenstall umgeformt und wird von preußischen Kavaleristen mit dem Säbel in der Faust bewacht. Durch die offene Thüre sieht man eine lange Reihe von Pferdegruppen, die sich im Dunkel der Kapelle verliert. Ueber dem Portal sieht man: Sancta Maria, ora pro nobis. Gegenwärtig sagen das die Pferde.

Ich wäre gern in den merkwürdigen Thurm gestiegen, den ich von meinem Fenster aus sehe, und der allem Anschein nach der alte Wachtthurm der Stadt war, aber die Treppe ist zerbrochen und die Gewölbe eingestürzt. Ich mußte darauf verzichten. Uebrigens hat das prächtige Gebäude so viel Blumen und so prächtige Blumen, mit so viel Geschmack und so viel Sorgfalt an allen Fenstern unterhalten, daß man es für bewohnt halten könnte. Und in der That ist es bewohnt, von der kokettesten und wildesten aller Bewohnerinnen, von dieser guten unsichtbaren Fee, die in allen Ruinen wohnt, die sie für sich ganz allein nimmt, die alle Stockwerke, alle Decken, alle Treppen einstößt, damit kein Menschentritt die Vogelnester störe, und an alle Fenster und vor alle Thüren Blumenfenster setzt, die sie als Fee aus jedem vom Regen ausgehöhlten oder von der Zeit verwitterten Stein zu machen weiß.

Vierzehnter Brief.

Der Rhein.

Sankt Goar, den 17. August.

Sie wissen, ich habe es Ihnen oft gesagt, ich liebe die Flüsse. Die Flüsse bringen die Ideen so gut wie die Waaren fort. Jedes hat seine herrliche Rolle in der Schöpfung. Die Flüsse singen als ungeheure Zinken dem Ocean die Schönheit der Erde, die Kultur der Felder, den Glanz der Städte und den Ruhm der Menschen.

Und habe ich Ihnen nicht auch gesagt, daß ich vor allen Flüssen den Rhein liebe? Das erste Mal, daß ich ihn sah, war vor einem Jahre in Kehl auf der Schiffbrücke. Die Nacht brach herein, der Wagen ging im Schritte. Ich erinnere mich, ich empfand damals eine gewisse Ehrfurcht, als ich über den alten Strom setzte. Ich wollte ihn seit langer Zeit gern sehen. Ich trete nie ohne große Aufregung in Verbindung mit den gewaltigen Dingen der Natur, die eben so groß, als die Geschichte sind. Nehmen Sie dazu, daß die verschiedenartigsten Dinge für mich, ich weiß nicht warum, Verwandtschaften und Uebereinstimmungen haben. Denken Sie, lieber Freund, noch an die Rhone bei La Valserine — wir sahen sie 1825 auf der Schweizerreise, die eine der hellsten Erinnerungen meines Lebens ist; wir waren damals 20 Jahre alt. — Sie erinnern sich, mit welchem wüthenden Schreien, welchem wilden Brüllen die Rhone sich in den Abgrund stürzte, während die schwache hölzerne Brücke zu unsern Füßen zitterte? Nun, seit dieser Zeit weckte die Rhone in mir den Gedanken an einen Tiger, der Rhein weckte darin den Gedanken an einen Löwen.

Als ich an jenem Abend den Rhein zum ersten Mal sah, änderte sich dieser Gedanke nicht. Ich sah lange den stolzen, edlen Fluß an, heftig, aber ohne Wuth, wild, aber majestätisch. Er war angeschwollen und prächtig, als ich ihn überschritt. Er rieb an den Kähnen der Brücke seine gelbe Mähne ab, oder seinen schlammigten Bart, wie Boileau sagt. Seine beiden Ufer verloren sich im Dunkeln. Sein Geräusch war ein mächtiges und friedliches Brausen. Ich sah eine Aehnlichkeit mit der offenen See in ihm.

Ja, mein Freund, es ist ein edler, feudaler, republikanischer, kaiserlicher Fluß, werth zugleich deutsch und französisch zu sein. Die ganze Geschichte von Europa, unter ihren beiden großen Gesichtspunkten betrachtet, liegt in diesem Fluß der Krieger und Denker, in dieser prächtigen Woge, die Frankreich toben, in diesem tiefen Gemurmel, das Deutschland träumen macht.

Der Rhein vereinigt Alles. Der Rhein ist reißend wie die Rhone, breit wie die Loire, eingedämmt wie die Maas, geschlungen wie die Seine, hell und grün wie die Somme, geschichtlich wie die Tiber, königlich wie die Donau, geheimnißvoll wie der Nil, mit Gold gefleckt wie ein amerikanischer Fluß, mit Fabeln und Fantomen bedeckt wie ein Fluß Asiens.

Ehe die Geschichte schrieb, vielleicht ehe der Mensch existirte, rauchte und dampfte da, wo jetzt der Rhein ist, eine doppelte Kette von Vulcanen, die erloschen sind und zwei Haufen Lava und Basalt, die parallel wie zwei Mauern liegen, zurückgelassen haben. Zu derselben Zeit hörten die gigantischen Krystallisationen, die Urgebirge, auf, die ungeheuren Anschwemmungen, die secundären Gebirge, trockneten aus, die ungeheure Masse, die wir jetzt die Alpen nennen, wurde allmählig kalt, der Schnee häufte sich dort auf; zwei große Ströme dieses Schnees verbreiteten sich über die Erde: der eine, der nördliche Strom, durchschnitt

die Ebene, stieß auf die doppelte Reihe ausgebrannter Vulkane, und floß durch sie zum Ocean; der andere, der westliche Strom, fiel von Berg zu Berg, floß den zweiten Block todter Vulkane, den wir Ardèche nennen, entlang und ergoß sich in das mittelländische Meer. Die erste dieser Strömungen ist der Rhein, die andere die Rhone.

Die ersten Menschen, welche die Geschichte an den Ufern des Rheins sitzen sieht, sind die große Familie halbwilder Völker, welche sich Kelten nennen, und die Rom Gallier nannte; qui ipsorum lingua Celtae, nostra vero Galli vocantur, sagt Cäsar. Die Rauraker wohnten näher an der Quelle, die Argentoraker und Neaguntier mehr nach der Mündung zu. Als die Stunde dann gekommen war, erschien Rom: Cäsar überschritt den Rhein. Drusus baute seine fünfzig Festungen, der Consul Munatius Plancus begann eine Stadt auf dem nördlichen Sattel des Jura; Martius Vipsanius Agrippa baute eine Festung vor der Mainmündung, und errichtete dann eine Kolonie Tuitium gegenüber; der Senator Antonius gründete unter Nero ein Municipium am batavischen Meer; und der ganze Rhein war in Roms Hand. Als die 22ste Legion, die unter denselben Olivenbäumen gekämpft hatte, unter denen Jesus Christus starb, von der Belagerung Jerusalems heimkehrte, schickte Titus sie an den Rhein. Die römische Legion setzte das Werk des Martius Agrippa fort; den Eroberern schien eine Stadt nothwendig, um den Melibocus mit dem Taunus zu verbinden, und Moguntiacum, von Martius entworfen, wurde von der Legion erbaut, später von Trajan erweitert und von Hadrian verschönert. — Eine merkwürdige Sache, die ich beiläufig anführen muß! — Diese 22ste Legion hatte den Crescentius mitgebracht, der zuerst das Christenthum ins Rheingau brachte und dort die neue Religion gründete. Gott wollte, daß dieselben blinden Menschen, die den letzten Stein am Jordan umgestürzt hatten,

den ersten Stein dazu am Rhein legen sollten. — Nach Trajan und Hadrian kam Julian, der eine Stadt am Zusammenfluß des Rheins und der Mosel anlegte; nach Julian kam Valentinian, der Schlösser auf den beiden ausgebrannten Vulkanen, Löwenberg und Stromberg, errichtete; und so war in wenigen Jahrhunderten, wie eine Kette längs des Flusses, diese Reihe römischer Kolonien entstanden: Vinicella, Altavilla, Lorca, Trajani castrum, Versalia, Mola Romanorum, Turris alba, Victoria, Bodobriga, Antoniacum, Sentiacum, Rigodulum, Rigomagum, Tulpetum, Broilum, die, von Cornu Romanorum am Bodensee an, den Rhein hinabgeht, sich auf Augusta stützt, das heute Basel, auf Argentina, das Straßburg, Moguntiacum, das Mainz, Confluentia, das Coblenz, Colonia Agrippina, das Köln ist, und sich nahe am Meer an Trajectum ad Mosam, d. h. Maestricht, und Trajectum ad Rhenum, d. h. Utrecht, knüpft.

Seit der Zeit war der Rhein römisch. Er war nur noch der Fluß, der die äußere helvetische Provinz, die erste und zweite Germania, das erste Belgicum und die batavische Provinz bewässerte. Der langhaarige Gallier des Nordens, der aus Neugier im dritten Jahrhundert den Gallier mit der Toga von Mailand und den Gallier mit dem Untergewande von Lyon besuchte, der langhaarige Gallier wurde besiegt. Die römischen Vesten des linken Rheinufers hielten das rechte in Respekt, und der mit Tuch von Trier bekleidete und mit einer Partisane von Tongern bewaffnete Legionssoldat brauchte nur von der Höhe seines Felsens den alten Kriegswagen der Germanen zu überwachen, einen schweren, rollenden Thurm, mit Sichelrädern, Deichseln voll Piken, von Stieren gezogen, mit Zinnen für 12 Bogenschützen versehen, die sich oft auf die andere Seite des Rheins unter die Balisten der Festungen des Drusus wagten.

Der schreckliche Zug der Nordländer nach den südlichen Gegenden, der sich leider in gewissen Epochen des Lebens der

Nationen wiederholt, und den man den Einfall der Barbaren nennt, unterdrückte Rom, als der Augenblick gekommen war, daß Rom sich umbilden mußte. Die granitene und kriegerische Barriere der Rheinfestungen wurde durch diesen Anfall gebrochen, und es gab eine Zeit im sechsten Jahrhundert, wo die Hügel des Rheins mit römischen Ruinen gekrönt waren, wie sie es heute mit feudalen Ruinen sind.

Karl der Große stellte die Trümmer wieder her, erneuerte die Festungen, stellte sie den alten germanischen Horden, die unter andern Namen wieder auftauchten, den Böhmen, Obotriten, Walebaten, Seraben entgegen; baute in Mainz, wo seine Frau Fastrade begraben wurde, eine Brücke mit steinernen Pfeilern, von der man noch, sagt man, die Spuren unter dem Wasser sieht; erhob den Aquaduct zu Bonn; besserte die alten römischen Wege von Victoria, heute Neuwied, aus, von Bacchiara, heute Bacharach, von Vinicella, heute Winkel, und von Thronus Bacchi, heute Trarbach; und erbaute sich selbst aus den Trümmern eines Bades von Julian einen Palast, den Saal in Unteringelheim. Aber trotz seines Genies und seiner Willenskraft machte Karl die Knochen doch nur zucken. Das alte Rom war todt. Die Physiognomie des Rheins war geändert.

Schon war, wie ich es weiter oben angedeutet habe, unter der römischen Herrschaft fast unbemerkt ein Keim in dem Rheingau gelegt. Das Christenthum, dieser göttliche Adler, der seine Flügel zu entfalten begann, hatte in seine Felsen das Ei gelegt, das eine Welt enthielt. Nach dem Beispiele des Crescentius, der seit dem Jahre 70 den Taunus bekehrte, hatte der h. Apollinarius Rigomagum besucht; Sankt Goar hatte in Bacchiara gepredigt; Sankt Martin, Bischof von Tours, hatte Confluentia bekehrt; Sankt Maternus hatte, ehe er nach Tongern ging, in Köln gewohnt; Sankt Eucharius hatte sich im Walde bei Trier eine Eremitenklause gebaut, und ebendaselbst

hatte Sankt Gezelin, seit drei Jahren auf einer Säule stehend, Leib an Leib mit einer Statue der Diana gekämpft, die er am Ende so zu sagen durch seinen Blick gestürzt hatte. In Trier waren sogar viele unbekannte Christen den Märtyrertod gestorben im Hofe des Palastpräfekten Galliens, und man hatte ihre Asche in den Wind geworfen, aber diese Asche war ein Saatkorn.

Das Korn war in der Furche, aber so lang die Wanderung der Barbaren dauerte, erhob sich nichts.

Im Gegentheil, eine tiefe Erschütterung geschah, in der die Civilisation zu stürzen schien; die Kette gewisser Ueberlieferungen brach; die Geschichte schien zu erlöschen; die Menschen und Ereignisse dieser düstern Epoche zogen wie Schatten über den Rhein, indem sie kaum einen phantastischen Wiederschein, der entschwand, sobald man ihn entdeckte, auf den Fluß warfen.

Von da an folgte immer auf eine geschichtliche eine wunderbare Periode für den Rhein.

Die Phantasie des Menschen duldet eben so wenig wie die Natur das Leere. Wo das menschliche Geräusch schweigt, läßt die Natur Vogelnester zwitschern, Baumblätter flüstern und tausend Stimmen der Einsamkeit murmeln. Wo die historische Gewißheit aufhört, läßt die Phantasie den Schatten, den Traum und die Erscheinung leben. Die Sagen wachsen, nehmen zu, gedeihen und blühen in den Lücken der zusammengestürzten Geschichte, wie Weißdorn und Genzianen in den Ritzen eines zerfallenen Palastes.

Die Civilisation ist wie die Sonne, sie hat Tag und Nacht, ihre Vollheit und Finsterniß; sie verschwindet und erscheint wieder.

Sobald die Dämmerung einer entstehenden Civilisation auf dem Taunus zu leuchten begann, gab es am Rheinufer ein schönes Gezwitscher von Sagen und Fabeln; in allen von diesem fernen Strahl erhellten Gegenden erschienen plötzlich übernatür-



liche, reizende Figuren, indeß in den düstern Theilen scheußliche und schreckliche Gestalten sich herumtrieben. Darauf verbreitete sich, während mit schönen neuen Basalten, neben den heute verschwundenen römischen Trümmern, die sächsischen und gothischen Schlösser erbaut wurden, die heute abgetragen sind, eine ganz neue Bevölkerung von imaginären Wesen, die in direkter Verbindung mit den schönen Rittern und schönen Jungfrauen standen, im Rheingau: die Oreaden, welche die Gehölze nahmen; die Undinen, die das Wasser nahmen; die Gnomen, die das Innere der Erde nahmen; der Geist der Felsen; der Donnerer; der schwarze Jäger, der die Berge auf einem großen Sechzehnender durchstreift; das schwarze Sumpfmädchen; die sechs rothen Sumpfmädchen; Wodan, der Gott mit zehn Händen; die zwölf schwarzen Männer; der Staar, der sein Räthsel aufgab; der Rabe, der sein Lied krächzte; die Elster, welche die Geschichte ihrer Großmutter erzählte; die Fratzenbilder im Zeitelmoos; Eberhard der Bärtige, der den auf der Jagd verirrten Prinzen guten Rath gab; der gehörnte Siegfried, der die Drachen in den Höhlen tödtete. Der Teufel setzte seinen Stein bei Teufelsstein und seine Leiter bei Teufelsleiter; er wagte sogar öffentlich in Gernsbach beim Schwarzwalde zu predigen; aber glücklicherweise erhob Gott am andern Ufer des Flusses gegenüber der Teufelskanzel die Engelskanzel. Während das Siebengebirge, dieser ungeheure, ausgebrannte Krater, sich mit Scheusalen, Drachen und riesigen Gespenstern bevölkerte, brachte am Ende dieser Kette, am Anfang des Rheingaus, der rauhe Wind der Wisper bis nach Bingen Wolken alter Feen, die klein wie Heuschrecken waren. Die Mythologie warf sich in diesen Thälern auf die Legenden der Heiligen und brachte sonderbare Resultate zu Wege, bizarre Blumen der menschlichen Phantasie. Der Drachenfels hatte unter andern Namen seine Taraska und seine heil. Martha; die doppelte Fabel des Echo's

und des Hylas nistete sich in dem furchtbaren Lurleifelsen ein; die Schlangenjungfrau kroch in den Keller von Augst; Hatto, der schlechte Bischof, wurde in seinem Thurm von seinen in Ratten verwandelten Unterthanen gefressen; die sieben lästernden Schwestern von Schönberg wurden in Felsen verwandelt. Der Dämon Urian ging bei Düsseldorf über den Rhein, indem er wie einen Mehlsack die große Düne auf dem Rücken trug, die er bei Leyden am Meerufer genommen hatte, um Aachen zu überschütten, und die er, von Mattigkeit erschöpft und durch ein altes Weib betrogen, dummerweise an den Thoren der Kaiserstadt fallen ließ, wo sie heute den Loosberg bildet. In dieser Epoche, die für uns im Halbdunkel, worin magische Lichter funkeln, liegt, sind in den Felsen, in den Thälern, in den Wäldern nur Erscheinungen, Gesichte, wunderbare Abenteuer, teuflische Jagden, höllische Burgen, Harfenklang im Dickicht; schöne Lieder von unsichtbaren Sängerinnen gesungen, schreckliches Gelächter von geheimnißvollen Wanderern ausgestoßen. Die menschlichen Helden sind fast eben so fabelhaft wie die übernatürlichen Personen. Kuno von Sayn, Sebo von Lorch, der starke Degen, Griso der Heide, Attich, Herzog von Elsaß, Thassilo, Herzog von Baiern, Anthys, Herzog von Franken, Samo, König der Wenden, irren wild in diesen zauberhaften Wäldern umher, suchen oder beweinen ihre Schönen, hochgewachsene und schlanke weiße Prinzessinnen, mit reizenden Namen gekrönt, Gela, Garlinde, Liba, Williswinde, Schonetta. Alle diese Abenteuer, halb in das Unmögliche versenkt und kaum mit der Ferse am wirklichen Leben klebend, gehen und kommen in den Sagen, Abends in undurchdringlichen Wäldern verloren, Dornen und Gestrüpp, wie der Todtenritter Albrecht Dürers, unter dem Fuß ihres Pferdes durchbrechend, von ihrem schlanken Windhund gefolgt, aus den Baumzweigen von zwei Larven angesehen, und im Schatten bald einen schwarzen Köhler

treffend, der neben seinem Feuer sitzt und der Teufel ist, welcher die Seelen der Todten zu einem Haufen sammelt; bald ganz nackte Nymphen, die ihre Kasten voll Edelsteine anbieten; bald kleine alte Männer, die ihnen ihre Schwester, Tochter oder Braut wieder geben, die sie auf einem Berge in einem Moosbett schlafend gefunden, im Grunde eines schönen mit Korallen, Muscheln und Krystallen geschmückten Pavillons; bald einen kleinen Zwerg, der, wie die Lieder sagen, Riesenworte führt.

Unter diesen chimärischen Helden entstehen zu Zeiten Figuren von Fleisch und Blut; zuerst und hauptsächlich Karl der Große und Roland; Karl d. G. hat alle Lebensalter, Kind, Jüngling, Greis; Karl d. Gr., den die Sage bei einem Müller im Schwarzwald geboren werden läßt; Roland, den sie nicht in Ronceval unter den Streichen eines ganzen Heeres, sondern vor Liebe am Rhein, vor dem Kloster auf Nonnenwerth sterben läßt; dann später Kaiser Otto, Friedrich Barbarossa, Adolph von Nassau. Diese historischen Männer, die in den Erzählungen unter die wunderbaren Personen gemischt sind, bilden die Ueberlieferung wirklicher Facta, die unter den Einbildungen und Träumereien liegt; es ist die Geschichte, die sich allmählig durch die Sagen Bahn bricht, der Verfall, der hier und da unter den Blumen erscheint.

Indeß zerstreuen sich die Gespenster, die Erzählungen verschwinden, es wird Tag, die Civilisation bildet sich um: die Geschichte nimmt mit ihr eine bestimmte Gestalt an.

Vier Männer, die von vier verschiedenen Seiten kamen, vereinigten sich von Zeit zu Zeit bei einem Stein am Strande des Rheins, auf dem linken Ufer, wenige Schritte von einer Allee, zwischen Rhense und Kapellen. Diese vier Männer setzten sich auf den Stein und da machten sie die deutschen Kaiser und setzten sie ab. Die Männer sind die vier Churfürsten am Rhein. Der Stein ist der Königsstuhl.

Der Ort, den man gewählt hat, fast mitten im Rheinthal, Rhense, gehört dem Churfürsten von Köln und sieht zugleich nach Westen auf Kapellen, das dem Churfürsten von Trier gehört; im Norden, auf dem rechten Ufer, auf der einen Seite Oberlahnstein, das dem Erzbischof von Mainz, und Braubach, das dem Churfürsten von der Pfalz gehört. In einer Stunde kann sich jeder der Churfürsten von Rhense aus in sein Gebiet begeben.

Von ihrer Seite vereinigen sich den zweiten Tag nach Pfingsten die Edlen von Coblenz und Rhense dort unter dem Vorwande eines Festes und verhandeln über gewisse dunkle Dinge; ein Anfang der Gemeinde und Bürgerschaft, der heimlich ein Loch in den Grund des gewaltigen deutschen Gebäudes bricht, das schon erbaut ist: die lebendige und ewige Verschwörung der Kleinen gegen die Großen, die kühn beim Königsstuhl Samen streut, im Schatten des steinernen Throns der Feudalität.

An derselben Stelle fast, in dem kurfürstlichen Schlosse Stolzenfels, welches das kleine Städtchen Kapellen beherrscht, heute eine prächtige Ruine, unterhält Werner, Erzbischof von Köln, von 1380—1418 Alchymisten, die zwar kein Geld machen, aber, nach dem Stein der Weisen suchend, mehrere große Gesetze der Chemie entdecken. So sieht in einem sehr kurzen Zeitraum derselbe Punkt am Rhein, der heute kaum bemerkte Punkt der Mündung der Lahn gegenüber, für Deutschland das Kaiserreich, die Demokratie und die Wissenschaft entstehen.

Seitdem hat der Rhein ein zugleich kriegerisches und religiöses Aeußere bekommen. Die Abteien und Klöster mehren sich; die Kirchen auf der halben Höhe vereinigen mit den Thürmen der Berge die Dörfer der Flußufer, ein frappantes, sich bei jeder Krümmung des Rheins wiederholendes Bild von der Art, wie der Priester in der menschlichen Gesellschaft stehen muß. Die Kirchenfürsten vermehren die Gebäude im Rheingau,

wie es 1000 Jahre vorher die römischen Präfekten gethan hatten. Der Erzbischof Balduin von Trier baut die Kirche in Oberwesel, der Erzbischof Heinrich von Wittingen die Moselbrücke bei Coblenz; der Erzbischof Walram von Jülich heiligt durch ein prächtig in Stein ausgehauenes Kreuz die römischen Ruinen und den vulkanischen Kegel des Godesberges, die beide der Magie verdächtig waren. Die geistliche und weltliche Macht vereinigen sich in diesen Fürsten wie im Papst. Daher eine doppelte Gesetzgebung, die Körper und Seele einfaßt. Johann von Barnich, Kaplan von Sankt Goar, vergiftet mit dem Abendmahlswein seine Herrin, die Gräfin von Katzenellenbogen; der Kurfürst von Köln excommunicirt ihn als sein Bischof und läßt ihn als sein Fürst lebendig verbrennen.

Von seiner Seite fühlt der Kurfürst von der Pfalz immer das Bedürfniß, gegen die möglichen Eingriffe der drei Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier zu protestiren, und die Pfalzgräfinnen halten ihr Kindbett, zum Zeichen der Souveränetät, in der Pfalz, einem Thurm, der vor Caub mitten im Rhein erbaut ist.

Zu derselben Zeit fassen, mitten unter den plötzlichen oder allmähligen Fortschritten der Kurfürsten, die Ritterorden Fuß am Rhein; der deutsche Orden richtet sich in Mainz ein, dem Taunus gegenüber, während bei Trier im Angesicht des Siebengebirges die Rhodenserritter sich im Martinshofe niederlassen. Von Mainz verzweigt sich der deutsche Orden bis nach Koblenz, wo eine seiner Commandanturen Fuß faßt. Die Templer, schon Herren von Courgenay und Porentruy im Bisthum von Basel, hatten Boppard und Sankt Goar am Rhein und Trarbach zwischen Rhein und Mosel. Es ist dasselbe Trarbach, das Land trefflicher Weine, der Thronus Bacchi der Römer, das später dem Peter Flotte gehörte, den der Papst Bonifacius einäugig am Leib und blind am Geist nannte.

Während die Bischöfe, Fürsten und Ritter ihre Stiftungen machten, gründete der Handel seine Kolonien. Eine Menge kleiner Handelsstädte entstanden nach dem Beispiel von Koblenz an der Mosel und Mainz vor dem Main, an dem Zusammenfluß aller der Flüsse und Bäche, welche die zahllosen Thäler des Hunsrück, Hohenrück, die Höhen von Hammerstein und das Siebengebirge in den Rhein schicken. Bingen setzte sich an die Nahe, Niederlahnstein an die Lahn, Engers an die Sayn, Irrlich an die Wied, Linz, der Aar gegenüber, Rheindorf an den Mahrbach und Bergheim an die Sieg.

Während der Zwischenzeiten, welche die Kurfürsten und Feudalfürsten, die Rittercommandanturen und die Stadtschultheißen der Gemeinden trennten, hatte der Geist der Zeit und die Natur der Gegend eine sonderbare Art von Herren hervorgebracht. Vom Bodensee bis zum Siebengebirge hatte jeder Hügel am Rhein seine Burg und seine Burggrafen. Diese gewaltigen Barone am Rhein, robuste Erzeugnisse einer wilden Natur, in ihren Basalten und Haiden nistend und so gut wie der Kaiser von ihren Dienern auf den Knieen bedient, Räuber, die dem Adler und der Eule ähnlich waren, nur um sich herum mächtig, aber da allmächtig, beherrschten sie die Schlucht und das Thal, hoben Soldaten aus, verboten die Wege, legten Steuern auf, brandschatzten die Kaufleute, die von Sankt Gallen oder Düsseldorf kamen, sperrten den Rhein mit ihrer Kette, und schickten stolz den benachbarten Städten ihr Kartel, wenn diese es wagten, ihnen eine Schmach anzuthun. So forderte der Burggraf von Ockenfels die große Gemeinde von Linz heraus und der Ritter Hausner vom Hegau die kaiserliche Stadt Kaufbeuren. Bisweilen hatten die Städte in diesen sonderbaren Kämpfen Angst und riefen den Kaiser zu Hülfe; dann lachte der Burggraf und ritt beim nächsten Feste zum Turnier der Stadt auf seinem Mülleresel. Während der schrecklichen Kämpfe

zwischen Adolph von Nassau und Desiderius von Isenburg, trieben mehrere dieser Ritter, die ihre Festungen im Taunus hatten, die Kühnheit so weit, daß sie unter den Augen zweier Prätendenten, die sich um die Stadt stritten, die Vorstädte plünderten. Das war ihre Art, neutral zu sein. Der Burggraf war weder für Isenburg, noch für Nassau, er war für den Burggrafen. Erst unter Maximilian, als der große Reichshauptmann, Georg von Frundsberg, die letzte dieser Burgen, Hohenkrachen, zerstört hatte, starb dieser gefährliche Stamm wilder Edelleute aus, der im zehnten Jahrhundert mit den Burggrafen anfängt und im sechzehnten mit den Raubrittern endet. *

Aber die unsichtbaren Ereignisse, deren Resultate erst nach vielen Jahren sichtbar werden, erfüllten sich auch am Rhein. Zu derselben Zeit wie der Handel, ja auf denselben Schiffen kam der Geist der Ketzerei, Prüfung und Freiheit den großen Strom hinab, auf dem jeder Gedanke der Menschheit schwimmen zu müssen scheint. Johann Huß wurde verbrannt, Doucet geviertheilt, die Stunde Luthers hatte noch nicht geschlagen. Auf den Wegen der Vorsehung gibt es Männer für die grünen und Männer für die reifen Früchte.

Inzwischen kam das sechzehnte Jahrhundert heran. Der Rhein hatte im vierzehnten Jahrhundert nicht weit von sich, bei Nürnberg, die Artillerie entstehen gesehen, im fünfzehnten an seinem Ufer in Straßburg die Druckerei. 1400 hatte Köln seine berühmte vierzehn Fuß lange Schlange gegossen. 1472 hatte Windelin von Speier seine Bibel gedruckt. Eine neue Welt entstand, und am Ufer des Rheins fanden die beiden geheimen Werkzeuge, mit denen Gott immer an der Civilisation des Menschen arbeitet, das Geschoß und das Buch, der Krieg und der Gedanke, eine neue Form.



* Wie V. Hugo hier wieder fabelt und dem guten Frundsberg eine ganz falsche Rolle zutheilt, brauche ich wohl kaum anzudeuten. A. d. U.

Der Rhein hat in den Geschicken Europas eine Bedeutung von der Vorsehung. Er ist der große Graben, der den Süden vom Norden trennt. Die Vorsehung hat ihn zum Gränzfluß gemacht, die Festungen zum Mauerfluß. Der Rhein hat den Schatten fast jedes großen Kriegers abgespiegelt, der seit dreißig Jahrhunderten die Erde mit dem großen Pfluge, den man Schwert heißt, durchackert hat. Cäsar zog von Süden her über den Rhein, Attila von Norden. Chlodwig gewann seine Schlacht von Zülpich daran. Karl der Große und Bonaparte regierten dort. Kaiser Friedrich Barbarossa, Kaiser Rudolph von Habsburg und Friedrich I. waren dort groß, siegreich und gewaltig. Gustav Adolph commandirte sein Heer von der Höhe des Thurms in Caub. Ludwig XIV. hat den Rhein gesehen, Enghien und Condé sind hinübergegangen. Weh! auch Turenne. Drusus hat seinen Stein zu Mainz, wie Marceau zu Coblenz, Hoche bei Andernach. Für das Auge des Denkers, der die Geschichte leben sieht, schweben immer zwei große Adler über dem Rhein, der Adler der römischen Legionen und der Adler der französischen Regimenter.

Für Homer existirte der Rhein nicht. Er war einer der möglichen, aber unbekannten Flüsse des finstern Landes der Kimmerier, auf die es immer regnet und die nie die Sonne sehen. Für Virgil ist er nicht der unbekannte, aber der kalte Fluß. Frigora Rheni. Für Shakspeare ist er der schöne Rhein: Beautiful Rhine. Für uns ist er bis heute, wo der Rhein die europäische Frage wird, eine modische, pittoreske Excursion, ein Spaziergang der Müßiggänger von Ems, Baden und Spaa.

Petrarka kam nach Aachen, aber ich glaube nicht, daß er vom Rhein spricht. *

Die Geographie gibt mit diesem unbiegsamen Willen der

* Petrarka war auch in Köln, und kennt und preist den Rhein allerdings. A. d. U.

Abdachungen, Bassins und Wasserscheiden, dem alle Congresse der Welt nicht lange entgegentreten können, das linke Rheinufer an Frankreich. Die Vorsehung hat ihm drei Mal beide Ufer gegeben: unter Pipin dem Kleinen, Karl dem Großen und Napoleon.

Das Reich Pipin des Kleinen lag auf den beiden Ufern des Rheins. Es begriff das eigentliche Frankreich, außer Aquitanien und Gascogne, und das eigentliche Deutschland bis an das Land der Baiern in sich.

Das Reich Karls des Großen war zweimal größer, als das Napoleons.

Es ist wahr, und das muß in Betracht gezogen werden, Napoleon hatte drei Reiche oder war, besser gesagt, auf dreierlei Weise Kaiser: unmittelbar und direkt von dem französischen Reich; mittelbar und durch seine Brüder von Spanien, Italien, Westphalen und Holland, Königreichen, aus denen er Vorposten seines Centralreiches gemacht hatte; moralisch und durch das Recht der Suprematie von Europa, das nur noch die tagtäglich kleiner werdende Basis seines ungeheuren Gebäudes war.

Auf diese Weise angesehen glich das Reich Napoleons wenigstens dem von Karl dem Großen.

Karl der Große, dessen Reich dasselbe Centrum und dieselbe Entstehungsweise hatte, wie das Reich Napoleons, nahm und häufte auf die Erbschaft Pipin des Kleinen Sachsen bis an die Elbe, Deutschland bis an die Saale, Slavonien bis an die Donau, Dalmatien bis an die Mündungen von Cattaro, Italien bis Gaeta, Spanien bis an den Ebro.

In Italien machte er nur an den Grenzen der Beneventiner und Griechen, in Spanien an den Grenzen der Sarazenen Halt.

Als diese ungeheure Masse zum ersten Mal 843 auseinander ging, als Ludwig der Fromme todt war und schon die

Sarazenen ihren Theil hatte nehmen lassen, d. h. das ganze Stück Spaniens zwischen dem Ebro und dem Llobregat, konnte man aus den drei Theilen, in die es zerfiel, einen Kaiser machen: Lothar, der Italien und ein dreieckiges Stück von Gallien hatte, und zwei Könige, Ludwig, der Deutschland, und Karl, der Frankreich hatte. Als sich 855 das erste der drei Stücke wieder theilte, konnte man aus diesen Stücken eines Stückes des Reichs Karls des Großen noch einen Kaiser, Ludwig mit Italien, einen König, Karl mit Provence und Burgund, und noch einen König, Lothar mit Austrasien, das von da Lothringen hieß, machen. Als die Zeit kam, in welcher der zweite Theil, das Königreich Ludwig des Deutschen, zerriß, bildete das größte Stück das Kaiserthum Deutschland, und in die kleinen setzte sich eine Masse von Grafen, Herzogen und freien Städten fest, die von Markgrafen, als Wächtern der Grenzen, beschützt wurden. Als der dritte Theil endlich, der Staat Karls des Kahlen, sich bog und unter dem Gewicht der Jahre und Fürsten brach, genügte diese letzte Ruine zu der Gründung eines Königs, des Königs von Frankreich, der fünf souveränen Herzoge von Burgund, Normandie, Bretagne, Aquitanien und Gascogne, und der drei Grafen von Champagne, Toulouse und Flandern.

Diese Kaiser sind Titanen. Sie halten einen Augenblick das Universum in ihrer Hand, dann reißt der Tod ihre Finger auseinander, und Alles zerfällt.

Man kann sagen, daß das rechte Ufer des Rheins Napoleon wie Karl dem Großen gehört.

Bonaparte dachte nicht an ein rheinisches Herzogthum, wie es einige mittelmäßige Politiker in den Kämpfen der Häuser Oesterreich und Frankreich gethan haben. Es müßte das ein längliches Königreich sein, das, ohne Insel zu sein, unmöglich ist; es biegt sich und bricht entzwei beim ersten gewaltsamen

Staß. Nach einigen Fortnehmungen und einigen Zusätzen nahm der Kaiser den Rheinbund, so wie die Geographie und die Geschichte ihn gemacht hatten, und begnügte sich damit, ihn zu systematisiren. Der Rheinbund muß nach Norden oder nach Süden gerüstet sein. Er lag nach Frankreich hin, der Kaiser kehrte ihn um. Seine Politik war eine Hand, welche die Reiche mit der Kraft eines Riesen und der Einsicht eines Schachspielers hinsetzte und fortnahm. Wenn er die rheinischen Fürsten vergrößerte, begriff der Kaiser, daß er dadurch die Krone Frankreichs vergrößerte und die Deutschlands verringerte. In der That, diese zu Königen gewordenen Kurfürsten, diese zu Großherzogen gewordenen Mark- und Landgrafen gewannen an der österreichischen und russischen Seite, was sie an der französischen verloren, groß für die Zukunft, klein in der Vergangenheit, Könige für die nordischen Kaiser, Präfekte für Napoleon.

So gibt es für den Rhein vier genau unterschiedene Phasen, vier scharf geschnittene Gesichter. Erste Phase: antediluvianische, vielleicht präadamitische Epoche. Zweite Phase: altgeschichtliche Epoche, Kämpfe zwischen Deutschland und Rom, in denen Cäsar strahlt. Dritte Phase: wunderbare Epoche, in der Karl der Große aufsteht. Vierte Phase: Epoche der neuern Geschichte, Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich, die Napoleon beherrscht. Was auch der Schriftsteller thue, um die Monotonie dieser großen Berühmtheiten zu vermeiden, wenn man durch die europäische Geschichte von einem Ende zum andern geht, sind Cäsar, Karl der Große und Napoleon die drei ungeheuren militärischen Mark- oder vielmehr Meilensteine, die man am Wege findet.

Und jetzt, um mit einer letzten Beobachtung zu schließen, scheint der Rhein, der Fluß der Vorsehung, auch ein symbolischer Fluß zu sein. In seinem Fall, in seinem Lauf, in den Ländern, die er durchzieht, ist er so zu sagen das Bild der

Sarazenen ihren Theil hatte nehmen lassen, d. h. das ganze Stück Spaniens zwischen dem Ebro und dem Llobregat, konnte man aus den drei Theilen, in die es zerfiel, einen Kaiser machen: Lothar, der Italien und ein dreieckiges Stück von Gallien hatte, und zwei Könige, Ludwig, der Deutschland, und Karl, der Frankreich hatte. Als sich 855 das erste der drei Stücke wieder theilte, konnte man aus diesen Stücken eines Stückes des Reichs Karls des Großen noch einen Kaiser, Ludwig mit Italien, einen König, Karl mit Provence und Burgund, und noch einen König, Lothar mit Austrasien, das von da Lothringen hieß, machen. Als die Zeit kam, in welcher der zweite Theil, das Königreich Ludwig des Deutschen, zerriß, bildete das größte Stück das Kaiserthum Deutschland, und in die kleinen setzte sich eine Masse von Grafen, Herzogen und freien Städten fest, die von Markgrafen, als Wächtern der Grenzen, beschützt wurden. Als der dritte Theil endlich, der Staat Karls des Kahlen, sich bog und unter dem Gewicht der Jahre und Fürsten brach, genügte diese letzte Ruine zu der Gründung eines Königs, des Königs von Frankreich, der fünf souveränen Herzoge von Burgund, Normandie, Bretagne, Aquitanien und Gascogne, und der drei Grafen von Champagne, Toulouse und Flandern.

Diese Kaiser sind Titanen. Sie halten einen Augenblick das Universum in ihrer Hand, dann reißt der Tod ihre Finger auseinander, und Alles zerfällt.

Man kann sagen, daß das rechte Ufer des Rheins Napoleon wie Karl dem Großen gehört.

Bonaparte dachte nicht an ein rheinisches Herzogthum, wie es einige mittelmäßige Politiker in den Kämpfen der Häuser Oesterreich und Frankreich gethan haben. Es müßte das ein längliches Königreich sein, das, ohne Insel zu sein, unmöglich ist; es biegt sich und bricht entzwei beim ersten gewaltsamen

Stoß. Nach einigen Fortnehmungen und einigen Zusätzen nahm der Kaiser den Rheinbund, so wie die Geographie und die Geschichte ihn gemacht hatten, und begnügte sich damit, ihn zu systematisiren. Der Rheinbund muß nach Norden oder nach Süden gerüstet sein. Er lag nach Frankreich hin, der Kaiser kehrte ihn um. Seine Politik war eine Hand, welche die Reiche mit der Kraft eines Riesen und der Einsicht eines Schachspielers hinsetzte und fortnahm. Wenn er die rheinischen Fürsten vergrößerte, begriff der Kaiser, daß er dadurch die Krone Frankreichs vergrößerte und die Deutschlands verringerte. In der That, diese zu Königen gewordenen Kurfürsten, diese zu Großherzogen gewordenen Mark- und Landgrafen gewannen an der österreichischen und russischen Seite, was sie an der französischen verloren, groß für die Zukunft, klein in der Vergangenheit, Könige für die nordischen Kaiser, Präfekte für Napoleon.

So gibt es für den Rhein vier genau unterschiedene Phasen, vier scharf geschnittene Gesichter. Erste Phase: antediluvianische, vielleicht präadamitische Epoche. Zweite Phase: altgeschichtliche Epoche, Kämpfe zwischen Deutschland und Rom, in denen Cäsar strahlt. Dritte Phase: wunderbare Epoche, in der Karl der Große aufsteht. Vierte Phase: Epoche der neuern Geschichte, Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich, die Napoleon beherrscht. Was auch der Schriftsteller thue, um die Monotonie dieser großen Berühmtheiten zu vermeiden, wenn man durch die europäische Geschichte von einem Ende zum andern geht, sind Cäsar, Karl der Große und Napoleon die drei ungeheuren militärischen Mark- oder vielmehr Meilensteine, die man am Wege findet.

Und jetzt, um mit einer letzten Beobachtung zu schließen, scheint der Rhein, der Fluß der Vorsehung, auch ein symbolischer Fluß zu sein. In seinem Fall, in seinem Lauf, in den Ländern, die er durchzieht, ist er so zu sagen das Bild der

Civilisation, der er schon so viel gedient hat und der er noch immer dienen wird. Er fließt von Constanz nach Rotterdam, von dem Lande der Adler in das Land der Häringe, von der Stadt der Päpste, Concilien und Kaiser zu den Comptoirs der Kaufleute und Bürger, von den Alpen zum Ocean, wie die Menschheit selbst herabgestiegen ist von den hohen Ideen, den unerschütterlichen, unzugänglichen, heitern, strahlenden, zu den breiten, beweglichen, stürmischen, finstern, nützlichen, schiffbaren, gefährlichen, unergründlichen, die sich mit Allem beladen, die Alles tragen, Alles befruchten, Alles verschlingen; von der Theokratie zur Demokratie; von einer Größe zur andern.

Victor Hugo's

sämmtliche Werke,

übersetzt von Mehreren.

Siebenzehnter Band.

Dritte revidirte Auflage.



Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1859.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Der Rhein.

Briefe an einen Freund.

Uebersetzt von

F. W. Dralle.

II.

Fünfzehnter Brief.

Die Maus.

Sankt Goar, August.

Letzten Samstag hatte es den ganzen Morgen geregnet. Ich fuhr von Andernach auf dem Dampfschiff Stadt Mannheim. Wir fuhren seit einigen Stunden stromaufwärts, als plötzlich, ich weiß nicht durch welchen Zufall, denn dort sind gewöhnlich Wolken, der Südwestwind, der Favonius des Virgil und Horaz, derselbe, der unter dem Namen Föhn so fürchterliche Verheerungen auf dem Bodensee anrichtet, mit einem Flügelschlage das große Gewölbe von Wolken, das über unsern Köpfen lag, zertheilte und die Trümmer desselben mit kindischer Freude in alle Ecken des Himmels jagte. In einigen Augenblicken erschien die echte ewige Kuppel wieder, auf die vier Ecken des Horizonts gestützt, und eine warme Mittagssonne lockte alle Reisenden aufs Verdeck.

In diesem Augenblicke fuhren wir, immer zwischen Reben und Eichen, vor einem pittoresken alten Dorfe am rechten Ufer, Welmich, vorbei, dessen romanischer Thurm, jetzt dummer Weise restaurirt und bekalkt, vor wenigen Jahren noch von vier kleinen Wachtthürmen, wie der Thurm eines Burggrafen, umgeben war. Ueber Welmich erhob sich fast ganz vertikal eine dieser ungeheuren Lavakuppen. Auf diesem vulkanischen Berg liegt

die prächtige Ruine einer feudalen Burg, aus demselben Stein, in derselben Farbe erbaut, wie ein natürlicher Auswuchs des Gebirges. Hart am Rhein schwatzte eine Gruppe junger Wäscherinnen, die fröhlich ihre Leinwand in der Sonne ausbreiteten.

Das Ufer reizte mich, ich ließ mich aussetzen. Ich kannte die Ruine als eine der besuchtesten und berühmtesten, die es am Rheine gibt. Für den Reisenden ist der Zugang schwierig, ja sogar gefährlich, sagt man, für die Bauern ist sie voll von Gespenstern und schrecklichen Geschichten. Sie wird von lebendigen Flammen bewohnt, die sich Tags in unzugänglichen Kellern verbergen und nur des Nachts oben auf einem großen Thurm sichtbar sind. Dieser Thurm ist nur die Verlängerung eines ungeheuren, jetzt verschütteten Brunnens, der ehemals durch den ganzen Berg und tiefer als der Grund des Rheines ging. In diesen Brunnen ließ ein Herr von Welmich, ein Falkenstein, ein unheilvoller Name in den Sagen, der im vierzehnten Jahrhundert lebte, ohne Beichte jeden, den er Lust hatte, werfen, ob er ein Fremder oder ein Vasall war. Alle diese gequälten Seelen bewohnen jetzt das Schloß. Zu dieser Zeit war im Thurm von Welmich eine Glocke, die der heil. Welmich, Bischof von Mainz, geschenkt und geweiht hatte, im Jahre 740 zu der denkwürdigen Zeit, als Constantin VI. Kaiser in Rom und Constantinopel war, da der heidnische König Masilius vier Königreiche in Spanien hatte, und da in Frankreich der König Chlotar regierte. Man läutete nur mit dieser Glocke, wenn ein Herr von Welmich sehr krank oder in Todesgefahr war. Nun hatte Falkenstein, der nicht an Gott und Teufel glaubte, und Geld brauchte, Gelüste nach dieser Glocke. Er ließ sie aus dem Thurm nehmen und in seine Veste bringen. Der Priester von Welmich stieg im Meßgewande zum Herrn von Welmich hinauf, zwei Chorknaben gingen mit dem Kreuz

vor ihm her, um seine Glocke zurück zu verlangen. Falkenstein fing an zu lachen und rief: Du willst Deine Glocke haben? Gut, Du sollst sie haben und sie soll Dich nie verlassen. Darauf ließ er dem Priester die Glocke um den Hals binden, ihn in den Brunnen werfen und denselben dann mit Steinen bis auf sechzig Ellen füllen. Einige Tage nachher wurde Falkenstein plötzlich krank. — Als es Nacht wurde, hörten der Astrolog und der Arzt, welche bei dem Burggrafen wachten, mit Schrecken das Klingen der silbernen Glocke aus der Tiefe der Erde; den andern Morgen war Falkenstein todt. Seit der Zeit hört man alle Jahre, wenn die Zeit des Todes des Burggrafen wiederkehrt, in der Nacht vom 18. Januar, ganz deutlich die Silberglocke im Gebirge läuten. — Das ist eine der Geschichten. — Nehmen Sie dazu, daß der benachbarte Berg, der auf der andern Seite das Thal von Welmich einfaßt, selbst das Grab eines Riesen ist; denn die Phantasie der Menschen, die mit Recht in den Vulkanen die großen Schmieden der Natur gesehen hat, setzte überall Cyclopen hin, wo sie Berge rauchen sah, und alle Aetnas haben ihren Polyphem.

Ich begann also die Ruine zwischen dem Denkmal Falkensteins und des Riesen hinanzuklettern. Ich muß Ihnen sagen, daß ich mir durch Kinder aus dem Dorf zuerst den besten Weg hatte zeigen lassen, wofür ich sie aus meiner Börse nehmen ließ, was sie wollten, denn die Silber- und Kupfermünzen dieser entfernten Völker, Thaler, Groschen, Pfennige sind die phantastischsten und unverständlichsten Dinge von der Welt, und ich verstehe diese barbarischen Münzen, welche die Borussen den Ubiern auferlegt haben, durchaus nicht.

Der Weg war in der That steil, aber nicht gefährlich, außer für Personen, die dem Schwindel unterworfen, oder nach starken Regengüssen, wenn Weg und Felsen schlüpfrig sind. Uebrigens hat diese verwünschte und gefürchtete Ruine vor

andern am Rhein den Vortheil, daß sie nicht ausgeforscht ist. Kein Bedienter folgt Ihnen beim Hinaufsteigen, Niemand, der die Gespenster zeigt, fordert Ihnen ein Trinkgeld ab, keine verrostete Thüre sperrt Ihnen auf der Hälfte den Weg. Nach zwanzig Minuten war ich auf dem Gipfel des Berges, der Schwelle der Ruine. Da wandte ich mich um und machte einen Augenblick Halt, ehe ich hineintrat. Hinter mir ging eine rohe, durch den Rasen zu einer Rampe umgeformte Treppe hinauf. Vor mir entfaltete sich eine ungeheure, fast geometrisch zusammengesetzte Landschaft von concentrischen Bergen, in der aber keine Monotonie lag; zu meinen Füßen das Dorf um den Felsen, um das Dorf eine Krümmung des Rheins, um die Krümmung ein finsterer Halbkreis von Bergen, die hie und dort von Thürmen und alten Bergen gekrönt sind, und über dem Gebirge der blaue Himmel.

Nachdem ich wieder zu Athem gekommen war, ging ich durch die Pforte und begann den schmalen Grasabhang hinanzuklettern. In diesem Augenblick erschien mir die leere Veste so traurig und schrecklich, daß ich gestehe, ich wäre durchaus nicht überrascht, wenn auf einmal hinter den Vorhängen von Epheu eine übernatürliche Gestalt mit Blumen in der Schürze hervorgetreten wäre, Gela, die Braut Barbarossa's, oder Hildegard, das Weib Karls des Großen, diese sanfte Kaiserin, die die geheimen Kräfte der Metalle kannte und im Gebirg botanisirt. Ich sah einen Augenblick nach der nördlichen Mauer, mit einem unbestimmten Wunsch, plötzlich zwischen den Steinen Kobolde, die immer im Norden sind, wie der Gnom zu Kuno von Sayn sagt, oder die drei kleinen Alten sich erheben zu sehen, die das traurige Lied der Sage singen:

Drei Nesseln, die ich auf dem Grabe
Des Riesen brach, da der Tag begann,
Und sie zu Garn gesponnen habe,
Nimm, Schwester, als Geschenke an!

Aber ich mußte mich begnügen, nichts zu sehen und zu hören, als das ironische Pfeifen einer Amsel in einem Loche des Felsens.

Wenn Sie jetzt, mein Freund, ein klares Bild von dem Innern dieser berühmten Ruine haben wollen, kann ich nichts besseres thun', als die Notizen abschreiben, die ich bei jedem Schritt aufzeichnete. Das ist etwas durcheinander, kleinlich genau, aber auf der That ergriffen und also ähnlich.

„Ich bin in der Ruine. — Der runde Thurm hat, wiewohl in der Spitze verfallen, noch eine wunderbare Höhe. Auf zwei Dritttheile seiner Höhe sind die vertikalen Einschnitte einer Zugbrücke, deren Oeffnung vermauert ist. — Ueberall große Mauern mit ungestalten Fenstern, welche noch Säle ohne Thüren und Decken zeigen. — Stockwerke ohne Treppen, Treppen ohne Zimmer. — Ungleicher, hügeligter, von eingestürzten Gewölben gebildeter und mit Gras bewachsener Boden, undurchdringliches Gestrüpp. — Ich habe es schon oft bewundert, mit welcher geizigen Eifersucht die Einsamkeit das, was der Mensch ihr einmal preisgegeben hat, bewahrt, verschließt und vertheidigt. Sorgfältig vertheilt sie auf dem Söller die wildesten Gesträuche, die schlimmsten und am besten bewaffneten Pflanzen, die Stechpalme, Brennnessel, Distel, Dornen, Haiden, das heißt mehr Nägel und Klauen, als es in einer Menagerie von Tigern gibt. Durch diese stachligten und dornigten Gebüsche kriecht und gleitet die Brombeere, diese Schlange der Pflanzenwelt, und beißt Einen in die Füße. Uebrigens ist hier, wie die Natur denn nie den Schmuck vergißt, dies Gestrüpp reizend. Es ist eine Art großer, wilder Blumenstrauß, in dem Blumen von aller Form und aller Art sind, die einen in ihren Blüten, die andern mit ihren Früchten, die mit ihrem reichen Herstlaub, Malve, Winde, Anis, Pimpernell, Königskerze, gelber Enzian, Erdbeere, Thymian,

violette Pflaumen, Weißdorn, den man mit seinen scharlachenen Beeren im August Rothdorn nennen sollte, lange Schlingen mit schon blutrothen Brombeeren bedeckt. Ein Hollunderstrauch. — Zwei allerliebste Acacien. — Ein unerwarteter Winkel, in dem ein voltairianischer Bauer, von dem Aberglauben der Andern Nutzen ziehend, für sich ein kleines Feld mit Runkelrüben baut, aus dem er ein Stück Zucker machen kann. — — Links der Thurm ohne Thür und Fenster, noch einem sichtbaren Zugang, rechts ein durch das Gewölbe eingestürzter Keller, der zu einem Abgrund geworden ist. — Prächtiges Windebrausen, herrlicher blauer Himmel, durch die Oeffnungen des ungeheuren Mauerwerks. — Ich steige auf einer Treppe voll Gras in eine Art von oberem Saal. — Ich bin da. — Nichts als zwei bezaubernde Aussichten auf den Rhein, die Hügel und die Dörfer. Ich neige mich nach hinten; unter mir ist das eingestürzte Gewölbe. Ueber meinem Haupte zwei ausgebrochene Schornsteine aus dem fünfzehnten Jahrhundert, in blauem Granit gemeißelt. Spuren von Ruß und Rauch im Kamin. — Verloschene Malereien an den Fenstern. — Oben ein hübscher Thurm ohne Dach und Treppe, voll blühender Pflanzen, die sich neigen, um mich anzusehen. — Ich höre die Wäscherinnen am Rhein lachen. — Ich steige in den unteren Saal zurück. — Nichts als Spuren von Aufgrabungen im Pflaster. Ein von den Gnomen versenkter Schatz, den die Bauern ausgraben wollten. — Ein zweiter Saal. — Viereckiges Loch in der Mitte, das in einen Keller geht. Auf der Mauer die beiden Namen: Phaedovius. Kutorga. Ich schreibe den meinen mit einem scharfen Stück Basalt daneben. — Anderes Gewölbe. — Nichts. — Von hier aus sehe ich den Schlund wieder. Er ist unzugänglich. Ein Sonnenstrahl fällt hinein. — Dies Gewölbe ist unter dem großen viereckigen Thurm, der den dem runden entgegengesetzten Winkel einnimmt. Es mußte

das Gefängniß der Burg sein. — Drei Schornsteine, einer mit Säulchen, hingen losgerissen in verschiedener Höhe. Zu meinen Füßen drei versunkene Stockwerke. Hinter mir zwei Bogengewölbe, am einen todte Aeste, am andern zwei zierliche Epheuranken, die sich anmuthig wiegen. Ich trete hinein. Gewölbe auf dem Basalt des Berges, der zu Tage liegt, erbaut. Spuren von Rauch. In dem andern Viereck, in das ich zuerst trat und das der Hof sein mußte, neben dem runden Thurm, Kalk auf der Mauer mit Spuren von Malerei und den beiden rothen Chiffern:

23 — 18 — 2^{3} ☿

— Ich gehe von außen in dem Graben um das Schloß herum. — Beschwerliches Steigen. — Das Gras ist glatt. — Man muß von Gestrüpp zu Gestrüpp über einen ziemlich tiefen Abgrund klettern. Noch immer weder ein Eingang, noch Spur eines vermauerten Thores in dem großen Thurm. Spuren von Malereien auf dem Mauerkranz. Der Wind schlägt die Blätter meines Buchs um und hindert mich am Schreiben. Ich will wieder in die Ruine gehen. — Ich bin da. — Ich schreibe auf einem kleinen Pult von grünem Sammt, das mir die alte Mauer bietet."

Ich vergaß Ihnen noch zu sagen, daß diese ungeheure Ruine die Maus heißt. Hören Sie warum.

Im zwölften Jahrhundert war dort nur noch eine kleine Burg, die sehr oft von einer starken Veste, welche die Katze (aus Katzenellenbogen abgekürzt) hieß, angegriffen wurde. Kuno von Falkenstein, dem die ärmliche Burg Welmichs durch Erbschaft zufiel, ließ sie einreißen und baute auf demselben Platz eine viel größere Veste als das benachbarte Schloß, in-

dem er sagte, daß nun die Maus die Katze fressen sollte.

Er hatte Recht. Die Maus ist noch, obwohl jetzt zerfallen, eine gefährliche Alte, die, früher lebendig und bewaffnet, mit ihren Klauen von Lava und Basalt hervorbrach, ja selbst mit den Eingeweiden des ausgebrannten Vulkans, der sie, scheint es, mit Stolz trägt. Ich denke, daß Niemand in Versuchung gekommen ist, den Berg zu necken, der die Maus geboren hat.

Uebrigens blieb ich bis zum Sonnenuntergang im Gemäuer, zur Zeit der Gespenster. Es scheint, mein Freund, ich bin wieder ein lustiger Schüler geworden. Ich schweifte und kletterte überall umher, warf die großen Steine auseinander, aß reife Maulbeeren, versuchte die übernatürlichen Bewohner, um sie aus ihrem Versteck zu bringen, zu reizen, und während ich mitten durch das dickste Gekräut ging, fühlte ich den scharfen Geruch der Trümmerpflanzen, den ich von Kind auf geliebt habe, bis zu mir dringen.

Gewiß ist, daß dieser unzugängliche Thurm ohne Thür und Fenster, mit seinem übelberüchtigten Brunnen voll Gespenster, einen traurigen, finstern Anblick gewährt.

Die Sonne war inzwischen hinter das Gebirge gesunken; auch ich machte es wie sie, als sich plötzlich etwas Sonderbares neben mir regte. Ich bückte mich. Eine große Eidechse, etwa 9 Zoll lang, von auffallender Form, mit dickem Bauch, kurzem Schwanz, plattem, dreieckigem Kopf, schwarz wie Dinte und vom Kopf bis zum Schwanz mit goldgelben Flecken besät, legte ihre vier schwarzen Füße auf das nasse Gras und kroch langsam auf ein niedriges Loch der alten Mauer zu. Es war der geheimnißvolle, einsame Bewohner dieses Schlosses, der Thiergeist, das zugleich wirkliche und fabelhafte Thier — ein Salamander, der mich sanft ansah, als er in sein Loch kroch.

Sechzehnter Brief.

Querfeldein.

Sankt Goar, August.

Ich konnte mich nicht von diesen Ruinen trennen. Mehrere Male fing ich an, sie hinabzusteigen, immer kehrte ich wieder um.

Die Natur ist wie eine lächelnde Mutter allen unsern Launen und Träumen gefällig. Als ich endlich mit dem festen Vorsatz fortging, die Maus zu verlassen, kam mir der Gedanke — und ich gestehe, daß ich ihn realisirt habe — mein Ohr gegen den großen Thurm zu legen, damit ich mir wenigstens gewissenhaft sagen konnte, ich hätte, wäre ich auch nicht hineingegangen, doch hinein gehorcht. Ich hoffte auf irgend ein Geräusch, ohne mir übrigens zu schmeicheln, daß mich die Glocke Winfrieds für würdig hielt, jetzt zu erwachen. In diesem Augenblicke hörte ich, o Wunder! aber ich hörte es mit meinen eigenen Ohren! ein leises Metalltönen, das schwache, aber bestimmte Läuten einer Glocke, das durch die Dämmerung bis zu mir drang und in der That unten aus dem Thurm zu kommen schien. Ich gestehe, daß bei diesem sonderbaren Geräusch mir plötzlich die Verse, die Hamlet zu Horatio sagt, einfielen, als sähe ich sie mit hellen Buchstaben geschrieben. Aber ich fiel bald in die wirkliche Welt zurück. — Es war die Abendglocke irgend eines entfernten, in den Falten des Thals versteckten Dorfes, deren Töne mir der Wind gefällig zutrug. Was thut's! Es hängt nur von mir ab, zu sagen und zu glauben, daß ich unter dem Berge die geheimnißvolle silberne Glocke von Welmich habe läuten hören.

Als ich aus dem nördlichen Graben, der zu 'einer sehr dornigten Schlucht umgewandelt ist, stieg, trat der benachbarte Berg, das Riesengrab, mir plötzlich vor die Augen. Von dem Punkt aus, wo ich war, zeichnet der Felsen am Fuße des Gebirges das ungeheuere Profil eines rückwärts gebeugten Kopfes, mit offenem Munde, ab. Man könnte sagen, daß der Riese, der nach der Fabel auf dem Bauch unter dem Felsen liegt, die Last etwas gehoben habe, und daß schon der Kopf aus dem Felsen heraus komme, daß aber in dem Augenblick ein Apollo oder Michael den Fuß auf den Berg setzt, so daß das zerschmetterte Ungeheuer so mit einem gewaltigen Schrei stirbt. Der Schrei ist in der Finsterniß von vierzig Jahrhunderten verloren gegangen, aber der Mund ist offen geblieben.

Uebrigens muß ich hier erklären, daß weder der Riese, noch die Silberglocke, noch das Gespenst Falkensteins die Reben und Rahmen hindert, von Terrasse zu Terrasse sehr nahe bei der Maus zu klettern. Um so schlimmer für die Gespenster, die im Lande der Winzer wohnen! Man macht Wein vor ihrer Thüre, und die Reben ranken sich lustig um ihr Gemäuer. Wenigstens wird der Hügel von Welmich nicht von den Geistern selbst bebaut werden, und man wird auf diese gespenstischen Winzer nicht die Phrase anwenden dürfen, die ich gestern in irgend einem deutschen Handbuch des Rheins las: — „Hinter dem Johannisberg liegt ein kleines gleichnamiges Dorf mit 700 Seelen, die einen sehr guten Wein bauen."

Uebrigens muß selbst der durstigste Fremde sich hüten, daß er eine Beere der behexten oder nicht behexten Reben pflückt, denn man ist im Herzogthum Nassau, und die nassauischen Gesetze über Felddiebstahl sind sehr streng. Der Ertappte muß eine Summe zahlen, die dem Schaden gleich ist, den alle früher nicht ergriffene Verbrecher angerichtet haben. Letzthin

hat ein englischer Tourist auf einem Feld eine Pflaume abgepflückt und gegessen und 50 Gulden dafür bezahlen müssen.

Ich wollte Nachtquartier in Sankt Goar nehmen, das auf dem linken Ufer eine halbe Stunde höher als Welmich liegt. Ein Schiffer aus dem Dorf führte mich über den Rhein und setzte mich höflich beim König von Preußen ans Land, denn das linke Ufer gehört dem König von Preußen. Ehe er mich verließ, gab mir der gute Mann in einer halb deutschen, halb gallischen Sprache, Anweisungen über den Weg, die ich ohne Zweifel schlecht verstanden habe, denn statt auf dem Weg den Fluß entlang zu gehen, schlug ich den durchs Gebirge ein, glaubte dadurch abzukürzen und verirrte mich etwas.

Während ich durch frisch gemähtes Korn, durch hohe rothe Ebenen, wo des Abends starke Winde gehen, schritt, stellte sich mir links plötzlich eine Schlucht entgegen. Ich stieg hinein und nach einigen Minuten sehr steilen Steigens auf einem Fußpfad, der mir an einzelnen Stellen Treppen aus breiten Schiefern zu haben schien, sah ich den Rhein wieder.

Da setzte ich mich, ich war müde.

Die Helle war noch nicht ganz verschwunden. In der Schlucht, in der ich war, und in den Thälern des linken Ufers, die sich an die schwarzen Berge lehnen, war es Nacht; aber eine unbeschreibliche rosenrothe Helle, ein Reflex der untergehenden Sonne, schwamm auf den gegenüberstehenden Bergen und auf den unbestimmten Umrissen der Ruinen, die ich überall erblickte. Vor mir entzog sich in einem Abgrunde der Rhein, dessen Murmeln bis zu mir drang, unter einem dichten weißen Nebel, aus dem von fern die hohe Spitze eines halb darin gehüllten gothischen Thurms tauchte. Ohne Zweifel lag dort eine Stadt, die durch dieses Tuch von Dunst versteckt wurde. Rechts sah ich, einige Ellen niedriger, als ich war, die mit grünem Kraut bedeckte Spitze eines grauen verfallenen Thurms,

der sich noch stolz auf dem Abhang des Gebirges hielt, ohne Zimmer, ohne Fenster und Treppen. Auf dieser Spitze war in einem noch aufrechtstehenden Stück Gemäuer eine offene Thüre ohne Flügel, unter der kein menschlicher Fuß mehr gehen konnte. Ueber mir hörte ich im Gebirge gehen und sprechen, und ich sah den Schatten sich in der Dunkelheit bewegen. — Die rosenrothe Helle war verschwunden.

Ich blieb lange dort auf einem Stein sitzen, ausruhend und träumend, still die düstere Stunde erwartend, wo der Flor von Nebel und Dunst langsam die Landschaft verhüllt, wo die Umrisse der Gegenstände eine phantastische Form annehmen. Einige Sterne schienen am Zenith das schwarze Schweißtuch der Nacht, das über die eine Hälfte des Himmels, und das weiße Leichentuch der Dämmerung, das über die andere ausgebreitet war, festzunageln.

Allmählig hörte das Geräusch der Stimmen und Schritte in der Schlucht auf, der Wind wurde still und mit ihm erstarb das sanfte Geflüster des Krautes, das mit dem müden Wanderer plaudert und ihm Gesellschaft leistet. Von der unsichtbaren Stadt drang kein Ton zu mir; der Rhein selbst schien eingeschlafen zu sein; eine bleiche, blasse Wolke dehnte sich von Westen nach Osten aus; die Sterne hatten sich einer nach dem andern verhüllt, und ich hatte nur noch einen der bleifarbigen Himmel vor mir, unter denen, dem Dichter sichtbar, die große, fahle Fledermaus umherfliegt, an deren offenem Bauch Melancholie geschrieben steht.

Plötzlich erhob sich ein Wind, der Nebel zerriß, die Kirche trat hervor, eine düstere Masse Häuser, von tausend Fenstern erhellt, erschien im Hintergrunde der Schlucht durch das Loch, das im Nebel entstanden war. Es war Sankt Goar.

Siebenzehnter Brief.

Sankt Goar.

Sankt Goar, August.

Man kann in Sankt Goar eine Woche gut zubringen; nur muß man dafür sorgen, daß man in dem sehr comfortablen Wirthshaus zur Lilie Fenster mit der Aussicht auf den Rhein bekommt. Dort ist man zwischen der Katze und der Maus. Links hat man am Rand des Horizonts, halb durch die Rheinnebel verschleiert, die Maus; rechts und vor sich die Katze, einen festen Thurm, von kleineren umgeben, der oben auf seinem Hügel den Gipfel eines Dreiecks inne hat, dessen beide Winkel das hübsche Dorf Sankt Goarshausen am Ufer des Rheins, das seine Basis ist, durch zwei alte Thürme, einen viereckigen und einen runden, angibt. — Die beiden feindlichen Schlösser bewachen sich und scheinen sich durch die Landschaft wüthende Blicke zuzuwerfen: denn wenn ein Thurm in Trümmern liegt, sieht sein zerfallenes Fenster noch, aber mit dem gräßlichen Blick eines leeren Auges.

Vor mir, auf dem rechten Ufer, wacht, wie bereit, das Halt zwischen die beiden Gegner zu rufen, das riesige Gespenst des Residenzschlosses der Landgrafen von Hessen, der Rheinfels.

Bei Sankt Goar ist der Rhein kein Fluß mehr, er ist ein See, ein wahrer Jurasee, von allen Seiten eingeschlossen, mit seiner düstern Umgebung, seiner tiefen Spiegelung und seinem ungeheuren Gebrause.

Bleibt man zu Hause, so hat man den ganzen Tag den Anblick des Rheins, die Flöße, die langen Segelschiffe, die

kleinen Nachen und die acht oder zehn Dampfomnibus, die gehen und kommen, auf- und abfahren, und alle Augenblicke mit dem Gepolter eines großen Hundes, der schwimmt, vorüberrauschen, dampfend und beflaggt. In der Ferne sieht man auf dem entgegengesetzten Ufer, unter schönen Nußbäumen, die einen Rasenplatz beschatten, in grünen Röcken und weißen Hosen die Soldaten des Herrn von Nassau exerciren und hört das Trommelgerassel eines kleinen souveränen Herzogs.

Ganz dicht unter dem Fenster sieht man die Weiber von Sankt Goar in ihren himmelblauen, einer Tiara gleichen Mützen, die durch einen Druck eine andere Form erhalten würden, vorübergehen, und man hört einen Haufen kleiner Kinder, die mit dem Rhein spielen, plaudern und lachen. Warum auch nicht? Die von Tréport und Etretat spielen gewiß mit dem Ocean. Uebrigens sind die Kinder am Rhein charmant. Keins von ihnen hat z. B. das trotzige, strenge Gesicht der englischen Jungen. Die deutschen Buben haben freundliche Gesichter wie alte Pfarrer.

Wenn man ausgeht, kann man um 6 Sous, den Preis eines Pariser Omnibus, über den Rhein setzen und auf die Katze steigen. In diesem Schlosse der Barone von Katzenellenbogen trug sich 1471 die traurige Geschichte des Kaplans Johann von Barnich zu. Gegenwärtig ist die Katze eine schöne Ruine, deren Nutznießung vom Herzog von Nassau für 4 oder 5 Gulden an einen preußischen Major vermiethet ist. Drei oder vier Besucher bezahlen den Zins. Ich blätterte in dem Buch, in das sich die Fremden einschreiben, und auf dreißig Seiten — ungefähr ein Jahr — habe ich keinen einzigen französischen Namen gefunden. Eine Menge deutscher Namen, einige englische, zwei oder drei italienische, das war das ganze Register. Uebrigens ist das Innere der Katze vollkommen zerfallen. Der untere Saal des Thurms, in dem der

Kaplan das Gift für die Gräfin bereitete, dient heute zum Keller. Einige ärmliche Reben winden sich um ihre Rahmen auf derselben Stelle, wo der Bildersaal war. In einem kleinen Zimmer, dem einzigen, das noch Thür und Fenster hat, hat man ein Bild an die Mauer genagelt, das Bohdan Chmielnicki vorstellt, und unter welchem man liest: **Belli servilis autor rebelliumque Cosaccorum et plebis Ukraynen.** Der gewaltige zaporavische Krieger in einem Kostüm, das die Mitte zwischen dem russischen und türkischen hält, scheint zwei oder drei Bilder lebender Fürsten, die um ihn hängen, von der Seite anzusehen, vielleicht nur durch einen Fehler des Kupferstechers.

Oben von der Katze fällt der Blick auf den berüchtigten Wirbel im Rhein, der die Bank heißt. Zwischen der Bank und dem viereckigen Thurm von Sankt Goarshausen ist nur ein enges Fahrwasser. Man findet Alles auf dem Rhein, selbst die Scylla und Charybdis. Um durch diese sehr gefürchtete Enge zu kommen, binden die Flößer an ihrer linken Seite mit einem ziemlich langen Seil einen Baumast fest, welcher der Hund heißt, und in dem Augenblick, wo sie zwischen der Bank und dem Thurm durchfahren, werfen sie diesen Ast auf die Bank. Diese faßt denselben voll Wuth und reißt ihn an sich. So hält sie das Floß in gehöriger Entfernung von dem Thurm. Ist die Gefahr vorüber, so schneidet man das Seil ab, und der Wirbel frißt den Hund. Das ist der Kuchen dieses Cerberus.

Wenn man auf der Plattform der Katze steht, fragt man seinen Führer: Wo ist denn die Bank? Er zeigt Ihnen zu Ihren Füßen eine kleine Falte im Rhein. Diese Falte ist der Schlund.

Man muß die Schlünde nicht nach dem Anschein beurtheilen.

Etwas weiter als die Bank, in einer der wildesten Krüm-

mungen, stürzt sich senkrecht mit seinen tausend Granitvorsprüngen, die ihm das Ansehen einer verwitterten Treppe geben, der sagenreiche Lurleyfelsen in den Rhein. Dort ist ein berühmtes Echo, das, wie man sagt, siebenmal Alles, was man zu ihm redet oder singt, wiederholt.

Fürchtete ich nicht das Ansehen eines Mannes zu haben, welcher der Reputation der Echos schaden will, so würde ich sagen, daß das Echo für mich nie über fünf Wiederholungen hinausgegangen ist. Wahrscheinlich wird die Oreade des Lurley, welcher früher von so viel fabelhaften Prinzen und Grafen der Hof gemacht wurde, allmählig heiser und des Dinges überdrüssig. Die arme Nymphe hat gegenwärtig nur noch einen einzigen Anbeter, der sich ihr gegenüber am andern Ufer des Rheins zwei kleine Kammern in den Fels gegraben hat, und seine Tage damit hinbringt, ihr auf dem Horn vorzublasen und ihr zu schießen. Dieser Mann, der das Echo arbeiten läßt, und der davon lebt, ist ein alter, braver französischer Husar.

Uebrigens bleibt für einen Wanderer, der nicht darauf gefaßt ist, der Effekt des Lurleyechos außerordentlich. Ein kleines Boot, das hier über den Rhein fährt, macht mit seinen beiden Rudern ein fürchterliches Geräusch. Wenn man die Augen schlösse, glaubte man, eine Galeere von Malta führe mit ihren fünfzig großen Rudern, von je vier angeschmiedeten Sklaven gedreht, vorüber.

Beim Heruntersteigen von der Katze muß man, ehe man Sankt Goarshausen verläßt, in einer alten, mit dem Rhein parallel laufenden Gasse ein hübsches Haus aus der deutschen Renaissance sehen, das von den Bewohnern wohlverstanden sehr verachtet wird. Dann wendet man sich links, geht über eine Brücke und dringt beim Geklapper der Wassermühlen in das Schweizerthal, eine prächtige, fast alpenartige Schlucht,

die durch den Petersberg und eine der Hinterwände des Lurleyfelsens gebildet wird.

Dies Schweizerthal ist ein reizender Spaziergang. Man geht, man kommt, besucht oben die Dörfer, man steigt in enge Schlünde hinab, die so düster und verlassen sind, daß ich in einem derselben von dem Hauer eines Ebers den Boden frisch aufgewühlt und den Rasen umgeworfen gesehen habe. Oder man geht auch dem Grunde der Schlucht nach, zwischen Felsen, die cyclopischen Mauern ähnlich sehen, unter Weiden und Eschen. Dort kann man, allein, tief in einen Abgrund von Blättern und Blumen versenkt, den ganzen Tag umherschweifen und träumen, und wie einen Freund, der als Dritter in den Bund aufgenommen ist, das geheimnißvolle Geplauder des Baches und des Pfades anhören. Naht man sich dann den Wegen voller Spuren, den Höfen und Mühlen, so scheint Alles, auf das man stößt, im Voraus geordnet und gruppirt zu sein, um den Winkel einer Landschaft von Poussin auszufüllen. Hier ist ein halbnackter Schäfer, allein mit seiner Heerde auf einem fahlen Acker, der sonderbare Melodien auf einer Art alten Lituus bläst. Dort ist ein von Stieren gezogener Wagen, wie ich ihn auf den Bildern der Herhan'schen Virgilausgabe sah, die ich als Knabe interpretirte. Zwischen dem Joch und der Stirn der Stiere ist ein kleines Kissen von Leder, das mit rothen Blumen und hellen Arabesken gestickt ist. Junge Dirnen gehen baarfuß vorüber, mit einem Kopfputz wie an den Statuen aus der Kaiserzeit. Ich sah eine, die reizend war. Sie saß neben einem Ofen, der leise rauchte, um Früchte zu trocknen; sie hob ihre großen, blauen, traurigen Augen, wie zwei Mandeln auf ihrem von der Sonne gebräunten Gesichte abgeschnitten, zum Himmel. Ihr Hals war mit Glasperlen und künstlich geordneten Halsbändern bedeckt, um einen entstehenden Kropf zu verdecken. Von dieser Verunstaltung

im Verein mit dieser Schönheit konnte man sagen, sie gleiche einem indischen Götzenbild, das neben seinem Altar kauert.

Plötzlich geht man durch eine Wiese, die Lippen der Schlucht öffnen sich, und man sieht unvermuthet auf dem Gipfel eines laubigen Hügels eine Ruine ragen. Dies Schloß ist der Reichenberg. Dort lebte während der Kriege des Faustrechts im Mittelalter einer der gefürchtetsten unter diesen Raubrittern, die sich selbst Landschaden nannten. Vergebens klagte die benachbarte Stadt, vergebens lud der Kaiser den mit Wappenschild versehenen Räuber vor den Reichstag; der eherne Mann schloß sich in sein Haus von Granit ein, setzte kühn sein Leben voll Willkür und Raub fort, und lebte, von der Kirche excommunicirt, vom Reichstag geächtet, vom Kaiser überzogen, bis sein weißer Bart ihm auf den Bauch herabfiel. Ich ging in den Reichenberg hinein. Es gibt in dieser homerischen Räuberhöhle nichts mehr, als wilde Scabiosen, den zerrissenen Schatten der Fenster, der auf den Trümmern irrt, zwei oder drei Kühe, die das Gras in der Ruine abweiden, einen Rest von Wappen über dem großen Thor, den der Hammer zerstümmelt hat, und hie und da unter den Füßen des Reisenden Steine, die von dem Zwischendurchschlüpfen der Eidechsen auseinander geschoben sind.

Hinter dem Hügel von Reichenberg habe ich auch einige, gegenwärtig kaum sichtbare Trümmer eines verschwundenen Dorfes besucht, welches das Dorf der Barbiere hieß. Damit hatte es folgende Bewandtniß:

Der Teufel, der Friedrich Barbarossa wegen seiner häufigen Kreuzzüge gern was am Zeuge flicken wollte, kam eines Tages auf den Einfall, ihm den Bart abzuschneiden. Das war ein ächter Schelmenstreich, sehr passend für einen Teufel und einen Kaiser. Er veranlaßte also mit einer Delila des Ortes ich weiß nicht welche Verrätherei, durch die der Kaiser Barbarossa, wenn er an Bacharach vorüberfuhr, eingeschläfert und dann von ei-

nem der zahlreichen Barbiere des Ortes barbiert werden sollte. Nun hatte Barbarossa, als er nur noch Herzog von Schwaben war, zur Zeit seiner Liebe mit der schönen Gela, sich eine alte Fee der Wisper verpflichtet, die den Entschluß faßte, dem Teufel entgegenzuarbeiten. Die kleine Fee, so groß wie eine Heuschrecke, ging zu einem ihrer Freunde, einem sehr gewaltigen Riesen, und bat ihn, ihr seinen Sack zu leihen, der Riese willigte ein und bot sich sogar sehr galant an, die Fee begleiten zu wollen. Die kleine Fee machte sich wahrscheinlich etwas größer, ging dann nach Bacharach in derselben Nacht, welche der Vorüberfahrt Barbarossas vorherging, nahm alle Barbiere des Dorfes, die tief schliefen, einen um den andern und steckte sie in den Sack des Riesen; darauf sagte sie zum Riesen, er solle den Sack auf seine Schultern nehmen und ihn weit forttragen, einerlei wohin. Der Riese, der wegen seiner Dummheit in der Dunkelheit nichts von dem, was die Alte that, gesehen hatte, gehorchte ihr und ging mit großen Schritten, den Sack auf seinem Rücken, durch das schlafende Land. Inzwischen begannen die Barbiere von Bacharach alle, einer auf den andern gepfropft, zu erwachen und in dem Sack sich zu bewegen. Der Riese erschrack und verdoppelte seine Schritte. Als er über den Reichenberg ging und wegen eines großen Thurms das eine Bein etwas aufgehoben hatte, zog einer der Barbiere, der sein Rasierzeug in der Tasche hatte, dies heraus und schnitt ein Loch in den Sack, durch das alle Barbiere, etwas zerstoßen und zerschunden, mit lautem Geschrei in die Büsche fielen. Der Riese glaubte ein Nest voll Teufel auf dem Rücken zu haben und machte sich mit großen Schritten davon. Als der Kaiser am folgenden Tag bei Bacharach vorüberfuhr, war kein einziger Barbier in der Gegend, und als Beelzebub dort ankam, sagte ein schelmischer Teufel, der auf dem Stadtthor saß, zum Herrn Urian: Mein Freund, Du hast mitten im Gesicht ein

großes Ding, das Du im besten Spiegel nicht sehen kannst, eine dicke Nase. — Seit der Zeit gibt es keine Barbiere mehr in Bacharach. Gewiß ist, daß man heute noch keine Barbierstube dort finden kann. Die durch die Fee fortgeschafften Barbiere ließen sich an dem Ort, wo sie hingefallen waren, nieder und bauten dort ein Dorf, das man das Dorf der Barbiere nannte. So bewahrte Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa, seinen Bart und seinen Beinamen.

Außer der Katze und der Maus, dem Lurley, dem Schweizerthal und dem Reichenberg, ist noch der Rheinfels, von dem ich oben sprach, bei Sankt Goar.

Ein ganzes inwendig ausgehauenes Gebirge mit Ruinen auf seiner Spitze; zwei oder drei Stockwerke von unterirdischen Zimmern und Gängen, die durch kolossale Maulwürfe gegraben zu sein scheinen; ungeheure Trümmer; große Säle, deren Ogive fünfzig Fuß Oeffnung hat; sieben Verließe voll Wasser, das kalt und todt beim Fall eines Steines tönt, und durch die Löcher der Façade, der Rhein mit einem Dampfschiff, das, aus dieser Höhe gesehen, einem großen grünen Fisch mit gelben Augen gleicht, der auf der Oberfläche schwimmt und abgerichtet ist, auf seinem Rücken Menschen und Wagen zu tragen; ein feudaler Palast der Landgrafen von Hessen, der zu einer ungeheuern Ruine umgewandelt ist; Scharten für Kanonen und Katapulten, die den Käfigen der wilden Thiere in den römischen Cirken ähnlich sehen, und in denen Gras wächst; hie und da, halb in einer zerfallenen Mauer, eine zertrümmerte Schraube, deren hohle Windungen einer vorsündflutlichen Schnecke gleichen; unbehauene Schiefer und Basalte, die den Archivolten das Ansehen von Sägen und offenen Kinnbacken geben; große runde Mauerthürme, die ganz umgefallen sind, oder besser gesagt auf einer Seite liegen, als ob sie müde wären, aufrecht zu stehen; so ist der Rheinfels. Das Alles sieht man für zwei Sous.

Es scheint mir, als hätte die Erde unter dieser Ruine gebebt. Aber es ist kein Erdbeben, es ist Napoleon, der darüber ging. 1807 ließ der Kaiser den Rheinfels sprengen.

Sonderbar! Alles ist eingestürzt, außer den vier Mauern der Kapelle. Man durchschreitet diesen Ort des Friedens, der allein in dieser zusammengestürzten Festung erhalten ist, nicht ohne eine melancholische Rührung. In den Fensternischen liest man diese inhaltsschweren Inschriften, zwei in jeder: — Sanctus Franciscus de Paula vixit 1500. S. Franciscus vixit 1526. — Sanctus Dominicus vixit ... (erloschen) S. Albertus vixit 1292. — S. Norbertus 1150. S. Bernardus 1139. — S. Bruno 1115. — S. Benedictus 1140. — Dann ist noch ein Name ausgelöscht, und endlich kommt man, nachdem man durch die christlichen Jahrhunderte von Heiligenschein zu Heiligenschein gegangen ist, an diese drei prächtigen Zeilen: Sanctus Basilius magnus, episc. Caesareae Cappadoci, magister monachorum orientalium, vixit anno 372. — Ueber Basilius dem Großen unter der Thüre der Kapelle stehen die beiden Namen: Sanctus Antonius magnus. Sanctus Paulus eremita. Das ist Alles, was die Bomben und Minen respektirt haben.

Dies gewaltige Schloß, das unter Napoleon einstürzte, hatte vor Ludwig XIV. gezittert. Die alte Gazette de France, die im Adreßbüreau in den Entresols des Louvre gedruckt wurde, sagt unter dem 23. Januar 1693: „daß der Landgraf von Hessen-Kassel die Stadt Sankt Goar und den Rheinfels in Besitz nimmt, die ihm von dem Landgrafen Friedrich von Hessen, der den Entschluß gefaßt hat, seine Tage in Köln zuzubringen, abgetreten sind." In der folgenden Nummer, unter dem 5. Februar, thut sie zu wissen, daß 500 Bauern mit den Soldaten an den Befestigungen des Rheinfels arbeiten." Vierzehn Tage später verkündet sie, „daß der Graf von Thingen die Kette ziehen und die Schanzen am Rhein aufwerfen läßt."

Woher die Flucht des Landgrafen? Woher die 500 Bauern, die mit den Soldaten arbeiten? Woher die Schanzen und die Kette, die eilig über den Rhein gezogen wird? Weil Ludwig der Große mit der Augenbraue gezuckt hat. Der Krieg mit Deutschland fängt an.

Gegenwärtig ist der Rheinfels, über dessen Thor noch die herzogliche Krone, in rothem Sandstein ausgehauen, eingemauert ist, das Zubehör einer Meierei. Einige Reben wachsen und einige Ziegen nagen dort. Des Abends ist die ganze Ruine, mit ihren durchsichtigen Fenstern am Himmel abgezeichnet, imposant.

Wenn man den Rhein hinaufgeht, findet man eine Meile von St. Goar (eine preußische Meile ist, wie die spanische **Legua**, wie die türkische Stunde, zwei französische **Lieues**) plötzlich zwischen zwei Gebirgen eine schöne mittelalterliche Stadt, am Ufer des Rheins ausgebreitet, mit alten Gassen, wie wir sie in Paris nur auf den Operdecorationen sehen, vierzehn Thürmen mit Zinnen, die mehr oder weniger mit Epheu drapirt sind, und zwei Kirchen im reinsten gothischen Styl. Es ist Oberwesel, eine der Städte am Rhein, die am meisten Krieg geführt haben. Die alten Mauern von Oberwesel sind von Kanonenschüssen und Flintenkugeln durchlöchert. Man kann darauf, wie auf einem Palimpsest, die großen eisernen Kugeln der Erzbischöfe von Trier, die Standbüchsen Ludwigs XIV. und unsere revolutionäre Mitraille erkennen. Gegenwärtig ist Oberwesel nur noch ein alter Soldat, der Winzer geworden ist. Sein rother Wein ist vortrefflich.

Wie fast alle rheinische Städte hat auch Oberwesel auf seinem Gebirge seine Schloßruine, den Schönberg, eine der schönsten Ruinen, die in Europa sind. Im Schönberg wohnten im zehnten Jahrhundert die sieben lachenden, grausamen Fräulein, die man jetzt durch die Breschen ihres Schlosses in sieben Felsen mitten im Fluß verwandelt sehen kann.

Ein Ausflug von Skt. Goar nach Oberwesel ist voll Interesse. Der Weg schlängelt sich den Rhein entlang, der sich dort plötzlich zusammenzieht und zwischen hohen Hügeln durchwindet. Kein Haus, fast kein Wanderer. Die Gegend ist einsam, stumm und wild. Große, halb abgespülte Schieferfelsen treten aus dem Fluß hervor und bedecken das Ufer wie ein Haufen riesiger Schuppen. Von Zeit zu Zeit sieht man halb unter den Dornen und Weiden versteckt, eine Art von ungeheurem Spinnennetz aus zwei langen, kreuzweis gebogenen Stäben, die in der Mitte durch ein starkes Seil an einen Hebel befestigt sind, und ihre vier Enden in das Wasser tauchen. Es ist in der That ein Netz..

Hie und da bebt in dieser Einsamkeit, in diesem Schweigen der Hebel, und man sieht das häßliche Thier sich langsam erheben, in seinen Klauen das Gewebe haltend, in dessen Mitte ein schöner Silberlachs springt und sich windet.

Abends kehrt man, nachdem man einen dieser trefflichen Spaziergänge gemacht hat, die den Magen bis in seine tiefsten Tiefen öffnen, nach Skt. Goar zurück, und findet am Ende eines langen Tisches, der hie und da mit schweigsamen Rauchern besetzt ist, eines jener trefflichen, einfachen deutschen Abendessen, bei denen die Rebhühner größer als die Hüh sind. Dort restaurirt man sich vortrefflich, besonders wenn sich, wie der Reisende Ulysses, den Sitten des Landes zu fi versteht, und wenn man so klug ist, sich nicht über ge Eigenheiten zu ärgern, die bisweilen in dieselbe Schüssel gebratene Ente und eine Apfelmarmelade, oder einen Schwei kopf und Confitüren bringen. Gegen das Ende der Mahlz läßt sich plötzlich Trompetengeschmetter mit Flintenschüssen un termischt hören. Der französische Husar läßt das Echo von Skt. Goar arbeiten. Das Echo von Skt. Goar ist nicht weniger merkwürdig, als das des Lurley. Es ist in der That wunder-

bar. Jeder Pistolenschuß wird zum Kanonenschuß in diesen Bergen. Jeder Trompetenstoß wiederholt sich mit wunderbarer Genauigkeit in dem tiefen Dunkel der Thäler. Es sind zarte, ausgesuchte, verschleierte, gedämpfte, neckische Symphonien, die Sie zu verhöhnen scheinen, indem sie Ihnen schmeicheln. Da man unmöglich glauben kann, daß dies plumpe, schwarze Gebirge so viel Geist habe, ist man nach wenigen Augenblicken von der Illusion befangen, und der positivste Denker würde schwören, daß in der Dunkelheit, unter einem phantastischen Gebüsch, ein übernatürliches, einsames Wesen, irgend eine Fee, eine Titania sei, die sich damit vergnüge, auf allerliebste Weise die menschliche Musik zu parodiren und, so oft sie einen Flintenschuß hört, einen halben Berg auf den Boden zu stürzen. Es ist schrecklich und reizend zugleich. Der Eindruck würde noch tiefer sein, wenn man einen Augenblick vergessen könnte, daß man an dem Fenster eines Wirthshauses steht, und daß dies außerordentliche Gefühl einem wie eine weitere Schüssel beim Dessert servirt ist. Aber Alles geht in der Welt auf die natürlichste Weise zu. Wenn die Geschichte vorbei ist, geht ein Knecht aus dem Wirthshause, mit einem Zinnteller für die Gaben, im Saal für den Husaren, der sich aus Anstand in einem Winkel hält, umher, und Alles ist vorbei. Jeder zieht sich zurück, nachdem er sein Echo bezahlt hat.

Achtzehnter Brief.

Bacharach.

Lorch, den 23. August.

Gegenwärtig bin ich in den reizendsten, ehrlichsten und unbekanntesten alten Städten von der Welt. Ich bewohne Rembrandt'sche Häuser mit Vogelbauern an den Fenstern, bizarren Laternen an der Decke und im Winkel der Stube eine Wendelstiege, die ein Sonnenstrahl langsam hinaufklettert. Eine alte Frau und ein Spinnrad schnurren im Dunkeln nach Leibeskräften.

Ich war drei Tage in Bacharach, einer Art Wunderhof, den der voltairianische Geschmack, die französische Revolution, die Schlachten Ludwigs XIV., die Kanonaden von 97 und 1805 und die eleganten und weisen Baumeister, die Häuser in Form von Commoden und Sekretären bauen, am Rhein vergessen haben. Bacharach enthält die ältesten menschlichen Wohnungen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Neben Bacharach sind Oberwesel, Sankt Goar und Andernach Rivolistraßen und Cités-Bergères. Bacharach ist das alte **Bacchi ara**. Es sieht aus, als wenn ein Riese, ein Spielwaarenhändler, der seine Bude am Rhein aufschlagen wollte, einen Berg als Ladentisch genommen und darauf mit seinem Riesengeschmack einen Haufen kolossaler Merkwürdigkeiten gelegt hätte. Dies fängt schon auf dem Rhein selbst an. Dort ist auf dem Spiegel des Wassers ein vulkanischer Felsen nach Einen, ein celtischer Götze nach Andern, ein römischer Altar nach den Dritten, den man **ara Bacchi** nennt. Dann am Ufer zwei oder drei alte verwitterte Schiffsrümpfe, die, durchgesägt und aufrecht hingestellt,

zu Fischerhütten dienen. Dann hinter den Hütten eine ehemals mit Zinnen versehene Ringmauer, durch vier viereckige Thürme gestützt, welche die zertrümmertsten, zerschossensten und zerfallensten sind, die es nur geben kann. Dann in der Ringmauer selbst, in der sich die Häuser, Fenster und Galerien durchgebrochen haben, und darüber an dem Fuß des Berges ist ein unbeschreibliches Durcheinander von hübschen Gebäuden, phantastischen Thürmen, krummen Façaden, unmöglichen Giebeln, deren doppelte Treppe einen Glockenstuhl trägt, der wie eine Spargel aus jeder Stufe wächst, schwere Balken, die auf Hütten allerliebste Arabesken abzeichnen, Heuboden mit Voluten, durchbrochene Altane, Kamine, die Tiaren und Kronen, philosophisch durchräuchert, bilden, seltsame Wetterstangen, die nicht mehr Wetterstangen, sondern gewaltige Buchstaben eines alten Manuscripts mit dem Durchschlag in Blech ausgehauen sind, die im Winde knarren. (So hatte ich unter andern über meinem Kopfe ein R, das sich die ganze Nacht rrrr nannte.) In diesem wunderbaren Gewirr ist ein Platz, ein gewundener Platz, der durch Häusermassen, die zufällig vom Himmel gefallen sind, gebildet wird, und mehr Baien, Inseln, Klippen und Vorgebirge hat, als eine norwegische Bucht. Auf der einen Seite dieses Platzes sind zwei Polyeder aus gothischen Bauwerken, überhängend, schief, fratzenhaft und sich fürchterlich gegen alle Mathematik und alles Gleichgewicht haltend. Auf r andern eine schöne, seltene, romanische Kirche, mit einem Blumen durchbrochenen Portal und einem hohen Glocken-rm, an der Apside von einer kleinen Galerie von Archi-ten mit Pfeilerchen von schwarzem Marmor umgeben und erall, wie ein Reliquienkasten mit Edelsteinen, mit Gräbern s der Renaissance bekleidet. Neben der byzantinischen Kirche iegt auf dem Anhang des Hügels die Ruine einer andern Kirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert in rothem Sandstein,

ohne Thüren, Dach und Fenster, ein prächtiges Skelett, das sich stolz in der Luft abzeichnet. Endlich liegen als Krone oben auf dem Berge die Trümmer und mit Epheu bedeckten Reste eines Schlosses, Stahleck, im zwölften Jahrhundert die Residenz der Pfalzgrafen. Das Alles ist Bacharach.

Diese alte Feenstadt, in der die Sagen und Erzählungen wimmeln, wird von einer pittoresken Bevölkerung bewohnt, da Alle, alt wie jung, Buben wie Großväter, kropfige wie hübsche Dirnen, im Blick, im Profil und in der Haltung einen gewissen Ausdruck vom dreizehnten Jahrhundert haben.

Das hindert nicht, daß die hübschen Mädchen dort sehr hübsch sind, im Gegentheil.

Oben vom Schloß hat man eine ungeheure Aussicht, und man entdeckt im Gebirge fünf andere Schloßruinen: auf dem linken Ufer Fürstenberg, Sonneck und Heimburg; auf dem andern Flußufer sieht man nach Westen den ungeheuren Gutenfels, voll von Erinnerungen an Gustav Adolph, und nach Osten über dem märchenhaften Wisperthal, oben auf einem Hügel auf einer kleinen Erhöhung, die ihm als Piedestal dient, eine Masse schwarzer Thürme, die der alten Bastille von Paris ähnlich sieht; es ist das unfreundliche Schloß, dessen Thüren Sibo von Lorch den Gnomen in den stürmischen Nächten nicht öffnen wollte.

Bacharach liegt in einer wilden Gegend. Wolken, die fast immer über seinen Ruinen hängen, jähe Felsen, ein wildes Wasser, hüllen würdig diese alte strenge Stadt ein, die römisch, romanisch, gothisch war und nicht modern werden will. Sonderbar, eine Reihe von Klippen, die es von allen Seiten umgibt, hält die Dampfböte ab, dort anzulegen, und so bleibt die Civilisation fern.

Keine damit in Widerspruch stehende Partie, kein weißes Haus mit grünen Jalousien stört die strenge Einheit. Alles

stimmt dort zusammen, bis auf den Namen Bacharach, der ein alter Schrei der Bacchanalien, für den Sabbat zugestutzt, zu sein scheint.

Als treuer Geschichtschreiber muß ich indeß sagen, daß ich eine Modehändlerin, mit ihren rothen Bändern und weißen Hauben, in einer ganz schwarzen Ogive aus dem zwölften Jahrhundert installirt gesehen habe.

Der Rhein brüllt prächtig um Bacharach. Es scheint, er liebt und hütet die alte Stadt mit Stolz. Man ist versucht, ihm zuzurufen: Gut gebrüllt, Löwe! In Bogenschußweite von der Stadt bildet er einen Wirbel und drängt sich zwischen Klippen um sich selbst, den Schaum und Lärm des Oceans nachahmend. Diese schlimme Stelle heißt wildes Gefährt. Sie ist viel schrecklicher und viel weniger gefährlich, als die Bank bei Sankt Goar. Man muß nicht urtheilen über die Schlünde u. s. w.

Wenn die Sonne ein Gewölk durchbricht und durch ein Dachfenster am Himmel scheint, ist nichts reizender, als Bacharach. Alle die sonderbar gezackten Façaden werden glatt und offen. Die Schatten der Thürmchen und Wetterfahnen bilden tausend bizarre Winkel. Die Blumen — Blumen sind dort überall — stellen sich sammt den Frauen ans Fenster, und auf allen Söllern erscheinen in fröhlichen friedlichen Gruppen die Greise und die Kinder, sich untereinander in der Mittagssonne wärmend, die Greise mit dem bleichen Lächeln, das: Schon nicht mehr! heißt, die Kinder mit dem sanften Blick, der: Noch nicht! sagt.

Mitten durch dies gute Volk geht ein preußischer Gendarme in Uniform auf und ab, mit einem Gesicht, das zwischen Hund und Wolf die Mitte hält.

Sei es übrigens Volksgeist, sei es preußische Eifersucht, ich habe in den Rahmen, die an den Wänden der Wirths-

häuser hängen, keinen andern großen Mann gesehen, als dies gebietende Rococo-Profil, diese Art Napoleon-Ludwig XV., übrigens ein wahrer Held, Denker und Fürst, den man Friedrich II. nennt.

In Bacharach ist ein Reisender ein Phänomen. Man ist nicht allein fremd, man ist fremdartig. Der Reisende wird mit großen Augen angeblickt und verfolgt. Das kommt daher, daß außer den armen Malern, die, den Tornister auf dem Rücken, zu Fuß gehen, Niemand die alte verschmähte Hauptstadt der Pfalzgrafen, das schreckliche Loch, von dem sich die Dampfschiffe fern halten, und das alle Rheinreisen als einen tristen Ort bezeichnen, eines Besuchs würdig hält.

Uebrigens muß ich noch gestehen, daß in einer an mein Zimmer stoßenden Kammer eine Lithographie hing, die Europa vorstellte, d. h. zwei schöne Damen mit bloßem Hals und einen schönen Herrn mit einem Schnurrbart, die zum Piano sangen, und zwar folgendes leichtsinnige, Bacharachs nicht sehr würdige Lied:

Europa.

Die Mode Frankreichs führt beständig
Als Zaub'rin uns am Gängelband:
Die Kunst, die Schönen, das Vergnügen
Bewohnen das beglückte Land.

Die Modehändlerin mit ihren rothen Bändern, diese Lithographie und dieser Vers sind die Morgendämmerung des neunzehnten Jahrhunderts, die in Bacharach anzubrechen beginnt.

Unter meinem Fenster hatte ich eine glückliche, reizende kleine Welt. Es war eine Art Hinterhof, zu der romanischen Kirche gehörend, von wo man auf einer steilen Treppe von Lava bis zu den Ruinen der gothischen Kirche steigen kann. Dort spielten in dem Grase, das ihnen bis an das Knie ging, den ganzen Tag drei kleine Knaben und zwei kleine Mädchen,

welche die drei kleinen Knaben gern schlugen. Die fünf zusammen mochten etwa fünfzehn Jahre haben. Der Rasen, hie und da etwas hügelig, war so dicht, daß man den Boden nicht sah. Auf diesem Rasen erhoben sich fröhlich zwei grüne Lauben, mit prächtigen Trauben beladen. Mitten unter diesen Ranken bemühten sich zwei schreckliche Strohmänner, als Lubins aus der komischen Oper costümirt, mit noch drei andern gräßlichen Vogelscheuchen mit Perücken und Hüten, den kleinen Vögeln Furcht einzujagen, was die Grünfinken, Ortolanen und Bachstelzen nicht hinderte, auf den Trauben umherzuhüpfen. In allen Ecken des Gärtchens funkelten Sonnenblumen, Klatschrosen, chinesische Astern wie Bouquets eines Feuerwerks. Um diese Sträuße schwärmte beständig ein lebendiger Schnee von weißen Schmetterlingen, unter den sich die Federn, die von einem benachbarten Taubenschlag fielen, mischten. Jede Traube und jede Blume hatte außerdem noch seine Wolke von Fliegen jeder Farbe, die in der Sonne glänzten. Die Fliegen summten, die Kinder plauderten und die Vögel sangen, und das Gesumm der Fliegen, das Geplauder der Kinder und der Gesang der Vögel tönte durch ein beständiges Kollern der Tauben und Turteltauben.

Den Abend nach meiner Ankunft zeigte sich mir, nachdem ich bis zur Nacht den hübschen Garten bewundert hatte, die Treppe von Lava, und ich bekam Lust bei dem schönen Sternenhimmel bis zu den Ruinen der gothischen Kirche zu steigen, die dem heil. Werner, der in Oberwesel den Märtyrertod erlitt, gewidmet war. Nachdem ich die sechzig oder achtzig Stufen ohne Geländer hinangestiegen war, kam ich auf die mit Gras bedeckte Plattform, auf der mächtig das zerfallene Schiff steht. Dort betrachtete ich, während die Stadt zu meinen Füßen im tiefen Dunkel schlief, den Himmel und die ungestalten Ruinen des pfalzgräflichen Schlosses durch die schwarzen Rosetten und Kreuzstäbe der Fenster. Ein leichter Nachtwind bog kaum die

trockenen Gräser. Plötzlich fühlte ich, daß die Erde unter mir wankte und sich senkte. Ich warf die Augen zur Erde und sah beim Schein der Sterne, daß ich auf einer frisch gegrabenen Grube stand. Ich blickte um mich; schwarze Kreuze mit weißen Todtenköpfen ragten überall empor. Ich dachte wieder an die kleinen Hügel unten. Ich gestehe, ich konnte mich in diesem Augenblicke des Schauers nicht erwehren, den das Unerwartete hervorbringt. Mein reizender Garten mit Kindern, Vögeln, Tauben, Schmetterlingen, Musik, Licht, Leben und Lust war ein Kirchhof.

Neunzehnter Brief.

Feuer! Feuer!

Lorch, August.

In Bacharach legt man sich um Mitternacht ins Bett, macht die Augen zu, läßt seine Gedanken, die man den ganzen Tag getragen hat, fallen, gelangt zu dem Punkt, wo man zugleich in sich etwas Waches und etwas Schlafendes hat, wo der ermüdete Körper schon ruht, der hartnäckige Gedanke noch arbeitet, wo es scheint, daß der Schlummer sich leben und das Leben sich schlummern fühlt. Plötzlich durchdringt ein Schrei das Dunkel und gelangt bis an uns, ein sonderbares, unbeschreibliches, schreckliches Geräusch, eine Art schrillen Grollens, das sich mit dem Nachtwind vereint und oben von dem Kirchhof zu kommen scheint, der über der Stadt liegt, auf dem man heute Morgen die elf Dachrinnenköpfe der Kirche des heiligen Werner den Rachen wie zum Heulen bereit öffnen sah. Man erwacht jäh, richtet sich in die Höhe, horcht: — Was ist das?

Der Nachtwächter, der in sein Horn stößt und die Stadt benachrichtigt, daß Alles in Ordnung ist und sie ruhig schlafen kann. Ich glaube nicht, daß man die Leute auf eine erschreckendere Weise beruhigen kann.

In Lorch kann man auf eine noch dramatischere Weise geweckt werden.

Doch vorher, mein Freund, lassen Sie mich Ihnen sagen, was Lorch ist.

Lorch ist ein großer Flecken von ungefähr 1800 Einwohnern, der auf der rechten Seite des Rheins liegt und sich im rechten Winkel die Wisper, deren Mündung er bezeichnet, hinaufzieht. Dies ist das Thal der Mährchen und Sagen, das Land der kleinen heuschreckenartigen Feen. Lorch liegt am Fuße der Teufelsleiter, eines hohen, fast senkrechten Felsens, den der starke Gilgen zu Pferde hinaufritt, um seine Braut zu suchen, die von den Gnomen auf dem Gipfel des Berges versteckt war. In Lorch, sagen die Erzählungen, erfand die Fee Ave die Kunst, Tuch zu machen, um ihren Geliebten zu bekleiden, den frostigen römischen Ritter Heppius, der Heppenheim seinen Namen gegeben hat. Beiläufig gesagt, ist es sonderbar, daß bei allen Völkern und in allen Mythologien die Webekunst durch ein Weib erfunden ist; bei den Egyptiern ist es Isis, bei den Lydiern Arachne, bei den Griechen Minerva, bei den Peruanern Menacella, die Frau des Manco Capak, für die rheinischen Dörfer die alte Fee Ave. Die Chinesen allein schreiben diese Erfindung einem Manne, dem Kaiser Yas zu, und für die Chinesen selbst ist der Kaiser kein Mann; es ist ein phantastisches Wesen, dessen Wirklichkeit unter den Titeln, mit denen sie ihn überhäufen, verschwindet. Sie kennen seine Natur nicht, denn sie nennen ihn den Drachen; sie wissen nicht sein Alter, denn sie nennen ihn 10,000 Jahre, und nicht sein Geschlecht, denn sie nennen ihn die Mutter. Doch was will ich in China

machen? Ich kehre nach Lorch zurück. Verzeihen Sie mir den Sprung.

Der erste rothe Wein am Rhein wurde in Lorch gemacht. Lorch existirte vor Karl dem Großen und ist in den Karten von 732 verzeichnet. Heinrich III., Erzbischof von Mainz, gefiel sich dort und schlug dort 1348 seine Residenz auf. Gegenwärtig sind in Lorch weder römische Ritter, noch Feen, noch Erzbischöfe; aber die kleine Stadt ist glücklich, die Gegend vortrefflich, die Einwohner gastfrei. Das schöne Haus aus der Renaissance am Rhein hat eine ebenso originelle und in ihrer Art ebenso reiche Façade, wie unser französisches Schloß von Meillan. Die mährchenhafte Veste des alten Sibo beschirmt die Stadt, die am andern Ufer des Flusses das geschichtliche Schloß Fürstenberg mit seinem großen, von Außen runden, von Innen sechseckigen Thurm bedroht. Nichts ist reizender, als diese kleine Kolonie von Bauern lustig zwischen diesen beiden schrecklichen Skeletten gedeihen zu sehen, die Festungen waren.

Eine meiner Nächte in Lorch wurde so gestört.

Vorige Woche, es mochte ein Uhr Morgens sein, schlief die ganze Stadt und ich schrieb in meinem Zimmer, als ich plötzlich bemerkte, daß das Papier unter meiner Feder roth wurde. Ich hob die Augen auf, ich war nicht mehr von meiner Lampe, sondern von meinen Fenstern beschienen. Meine beide Fenster hatten sich in zwei große Opale verwandelt, durch d sich ein sonderbarer Wiederschein um mich verbreitete. Ich öff sie, sehe hinaus. Ein großes Gewölbe von Flammen und Rau bog sich einige Ellen über meinem Haupte mit fürchterlicher Geräusch. Es war ganz einfach das Hotel P.., das dem meinigen benachbarte Gasthaus, das Feuer gefangen hatte und brannte.

In einem Augenblick ist das Wirthshaus wach, der ganze Ort auf den Beinen, das Geschrei Feuer! Feuer! erfüllt die Straßen und den Strand, die Sturmglocke läutet. Ich schließe

meine Fenster und öffne meine Thüre. Ein anderes Schauspiel. Die große hölzerne Treppe meines Gasthauses, die fast an das brennende Haus stößt und durch große Fenster erhellt ist, scheint selbst in Flammen zu stehen. Und auf dieser Treppe stieß, drängte und trat sich von oben bis unten eine Menge Schatten mit sonderbaren Bildern. Es war das ganze Wirthshaus, das auszog, die Einen in Unterhosen, die Andern im Hemde, die Reisenden mit ihren Koffern, die Domestiken mit den Möbeln. Alle diese Flüchtlinge waren noch halb im Schlafe. Niemand schrie und sprach. Es war das Geräusch eines Ameisenhaufens.

Eine fürchterliche Helle füllte die Zwischenräume aller dieser Köpfe aus.

Was mich betrifft, denn Jeder denkt in diesen Augenblicken zuerst an sich, so hatte ich wenig Gepäck, war im ersten Stock logirt, und lief also keine andere Gefahr, als durch das Fenster zum Hause hinaus springen zu müssen.

Indeß war ein Gewitter ausgebrochen und es regnete stromweise. Das Gasthaus wurde, wie es immer geschieht, wenn man sich eilt, langsam leer, und einen Augenblick gab es eine fürchterliche Verwirrung. Die Einen wollten hinein, die Andern heraus; die großen Möbel wurden langsam an Stricken aus den Fenstern gelassen, die Mantel- und Nachtsäcke, der Leinenzeug fiel oben vom Dach auf das Pflaster; die Weiber waren voll Angst, die Kinder weinten; die Bauern, von der Sturmglocke geweckt, liefen vom Berge mit ihren großen, von Wasser triefenden Hüten und ihren kupfernen Eimern herbei. Das Feuer hatte schon den Boden des Hauses gefaßt, und man sagte sich, es sei im Gasthause P . . . angelegt; ein Umstand, der immer etwas Düsteres und eine Art von dramatischen Hintergrund zu einer Feuersbrunst fügt.

Bald sind die Spritzen da, die Reihen Arbeiter bilden sich, und ich steige auf den Boden, ein ungeheures, mehrere Stock-

werk hohes, pittoreskes Gebälk, wie alle große Schieferdächer am Rheinufer deren haben. Das ganze Balkenwerk des Nachbarhauses stand in einer Flamme. Diese ungeheure Feuerpyramide, von einem großen Federbusch, den der Sturmwind schüttelte, überragt, neigte sich mit dumpfem Krachen auf unser schwarzes Dach, das schon hie und da brannte und sprühte. Die Sache wurde ernstlich; wenn unser Haus Feuer fing, so brannten gewiß zehn Häuser, und vielleicht durch den Wind der dritte Theil der Stadt ab. Die Arbeit war hart. Man mußte unter dem Flammen- und Funkensprühen einen Theil des Daches abdecken und die Wetterstangen der Erker abhauen. Die Spritzen wurden vortrefflich bedient.

Aus den Bodenfenstern sah ich in die Glut hinein und war so zu sagen mitten in dem Brande. Ein Haus in hellen Flammen ist gräßlich und prächtig. Ich hatte dies Schauspiel nie gesehen; da ich da war, nahm ich die Gelegenheit wahr.

Man kann sich im ersten Augenblick, wenn man sich wie eingehüllt in dieser fürchterlichen Feuerhöhle sieht, in der Alles flammt, glänzt, sprüht, kracht, biegt, bricht und zusammenstürzt, einer gewissen Angst nicht erwehren; es scheint, Alles sei verloren und Nichts könne gegen diese fürchterliche Gewalt, die man das Feuer nennt, kämpfen; sobald aber die Spritzen kommen, faßt man Muth.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Wuth das Wasser seinen Feind angreift. Kaum hat die Spritze, diese lange Schlange, die man unten in der Finsterniß schnaufen hört, über die dunkle Mauer ihren dünnen Hals gestreckt und ihren feinen kupfernen Kopf in der Flamme glänzen lassen, als sie einen Strahl flüssigen Stahls auf das fürchterliche, hundertköpfige Ungeheuer speit. Die unvermuthet angegriffene Brunst heult, steigt empor, macht gräßliche Sätze, öffnet fürchterliche Rachen und leckt mit ihren unzähligen Zungen alle Fenster und Thüren

zugleich; der Wasserdunst mischt sich mit dem Rauch; weiße und
schwarze Wirbel steigen bei jedem Windstoß empor, und win-
den und verlieren sich im Dunkel ins Gewölk. Das Pfeifen
des Wassers antwortet dem Brüllen des Feuers. Nichts ist
[illegible]licher und größer [illegible] dieser alte, ewige Kampf der Hydra
[illegible] dem Drachen.
Die Gewalt [illegible] die Spritze geschleuderten Wassersäule
wunderbar. [illegible]iefern und Ziegel, die sie berührt,
[illegible] wie Schuppen. Wenn das Gebälk am
[illegible] in dem prächtigen Augenblick, wo der
[illegible]brunst unter gräßlichem
[illegible]asse von Funken ersetzt ist,
[illegible] auf dem Hause, wie ein
[illegible] Ein Strahl aus der Spritze

[illegible] Berge, die Ruinen, das ganze
[illegible] bei der Helle wieder sichtbar
[illegible] Rauch, den Flammen, dem fort-
[illegible] dem Gekrach der einfallenden Wände,
[illegible]brücken niedersanken, den dumpfen
[illegible] des Sturms und dem Geräusch der
[illegible] es war gräßlich, aber es war schön.
[illegible]barer, als die Einzelheiten dieses großen
[illegible] einer Feuer- und einer Rauchwolke ragen
[illegible] Ende einer Leiter hervor. Man sieht diese
[illegible], die kämpft und springt und
[illegible] hartnäckig ist, überschwem-
[illegible]lichen Chaos gibt es stille Plätze,
[illegible] in den Winkeln wie ein Wittwen-
[illegible]fenster, die unzugänglich geworden
[illegible] sich im Winde. Hübsche kleine blaue
[illegible] der Latten. Schwere Balken lösen

sich von dem Rande des Daches los und bleiben, von der Gewalt des Sturmes über der Straße gewiegt und in eine große Flamme eingehüllt, an einem Nagel hängen. Andere fallen in den Gang zwischen zwei Häuser und bilden dort eine feurige Brücke. Im Innern der Zimmer erscheinen und verschwinden zwischen den Wolken rother Asche Tapeten mit stolzen Borduren. Im dritten Stock war ein armer Spiegel aus der Zeit Ludwigs XV. mit Bäumen von Muscheln und Schäfern von Gentil-Bernard, der lange widerstand. Ich sah ihm mit Bewunderung zu. Ich habe nie eine Ekloge so guten Widerstand leisten sehen. Endlich drang eine große Flamme in das Zimmer, ergriff die unglückliche, seladongrüne Landschaft, und der Bauer, die Bäurin umarmend, und Tircis, Glyceren schmeichelnd, verschwanden im Rauch. Als Gegenstück dazu brannte ein armer kleiner Garten, mit glühenden Kohlen gräßlich überschwemmt, unten am Hause. Eine junge Acazie, die an ein brennendes Geländer gelehnt war, wollte hartnäckig nicht Feuer fangen und blieb vier Stunden unversehrt, ihr hübsches grünes Köpfchen unter einem Funkenregen schüttelnd.

Dazu denken Sie sich einige blonde, bleiche, halbnackte Engländerinnen, die unter dem Platzregen wenige Schritte von dem Gasthof bei ihrem Gepäck saßen, und alle Kinder aus dem Ort, die laut lachten und, so oft ein Wasserstrahl aus der Spritze sich über sie ergoß, in die Hände klatschten, und Sie werden eine ziemlich vollständige Idee von dem Brande des Gasthofes P . . . in Lorch haben.

Ein brennendes Haus ist nur ein brennendes Haus. Das Traurige bei der Sache ist, daß ein armer Mensch dabei ums Leben kam.

Um vier Uhr Morgens war man, wie man sagt, Herr des Feuers geworden; das Gasthaus P . . ., Dach, Decke, eingestürzte Treppen und Dielen brannten zwischen den vier

Wänden, und es war uns gelungen, unsern Gasthof zu retten.

Nun folgte, fast ohne Zwischenakt, das Wasser auf das Feuer. Eine Wolke von Mägden überschwemmte bürstend, reibend, aufwaschend und abwischend alle Zimmer, und in weniger als einer Stunde war das Haus von oben bis unten gewaschen.

Sonderbar, Nichts war gestohlen. Alle diese hastig im Regen, mitten in der Nacht hinausgeschafften Effekten wurden sorgfältig von den sehr armen Bauern von Lorch wiedergebracht.

Uebrigens sind diese Unglücksfälle nicht selten am Rhein. Jedes Haus von Holz schließt einen Brand in sich, und hier sind die Häuser von Holz sehr zahlreich. In Sankt Goar allein sind an verschiedenen Plätzen der Stadt vier oder fünf Schutthaufen einer Feuersbrunst.

Am folgenden Morgen sah ich mit einigem Erstaunen im untern Stock des abgebrannten Hauses zwei oder drei verschlossene, vollkommen erhaltene Zimmer, um die der ganze Brand gewüthet hatte, ohne irgend etwas darin zu zerstören. Bei dieser Gelegenheit hören Sie folgende Geschichte, die man sich hier erzählt; ich verbürge sie aber nicht. — Vor einigen Jahren kam ein Engländer sehr spät in ein Wirthshaus in Braubach, speiste zu Nacht und legte sich in's Bett. Mitten in der Nacht fängt das Gasthaus Feuer. Man geht eilig in das Zimmer des Engländers. Er schlief; man weckt ihn, man setzt ihm die Sache auseinander, daß das Haus brennt und er sogleich ausziehen muß. — Schwerenoth! sagt der Engländer, deßhalb wecken Sie mich? Lassen Sie mich in Ruhe. Ich bin müde und will nicht aufstehen. Sind Sie so toll, sich einzubilden, daß ich um Mitternacht im Hemde durch die Felder laufen werde! Ich will meine neun Stunden ganz behaglich

schlafen. Löschen Sie das Feuer, so gut Sie können, ich habe Nichts dagegen. Was mich betrifft, so liege ich sehr gut in meinem Bett und bleibe darin liegen. Gute Nacht, bis morgen. — Damit schlief er wieder ein. Man konnte ihn nicht zur Vernunft bringen, und da das Feuer überhand nahm, so retteten sich die Leute, nachdem sie die Thür hinter dem schlafenden und schnarchenden Engländer wieder geschlossen hatten. Der Brand war schrecklich, man löschte ihn mit Mühe. Den folgenden Tag kamen die Leute, welche die Trümmer fortschafften, an das Zimmer des Engländers, öffneten die Thüre und fanden den Reisenden halb wach in seinem Bette; er rieb sich die Augen und rief ihnen, sobald er sie sah, stotternd zu: — Gibt es hier im Hause denn keinen Stiefelzieher? — Er stand auf, frühstückte sehr viel, und reiste herrlich gestärkt und munter zum großen Mißvergnügen der Burschen des Ortes wieder ab; sie hatten darauf gerechnet, aus der Mumie des Engländers das, was man im Rheingau einen trockenen Bürgermeister nennt, zu machen, d. h. einen vollkommen durchräucherten und erhaltenen Leichnam, den man um einige Kreuzer den Fremden zeigt.

Zwanzigster Brief.

Von Lorch nach Bingen.

Bingen, den 27. August.

Von Lorch nach Bingen sind zwei deutsche Meilen, mit andern Worten vier französische Lieues oder sechzehn Kilometer in der schrecklichen Sprache, die das Gesetz uns machen will,

als wenn es dem Gesetz zustände, eine Sprache zu machen. Im Gegentheil, mein Freund, in hundert Fällen macht die Sprache das Gesetz.

Sie kennen meinen Geschmack. So oft ich meine Reise zu Fuß fortsetzen, d. h. die Reise in einen Spaziergang umwandeln kann, versäume ich es nicht.

Nichts ist meiner Meinung nach so reizend, als diese Art zu reisen. — Zu Fuß! — Man gehört sich selbst, man ist frei, man ist fröhlich; man ist ganz ohne Rückhalt den Zufällen des Weges preisgegeben, dem Bauerhof, wo man frühstückt, dem Baum, unter dem man Schutz sucht, der Kirche, in der man sich sammelt. Man reist, man hält an, man reist wieder ab; Nichts hindert, Nichts hält zurück. Man geht und träumt vor sich hin. Das Gehen wiegt die Träume; die Träume verhüllen die Ermüdung. Die Schönheit der Gegend versteckt die Länge des Weges. Man reist nicht, man schweift umher. Mit jedem Schritt, den man macht, kommt einem ein Gedanke. Es ist, als hätte man Bienenschwärme in seinem Hirn summen. Oft habe ich, im Schatten am Rande einer Chaussee neben einem kleinen Quell sitzend, aus dem mit dem Wasser Lust, Leben und Frische strömten, unter einer Ulme voller Vögel, neben einem Felde voll Mähderinnen, ruhig, heiter, glücklich, mit tausend Träumen sanft beschäftigt, mitleidig, wie einen Donner, in dem der Blitz rollt, den Postwagen vor mir betrachtet, dies rasche, lebendige Ding, das irgend welche langsame, langweilige, schwerfällige, müßige Reisende in sich schließt; diesen Blitz, der Schildkröten mit sich führt. — O wie würden sich diese armen Leute, oft herz- und gemüthvolle Leute, rasch aus ihrem Gefängniß, wo die Harmonie der Landschaft sich in Lärm, die Sonne in Hitze, die Straße in Staub umwandelt, herabwerfen, wenn sie alle die Blumen kennten, die ein reicher glücklicher Mann zu Fuß im Gestrüpp findet, alle die Perlen,

die er aus den Kieseln auflies't, alle die Huris, welche Sie geflügelte Phantasie unter den Bäuerinnen entdeckt. **Musa pedestris!**

Und dann kommt Alles dem Fußgänger entgegen. Nicht allein Ideen kommen ihm, er erlebt auch Abenteuer, und ich liebe die Abenteuer, die mir begegnen, sehr. Wenn es für Andere amüsant ist, daß man Abenteuer erfindet, so ist es für Einen selbst amüsant, daß man sie erlebt.

Ich erinnere mich, daß ich vor sieben oder acht Jahren nach Claye, wenige Stunden von Paris, ging. Warum, weiß ich nicht mehr. Ich finde nur in meinem Notizbuch diese wenigen Zeilen. Ich schreibe sie hier ab, da sie so zu sagen ein Theil dessen sind, was ich Ihnen erzählen will:

— „Ein Kanal parterre, ein Kirchhof im ersten Stock, einige Häuser im zweiten, das ist Claye. Der Kirchhof hat eine Terrasse mit einem Balkon auf den Kanal, von wo die Manen der Bauern von Claye Serenaden vorüberziehen hören, wenn es deren auf dem Postschiff von Paris nach Meaux, das vier Lieues in der Stunde macht, gibt. In diesem Lande ist man nicht **enterré**, sondern **enterrassé**. Das eine ist so gut, wie das andere.“ —

Ich ging zu Fuß nach Paris zurück; ich war früh Morgens ausgegangen und gegen Mittag setzte ich mich, da mich die schönen Bäume des Waldes von Bondy einluden, an eine Stelle, wo der Weg sich rasch umbiegt, lehnte mich an eine Eiche auf einem Grashügel, ließ die Füße in einen Graben hängen und begann die Notiz, die Sie eben gelesen haben, in mein grünes Buch zu schreiben.

Als ich die vierte Zeile endete — die ich jetzt im Manuscript durch einen großen Zwischenraum von der fünften getrennt sehe — schlage ich die Augen auf und sehe auf der Seite des Grabens, am Rande des Weges, wenige Schritte

vor mir, einen Bären, der mich starr ansah. Am hellen Tage hat man kein Alpdrücken, man kann nicht von einer Gestalt, von einem Schein, von einem mißgestalteten Felsen oder einem sonderbaren Baumast getäuscht werden. Lo que puede un sastre ist bei Nacht schrecklich; aber um Mittag, bei einer Maisonne spukt es nicht. Es war allerdings ein Bär, ein lebendiger Bär, ein veritabler Bär, übrigens vollkommen häßlich. Er saß ernst auf dem Gesäß, indem er mir den staubigen Untertheil seiner Hinterfüße zeigte, deren Klauen ich erkannte, und hatte seine Vordertatzen behaglich über seinem Bauch gekreuzt. Sein Rachen war halb offen; eins seiner Ohren hing zerrissen und blutig herab; seine Unterlippe, die halb weggerissen war, ließ seine vom Zahnfleisch entblößten Fangzähne sehen; eins seiner Augen hatte er verloren und mit dem andern sah er mich ernst an.

Kein Holzhacker war in der Nähe und der kleine Theil der Straße, den ich von hier sah, vollkommen leer.

Ich konnte einige Bewegung nicht unterdrücken. Bisweilen zieht man sich bei einem Hund aus der Geschichte, indem man ihn Fox, Soliman oder Azor anredet; aber was sollte ich zu einem Bären sagen? Woher kam der Bär? Was machte der Bär im Walde von Bondy, auf der Chaussee von Paris nach Claye? Worauf reimte dieser neumodische Vagabund? — Das war sehr sonderbar, sehr lächerlich, sehr unvernünftig, aber sehr unlustig. Ich war, ich gestehe es, sehr verdutzt. Indeß rührte ich mich nicht, und ich muß sagen, daß sich der Bär auch nicht rührte; er schien mir sogar bis auf einen gewissen Punkt wohlwollend zu sein. Er sah mich so zärtlich an, als es ein einäugiger Bär nur kann. Er öffnete zwar den Rachen, aber er öffnete ihn wie einen Mund. Es war kein Grinzen, es war ein Gähnen; es war nicht wild, es war fast literarisch. Der Bär hatte etwas Honnettes, Glückliches, Resignirtes, Müdes; und ich habe später diesen Gesichtsausdruck bei den

alten Theatergängern wiedergefunden, die Tragödien mit anhörten. Kurz seine Haltung war so gut, daß ich mich ebenfalls gut zu halten entschloß. Ich nahm den Bären als Zuschauer an und setzte fort, was ich angefangen hatte. Ich schrieb also die fünfte Zeile jener Notiz in mein Buch, welche fünfte Zeile, wie ich Ihnen oben sagte, in meinem Manuscript von der vierten sehr entfernt ist; das kommt daher, daß ich, wie ich anfing zu schreiben, die Augen auf den Bären gerichtet hatte.

Während ich schrieb, setzte sich eine große Fliege auf das blutige Ohr meines Zuschauers. Er erhob langsam seine rechte Tatze und fuhr wie eine Katze damit hinter das Ohr. Die Fliege flog fort. Er suchte mit seinem Auge; als sie dann verschwunden war, nahm er seine beiden Hintertatzen in seine Vordertatzen und fing, mit dieser klassischen Stellung zufrieden, wieder an, mich zu betrachten. Ich erkläre, daß ich diesen verschiedenen Bewegungen mit Interesse folgte.

Ich fing an, mich in dies tête-à-tête zu finden, und schrieb die sechste Zeile der Notiz, als ein neuer Umstand eintrat: hastige Schritte wurden auf der Chaussee hörbar und plötzlich sah ich aus der Biegung einen andern großen schwarzen Bären hervorkommen; der erste Bär war gelb. Dieser schwarze Bär kam in starkem Trab heran und fing, als er den gelben bemerkte, sich anmuthig neben ihm auf der Erde zu wälzen an. Der gelbe Bär hielt den schwarzen keines Blickes, und der schwarze mich nicht seiner Aufmerksamkeit würdig.

Ich gestehe, daß bei dieser neuen Erscheinung, die meine Bestürzung in den zweiten Grad erhob, meine Hand zitterte. Ich schrieb gerade die Zeile: ... „Serenaden vorüberziehen hören." In meinem Manuscript finde ich jetzt einen großen Zwischenraum zwischen den Worten „Serenaden" und „vorüberziehen hören." Dieser Zwischenraum bedeutet — einen zweiten Bären!

Zwei Bären! das war zu viel. Was sollte es bedeuten? Wem galt der Zufall? Wenn ich nach der Seite schloß, woher der schwarze Bär gekommen war, so kamen beide von Paris, ein Land, wo es doch wenig Bestien gibt — besonders wilde.

Ich war wie versteinert. Der gelbe Bär hatte endlich Theil an den Spielen des andern genommen, und durch das Umherrollen im Staub waren beide grau geworden. Inzwischen war ich glücklich aufgestanden und fragte mich, ob ich meinen Stock, der zu meinen Füßen in den Graben gefallen war, aufheben sollte, als ein dritter Bär dazukam, ein röthlicher, kleiner, häßlicher, noch zerzauster und blutiger als der erste, dann ein vierter, fünfter und sechster; diese beiden trabten neben einander her. Die vier letzten Bären gingen über den Weg, wie Statisten über den Hintergrund eines Theaters, ohne irgend etwas zu sehen oder zu betrachten, beinahe laufend und als würden sie verfolgt. Das war zu unerklärlich, als daß ich eine Erklärung hätte versuchen sollen. Ich hörte Gebell und Geschrei; zehn oder zwölf Bulldoggen, sieben oder acht mit eisenbeschlagenen Stöcken bewaffnete Männer, die Maulkörbe in der Hand trugen, stürzten plötzlich auf den Weg, die flüchtigen Bären vor sich hertreibend. Einer der Leute blieb stehen, und während die Andern die wieder mit Maulkörben versehenen Bären zurückführten, erklärte er mir dies sonderbare Räthsel. Der Herr des Circus der Barriere du Combat benutzte die Osterferien, um seine Bären und Hunde nach Meaux zu einigen Vorstellungen zu schicken. Diese ganze Menagerie reiste zu Fuß. Beim letzten Halten hatte man ihnen die Maulkörbe abgenommen, um sie fressen zu lassen, und während ihre Wächter sich ins benachbarte Wirthshaus setzten, hatten die Bären diesen Augenblick der Freiheit benützt, um lustig und allein ein Stück Weges zu machen.

Es waren beurlaubte Schauspieler.

Das ist ein Abenteuer eines Fußreisenden.

Dante erzählt im Anfange seines Gedichts, daß er eines Tages in einem Wald einem Panther, nach dem Panther einem Löwen, nach dem Löwen einer Wölfin begegnet sei. Ist die Ueberlieferung wahr, so hatten die sieben Weisen Griechenlands auf ihren Reisen in Egypten, Phönizien, Chaldäa und Indien alle diese Abenteuer. Jeder begegnete einem andern Thiere, wie es sich für Weise ziemt, die jeder eine andere Weisheit haben. Dem Thales von Milet folgte lange Zeit ein geflügelter Greif; Bias von Priene reiste mit einem Luchs; Periander von Korinth trieb einen Leoparden zurück, indem er ihn starr ansah; Solon von Athen ging kühn auf einen wüthenden Stier los; Pittacus von Mitylene begegnete einem Eber; Cleobul von Rhodus wurde von einem Löwen begleitet und Chilo von Lacedämon von einer Löwin. Wenn man alle diese wunderbaren Geschichten etwas genauer prüfte, so würden sie sich wahrscheinlich durch beurlaubte Menagerien, durch Osterferien und Barrieren du Combat erklären. Hätte ich mein Abenteuer mit den Bären auf passende Weise erzählt, so hätte ich in zweitausend Jahren vielleicht das Ansehen eines Orpheus. Dictus ob hoc lenire tigres. Sehen Sie, mein Freund, meine armen seiltanzenden Bären geben den Schlüssel zu vielen Wundern. Die antiken Dichter und griechischen Philosophen mögen es nicht ungut nehmen, aber ich glaube weder an die Kraft eines Verses gegen einen Leoparden, noch an die Gewalt eines Syllogismus über eine Hyäne, aber ich glaube, daß der Mensch, diese Intelligenz, die heimlich die Instinkte umbildet, lange das Geheimniß gefunden hat, Tiger und Löwen herabzubringen, die Thiere zu verschlechtern und das Vieh dumm zu machen.

Der Mensch glaubt immer und überall einen großen Schritt vorwärts gethan zu haben, wenn er durch kluge Unterweisung an die Stelle der Wildheit die Stupidität gesetzt hat.

Genau genommen ist es vielleicht ein Schritt vorwärts. Ohne ihn wäre ich dort gefressen worden — und die sieben Weisen Griechenlands auch.

Da ich mit meinen Erinnerungen einmal im Zuge bin, erlauben Sie mir noch eine kleine Geschichte.

Sie kennen G—, diesen klugen alten Dichter, der beweist, daß ein Dichter geduldig, ein Weiser liebenswürdig und ein Greis jung sein kann. Er geht wie mit zwanzig Jahren. Im April 183.. machten wir zusammen einen Ausflug in das Gatinais. Wir gingen an einem frischen, von einer hellen Sonne durchwärmten Morgen nebeneinander. Ich, den die Wahrheit freut und das Paradoxe amüsirt, kenne keine angenehmere Gesellschaft, als G—. Er weiß alle bekannten Wahrheiten und findet alle möglichen Paradoxen.

Ich erinnere mich, daß er da gerade behaupten wollte, der Basilisk existire. Plinius spricht von ihm und beschreibt ihn, sagte er mir. Der Basilisk wird im Lande Cyrene in Afrika geboren. Er ist ungefähr zwölf Fingerbreiten lang; auf dem Kopf hat er einen weißen Fleck, der ein Diadem bildet, und die Schlangen fliehen, wenn er pfeift. Die Bibel sagt, er habe Flügel. Gewiß ist, daß es zur Zeit des heiligen Leo in Rom in der Kirche Sankt Lucas einen Basilisken gab, der die ganze Kirche mit seinem Athem verpestete. Der heilige Papst wagte es, sich dem dunklen, feuchten Gewölbe, unter welchem das Ungeheuer war, zu nähern, und Scaliger sagt in sehr schönem Styl, daß er es durch seine Gebete erstickte.

G— fügte, da er mich ungläubig über den Basilisken sah, hinzu, daß gewisse Orte eine besondere Gewalt über gewisse Thiere haben; daß die Frösche auf Seriphos im Archipel nicht quacken; daß die Grillen in Reggio in Calabrien nicht singen; daß die Eber in Macedonien stumm sind; daß die Schlangen am Euphrat die Eingebornen, selbst wenn sie schlafen, nicht

beißen, sondern nur die Fremden, während die Skorpione des Latmos, die für die Fremden nicht gefährlich sind, die Landesbewohner tödtlich beißen. Er warf mir oder vielmehr sich selbst eine Menge Fragen auf und ich ließ ihn gehen. Weßhalb gibt es auf Majorka eine Menge Kaninchen und auf Yviza kein einziges? Warum starben die Hasen auf Ithaka? Woher kommt es, daß man weder einen Wolf auf dem Olymp, noch eine Eule auf Kreta und einen Adler auf Rhodus findet?

Da er mich lächeln sah, unterbrach er sich: — Lachen Sie nur, mein Freund! Das sind aber die Ansichten des Aristoteles! Ich begnügte mich darauf zu erwiedern: — Das ist todtes Wissen, mein Freund, und todtes Wissen ist keine Wissenschaft mehr, sondern Gelehrsamkeit. G— antwortete mir mit einem ernsten, feurigen Blick darauf: Sie haben Recht, die Wissenschaft ist sterblich. Nur die Kunst ist unsterblich. Ein großer Weiser macht einen andern großen Weisen vergessen; was aber die großen Dichter der Vergangenheit betrifft, so können die großen Dichter der Gegenwart und der Zukunft ihnen nicht gleich kommen. Aristoteles ist übertroffen, aber nicht Homer.

Dann wurde er nachdenklich und fing an einen Käfer im Grase oder einen Reim in der Luft zu suchen.

So kamen wir bei Milly in eine Ebene, wo man noch Spuren eines Gemäuers sieht, das in den Hexenprozessen des siebzehnten Jahrhunderts berüchtigt war. Ein Wolf verheerte die Gegend. Die Jagdbeamten des Königs jagten ihn mit einer großen Anzahl von Jägern und Bauern. Das Thier, in der Ebene verfolgt, gewann dies Gemäuer und stürzte sich hinein. Die Jäger umgaben es und drangen dann rasch hinein. Sie fanden ein altes Weib darin, ein altes häßliches Weib, zu deren Füßen noch die Wolfshaut lag, die Satan noch nicht Zeit gehabt hatte, in seinem Schlupfwinkel zu verstecken. Es versteht

sich von selbst, daß die Alte auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde, was vor dem schönen Portal des Domes von Sens geschah.

Ich muß mich wundern, daß die Menschen immer mit einer albernen Koketterie diese ruhigen, heitern Wunder des menschlichen Geistes aufgesucht haben, um in ihrem Angesicht die größten Dummheiten zu begehen.

Das geschah 1636, in dem Jahre, wo Corneille den Cid spielen ließ.

Als ich diese Geschichte G— erzählte, winkte er mir, Acht zu geben. — Wir hörten in der That aus einer kleinen in Bäumen versteckten Gruppe Häuser zu unserer Linken die Trompeten eines Charlatans. G— hat immer Geschmack an diesem grotesken, prahlenden Lärm gefunden. Die Welt, sagte er mir eines Tags, ist voll ernsten Lärmens, wovon dies die Parodie ist. Während die Advokaten auf der politischen Tribüne deklamiren, die Redner auf dem Katheder peroriren, gehe ich in den Wiesen umher, ordne Käfer und sammle Gräser, lasse mich von der Größe Gottes durchdringen, und werde immer freudig überrascht sein, wenn ich am Rande jedes Feldes dies sprechende Emblem der menschlichen Kleinheit finde, diesen Charlatan, der sich auf seinem großen Kasten aufbläht, diesen Lubin, diesen Zwerg, diese Ironie! Der Charlatan vereint sich mit meinen Studien und vervollständigt sie; ich befestige diese Figur wie einen Käfer oder Schmetterling mit einer Nadel auf meine Pappe und klassificire das menschliche Insekt unter die anderen.

G— zog mich nach der Gruppe Häuser, aus denen das Geräusch kam; es war ein ziemlich dürftiger Weiler, der, glaube ich, Petit-Sou heißt, was mich an den Flecken Asculum, auf dem Wege von Trivicum nach Brindisi erinnert, von dem Horaz abweisend sagte:

Quod versu dicere non est,
Signis perfacile est.

Ásculum kann in der That in keinem Hexameter stehen.

Es war Kirchweih im Dorf. Der Markt, die Kirche und das Rathhaus waren festlich geputzt. Der Himmel selbst hatte, mit einer Menge hübscher, weißer und rother Wolken dekorirt, etwas Ländliches, Fröhliches und Sonntägliches. Runde kleine Kinder und junge Mädchen, welche die Greise freundlich ansahen, saßen an einem Ende des mit Rasen bedeckten Platzes. Die Bühne bestand aus zwei Brettern und einer Leiter; die Bude war mit dieser klassischen blau und weiß gewürfelten Leinwand bedeckt, die an die Matratze erinnert und die, aus Noth zum Kittel werdend, allen Bedienten und Charlatans den Namen paillasses gegeben hat. Ueber der Bühne öffnete sich die Thüre der Bude, ein einfacher Spalt in der Leinwand, und über dieser Thür stand auf einer weißen, verzierten Tafel mit schwarzen, großen Buchstaben:

Mikroskop,

um das, roh in tausend phantastischen Stellungen gezeichnet, mehr schreckliche Thiere, chimärische Ungeheuer und unmögliche Wesen umherkrochen, als der heilige Antonius gesehen und Callot geträumt hat.

Zwei Menschen figurirten auf dieser Bühne. Der eine, blaß wie Hiob, gelb wie Ptha, mit einem Kopfputz wie Osiris, wie Memnon seufzend, hatte etwas Orientalisches, Fabelhaftes, Stupides, Egyptisches an und schlug auf eine große Trommel, indem er ohne Harmonie auf einer Flöte dazu blies. Der Andere sah ihm zu. Es war eine Art Sbrigani, dick, bärtig und haarig, mit wilder Miene und wie ein Ungar in einem Lustspiel angezogen.

Um diese Bude, diese Bühne und diese beiden Menschen rissen eine Menge eifriger Bauern, verwunderter Bäuerinnen

und häßlicher Zuschauer ihre albernen Mäuler und dummen Augen weit auf. Hinter der Estrade machten einige Kinder geschickt Löcher in die blau und weiße Leinwand, die wenig Widerstand leistete und sie in das Innere der Bude blicken ließ.

Als wir ankamen, endete der Zigeuner seine Fanfare und der Sbrigani fing an zu sprechen. G— hörte zu.

Die gewöhnliche Einladung: Treten Sie herein, meine Herren u. s. w. ausgenommen, gestehe ich, daß, was dieser Gaukler sagte, vollständig unverständlich für mich, wie für die Bauern und den Zigeuner war, der eine Stellung wie auf einem Basrelief angenommen hatte und mit eben so viel Würde zuhörte, als wenn er der Uebergabe der großen Säulen des Saals von Karnack durch Menephta I., Vater Rhamses II. beigewohnt hätte.

Indessen hatte G— seit den ersten Worten des Gauklers gezittert. Nach einigen Minuten neigte er sich zu mir und sagte ganz leise: — Sie sind jung, haben gute Augen und ein Bleistift, thun Sie mir den Gefallen, aufzuschreiben, was dieser Mensch sagt. — Ich wollte G— um eine Erklärung dieses sonderbaren Wunsches bitten, aber schon hatte er seine Aufmerksamkeit wieder allzu sehr auf die Bühne gelenkt, als daß er mich hören konnte. Ich entschloß mich, G— zu willfahren, und da der Gaukler mit einer feierlichen Langsamkeit sprach, so schrieb ich ihm Folgendes nach:

„Die Familie der Scyren theilt sich in zwei Gattungen: die erste hat keine Augen, die zweite sechs, was sie von der Gattung **cunaxa**, die zwei, und **bdella**, die vier hat, unterscheidet.“

Hier nahm G—, der mit immer steigender Aufmerksamkeit zuhörte, seinen Hut ab, und sagte, indem er sich mit dem freundlichsten, sanftesten Tone zum Gaukler wandte: — Sie verzeihen, mein Herr, aber Sie reden nicht von den Gamasen.

— Wer spricht dort? sagte der Mann, indem er, ohne

Erstaunen und Stocken, einen Blick auf die Versammlung warf. Der Alte? Gut, mein Alter, in der Gattung der Gamasen habe ich nur eine Art gefunden, einen **dermanyssus**, eine Abart der Zwergfledermaus.

Ich glaubte, erwiderte G— schüchtern, es sei ein **glyciphagus cursor.**

Falsch, mein Lieber, erwiderte der Sbrigani; zwischen dem **glyciphagus** und **dermanyssus** liegt eine ungeheure Kluft. Da Sie sich mit so großen Fragen beschäftigen, so studiren Sie die Natur. Ziehen Sie Degeer, Hering und Herrmann zu Rathe. Beobachten Sie (ich schrieb immerfort) das **sarcoptes ovis**, das wenigstens eines der beiden Paar Hinterpfoten vollständig und ausgebildet hat; das **sarcoptes rupicaprae**, dessen Hinterpfoten unvollständig und borstig, ohne Bläschen und Knochen sind; das **Sarcoptes hippopodos**, das vielleicht ein **glyciphagus** ist ...

Sie wissen es nicht gewiß, unterbrach ihn G— fast mit Ehrfurcht.

Ich weiß es nicht gewiß, erwiderte der Gaukler majestätisch. Ja, ich bin es der heiligen Wahrheit schuldig, zu gestehen, daß ich dessen nicht ganz gewiß bin. Was ich aber gewiß weiß, ist, daß ich einen **glyciphagus** in den Federn eines Habichts gefunden habe. Was ich aber gewiß weiß, ist, daß ich bei meinem Besuch der Theater der vergleichenden Anatomie Glyciphagen in den Höhlungen zwischen den Knorpeln und unter den Höhlungen der Skelette gefunden habe.

Das ist wunderbar, sprach G— vor sich hin.

Das führt mich aber, fuhr der Mann fort, zuweit von der Sache. Ich werde Ihnen, meine Herren, ein ander Mal von den Glyciphagen und Psoropten sprechen. Das wunderbare, fürchterliche Thier, das ich Ihnen heute zeigen will, ist der **Sarcoptes.** Sonderbar! Die Milbe des Kameels, die keine

Aehnlichkeit mit der des Pferdes hat, sieht der des Menschen ähnlich. Daraus ist eine Verwechslung möglich, deren Folgen schrecklich wären (ich schrieb immerfort). Studiren wir diese Ungeheuer, meine Herren! Die Gestalt des einen und des andern ist fast dieselbe, aber der **Sarcoptes** des Kameels ist etwas länger, als der menschliche **Sarcoptes**. Das mittlere Paar der hintern Haare ist, statt kleiner zu sein, das größere. Auch ihre Bauchfläche hat ihre Eigenthümlichkeiten, das Halsband ist bei dem **Sarcoptes hominis** hübscher abgetheilt und hat unten eine nadelförmige Spitze, die bei dem **Sarcoptes dromadarii** nicht vorhanden ist. Der letztere ist größer, als der andere. Zwischen den Klauen der Hintertatzen ist auch ein ungeheurer Unterschied; bei der ersten Gattung sind sie einfach und bei der zweiten gespalten .....

Hier konnte ich, müde, alle diese dunkeln, Ehrfurcht gebietenden Dinge aufzuschreiben, nicht umhin, G— mit dem Ellenbogen anzustoßen und ihn leise zu fragen: Wovon zum Teufel spricht der Mensch denn?

G— wandte sich halb zu mir und sagte mit Würde: von der Krätze.

Ich lachte so heftig, daß mir mein Notizbuch aus der Hand fiel. G— hob es auf, nahm mir den Bleistift und fuhr, ohne auf meine Heiterkeit nur durch eine tadelnde Bewegung zu antworten, auf die Worte des Gauklers aufmerksamer als je fort, statt meiner, in der ernsten, raphaelischen Stellung eines Schülers der Akademie zu Athen zu schreiben.

Ich muß sagen, daß die Bauern, immer mehr geblendet, im höchsten Grade die Bewunderung und das Glück G—'s theilten. Das äußerste Wissen und die äußerste Unwissenheit berühren sich durch die äußerste Naivetät. Der dunkle, gräßliche Vortrag des Gauklers war vollkommen bei den Bauern des guten Dorfes Petit-Sou geglückt. Das Volk ist wie das

Kind; es bewundert das, was es nicht versteht. Es liebt das Unverständliche, Starre, das declamatorische, wunderbare Kauderwelsch. Je unwissender der Mensch ist, um so mehr entzückt ihn das Dunkle; je barbarischer der Mensch ist, um so mehr gefällt ihm das Zusammengesetzte. Nichts ist weniger einfach, als ein Wilder. Die Sprachen der Huronen, der Botokuden und der Chesapeacks sind Wälder von Consonanten, durch welche sich, halb in dem Gefäß schlecht wiedergegebener Ideen erstickt, ungeheure, häßliche Wörter schleppen, wie vorsündfluthliche Ungeheuer unter dem undurchdringlichen Gestrüpp der ursprünglichen Welt krochen. Die Algonquiner übersetzen das kurze, einfache, sanfte Wort **France** mit **Mittigouchiouekendalakiank**.

Sowie sich also die Bude öffnete, stürzte die Menge, ungeduldig, die verheißenen Wunder zu sehen, hinein. Die **Mittigouchiouekendalakiank** der Gaukler lösen sich immer in einen Regen von Kreuzern und Groschen in ihre Kasse auf, je nachdem sie sich an das hohe oder niedere Volk gewandt haben.

Eine Stunde nachher hatten wir unsern Spaziergang wieder gewonnen und folgten der Lichtung eines kleinen Gehölzes. G— hatte noch kein Wort mit mir gesprochen. Ich machte tausend vergebliche Versuche, bei ihm wieder in Gnade zu kommen. Plötzlich sagte er mir, wie aus einem tiefen Traum erwachend und sich selbst Antwort gebend: — Und er spricht sehr gut!

Nicht wahr, von der Krätze? sagte ich sehr schüchtern.

Allerdings, von der Krätze, antwortete er mit Festigkeit.

Nach einigem Stillschweigen fügte er hinzu: Dieser Mensch hat herrliche mikroskopische Beobachtungen gemacht, wahre Entdeckungen.

Ich wagte noch ein Wort: Er wird seine Sache an dem

egyptischen Pharao, aus dem er seinen Bedienten und Musiker gemacht hat, studirt haben.

Aber S— hörte mich schon nicht mehr. — Wie wunderbar! rief er, welch ein Stoff zu düstern Betrachtungen! Die Krankheit folgt dem Menschen nach dem Tode. Die Skelette haben die Krätze!

Er schwieg wieder und fuhr dann fort: Dieser Mann fehlt in der dritten Klasse des Instituts. Es gibt viele Akademiker, die Charlatane sind; das ist ein Charlatan, der Akademiker sein müßte.

Hier sehe ich Sie, mein Freund, lachen und ausrufen: Ist das Alles? o! die liebenswürdigen Abenteuer, die interessanten Geschichten! was Sie für ein Fußreisender sind! Bären begegnen, oder einen rothgegürteten Säbelverschlinger mit nacktem Arm zu hören, unter offenem Himmel die Milbe des Kameels mit der Milbe des Menschen confrontiren und den Bauern einen Cursus Philosophie über verglichene Krätze halten! In der That, man muß sich eilig aus dem Postwagen werfen, das ist ja ein wunderbares Glück! —

Wie es Ihnen gefällt. Ich für meine Person weiß nicht, ob es der Morgen, der Frühling, oder meine Jugend ist, die sich zu diesen beiden schon alten Erinnerungen mischt, aber sie strahlen in mir. Ich finde Reize in ihnen, die ich nicht beschreiben kann. Lachen Sie also nach Herzenslust über den Fußreisenden, ich bin immer bereit, wieder anzufangen, und wenn mir jetzt ein ähnliches Abenteuer begegnen sollte, so würde es mir ein großes Vergnügen machen.

Aber solche Glücksfälle sind selten und wenn ich einen Ausflug zu Fuß unternehme, danke ich, vorausgesetzt, daß der Himmel heiter ist, die Dörfer ein fröhliches Aussehen haben, der Thau an der Spitze der Gräser zittert, der Mensch arbeitet, die Sonne lacht und der Vogel singt, dem guten Gott, und verlange nie andere Abenteuer von ihm. — Den folgenden

Tag also verließ ich um 5½ Uhr Morgens, nachdem ich die nöthigen Befehle, mein Gepäck nach Bingen zu bringen, gegeben hatte, in aller Frühe Lorch, und ein Kahn brachte mich auf das andere Ufer. Machen Sie je diesen Weg, so folgen Sie meinem Beispiel. Die römischen, romanischen und gothischen Ruinen des linken Ufers haben für den Fußgänger viel mehr Interesse, als die Schieferdächer des rechten. Um sechs Uhr saß ich nach einem steilen Steigen durch Weinberge und Gebüsch auf dem Rücken eines Hügels von todter Lava, der das Schloß Fürstenberg und das Thal von Diebach beherrscht, und fand dort einen Irrthum der Antiquare. Sie erzählen, und ich schrieb es Ihnen nach denselben in meinem vorigen Brief, daß der große Thurm von Fürstenberg, der außen rund ist, inwendig viereckig sei. Nun sah ich von dem hohen Platz, auf den ich mich gestellt hatte, tief genug in den Thurm, und ich kann Sie, wenn die Sache Sie interessirt, versichern, daß er im Innern wie von Außen rund ist. Bemerkenswerth ist seine wunderbare Höhe und seine seltsame Form. Da er ungeheure Zinnen ohne Mauerkranz hat und vom Giebel zur Basis breiter wird, so gleicht er, ohne Fenster, nur mit einigen schmalen Schießscharten versehen, auf die sonderbarste Weise den mysteriösen, massiven Thürmen von Samarkand, Kalkutta oder Kanganor, und man erwartet eher auf dem Giebel dieses fast hindostanischen Thurmes den Maharadja von Lahore oder den Zamorin von Malabar, als Ludwig von Baiern oder Gustav von Schweden zu sehen. Uebrigens hat diese mehr orientalische, als gothische Veste eine große Rolle in den europäischen Kriegen gespielt. Als ich an alle die Leitern dachte, die nacheinander an die Seiten dieser steinernen Riesin gelegt worden sind, und mich der dreifachen Belagerung erinnerte, der Baiern 1321, der Schweden 1632 und der Franzosen 1689, erstieg sie lustig ein Holzspecht.

Den Irrthum der Antiquare hat ein Thurm verursacht, der die Festung von der Seite des Gebirgs vertheidigt und inwendig rund, oben mit einem sechsseitigen Mauerkranz umgeben ist. Sie haben den kleinen für den großen Thurm und das Aeußere für das Innere genommen. Uebrigens unterschied ich in der frühen Stunde wegen der Dünste, die noch auf dem Boden gelagert waren, um den Kopf des Thurms, die Spitze der Mauern und rings herum am Horizont den Gipfel der Hügel. Zu meinen Füßen war der Hintergrund der Landschaft durch einen weißen, dichten Nebel verdeckt, dessen Saum die Sonne vergoldete. Es sah aus, als sei eine Wolke in das Thal gefallen.

Als es auf dem Thurm von Rheindiebach, einem Flecken am Fuße des Fürstenberg, durch den Nebel sieben schlug, flog der Specht davon und ich stand auf. Während ich hinabstieg, stieg der Nebel hinauf, und als ich ins Dorf kam, brachen auch die Sonnenstrahlen durch. Einige Augenblicke nachher hatte ich das Dorf hinter mir gelassen, ohne auch nur daran gedacht zu haben, muß ich gestehen, das berühmte Echo seiner Schlucht zu fragen, ging fröhlich den Rhein entlang und erwiderte freundlich den guten Morgen von drei Malern, die, ihren Tornister und Regenschirm auf dem Rücken, nach Bacharach gingen. So oft ich drei jungen Leuten begegne, die dürftig gekleidet, aber fröhlich und mit glänzendem Auge, als ob es die Zauber der Zukunft abspiegelte, einhergehen, kann ich nicht umhin, für sie die Verwirklichung ihrer Träume zu hoffen und an die drei Brüder Cadenet, Luynes und Brandes zu denken, die vor zweihundert Jahren an einem schönen Morgen zu Fuß an den Hof Heinrichs IV. gingen, alle drei nur Einen Mantel hatten, den sie abwechselnd trugen, und von denen fünfzehn Jahre später, unter Ludwig XIII., der erste Herzog von Chaulnes, der zweite Connetable von Frank-

reich und der dritte Herzog von Luxemburg war. — Träumt also, ihr Jünglinge, und geht!

Das Zudrittreisen scheint übrigens am Rhein Mode zu sein, denn kaum war ich eine halbe Stunde weiter, als ich wieder drei jungen Leuten begegnete, die zusammen gingen. Es waren augenscheinlich Studenten von einer der edeln Universitäten, welche die alte Teutonia befruchten, indem sie das junge Deutschland bilden. Sie trugen die klassische Mütze, lange Haare, einen Gürtel, zugeknüpften Rock, Stock in der Hand, Pfeife mit gemaltem Porcellankopf im Munde und, wie die Maler, den Tornister auf dem Rücken. Auf der Pfeife des jüngsten der drei war ein Wappen, vermuthlich sein eigenes, gemalt. Sie schienen sich lebhaft zu unterhalten und gingen, wie die Maler, nach Bacharach. Als sie an mir vorüberkamen, redete mich der eine an, indem er seine Mütze zog: Dic nobis, domine, in qua parte corporis animam veteres locant philosophi? Ich grüßte sie wieder und antwortete: In corde Plato, in sanguine Empedocles, inter duo supercilia Lucretius. Die drei jungen Leute lachten und der älteste rief: Vivat Gallia regina! Ich erwiderte: Vivat Germania mater! Wir grüßten uns noch einmal mit der Hand und ich ging weiter.

Dies Zudrittreisen gefällt mir. Zwei Liebende. Drei Freunde.

Oberhalb Niederheimbach erheben sich die Höhen des finstern Sann- oder Sonnwaldes übereinander, und aus den Eichen ragen zwei zerfallene Vesten hervor. Heimburg, eine römische Festung, Sonneck, eine Raubburg; der Kaiser Rudolph hat Sonneck 1282 zerstört; Heimburg hat die Zeit zertrümmert. Eine noch düsterere Festung, Falkenburg, verbirgt sich in den Schluchten des Gebirges.

Ich hatte, wie ich schon sagte, das Dorf hinter mir gelassen. Die Sonne war stechend, der frische Luftzug vom Rhein

wurde warm. Der Weg bedeckte sich mit Staub; rechts öffnete sich zwischen zwei Felsen eine schmale, reizende, schattige Schlucht; eine Schaar kleiner Vögel zwitscherte nach Leibeskräften darin und überließ sich einer über dem andern in dem Dunkel der Bäume einem erschrecklichen Geschwätz; ein durch Regengüsse angeschwollener Bach sah, von Stein zu Stein fallend, wie ein Waldstrom aus, richtete Verheerungen unter den Gänseblumen an, jagte den Käfern Furcht ein und bildete kleine, rauschende Wasserfälle in den Kieselsteinen; undeutlich unterschied ich in dem süßen Dunkel der Gebüsche einen Fußpfad den Bach entlang, den tausend wilde Blumen, die Winde, der Fenchel, die Sonnenblumen, die Schwertlilie, die Iris mit sechs blauen Blättern für den Profanen verbargen und für den Poeten mit einem Teppich belegten. Sie wissen, es gibt Augenblicke, wo ich fast an den Verstand der Sachen glaube; es kam mir vor, als murmelten eine Menge von Stimmen in dieser Schlucht und riefen mir zu: Wohin gehst du? Du siehst die Orte, wo es wenig menschliche und viel göttliche Spuren gibt; du willst deine Seele mit der Seele der Einsamkeit in Uebereinstimmung bringen; du willst Schatten und Licht, Bewegung und Ruhe, Mannigfaltigkeit und Heiterkeit; du suchst den Ort, wo sich das Wort in Schweigen auflöst, wo man das Leben an der Oberfläche aller Dinge sieht, und die Ewigkeit in ihrem Grunde fühlt; du liebst die Einsamkeit und hassest den Menschen nicht; du suchst Gras und Moos, feuchte Blätter, saftige Zweige, Vögel, die zwitschern, Bäche, die fließen, Düfte, die aufsteigen. Komm denn herein! dieser Pfad ist dein Weg.

Ich ließ mich nicht lange bitten und trat in die Schlucht.

Ihnen sagen, was ich dort gethan, oder vielmehr, was die Einsamkeit mir gethan; wie die Wespen um violette Glöckchen summten, goldfarbige und blaue Käfer in kleine

mikroskopische Grotten, welche der Regen ihnen unter Wurzeln und Haiden gegraben hatte, flohen; wie ihre Flügel die Blätter streiften; was leise in den Moosen zitterte, in den Nestern girrte; das sanfte, unbestimmte Geräusch der Vegetationen, Mineralisationen und des geheimnißvollen Wachsens; den Reichthum der Käfer, den Fleiß der Ameisen, die Freude der Schmetterlinge, die Geduld der Spinnen; das Duften, Glänzen, Verschwimmen, Klagen; die entfernten Töne, die Kämpfe der Insekten untereinander, die Katastrophen der Ameisenhaufen, die kleinen Dramen der Gräser, der Luftzug, den die Felsen wie Seufzer aushauchen, die Strahlen, die vom Himmel wie Blicke durch die Bäume dringen, die Wassertropfen, die wie Thränen von den Blumen fallen; die ruhige, harmonische, langsame und fortgesetzte Arbeit aller dieser Geschöpfe und aller dieser Sachen, die dem Anschein nach Gott näher stehen, als der Mensch; — Ihnen Alles dies, mein Freund, sagen, hieße Ihnen das Unaussprechliche erzählen, das Unsichtbare zeigen, das Unendliche malen. Was ich dort gemacht habe, weiß ich nicht mehr. Wie in den Schluchten von Sct. Goarshausen bin ich umhergeirrt, habe geträumt, bewundert, angebetet. Fragen Sie nicht, woran ich gedacht. Sie wissen, es gibt Zeiten, wo der Gedanke, wie in tausend unbestimmte Ideen versenkt, umherfliegt.

Alles vereinte sich in dem Gebirge mit meinem Sinnen und paßte zu meinen Träumen: das Laub, die Steine, die spielenden Schatten, die Gegend, die Erinnerungen, die Menschen, die in der Einsamkeit waren, die Geschichte, die dort geleuchtet, die Sonne, die dort immer strahlt. Cäsar, sagte ich mir, ist vielleicht, wie ich zu Fuß über den Bach geschritten, und ein Soldat, der sein Schwert trug, ging hinter ihm. Fast alle die gewaltigen Stimmen, welche das menschliche Wissen aufgerüttelt, haben das Echo des Rhein-

gaus und des Taunus geweckt. Diese Gebirge sind dieselben, die sich bewegten, als der Prinz Thomas von Aquino, der so lange bos mutus genannt wurde, endlich in die Lehre brüllte, daß die ganze Welt erbebte. „Dedit in doctrina mugitum, quod in toto mundo sonavit.“ Auf diesen Bergen ließ Johannes Huß, der Luther voraussagte, als wenn der Schleier, der in der letzten Stunde zerreißt, ihm deutlich die Zukunft zeigte, von dem Scheiterhaufen zu Kostnitz den prophetischen Ruf ertönen: Heute verbrennt ihr die Gans,* aber in hundert Jahren wird der Schwan geboren werden! In diesen Felsen endlich entfaltete Luther hundert Jahre nachher seine Schwingen und rief das gewaltige Wort: Eher sterben die Bischöfe und Fürsten, die Klöster, Kirchen und Paläste, als daß eine einzige Seele umkomme!

Es war mir, als wenn die Ruinen mitten aus den Zweigen und Gesträuchen von allen Seiten antworteten: O Luther, die Bischöfe und Fürsten, die Klöster, Kirchen und Paläste sind todt!

Ist die Geschichte in diesen unerschöpflichen, lebendigen Dingen, die sind und existiren, grünen und blühen und sie mit ihrer ewigen Vegetation bedecken, groß oder klein? Entscheiden Sie die Frage, wenn Sie können. Meiner Ansicht nach verkleinert die Berührung mit der Natur, der Nähe Gottes, den Menschen bald, bald macht sie ihn größer. Der Mensch muß eine Intelligenz sein, die ihr Gesetz für sich hat, ihr Geschäft vollbringt und mitten unter den unendlichen Thaten der Schöpfung ihre Rolle spielt. Vor einer großen Eiche voller Jahre und Leben und Saft, mit Blättern bedeckt und von tausend Vögeln bewohnt, ist es viel, wenn man noch an das Phantom des Luther, das Gespenst des Johann Huß, den Schatten, der Cäsar war, denken kann.

* Huß heißt Gans.

Indeß gestehe ich, daß es während meines Spazierganges einen Augenblick gab, wo alle diese Erinnerungen verschwanden, wo der Mensch erlosch und nur noch Gott in meiner Seele war. Ich war, auf welchen Pfaden könnte ich nicht mehr sagen, auf dem Gipfel eines sehr hohen Hügels angekommen, einer kurzen Haide, die mit der chêne-kermes der Provence Aehnlichkeit hatte, und vor mir lag eine Einöde, aber eine schöne, prächtige Einöde, eine göttliche Einöde. Auf allen meinen Excursionen am Rheinufer habe ich nichts Schöneres gesehen. Ich weiß nicht, wie der Ort heißt. Rings herum waren unabsehbar nur Berge, Wiesen, Quellen, dichtes Laubwerk, weiche Nebel, feuchte Lichter, die wie halboffene Augen blinzelten, helle, goldene Reflexe in dem Blau der Ferne, magische Wälder, die wie grüne Federbüsche aussahen, ein mit Wölkchen besäter Himmel. — Es war ein Ort, an dem man den prächtigen Pfau, der Natur heißt, ein Rad schlagen zu sehen glaubt.

Jenseits des Hügels, auf dem ich saß, sah ich hinter einer mit Tannen, Kastanien und Ahorn besetzten Anhöhe eine dunkle Ruine, eine kolossale Masse von braunem Basalt. Sie sah wie ein Haufen Lava, dem ein Riese die Form einer Festung gegeben hatte, aus. Was für ein Schloß war es? Ich könnte es nicht sagen, da ich nicht wußte, wo ich war.

Ein Gebäude in der Nähe zu untersuchen, ist, wissen Sie, meine Manie. In einer Viertelstunde war ich in der Ruine.

Ein Antiquar, der das Bild einer Ruine entwirft, vergnügt wie ein Liebender, der das Bild seiner Geliebten entwirft, läuft Gefahr, sich selbst und die Andern zu langweilen. Für die Unbefangenen, die dem Verliebten zuhören, sehen alle Schönen und ebenso alle Ruinen einander ähnlich. Das soll nicht heißen, daß ich mich künftig der Beschreibungen von Ruinen enthalten werde. Ich weiß, daß Sie sich für Geschichte

und Kunst lebhaft interessiren; ich weiß, daß Sie zu dem einsichtsvollen Publikum gehören und nicht zu der rohen Menge. Für diesmal aber will ich Sie auf das bis ins Kleine genaue Porträt, das ich Ihnen von der Maus entworfen habe, verweisen. Stellen Sie sich viel Gebüsch, eingestürzte Decken, zerfallene Fenster und über Alles das vier oder fünf teufelmäßig große, schwarze, zertrümmerte Thürme vor.

Ich ging in diesen Trümmern suchend, stöbernd und betrachtend umher; ich kehrte die zerbrochenen Steine herum in der Hoffnung, irgend eine Inschrift, die mir ein Faktum angäbe, oder ein Bildwerk, das mir eine Zeit bezeichnete, darauf zu finden, als eine Oeffnung, die früher als Thüre gedient hatte, mich in ein Gewölbe führte, in das durch ein Loch ein Sonnenstrahl fiel. Ich trat hinein und befand mich in einer Art niedriger Kammer, die ihr Licht durch Schießscharten erhielt, deren Form und Einfassung andeutete, daß sie dem Spiel der Wurfmaschinen, Falconets und Schlangen gedient hatten. Ich neigte mich durch eine derselben und bog den Büschel Blumen, der jetzt ihren Mund verstopft, auseinander. Die Aussicht aus diesem Fenster ist nicht reizend. Es ist ein enges, dunkles Thal, oder vielmehr ein Spalt im Felsen, der früher durch eine Brücke verbunden war, von der nur noch der Schwiebbogen steht. Von einer Seite stürzt sich ein Erdgefälle, von der andern ein von dem Basaltgrund schwarzes Wasser herab und brechen sich in der Schlucht. Kranke, verkrüppelte Bäume beschatten dort kleine Wiesen, mit trockenem Gras, wie auf dem Kirchhofrasen, bedeckt. Ich weiß nicht, war es Einbildung, oder das Spiel des Schattens und des Windes, aber ich glaubte hie und da in dem hohen Gras leichtgezogene Kreise zu sehen, als wenn geheimnißvolle, nächtliche Reigen sie niedergedrückt hätten. Diese Schlucht ist nicht allein einsam, sie ist finster, als wohnte sie bisweilen scheuß-

lichen Schauspielen bei, als sähe sie in ihrem Dunkel schlechte, übernatürliche Dinge geschehen, und als ob sie selbst bei hellem Tage mitten in der Sonne noch etwas Trauriges, Schreckhaftes an sich hätte. In dem Thal fühlt man deutlicher, als an jedem andern Orte, daß dort die finstern, kalten Stunden der Nacht vorüberziehen; es scheint, daß sie dort auf dem Duft der Kräuter, der Farbe des Bodens und der Form der Felsen, was sie an Düsterem, Unbestimmtem und Trostlosem haben, zurücklassen.

Als ich aus dem niedrigen Erdgeschoß gehen wollte, traf die Spitze eines Grabsteins, die aus dem Schutt ragte, mein Auge. Ich bückte mich rasch. Denken Sie sich meine Eile, da ich dort vielleicht die Erklärung, die ich suchte, die Antwort auf meine Frage an die finstere Ruine, den Namen des Schlosses finden konnte. Mit Hand und Fuß schaffte ich die Trümmer bei Seite, und in wenigen Augenblicken hatte ich ein schönes Denkmal aus dem vierzehnten Jahrhundert in rothem Heilbronner Sandstein bloßgelegt. Auf dieser Platte lag, mehr wie halberhaben gearbeitet, ein Ritter mit allen Waffenstücken, dem aber der Kopf fehlte. Unter den Füßen dieses steinernen Mannes war mit großen lateinischen Buchstaben noch leserlich und leicht zu entziffern folgendes Distichon eingegraben:

VoX tacuit. Periit LuX. NoX ruit et ruit umbra.
Vir caret in tumba quo caret effigies.

Ich war etwas weiter gekommen, als vorher. Das Schloß war ein Räthsel, ich hatte die Auflösung gesucht und sie gefunden. Sie bestand in einer Inschrift ohne Datum, einem Grabstein ohne Namen, einem Menschen ohne Kopf. Sie werden gestehen, daß das eine dunkle Antwort und eine undeutliche Erklärung war.

Von welcher Person sprach das Distichon, dessen Sinn

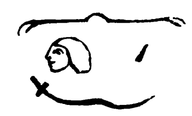
drangen. Es war ein lebhaftes ... , von
aus dem Gelächter und fröhl... ...
wie: ... the mountain ...
... — vernahm ...
... dem Gras ...
... Mäd...

Problemen versperrt und das Unbekannte bedeutet? Ich gestehe, ich konnte in dieser Sache nicht klar werden.

Uebrigens fiel mir ein, daß diese Art, die Gruft und das Gedächtniß eines enthaupteten Menschen gerade dadurch, daß man sie bezeichnet, zu verdecken, allen Völkern und allen Epochen eigen ist. In Venedig ersetzt in der herzoglichen Galerie des großen Rathes ein schwarzer Rahmen das Porträt des 57sten Dogen, und darunter hat die finstere Republik folgendes Memento geschrieben:

LOCUS MARINI FALIERI DECAPITATI.

Wenn der müde Reisende in Egypten nach Biban el Moluk kommt, findet er im Sande unter den eingestürzten Palästen und Tempeln ein geheimnißvolles Grabmal des Rhamses V., und darauf sieht er die Inschrift:



Und dieser Hieroglyph, welcher der Wüste die Geschichte erzählt, bedeutet: Der ohne Kopf ist.

In Egypten aber wie in Venedig, im herzoglichen Palast wie in Biban el Moluk, weiß man, wo man ist, weiß man, daß man mit Marino Faliero und mit Rhamses V. zu thun hat. Hier wußte ich nichts, weder den Namen des Orts, noch den Namen des Menschen. Meine Neugier war im höchsten Grade erregt. Ich gestehe, daß diese so durchaus stumme Ruine mich reizte, ja mich fast ärgerte. Ich erkannte weder einer Ruine, noch einem Grabe das Recht, so lange zu schweigen, zu.

Ich wollte, entzückt das Monument gefunden zu haben, aber verstimmt nicht mehr davon zu wissen, aus dem Erdgeschoß gehen, als tiefe, helle und lustige Stimmen zu mir

drangen. Es war ein lebhaftes rasches Gespräch, von dem ich aus dem Gelächter und fröhlichen Schreien nur einzelne Worte, wie: **Fall of the mountain — Subterranean passage — Very ugly foot-path** — vernahm. Als ich mich einige Augenblicke nachher von dem Gras, auf dem ich saß, erhob, traten drei schlanke junge Mädchen, weiß gekleidet, drei blonde, rosenrothe Köpfchen mit frischem Lächeln und blauen Augen, rasch in das Gewölbe, und blieben, da sie mich bemerkten, plötzlich in dem Sonnenlicht, das den Söller beschien, stehen. Es gibt für einen Träumer, der in einer Ruine auf einem Grabe sitzt, nichts Zauberischeres und Reizenderes, als diese Erscheinung in dieser Beleuchtung. Ein Dichter hätte gewiß das Recht gehabt, darin Engel und Heiligenscheine zu sehen. Ich gestehe, daß ich nur Engländerinnen darin sah.

Ich gestehe sogar zu meiner Schande, daß mir im Augenblick der platte, prosaische Gedanke kam, von diesen Engeln zu profitiren, um den Namen der Burg zu erfahren. So räsonnirte ich rasch in mir, diese Engländerinnen — denn augenscheinlich sind es Engländerinnen, sie sprechen ja Englisch und sind blond — sind allem Anschein nach Besucher, die von irgend einem Vergnügungsort in der Nähe, von Bingen oder Rüdesheim kommen. Es ist klar, daß dies Gemäuer der Zweck ihres Ausflugs ist, und daß sie nothwendig den Namen des Orts, den sie zum Ziel ihres Spazierganges gewählt haben, wissen. Da ich dies einmal überlegt hatte, blieb nichts Anderes übrig, als eine Unterhaltung anzufangen, und ich muß wieder gestehen, daß ich zu dem linkischsten Mittel, das man in einem solchen Fall anwenden kann, meine Zuflucht nahm. Ich öffnete mein Portefeuille, um mir Ansehen zu geben, rief das wenige Englisch, das ich zu wissen glaubte, zu Hülfe und sah durch die Schießscharte in die Schlucht, indem ich, als spräche ich mit mir selbst, irgendwelche bewundernde und lächerliche Aus-

rufungen vor mich hin murmelte: **Beautiful view! — Very fine, very pretty waterfall! etc. etc.** Die jungen Mädchen, die anfangs über das Zusammentreffen mit mir erstaunt und verlegen waren, fingen mit halbunterdrücktem Lächeln leise zu flüstern an. Sie waren reizend in dieser Stellung, aber es ist augenscheinlich, daß sie sich über mich lustig machten. Darum faßte ich einen kühnen Entschluß und ging gerade auf meinen Zweck los, und wiewohl ich das Englische wie ein Irländer ausspreche, wiewohl besonders das **th** für mich eine fürchterliche Klippe ist, ging ich einen Schritt auf die unbewegliche Gruppe zu, und sagte, mich in meiner zierlichsten Stellung an die größte der drei richtend: **Miss, what is, if you please, the name of this castle?** indem ich den Laconismus der Phrase durch die Verbindlichkeit des Compliments verbesserte. Das schöne Kind lächelte; da ich ein lautes Gelächter verdient hatte und darauf gefaßt war, wurde ich durch diese Milde gerührt; dann sah sie ihre beiden Begleiterinnen an, erröthete leicht und sagte in dem besten Französisch von der Welt: Ich glaube, das Schloß heißt Falkenburg. Wenigstens hat ein Ziegenhirt, ein Franzose, der mit unserem Vater im großen Thurm spricht, so gesagt. Wenn Sie dort hingehen wollen, werden Sie ihn finden.

Die Engländerinnen waren Französinnen.

Diese gewandten, ohne den geringsten Accent ausgesprochenen Worte genügten, um es mir zu beweisen, aber das schöne Kind setzte noch hinzu: Wir brauchen nicht Englisch zu sprechen, mein Herr, wir sind Französinnen und Sie ein Franzose.

Aber woran, mein Fräulein, erwiderte ich, haben Sie gesehen, daß ich ein Franzose bin?

An Ihrem Englisch, sagte die Jüngste.

Ihre ältere Schwester sah sie mit einem fast strengen Blick an, wenn je Schönheit, Anmuth, Jugend, Unschuld und

Heiterkeit einen strengen Ausdruck annehmen können. Ich fing an zu lachen.

Aber Sie selbst, meine Fräulein, sprachen ja so eben Englisch?

Zu unserem Vergnügen, sagte die Jüngste.

Zu unserer Uebung, fiel die Aeltere ein.

Diese gewichtige und fast mütterliche Verbesserung war für die Jüngere verloren, die fröhlich auf das Grab zu lief, indem sie der Steine wegen ihr Kleid aufhob und das niedlichste Füßchen von der Welt sehen ließ. — O kommt doch her! rief sie; eine Statue liegt auf der Erde, die keinen Kopf hat. Es ist ein Mann.

Es ist ein Ritter, sagte die Aeltere, die näher gekommen war. Es lag in diesem Wort ein leiser Vorwurf, und der Ton, mit welchem es ausgesprochen wurde, hieß: Ein junges Mädchen, liebe Schwester, darf niemals ein Mann sagen, aber ein Ritter darf sie wohl sagen.

Das ist im Allgemeinen ungefähr die Geschichte der Frauen. Sie weisen die Sachen zurück, aber bekleidet man die Sachen mit Worten, so nehmen sie sie an. Indeß muß man das Wort gut wählen. Sie sind entrüstet über das rohe, böse über das wahre Wort, sie dulden das bezeichnende, nehmen das elegante an, lächeln über die Umschreibung. Sie erfahren erst später — oft nur zu spät — wie viel Wirklichkeit in den Umschreibungen liegt. Die meisten Frauen gleiten auf dem gefährlichen Abhang der süßen Verdolmetschungen aus und viele fallen.

Uebrigens zeigte diese einfache Verschiedenheit — es ist ein Mann — es ist ein Ritter — den Zustand dieser beiden jungen Herzen: das eine schlief noch tief, das andere war erwacht. Die ältere der Schwestern war schon ein Weib, die jüngere noch ein Kind; und doch lagen nur zwei Jahre zwischen ihnen. Die mittlere allein war ein junges Mädchen. Seit ihrem Ein-

tritt in die Gruft war sie oft roth geworden, hatte hie und da gelächelt und nie ein Wort gesprochen.

Inzwischen hatten sie sich alle drei auf das Grab geneigt, und der phantastische Wiederschein des Sonnenlichts zeichnete ihre hübschen Gesichter auf das granitne Gespenst. Eben fragte ich mich nach dem Namen dieses Phantoms, jetzt nach dem Namen der jungen Mädchen, und ich kann nicht sagen, was ich bei dieser Vereinigung zweier Geheimnisse, von denen eines voll Schrecken, das andere voll Anmuth war, empfand.

Da ich ihrem sanften Geflüster zuhörte, erfuhr ich im Vorübergehen einen der drei Namen, den der mittleren. Sie war die schönste, eine wahre Prinzessin aus den Feenmärchen. Ihre langen blonden Wimpern bedeckten den blauen Augapfel, dessen reiner Glanz aber dennoch durchdrang. Sie war zwischen ihrer jüngeren und älteren Schwester wie die Scham zwischen der Naivetät und Anmuth, leicht gefärbt mit einem leisen Anflug von beiden. Sie war die einzige von den dreien, deren Stimme ich nicht hörte, aber sie war auch die einzige, deren Namen ich wußte. Ihre jüngere Schwester sagte sehr leise zu ihr: Sieh doch, Stella! Ich habe nie mehr, als da, alles das Klare, Lichtvolle, Reizende, das in diesem Sternennamen liegt, verstanden.

Die jüngste dachte ganz laut. Armer Mann! (Die Belehrung war umsonst gewesen.) Man hat ihm den Kopf abgeschlagen. Das waren Zeiten, wo man den Männern den Kopf abschlug! — Plötzlich unterbrach sie sich selbst: Ach! da ist eine Grabschrift! sie ist lateinisch — Vox — tacuit — periit — lux ... — das ist schwer zu lesen. Ich möchte wohl wissen, was es heißt.

Wir wollen zum Vater gehen, sagte die älteste, er wird es uns erklären.

Und sie eilten wie drei Hindinnen aus der Krypte.

Sie hatten nicht einmal daran gedacht, sich an mich zu wenden; ich war etwas gedemüthigt, daß mein Englisch ihnen eine so schlechte Meinung von meinem Latein gegeben hatte.

Man hatte früher irgend etwas auf diesem Grabe befestigt, was neben der Inschrift eine gekalkte, glatte Stelle zurückgelassen hatte. Ich nahm ein Bleistift und schrieb folgende Uebersetzung des Distichons auf die weiße Stelle:

Tageshelle ist verglommen,
Und der Stimme Ruf verfliegt.
Was dem Bilde man genommen,
Nahm man dem, der drunter liegt.

Die jungen Mädchen waren kaum zwei Minuten fort, als ich sie: Hieher, Vater! hieher! rufen hörte. Sie kehrten zurück. Ich schrieb eilig die letzten Zeilen und entfernte mich, ehe sie wieder da waren.

Ob sie die Erklärung, die ich ihnen zurückließ, gefunden haben, weiß ich nicht; ich drang in die Umgebungen der Ruine und habe sie nicht wieder gesehen.

Eben so wenig habe ich je wieder etwas von dem geheimnißvollen enthaupteten Ritter gehört. Trauriges Geschick! Welch ein Verbrechen mochte der Unglückliche begangen haben? Die Menschen hatten ihn mit dem Tode bestraft, die Vorsehung hatte noch Vergessenheit hinzugefügt. Dunkel über Dunkel. Sein Kopf ist von der Statue gerissen, sein Name aus der Sage, seine Geschichte aus dem Gedächtniß der Menschen. Selbst sein Grabstein wird ohne Zweifel bald verschwinden. Irgend ein Winzer von Sonneck oder Ruppertsberg wird ihn an einem schönen Tage nehmen, mit dem Fuß das verstümmelte Skelett, das er vielleicht noch entdeckt, fortstoßen, diesen Grabstein entzwei schneiden und das Gesimse einer Wirthshausthür daraus machen. Die Bauern werden sich davor setzen, die alten Frauen werden spinnen und die Kinder lachen

um die namenlose Statue, die einst der Henker köpfte und jetzt der Maurer durchschnitt. In unsern Tagen benutzt man wie in Frankreich, so auch in Deutschland, die Ruinen. Aus den alten Palästen macht man neue Hütten.

Die alten Gesetze und die alten Gesellschaften unterliegen leider fast derselben Umwandlung.

Laßt uns betrachten, studiren, nachdenken und nicht klagen; Gott weiß, was er thut.

Ich frage mich bisweilen nur, warum der Troßbube sich nicht damit begnügen muß, oben zu sein, und warum es immer das Ansehen hat, als wolle er sich an dem begrabenen Kaiser rächen?

Aber ich bin weit von Falkenburg abgekommen, ich kehre dahin zurück. Es war viel für mich zu wissen, daß ich in diesem Nest der Sagen war und bestimmte Dinge von diesen alten Thürmen, die sich noch so stolz und gerade halten, obwohl sie todt sind und ihre Eingeweide ins Gras hängen lassen, erzählen konnte. Ich war also in dem berühmten Schloß, dessen Abenteuer ich Ihnen vielleicht erzählen werde, wenn Sie sie nicht kennen. Guntram und Liba kamen mir besonders ins Gedächtniß. Hier begegnete Guntram den beiden Männern, die einen Sarg trugen. Auf dieser Treppe warf sich Liba in seine Arme und sagte lächelnd: Du hast einen Sarg gesehen? Nein, mein Lieber, es ist das Hochzeitsbett. Neben diesem Kamin, der ohne Seitenwände und Decke noch in der Mauer sitzt, war das Bett, das man brachte und das sie ihm zeigte. In diesem Hof, der heute voll blühenden Schierlings ist, sah Guntram, als er seine Braut zum Altar führte, einen, ihm allein sichtbaren, schwarzen Ritter und eine verschleierte Dame vor sich hergehen. In dieser eingestürzten romanischen Kapelle, in der die lebendigen Eidechsen auf den in Stein gehauenen umherlaufen, fühlte er in dem Augenblicke, als er den gesegneten

Ring von dem niedlichen rosenrothen Finger seiner Braut zog, plötzlich eine kalte Hand in der seinen — die Hand der Schloßjungfrau des Waldes, die sich des Nachts das Haar kämmte und neben dem offenen, leeren Grabe sang. — In diesem Erdgeschoß starb er, und starb Liba, weil sie ihn sterben sah.

Die Ruinen machen die Erzählungen lebendig und die Erzählungen die Ruinen.

Ich brachte, unter undurchdringlichem Gebüsch sitzend und meinen Gedanken freien Lauf lassend, mehrere Stunden in den Trümmern zu. Spiritus loci. Mein nächster Brief soll sie Ihnen vielleicht bringen.

Indessen war ich auch hungrig geworden, und um drei Uhr konnte ich mit Hülfe des französischen Ziegenhirten, von dem mir die schönen Reisenden gesprochen haben, und den ich glücklicherweise traf, ein Dorf am Rhein, Trecktlingshausen, glaube ich, das alte Trajani castrum, gewinnen.

Als Wirthshaus war nur eine Bierkneipe und als Diner nur eine sehr harte Hammelskeule da, von der mich ein Student, der vor der Thüre seine Pfeife rauchte, abspenstig machen wollte, indem er sagte, ein hungriger Engländer, der eine Stunde vor mir gekommen sei, hätte nicht damit fertig werden können und sie stehen lassen. Ich antwortete darauf nicht wie der Marschall von Crequi vor der genuesischen Festung Gavi: was Rothbart nicht hat nehmen können, wird Graubart nehmen; aber ich aß die Hammelskeule.

Als die Sonne niedriger stand, setzte ich meinen Weg fort.

Die Gegend war schön und ernst. Ich hatte die Kapelle von Sankt Clemens hinter mir gelassen und zu meiner Linken das rechte Rheinufer mit Weinbergen und Schiefern. Die letzten Sonnenstrahlen rötheten von fern die berühmten Hügel von Asmannshausen, an deren Fuß die Nebel oder vielleicht der Rauch mir Aulhausen, die Stadt der Töpfer, zeigten. Ober-

halb des Weges, den ich verfolgte, erhoben sich über meinem Haupte terrassenförmig übereinander drei Burgen, der Reichenstein und der Rheinstein, die Rudolph von Habsburg zerstörte und der Pfalzgraf wieder aufbaute, und der Vogtsberg, in dem Cuno von Falkenstein 1348 wohnte, und den jetzt Prinz Friedrich von Preußen wieder hergestellt hat. Der Vogtsberg hat eine große Rolle in den Kriegen des Faustrechts gespielt. Der Erzbischof von Mainz verpfändete ihn einst dem deutschen Kaiser für 40,000 Livres. Dabei fällt mir ein, daß, als Thibaut, Graf von Champagne, der Königin von Cypern seine Schulden nicht zahlen konnte, er an seinen sehr lieben Herrn Ludwig, König von Frankreich, die Grafschaften Chartres, Blois und Sancerre und die Vicomté Châteaudun verkaufte, wofür er ebenfalls 40,000 Livres erhielt. Jetzt bezahlt ein Huissier, der sich zurückgezogen hat, 40,000 Livres für sein Landhaus in Bagatelle oder Pantin.

Uebrigens gab ich kaum auf die Gegend und diese Erinnerungen Acht. Seit der Tag sich neigte, hatte ich nur Einen Gedanken. Ich wußte, daß ich, ehe ich nach Bingen kam, etwas diesseits des Einflusses der Nahe, einem sonderbaren Gebäude, einem finstern Thurm im Schilf, mitten im Fluß, zwischen den beiden Bergen begegnen würde. Ich meine den Mäusethurm.

Als ich ein Kind war, hing über meinem Bett ein kleines Bild in schwarzem Rahmen, das irgend eine deutsche Magd dort aufgehängt hatte. Es stellte einen alten zerfallenen Thurm vor, von tiefem, schwarzem Wasser, das ihn mit Nebel, und von Bergen, die ihn mit Schatten bedeckten, umgeben. Der Himmel war bleich und voll häßlicher Wolken. Wenn ich Abends gebetet hatte, sah ich immer, ehe ich einschlief, das Bild an. Nachts kam es in meinen Träumen schrecklich wieder vor. Der Thurm wurde größer, das Wasser brauste, ein Blitz fiel aus den Wolken, der Wind pfiff in den Bergen und schien hie und

da zu schreien. Eines Tages fragte ich die Magd, wie der Thurm hieß. Sie bekreuzte sich und antwortete: Der Mäusethurm.

Und dann erzählte sie mir eine Geschichte. Früher war in Mainz, woher sie war, ein böser Erzbischof, Namens Hatto, gewesen, der zugleich auch Abt von Fulda war, ein geiziger Pfaff, sagte sie, der seine Hand mehr zum Segnen als zum Geben öffnete. Der kaufte in einem schlechten Jahre das Getreide, um es sehr theuer wieder an das Volk zu verkaufen, denn der Pfaff wollte reich werden. Die Noth wurde so groß, daß die Bauern in den Dörfern am Rhein förmlich verhungerten. Das Volk versammelte sich dann, weinend und um Brod bittend, um sein Schloß in Mainz, und der Erzbischof schlug es ab. Von jetzt wird die Geschichte schrecklich. Das verhungernde Volk zerstreute sich nicht, sondern umgab heulend den Palast des Erzbischofs. Hatto ließ ärgerlich darüber die Leute von seinen Trabanten umzingeln, die Männer und Weiber, Greise und Kinder ergreifen und die Menge in eine Scheune treiben, an die sie Feuer legten. Das war, fügte die gute Alte hinzu, ein Schauspiel, über das die Steine geweint hätten. Hatto lachte nur darüber, und da die Unglücklichen, in den Flammen umkommend, jämmerlich schrieen, sagte er: Hört ihr die Ratzen pfeifen? Am folgenden Morgen lag die unglückliche Scheune in Asche; es war kein Volk mehr in Mainz; die Stadt schien todt und verlassen, als plötzlich eine Menge Ratzen, in der verbrannten Scheune wie die Läuse in den Geschwüren des Ahasverus entstehend, aus der Erde kriechend, aus dem Pflaster dringend, aus allen Mauerspalten an das Licht kommend, unter dem Fuß, der sie zertrat, wieder lebendig werdend, sich unter den Steinen und Balken vermehrend, die Straßen, die Festung, den Palast, die Keller, Zimmer und Alkoven überschwemmten. Es war eine Geißel, eine

Plage, ein fürchterliches Gewimmel. Hatto verließ Mainz voller Angst und floh in die Ebene, die Ratzen folgten ihm, er eilte sich in Bingen, das hohe Mauern hatte, einzuschließen, die Ratzen stiegen über die Mauern und drangen in Bingen ein. Da ließ der Erzbischof mitten im Rhein einen Thurm bauen und floh auf einem Kahn, um den zehn Trabanten das Wasser peitschten, hinein; die Ratzen gingen ins Wasser, schwammen über den Rhein, kletterten an dem Thurm hinauf, zernagten die Thore, das Dach, die Fenster, die Wände und die Decken, und verschlangen, als sie endlich an den Keller kamen, in dem der elende Erzbischof sich versteckt hatte, ihn lebendig. Jetzt liegt der Fluch des Himmels und der Abscheu der Menschen auf dem Thurm, welcher der Mäusethurm heißt. Er ist öde, zerfällt mitten im Fluß in Trümmer, und des Nachts sieht man ihn bisweilen einen sonderbaren, röthlichen Dunst ausströmen, welcher dem Rauch eines Ofens ähnlich sieht; das ist Hatto's Seele, die wieder kommt.

Gaben Sie wohl mal Acht darauf? Die Geschichte ist bisweilen unmoralisch, die Geschichtchen sind immer honnet, moralisch und tugendhaft. In der Geschichte geht es dem Mächtigen oft gut, die Tyrannen haben Glück, die Henker befinden sich wohl, die Ungeheuer werden stark, die Sullas verwandeln sich in gute Bürger, Ludwig XI. und Cromwell starben in ihrem Bett. In den Geschichtchen kann man immer die Hölle sehen. Kein Frevel, der nicht seine Züchtigung, bisweilen selbst eine sehr strenge, hat; kein Verbrechen, das nicht seine Strafe, bisweilen eine schreckliche, hat; kein Böser, der nicht unglücklich, bisweilen beklagenswerth wird. Das kommt daher, weil die Geschichte sich im Unendlichen, die Geschichtchen im Endlichen bewegen. Der Mensch, der die Geschichtchen macht, fühlt sich nicht berechtigt, die Thaten hinzustellen und die Folgen freizugeben; denn er tappt im Dunkel umher, er ist über Nichts sicher, er

muß Alles mit einer Unterweisung, einem Rath, einer Lehre schließen, und würde er es nicht wagen, Ereignisse, ohne eine unmittelbare Folge zu erfinden. Gott, der die Geschichte macht, zeigt was er will, und weiß das Uebrige.

Mäusethurm ist ein bequemes Wort. Man sieht darin, was man zu sehen wünscht. Es gibt Geister, die sich für positiv halten, und die nur dürr sind, die die Poesie aus Allem jagen und immer bereit sind zu ihr, wie jener positive Mann zur Nachtigall, zu sagen: Willst du still sein, dummes Thier? Diese positiven Geister versichern, Mäusethurm käme von Mauth, was Zoll heißt, her. Sie behaupten, daß im zehnten Jahrhundert, ehe das Bett des Flusses erweitert wurde, das Fahrwasser auf dem Rhein nur auf der linken Seite offen war, und daß die Stadt Bingen durch diesen Thurm ihren Zoll von den Schiffen erhob. Sie stützen sich darauf, daß in Straßburg noch zwei gleiche Thürme sind, die dazu dienen, einen Zoll von den Vorüberfahrenden zu erheben, und die ebenfalls Mäusethürme heißen. Diesen ernsten, für die Sagen unzugänglichen Denkern ist der Thurm ein Zollhaus und Hatto ein Zollbeamter.

Für die guten Frauen, unter die ich mich gern zähle, kommt Mäusethurm von Mäuse, dies angebliche Zollhaus ist der Thurm der Ratzen und der Zollbeamte ein Gespenst.

Am Ende lassen sich aber die beiden Meinungen vereinigen. Es ist nicht durchaus unmöglich, daß im sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert, nach Luther und Erasmus, dreiste, ungläubige Bürgermeister den Thurm des Hatto nutzbar gemacht und für den Augenblick irgend eine Steuer, irgend einen Zoll in dieser schwerzugänglichen Ruine eingerichtet haben. Warum nicht? Rom hat aus dem Tempel des Antonius sein Zollhaus, die dogana gemacht. Was Rom der Geschichte that, kann Bingen der Sache gethan haben.

Auf diese Weise hätte die Mauth Recht und die Mäuse nicht Unrecht.

Wie dem auch sei, seit eine alte Magd mir die Geschichte von Hatto erzählt hatte, war der Mäusethurm eine mir immer gegenwärtige Erscheinung. Sie wissen, es gibt keinen Menschen, der nicht seine Traumbilder hat, wie es keinen Menschen gibt, der nicht seine Hirngespinste hat. Nachts gehören wir den Träumen an; bald ist es ein Strahl, der sie durchzückt, bald eine Flamme; und je nachdem der Schein ihn färbt, ist derselbe Traum eine himmlische Glorie oder eine höllische Erscheinung.

Ich muß gestehen, daß mir der Mäusethurm in seiner Wasserfläche immer schrecklich erschienen ist.

Soll ich Ihnen auch gestehen, daß, als der Zufall, der mich einigermaßen umhertreibt, mich an den Rhein führte, mein erster Gedanke nicht der war, daß ich den Mainzer oder Kölner Dom oder die Pfalz sehen, sondern daß ich den Mäusethurm besuchen würde?

Denken Sie also, was in mir, dem armen gläubigen Poeten und leidenschaftlichen armen Antiquar, vorging. Die Dämmerung folgte langsam auf den Tag, die Hügel wurden braun, die Bäume schwarz, einige Sterne glänzten, der Rhein brauste im Dunkeln, Niemand ging über den weißen, deutlich sichtbaren Weg, der sich für mein Auge, je dunkler die Nacht wurde, verkürzte und so zu sagen wenige Schritte vor mir in einen Dampf verlor. Ich ging langsam, das Auge auf die Finsterniß geheftet; ich fühlte, daß ich mich dem Mäusethurm näherte, und daß in wenig Augenblicken dies fürchterliche Gemäuer, das bis auf den Tag für mich nur ein Spiel der Einbildung gewesen war, eine Wirklichkeit werden würde.

Ein chinesisches Sprüchwort sagt: Spannt man den Bogen zu stark, so fliegt der Pfeil schief. Dem Gedanken geht es ebenso.

Nach und nach drang der Dunst, den man Träumerei nennt, in meinen Geist. Das unbestimmte Rauschen der Blätter murmelte kaum in den Bergen; das klare, schwache, angenehme Gehämmer einer fernen, nicht sichtbaren Schmiede drang bis zu mir, ich vergaß unwillkürlich den Mäusethurm, die Mäuse und den Erzbischof; ich lauschte, während ich ging, auf dies Gehämmer, das einer der Töne am Abend ist, die am meisten unbeschreibliche Gefühle in mir wecken; ich hörte es nicht mehr und nach Verlauf einer Viertelstunde hatte ich, fast ohne es zu wollen, folgende Verse gemacht:

Es schmiedet Amor, und bei dem Gefunkel
Des Feuers wachen alle Vögel auf.
Die Stunde war's, wo leis sich senkt das Dunkel,
Wo auf den Bergen Venus, die Karfunkel
Des Himmels, strahlend anfängt ihren Lauf.

Die Amsel pfiff, die Wachtel hört' man schlagen:
Was schmiedet er so spät denn hier im Thal?
Und ein Rothkehlchen rief: Ich kann's euch sagen,
Ich weiß es, was noch seine Hämmer schlagen;
Ein Blick von Stella ist es, den er stahl.

Da huben schnell die Vögel an zu necken
Und riefen: Amor, Amor, halt' doch ein!
Du kannst doch nie dein böses Gift verstecken
In diesem Liebesblick, zu deinen Zwecken
Ist er, du Schlimmer, viel zu sanft und rein.

Doch der, mit Hammer rastend und mit Feile,
Rief: Kleine Vögel, schlaft nur wieder ein
Und brütet euer Nest in guter Weile,
Die reinsten Blicke müssen meine Pfeile,
Die sanftesten — die schlimmsten Pfeile sein!

Als ich dies beendigt hatte, bog der Weg sich und ich stand plötzlich still. Zu meinen Füßen lag der Rhein, mit einem rauhen, wilden Gebrause zwischen dem Gestrüpp fort-

eilend, als wenn er aus einer Schlinge entschlüpfte; rechts und links Berge oder vielmehr große, dunkle Massen, deren Gipfel sich in dem Gewölk eines düstern, hie und da gestirnten Himmels verloren; im Hintergrunde ein ungeheurer Vorhang von Schatten als Horizont; in der Ferne mitten im Fluß, aufrecht in einem flachen, glatten, todten Wasser, ein großer schwarzer Thurm von gräßlichem Aeußern, aus dessen Giebel in sonderbaren Schwingungen ein röthlicher Nebel stieg. Diese Helle, die dem Wiederschein eines feurigen Ofenloches oder dem Dampf einer Schmiede glich, warf einen bleichen, blassen Schein auf die Berge, ließ auf dem rechten Ufer auf der Hälfte der Berge eine finstere Ruine, die der Larve eines Gebäudes glich und bis zu mir in der phantastischen Spiegelung des Wassers wiederstrahlte, hervortreten.

Stellen Sie sich, wenn Sie können, diese düstere von Helle und Finsterniß gezeichnete Landschaft vor.

Uebrigens war kein menschlicher Ton, kein Vogelschrei in dieser Oede; ein emsiges, dumpfes Schweigen, das nur durch die scharfe, eintönige Klage des Rheins unterbrochen wurde.

Vor meinen Augen lag der Mäusethurm.

Ich hatte ihn mir nicht schrecklicher ausgemalt. Alles war da: die Nacht, die Wolken, die Berge, das flüsternde Schilf, das Geräusch des Flusses voll heimlichen Schauers, als wenn man unter dem Wasser versteckte Hydern pfeifen hörte, traurige, schwache Windstöße, Dunkel, Verlassenheit, Einsamkeit, selbst der Dampf des Ofens auf dem Thurm. Selbst die Seele Hatto's!

Ich behielt also meinen Traum und er blieb Traum.

Da fiel mir das Natürlichste von der Welt ein, das aber in dem Augenblicke den Eindruck eines Zaubers auf mich machte: ich wollte auf der Stelle, in dieser Stunde, ohne den morgenden Tag abzuwarten, an dies Gebäude hinanfahren. Die Erscheinung lag vor meinen Augen, die Nacht war tief, das

bleiche Gespenst des Erzbischofs stand auf dem Rhein; dies war der rechte Moment, den Mäusethurm zu besuchen.

Aber wie es anfangen? wo ein Boot finden? zu dieser Stunde? an diesem Orte? Ueber den Rhein schwimmen, hieße die Liebe zu den Gespenstern etwas weit treiben. Wäre ich übrigens auch großer Schwimmer und großer Narr genug dazu gewesen, so ist gerade da, wenige Klafter von dem Mäusethurm, einer der gefürchtetsten Schlünde, das Bingerloch, welches früher schwere Schiffe verschlang, wie ein Haifisch Häringe verschlingt, und für das ich nicht einmal ein Gründling gewesen wäre. Ich war sehr in Verlegenheit.

Während ich so ging, um der Ruine näher zu kommen, fiel mir ein, daß die Schwingungen der Silberglocke und die Erscheinungen des Thurms zu Welmich die Reben und Rahmen nicht hinderten, seinen Hügel zu umgeben und seine Trümmer zu erklettern, und ich schloß daraus, daß ich, da die Nähe eines Schlundes den Fluß sehr fischreich macht, wahrscheinlich am Ufer in der Nähe des Thurms die Hütte irgend eines Salmfischers finden würde. Wenn die Winzer dem Falkenstein und seiner Maus trotzen, können auch die Fischer Hatto und seine Ratzen nicht achten.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Indeß ging ich lange, ohne irgend etwas zu begegnen. Ich kam an den der Ruine nächsten Punkt am Ufer, ich ging darüber hinaus, ich kam fast bis an den Einfluß der Nahe, und ich fing an, meine Hoffnung auf einen Schiffer aufzugeben, als ich, bis an die Weiden des Ufers hinuntersteigend, eines der großen Spinnennetze traf, von denen ich Ihnen sprach. Wenige Schritte von dem Netz war ein Kahn angebunden, in dem ein in einen Mantel eingehüllter Mann schlief. Ich trat in den Kahn, weckte den Mann, zeigte ihm den Thurm, er verstand mich nicht, ich zeigte ihm einen der großen sächsischen Thaler, die 2 fl. 42 kr., d. h. sechs

Franken werth sind, er verstand mich, und einige Augenblicke nachher schwammen wir, ohne ein Wort gesprochen zu haben, als wären wir selbst zwei Gespenster gewesen, auf den Thurm zu.

Als wir mitten im Fluß waren, schien mir der Thurm, statt größer, kleiner zu werden; vor der Größe des Rheins schrumpfte er zusammen; das dauerte nicht lange. Da ich das Boot an einem höher als der Mäusethurm gelegenen Punkt genommen hatte, so fuhren wir rheinabwärts und kamen reißend vorwärts.

Ich hatte die Augen auf den Thurm gerichtet, auf dessen Gipfel fortwährend die unbestimmte Helle erschien, die ich jetzt deutlich bei jedem Ruderschlag auf eine, ich weiß nicht warum, mir schreckliche Weise größer werden sah. Plötzlich fühlte ich den Kahn sich stark unter mir senken, als wenn das Wasser sich böge; der Stoß warf mir meinen Stock vor die Füße, ich sah meinen Gefährten an, der mich wieder mit einem Lächeln ansah, das in der düstern, übernatürlichen Beleuchtung des Mäusethurms etwas Fürchterliches hatte, und mir sagte: Bingerloch. Wir waren in dem Wirbel.

Der Kahn wandte sich; der Mann stand auf, nahm eine Hakenstange mit der einen, ein Seil mit der andern Hand, stieß den Haken ins Wasser, indem er sich mit ganzem Gewicht darauf stützte und ging auf dem Rand des Schiffes. Während er ging, berührte der Boden des Kahns mit dumpfem Geräusch die Spitze der unter dem Wasser versteckten Felsen.

Dies zierliche Manöver ging einfach, mit wunderbarem Geschick und großer Kaltblütigkeit, ohne daß der Mann ein Wort dabei sprach, vor sich.

Plötzlich zog er seinen Haken aus dem Wasser und hielt ihn horizontal fest, indem er eines der Enden des Seils aus dem Boot warf. Der Nachen stand plötzlich still. Wir landeten.

Ich erhob meine Augen. Auf halbe Pistolenschußweite er-

hob sich auf einer kleinen Insel, die man vom Ufer aus nicht bemerkt, düster, gewaltig, schrecklich, mit zackigem Gipfel, weit und tief an seinem Grunde zerfressen, als ob die erschrecklichen Ratzen der Sage ihn bis auf die Steine gefressen hätten, der Mäusethurm.

Der helle Schein war kein heller Schein mehr; es war ein stechendes, wildes Geflacker, das von Zeit zu Zeit lange Strahlen bis auf die Berge warf und aus den Löchern und unförmlichen Fenstern des Thurms wie aus den Löchern einer gigantischen Blendlaterne drang.

Ich glaubte in dem unheilvollen Gebäude ein sonderbares, scharfes und anhaltendes Geräusch, das einem Knirschen glich, zu vernehmen.

Ich setzte den Fuß ans Land, machte dem Schiffer ein Zeichen, auf mich zu warten, und näherte mich dem Gebäude.

Endlich war ich da! — Es war Hatto's Thurm, war der Mäusethurm! er lag vor meinen Augen, wenige Schritte vor mir, und ich sollte hineintreten! — In einen bezauberten Ort treten, auf ihm gehen, seine Steine berühren, seine Gräser abrupfen, die Füße von seinem Wasser bespülen lassen, das ist gewiß ein ungewöhnliches Gefühl!

Die Vorderseite, auf die ich zuging, hatte ein kleines Dachfenster und vier ungleiche, beleuchtete Fenster, zwei im ersten, zwei im zweiten und eines im dritten Stock. In Mannshöhe stand unter den beiden niedern Fenstern eine niedrige, breite Thüre, die durch eine dicke hölzerne Treppe von drei Stufen mit dem Boden verbunden war, ganz offen. Diese Thüre, die noch mehr Helle als die Fenster verbreitete, war mit einem roh zusammengefügten Flügel aus Eichenholz versehen, den der Flußwind leise in seinen Angeln knarren machte. Da ich in der Richtung dieser Thüre wegen der Steine, die unter dem Gestrüpp lagen, ziemlich langsam ging, lief eine

unbestimmte, runde, schwarze Masse bei mir, fast unter meinen Füßen vorbei, und es war mir, als sähe ich eine große Ratze ins Schilf fliehen.

Ich hörte noch immer das Knirschen, ging deßhalb aber doch weiter und war in wenigen Schritten vor der Thüre.

Diese Thüre, die der Baumeister des bösen Bischofs einige Schritte oberhalb des Bodens angebracht hatte, vermuthlich, um durch diese Erhöhung den Ratzen den Zugang zu erschweren, war früher der Eingang des Erdgeschoßes gewesen. Jetzt war in dem Thurm weder Erd- noch zweites Geschoß.

Da alle Stockwerke über einander gefallen und die Decken eingestürzt sind, so ist aus dem Mäusethurm ein von vier hohen Mauern eingeschlossener Saal geworden, der zum Boden die Trümmer und zur Decke die Wolken des Himmels hat.

Inzwischen hatte ich einen Blick in das Innere dieses Saals, aus dem ein so sonderbares Knirschen und so außerordentliches Flackern drang, gewagt. Was sah ich!

In einem Winkel der Thüre gegenüber waren zwei Männer, die mir den Rücken zukehrten. Sie neigten sich, der eine zusammengekauert, der andere niedergebeugt, auf einen eisernen Schraubstock, den man mit etwas Phantasie sehr leicht für ein Folterinstrument hätte halten können. Sie hatten nackte Füße und Arme, waren mit Lumpen bekleidet, hatten eine lederne Schürze vor und eine Jacke mit einer Kapuze an. Der eine war alt, ich sah seine grauen Haare; der andere jung, ich sah seine blonden Haare, die durch den purpurnen Reflex eines im entgegengesetzten Winkel des Thurms brennenden Ofens roth aussahen. Der Alte hatte seine Kapuze auf der rechten Seite, wie die Guelfen, der Junge auf der linken, wie die Ghibellinen. Uebrigens waren es weder Ghibellinen noch Guelfen; es waren auch weder zwei Henker, noch zwei Dämonen, noch zwei Gespenster; es waren zwei Schmiede. Der Ofen, in dem

eine lange Eisenstange roth glühte, war ihre Esse. Die Helle, welche so sonderbar in der düstern Landschaft die durch die Hölle in eine Flamme verwandelte Seele Hatto's vorstellte, war das Feuer und der Rauch dieser Esse. Das Knirschen war das Geräusch einer Feile. Neben der Thüre standen bei einem Zuber mit Wasser zwei lange Hämmer an einem Amboß; es war der Amboß, den ich etwa vor einer Stunde hörte, und der mich zu den obigen Versen veranlaßt hatte.

So ist der Mäusethurm jetzt also eine Schmiede. Warum soll er denn nicht früher auch ein Zollhaus gewesen sein? Sie sehen, mein Freund, daß die Mauth vielleicht nicht gerade Unrecht hat.

Es gibt nichts Zerstörteres und Zerrisseneres, als das Innere dieses Thurms. Die Mauern, woran prächtige bischöfliche Stickereien hingen, in denen, erzählen die Sagen, die Ratzen überall den Namen Hatto's wegfraßen, diese Mauern sind jetzt nackt, runzlig, vom Regen ausgespült, draußen von den Flußnebeln grün, inwendig schwarz von dem Rauch der Schmiede.

Die beiden Schmiede waren übrigens die besten Leute von der Welt. Ich stieg die Treppe hinauf und trat in das Gebäude. Sie zeigten mir neben ihrem Herd die enge, hohle Thüre eines kleinen Thurms ohne Fenster, der heute unzugänglich ist, und in den, wie sie sagten, der Erzbischof sich anfangs flüchtete. Dann liehen sie mir eine Laterne, und ich konnte die kleine Insel besehen. Es ist eine lange schmale Erdzunge, auf der überall mitten unter Rohr und Schilf die euphorba officinalis wächst. Bei jedem Schritt auf der Insel stößt der Fuß auf Erhöhungen oder versinkt in unterirdischen Gängen. Die Maulwürfe sind an die Stelle der Ratzen getreten.

Der Rhein hat die östliche Spitze der Insel bloßgelegt, die jetzt wie ein Schiffsschnabel gegen seinen Andrang kämpft. Dort

ist weder Erde, noch Vegetation, sondern ein Felsen von rothem Marmor, der beim Schein der Laterne blutrothe Adern zu haben schien.

Auf diesen Marmor ist der Thurm erbaut.

Der Mäusethurm ist viereckig. Das Thürmchen, dessen Inneres mir die Schmiede gezeigt hatten, macht auf der Seite, die nach Bingen sieht, eine pittoreske Ausbiegung. Der pentagonale Schnitt dieses langen, schlanken Thurmes und die schlecht angebrachten Mauerkränze, auf denen er sich stützt, zeigen eine Bauweise aus dem elften Jahrhundert an. Unter diesem Thürmchen scheinen die Ratzen die Basis des Ganzen tief zernagt zu haben. Dadurch haben die Fenster so die Form verloren, daß es unmöglich ist, daraus auf irgend eine Zeit zu schließen. Die Zierrath, die hie und da zerbrochen ist, zeichnet auf den äußern Wänden einen häßlichen Aussatz ab. Unförmliche Steine, die zu den Zinnen oder Mauerkränzen gehört haben, bilden auf dem Gipfel des Gebäudes Zähne oder Knochen, die in die Mauer gefügt sind.

Ueber dem Thürmchen weht an einem langen Maste ein trauriger, schwarz und weißer Lumpen, der sich im Winde zerreißt. Ich fand anfangs, ich weiß nicht, welche Uebereinstimmung zwischen dieser Trauerruine und dieser Trauerfahne. Es ist indeß ganz einfach die preußische Fahne.

Mir fiel ein, daß die Länder des Großherzogs von Hessen allerdings in Bingen aufhören. Rheinpreußen fängt dort an.

Das, was ich Ihnen von der preußischen Fahne gesagt habe, bitte ich Sie, nicht übel zu nehmen. Ich rede von dem Eindruck, den sie auf mich gemacht hat, von weiter Nichts. Alle Fahnen sind ruhmvoll. Wer Napoleons Fahnen liebt, wird nie die Friedrichs verhöhnen.

Nachdem ich Alles gesehen und einen Euphorbazweig abgepflückt hatte, verließ ich den Mäusethurm. Mein Schiffer

war wieder eingeschlafen. Als er sein Ruder nahm und der Nachen sich von der Insel entfernte, hatten sich die beiden Schmiede wieder an den Amboß gestellt, und ich hörte das rothe Eisen in dem Wasserzuber, in den sie es steckten, zischen.

Was soll ich Ihnen weiter sagen? daß ich eine halbe Stunde nachher in Bingen war, daß ich großen Hunger hatte, und nach meinem Abendessen, obwohl es sehr spät und ich sehr müde war und die guten Bürger schon schliefen, mit einem zu rechter Zeit ausgegebenen Thaler auf die Klopp, ein altes Schloß, das Bingen beherrscht, gestiegen bin.

Dort hatte ich ein Schauspiel, das würdig war, diesen Tag zu schließen, an dem ich so viel Sachen gesehen und so viel Gedanken verfolgt hatte.

Die Nacht war am ruhigsten und tiefsten. Unter mir lag ein Haufen schwarzer Häuser wie ein dunkler See da. In der ganzen Stadt waren nur noch sieben Fenster hell. Durch einen sonderbaren Zufall stellten diese sieben Fenster, die sieben rothen Sternen glichen, vollkommen genau den großen Bären dar, der in dem Augenblicke selbst weiß und rein am Himmelsgrunde funkelte, so daß das prächtige Sternbild, das Millionen von Meilen über unsern Häuptern glühte, sich zu meinen Füßen in einem schwarzen Spiegel abzuspiegeln schien.

Einundzwanzigster Brief.

Sage vom schönen Pecopin und der schönen Boldur.

Bingen, August.

Ich habe Ihnen eine der berühmten Sagen der Falkenburg, vielleicht selbst die schönste, die düstere Geschichte von Guntram und Liba versprochen. Aber ich habe darüber nachgedacht. Wozu soll ich Ihnen Geschichten erzählen, welche die erste beste Sammlung Ihnen erzählen kann, und zwar besser als ich? Da Sie durchaus Geschichten für Ihre kleinen Kinder wollen, so ist hier eine, mein Freund. Das ist wenigstens eine Sage, die Sie in keinem Sagenbuch finden werden. Ich schicke sie Ihnen so, wie ich sie unter den Mauern des eingestürzten Schlosses, den phantastischen Sonnwald vor mir, wie es mir scheint nach den Einflüsterungen der Bäume, Vögel und des Windes der Ruinen geschrieben habe. Ich hatte mit einem alten französischen Soldaten, der Ziegenhirt in den Bergen und dort fast wild und zum Zauberer geworden ist, gesprochen; ein sonderbares Schicksal für einen Tambourmajor des siebenunddreißigsten Regiments. Der brave Mann, ein altes Soldatenkind der voltairianischen Revolutionstruppen, scheint mir jetzt an die Feen und Gnomen zu glauben, wie er früher an den Kaiser geglaubt hat. Die Einsamkeit wirkt immer so auf den Verstand; sie enthüllt die Poesie, die immer im Menschen liegt; jeder Hirt ist ein Träumer.

Ich habe dies Mährchen also am Orte selbst geschrieben, in dem Graben versteckt und auf einem Block sitzend, der einst ein Felsen war, der im zwölften Jahrhundert ein Thurm gewesen und jetzt wieder ein Felsen geworden ist, von Zeit zu

Zeit eine wilde Blume, eine der Winden, die so gut riechen und so bald sterben, pflückend, um ihre Seele einzuathmen, und abwechselnd das grüne Gras und den klaren Himmel ansehend, während große goldene Wolken sich an den düstern Ruinen der Falkenburg zerrissen.

Nach diesen Worten ist hier meine Geschichte.

Sage.

Der schöne Pecopin liebte die schöne Boldur und die schöne Boldur liebte den schönen Pecopin. Pecopin war der Sohn des Burggrafen von Sonneck und Boldur die Tochter des Herrn von Falkenburg. Der Eine hatte den Wald, der andere den Berg. Was war nun einfacher, als Berg und Wald zu verheirathen! Die beiden Väter waren einverstanden und man verlobte Boldur mit Pecopin.

Es war ein Apriltag, die Flieder und Weißdornen öffneten ihre Blüthenkelche im Walde der Sonne, tausend kleine reizende Wasserfälle, der zu Bächen gewordene Schnee und Regen, der Schreck des Winters, der zu dem Reiz des Frühlings geworden war, sprangen fröhlich vom Gebirge, und die Liebe, dieser April des Menschen, sang, strahlte und schwelgte am Hofe der beiden Verlobten.

Pecopins Vater, ein alter, tapferer Ritter und die Ehre des Nahegaus, starb einige Zeit nach dem Verlöbniß, indem er seinen Sohn segnete und ihm Boldur auf die Seele band. Pecopin weinte, dann wandten seine Augen sich allmählig wieder von dem Grabe, in dem sein Vater verschwunden war, zu dem sanften, hellen Antlitz seiner Braut, und er tröstete sich. Denkt der Mond, wenn er aufgeht, an die untergegangene Sonne?

Pecopin hatte alle Eigenschaften eines Edelmannes, eines jungen Mannes und eines Mannes. Boldur war eine Königin in der Burg, eine heilige Jungfrau in der Kirche, eine Nymphe im Walde, eine Fee in der Arbeit.

Pecopin war ein großer Jäger und Boldur eine schöne Spinnerin. Spinnrocken und Jagdtasche sind nicht unverträglich. Die Spinnerin spinnt, während der Jäger jagt. Er ist abwesend, die Kunkel tröstet und unterhält. Die Meute bellt, das Rad schnurrt. Die ferne Meute, die man kaum hört, sagt vereint mit dem Horn in den Berghalden sich verlierend, in leisen Klängen: Denke an deinen Geliebten. Das Rad, das die schöne Träumerin zwingt, die Augen zu senken, sagt unaufhörlich ganz laut mit seiner feinen und strengen Stimme: Denke an deinen Gemahl. Und wenn Geliebter und Gemahl nur einer und derselbe sind, so geht Alles gut.

Verheirathet also die Spinnerin mit dem Jäger und seid ohne Sorgen.

Indessen, muß ich Ihnen sagen, Pecopin liebte die Jagd allzusehr. Wenn er zu Roß saß und den Falken auf der Faust hatte, oder wenn er den Schweißhund mit den Augen verfolgte und das rauhe Gebell seiner krummbeinigen Bracken hörte, so jagte er fort, flog und vergaß Alles. Nun muß man in jedem Ding Maß halten. Das Glück besteht in Mäßigung. Haltet eure Neigungen in Gleichgewicht und eure Lüste im Zaum. Wer Pferde und Hunde allzusehr liebt, thut Unrecht gegen die Frauen, wer die Frauen zu sehr liebt, thut Unrecht gegen Gott.

Wenn Boldur, und das geschah oft, Pecopin zum Aufbruch bereit auf seinem vor Freude wiehernden Roß sah, das stolzer war, als hätte es Alexander den Großen im kaiserlichen Ornate getragen, und sah, wie Pecopin es streichelte, mit der Hand seinen Hals strich, und die Sporen von seiner Seite fern

haltend, dem Rappen einen Büschel Gras hinhielt, um ihn zu erfrischen, war Boldur eifersüchtig auf das Pferd. Wenn Boldur, dies edle, stolze Fräulein, dieser Stern der Liebe, Jugend und Schönheit, Pecopin seinen Hund streicheln und freundlich an sein schönes männliches Gesicht den dicken Kopf, die breiten Nasenlöcher, die langen Ohren und den schwarzen Rachen legen sah, war Boldur eifersüchtig auf den Hund.

Sie ging ärgerlich und traurig in ihr Kloset zurück und weinte. Dann schalt sie die Mägde und nach den Mägden ihren Zwerg. Denn der Zorn ist bei den Weibern, wie der Regen im Walde, er fällt zweimal herab. **Bis pluit.**

Des Abends kam Pecopin staubig und ermattet heim. Boldur schmollte und murmelte, eine Thräne in dem Winkel ihres schönen blauen Auges, etwas vor sich hin. Aber Pecopin küßte ihre kleine Hand, und sie schwieg; Pecopin küßte ihre schöne Stirn und sie lächelte.

Boldur's Stirn war weiß, rein und wunderbar, wie das elfenbeinerne Jagdhorn Kaiser Karls des Großen.

Dann zog sie sich in ihren Thurm zurück und Pecopin in den seinen. Sie litt nie, daß dieser Ritter ihr den Gürtel löste. Eines Tages drückte sie leicht seinen Arm und wurde über und über roth. Sie war verlobt, aber nicht vermählt. Scham ist bei dem Weibe, was Ritterlichkeit bei dem Manne ist.

Zweites Kapitel.

Der Vogel Phönix und der Planet Venus.

Sie beteten sich im höchsten Grade an.

Pecopin hatte in seiner Rüstkammer auf Sonneck einen großen vergoldeten Gürtel, der den Himmel und die neun Himmel, jeden Planeten mit eigener Farbe und roth daneben ge-

schriebenen Namen vorstellte; Saturn weiß; Jupiter hell, aber glänzend und etwas blutfarbig; Venus feuerroth; Mercur funkelnd; der Mond mit seinem Silberglanze; die Sonne ganz glühend. Pecopin löschte den Namen Venus aus und schrieb dafür Boldur an die Stelle.

Boldur hatte in ihrer Specereikammer eine Wappendecke, auf der ein Vogel in der Größe eines Adlers mit goldenem Hals, purpurrothem Körper, blauem Schwanz mit scharlachrothen Federn, auf dem Haupte einen Kamm mit einem Federbusch tragend, abgebildet war. Unter diesen wunderbaren Vogel hatte der Arbeiter das griechische Wort Phönix gesetzt. Boldur löste das Wort heraus und stickte den Namen Pecopin an dessen Stelle.

Inzwischen kam der zur Hochzeit bestimmte Tag heran. Pecopin war froh und Boldur glücklich darüber.

Unter den Jägern von Sonneck war ein Piqueur, ein sehr geschickter Schelm mit losem Mund und schlimmem Rath, Erilangus geheißen. Der, früher ein sehr schöner Jäger, war von mehreren reichen Bäuerinnen von Lorch zur Ehe verlangt; er hatte aber die Heirathslustigen zurückgewiesen und war Hundsjunge geworden. Als Pecopin ihn eines Tags um den Grund fragte, sagte Erilangus: Herr, die Hunde haben sieben Arten von Tollheit, die Weiber tausend. Als er später von der nahen Hochzeit seines Herrn hörte, ging er kühn zu ihm und fragte: Herr, warum freit Ihr? Procopin jagte ihn aus seinem Dienst.

Das hätte Pecopin beunruhigen können, denn Erilangus hatte einen feinen Kopf und ein langes Gedächtniß. Die Wahrheit aber ist, daß der Diener an den Hof des Marquis von Lusace ging, wo er erster Jäger wurde, und daß Pecopin Nichts wieder von ihm hörte.

In der Woche, die ihrer Hochzeit vorherging, saß Boldur in

einer Fensternische und spann. Ihr Zwerg meldete ihr, daß Pecopin die Treppe heraufstieg. Sie wollte ihrem Bräutigam entgegenlaufen, und als sie von dem Stuhl, der eine gerade, geschnitzte Lehne hatte, aufstand, verwickelte sich ihr Fuß in dem Faden ihrer Kunkel. Sie fiel. Die arme Boldur stand wieder auf. Sie hatte sich nichts zu Leide gethan, aber es fiel ihr ein, daß ein gleicher Unfall früher dem Burgfräulein Liba passirt war, und ihr Herz zitterte.

Pecopin trat freudig herein, sprach von ihrer Ehe und ihrem Glück, und die Wolke, die auf ihrer Seele lag, flog davon.

Drittes Kapitel.

Worin der Unterschied, der zwischen dem Ohre eines Jünglings und dem Ohre eines Greises ist, auseinander gesetzt wird.

Den Tag darauf spann Bolbur in ihrer Kammer und Pecopin jagte im Walde. Er war allein und hatte nur einen Hund bei sich. Während er sich von der Jagd fortziehen ließ, kam er an einen Meierhof, der am Eingange des Sonnwaldes lag und die Grenze der Herrschaften von Sonneck und Falkenburg bezeichnete. Dieser Meierhof war nach Osten von vier großen Bäumen beschattet, einer Esche, einer Ulme, einer Tanne und einer Eiche, die man in der Gegend die vier Evangelisten nannte; es scheint, daß es bezauberte Bäume waren. Gerade als Pecopin durch ihren Schatten ging, saßen vier Vögel auf den vier Bäumen; ein Häher auf der Esche, eine Amsel auf der Ulme, eine Elster auf der Tanne und ein Rabe auf der Eiche. Das Geschwätz dieser vier gefiederten Thiere mischte sich auf sonderbare Weise und schien sich von Zeit zu Zeit zu fragen und zu antworten. Außerdem hörte man eine Taube, die man nicht sah, da sie im Walde war, und ein Huhn, das

man nicht sah, da es im Hof der Meierei war. Einige Schritte weiter legte ein ganz bekümmerter Greis Baumstämme für den Winter zurecht. Da er Pecopin kommen sah, wandte er sich um und stand auf. — Herr Ritter, sagte er, hört Ihr wohl, was die Vögel sagen? — Was geht mich das an, Alter! antwortete Pecopin. — Herr, erwiederte der Bauer, für den Jüngling pfeift die Amsel, ruft der Häher, schwatzt die Elster, krächzt der Rabe, girrt die Taube, gackert das Huhn; für den Greis sprechen die Vögel. — Der Ritter lachte laut. Meiner Treu, das sind Thorheiten! — Der Greis fuhr ernst fort: Ihr habt Unrecht, Herr Pecopin. — Ihr habt mich nie gesehen, rief der Jüngling, woher wißt Ihr meinen Namen? — Die Vögel haben ihn mir gesagt, entgegnete der Bauer. — Ihr seid ein alter Narr, mein Freund, sagte Pecopin und ging weiter.

Als er eine Stunde nachher durch ein lichtes Gehölz ging, hörte er Hörnerklang und sah aus dem Gebüsch eine schöne Schaar Reiter kommen; es war der Pfalzgraf, der jagte. Der Pfalzgraf jagte in Gesellschaft der Burggrafen, welche die Burgen, der Wildgrafen, welche den Wald, der Landgrafen, die das Land, der Rheingrafen, die den Rhein, der Raugrafen, die das Faustrecht haben. Ein Ritter des Pfalzgrafen, mit Namen Gairefroi, bemerkte Pecopin und rief ihm zu: Holla, schöner Jäger! wollt Ihr nicht mit uns kommen? — Wohin geht ihr? sprach Pecopin. — Schöner Jäger, antwortete Gairefroi, wir wollen zu Heimbach eine Weihe jagen, die unsere Fasane vertilgt; wir wollen auf dem Vogtsberg einen Geier jagen, der unsere Falken verdirbt; wir wollen auf Rheinstein einen Adler jagen, der unsere Stößer tödtet. Kommt mit uns! — Wann kommt ihr heim? fragte Pecopin. — Morgen, sagte Gairefroi. — Ich gehe mit, sagte Pecopin. Die Jagd dauerte drei Tage. Am ersten Tage tödtet Pecopin die Weihe, am zweiten Tage tödtet Pecopin den Geier, am dritten Tage tödtet

Pecopin den Adler. Der Pfalzgraf war entzückt über seinen so ausgezeichneten Schützen. — Ritter von Sonneck, sagte er zu ihm, ich gebe dir das Lehen von Rheineck, das zu meinem Thurm von Gutenfels gehört. Du sollst mir nach Stahleck folgen, um damit belehnt zu werden und mir den Eid der Treue zu leisten, auf offenem Felde und in Gegenwart der Schöppen, in mallo publico et coram scabinis, wie die Gesetzbücher des heiligen Kaiser Karls des Großen sagen. Er mußte gehorchen. Pecopin schickte eine Botschaft an Boldur, worin er ihr traurig anzeigte, daß die Geneigtheit des Pfalzgrafen ihn zwinge, sich auf der Stelle wegen einer wichtigen Angelegenheit nach Stahleck zu begeben. — Sei ruhig, meine Liebe, fügte er am Schlusse hinzu, den nächsten Monat bin ich wieder da. — Als der Bote fort war, folgte Pecopin dem Pfalzgrafen und blieb mit den Rittern seines Gefolges die Nacht in der Kastellanei zu Bacharach. Im Traume sah er den Eingang des Waldes von Sonneck, die vier Bäume und die vier Vögel wieder; die Vögel pfiffen weder, noch schrien und sangen sie, sie sprachen. Ihr Geschwätz, in das sich die Stimme des Huhns und der Taube mischte, hatte sich zu folgendem sonderbaren Gespräch umgewandelt, das der schlafende Pecopin deutlich hörte.

Der Häher.

Die Taub' ist im Wald.

Die Amsel.

Das Huhn ist im Hof und spricht Pecopin.

Der Häher.

Die Taube sagt Boldur.

Der Rabe.

Der Herr ist verreist.

Die Elster.

Die Dame im Thurm.

Der Häher.

Kehrt er heim von Aleppo?

Die Amsel.

Von Fez?

Der Rabe.

Von Damanhur?

Die Elster.

Das Huhn ist dagegen, die Taube dafür.

Das Huhn.

Pecopin! Pecopin!

Die Taube.

Boldur! Boldur!

Pecopin erwachte und kalter Schweiß stand auf seiner Stirn; im ersten Augenblick dachte er an den Greis und wunderte sich, ohne zu wissen warum, über den Traum und das Gespräch, dann suchte er ihn zu begreifen, begriff ihn nicht, schlief wieder ein, und als der Tag wiederkam, als er die schöne Sonne wiedersah, die die Gespenster verjagt, die Träume zerstreut und die Nebel vergoldet, dachte er weder an die vier Bäume, noch an die vier Vögel.

Viertes Kapitel.

Worin von den Eigenschaften, die gewissen Gesandtschaften eigenthümlich sind, gesprochen wird.

Pecopin war ein Edelmann an Ruf, Geschlecht, Geist und Gestalt. Da er einmal am Hof des Pfalzgrafen eingeführt und in sein neues Lehen getreten war, gefiel er ihm so, daß dieser würdige Fürst eines Tages zu ihm sagte: Freund, ich schicke eine Gesandtschaft an meinen Vetter von Burgund, und wähle Dich dazu, weil Dein Ruf so edel ist. Pecopin mußte

thun, was sein Fürst wollte. Als er in Dijon angekommen war, zeichnete er sich so durch seine Rede aus, daß der Herzog eines Abends zu ihm sagte, nachdem sie drei große Gläser Wein von Bacharach getrunken hatten: — Herr Pecopin, Ihr seid unser Freund; ich habe einen kleinen Streit mit dem König von Frankreich, und der Pfalzgraf erlaubt Euch, daß ich Euch zum König schicke, denn ich habe Euch wegen Eures hohen Geschlechts zum Gesandten gewählt. — Pecopin begab sich nach Paris. Der König hatte ihn sehr gern, nahm ihn eines Morgens bei Seite und sprach: Wahrhaftig, Ritter Pecopin, da der Pfalzgraf Euch dem Burgunder für den Dienst Burgunds geliehen hat, wird der Burgunder Euch wohl dem König von Frankreich für den Dienst der Christenheit leihen. Ich brauche einen sehr edlen Herrn, der von meiner Seite einige Vorstellungen dem Miramolin der spanischen Mauren macht, und ich habe Euch wegen Eures Geistes zum Gesandten gewählt. — Man kann seine Stimme dem Kaiser, seine Frau dem Papst abschlagen, dem König von Frankreich schlägt man Nichts ab. Pecopin reiste nach Spanien. In Granada nahm ihn der Miramolin herrlich auf und lud ihn nach den Zambras von Alhambra ein. Da gab er alle Tage nur Feste, Lanzenstechen und Falkenjagden, und Pecopin nahm als großer Turnierer und Jäger daran Theil. Der Miramolin hatte die besten Falken und es gab die herrlichsten Vogelbeizen. Indeß vergaß Pecopin seine Geschäfte für den König von Frankreich nicht. Als sie zu Ende waren, stellte Pecopin sich dem Sultan vor, um ihm Lebewohl zu sagen. — Ich sage Euch Lebewohl, christlicher Ritter, sprach der Miramolin, denn Ihr müßt in der That auf der Stelle nach Bagdad reisen. — Nach Bagdad! rief Pecopin. — Ja, Herr Ritter, antwortete der Maurenfürst, denn ich kann den Vertrag des Königs von Paris nicht ohne Einwilligung des Kalifen von Bagdad unterzeichnen, welcher der Herr

der Gläubigen ist; ich muß einen Mann von Rang zum Kalifen schicken und ich habe Euch wegen Eurer Gestalt gewählt. — Wenn man bei den Mauren ist, geht man, wohin die Mauren wollen. Es sind Hunde und Ungläubige. Pecopin ging nach Bagdad. Dort hatte er ein Abenteuer. Eines Tages ging er an den Mauern des Serails vorbei, die Favoritsultanin sah ihn, und da er schön, traurig und stolz war, so verliebte sie sich in ihn. Sie schickte eine schwarze Sklavin an ihn ab, die ihn in dem Garten der Stadt bei einer großen Linde, die man noch dort sieht, sprach und ihm einen Talisman mit den Worten gab: Der ist von einer Prinzessin, die Euch liebt und die Ihr nie sehen werdet. Bewahret diesen Talisman. So lange Ihr ihn bei Euch tragt, bleibt Ihr jung; wenn Ihr in Todesgefahr seid, berührt ihn und er wird Euch retten. — Pecopin nahm den Talisman auf gut Glück an; es war ein sehr schöner Türkis mit unbekannten Zeichen. Er band ihn an seine Halskette. Jetzt, fügte die Sklavin hinzu, gebt wohl Acht: so lange Ihr diesen Türkis am Halse tragt, werdet Ihr nicht um einen Tag älter werden; wenn Ihr ihn verliert, werdet Ihr in einer Minute um alle die Jahre älter, die Ihr hinter Euch gelassen habt. Lebt wohl, schöner Giaur. — Mit diesen Worten ging die Negerin fort. Indeß hatte der Kalif die Sklavin der Sultanin mit dem christlichen Ritter sprechen sehen. Der Kalif war sehr eifersüchtig und einigermaßen ein Zauberer. Er lud Pecopin zu einem Fest, und da die Nacht gekommen war, führte er ihn auf einen hohen Thurm. Pecopin hatte sich, ohne Acht darauf zu geben, dem Geländer genähert, das sehr niedrig war, und der Kalif sprach so zu ihm: Ritter, der Pfalzgraf hat Dich an den Herzog von Burgund wegen Deines edlen Rufs geschickt. Der Herzog von Burgund hat Dich an den König von Frankreich wegen Deines hohen Geschlechts geschickt. Der König von Frankreich hat Dich an den Miramolin von Granada wegen

Deines Geistes geschickt, der Miramolin von Granada hat Dich an den Kalifen von Bagdad wegen Deiner Gestalt geschickt, ich schicke Dich wegen Deines edlen Rufs, Deines hohen Geschlechts, Deines Geistes und Deiner Gestalt zum Teufel. — Bei dem letzten Worte stieß der Kalif Pecopin heftig; dieser verlor das Gleichgewicht und fiel vom Thurm.

Fünftes Kapitel.

Gute Wirkung eines guten Gedankens.

Wenn ein Mensch in einen Abgrund stürzt, so trifft ein schrecklicher Blitz sein Auge und zeigt ihm zugleich das Leben, aus dem er scheiden, und den Tod, in den er eingehen soll. In dieser äußersten Minute schickte Pecopin seinen letzten Gedanken an Boldur und legte die Hand auf's Herz; dadurch berührte er, ohne es zu wissen, den Talisman. Kaum hatte er mit dem Finger den magischen Türkis gestreift, als er sich wie auf Flügeln fortgetragen fühlte. Er fiel nicht, er schwebte. So flog er die ganze Nacht. Sobald der Tag erschien, setzte ihn die unbekannte Hand, die ihn hielt, auf eine einsame Fläche am Meeresstrand nieder.

Sechstes Kapitel.

Worin man sieht, daß selbst der Teufel Unrecht hat, ein Gourmand zu sein.

Nun war in dieser Zeit dem Teufel ein unangenehmes, sonderbares Abenteuer passirt. Der Teufel hat die Gewohnheit, die Seelen, die sein eigen sind, in einem Sack fortzutragen, wie man es auf dem Portal des Münsters zu Freiburg in der Schweiz sehen kann, wo er mit einem Schweinskopf auf den

Schultern, einem Haken in der Hand und einem Lumpensack auf dem Rücken abgebildet ist; denn der Teufel findet und sammelt die Seelen in einem Haufen Schmutz, den das menschliche Geschlecht an allen großen irdischen oder himmlischen Wahrheiten absetzt. Der Teufel war nicht daran gewöhnt, seinen Sack zuzumachen, weßhalb durch die himmlische Bosheit der Engel viele Seelen entschlüpften. Der Teufel bemerkte es und setzte ein gutes Schloß mit einem guten Schlüssel an seinen Sack. Die Seelen aber, die sehr fein sind, wurden wenig durch das Schloß genirt, und mit ihren kleinen, rosenrothen Cherubimfingern fanden sie noch Mittel, aus den Löchern des Sacks zu entfliehen. Da der Teufel dies sah, wurde er sehr ärgerlich, tödtete ein Kameel, und machte aus der Haut des Buckels einen Schlauch, den er sehr geschickt mit Hülfe des Dämons Hermes verschloß, und über den er vergnügter war, wenn er ihn voll Seelen hatte, als ein Student über einen Beutel voll goldner Zechinen. Gewöhnlich füllt der Teufel in Oberegypten, an den Ufern des rothen Meeres, nachdem er seinen Umzug durch die Länder der Heiden und Ungläubigen gemacht hat, diesen Sack. Der Ort ist sehr einsam; es ist eine Sandfläche an einem kleinen Palmenwald, das zwischen Koma, wo der heilige Antonius geboren, und Klisma, wo der heilige Sisoes gestorben ist, liegt.

Eines Tages hatte der Teufel eine noch bessere Jagd als gewöhnlich gemacht, und er füllte lustig seinen Schlauch, als er sich zufällig umsah und einen Engel neben sich erblickte, der ihm lächelnd zuschaute. Der Teufel zuckte die Achseln und fuhr fort, die Seelen, die er hatte, in seinen Sack zu stopfen und sie, das schwöre ich, sehr wenig zu säubern; denn für diesen Tiegel ist Alles gut genug. Als er fertig war, faßte er den Sack mit einer Hand, um ihn auf seine Schultern zu laden; aber er konnte ihn unmöglich vom Boden heben, so viel Seelen

hatte er hineingesteckt und so schwer waren sie durch Schlechtigkeiten, mit denen sie sich beladen hatten. Er faßte also den höllischen Sack mit beiden Händen; aber der zweite Versuch war ebenso unnütz, als der erste, der Schlauch bewegte sich nicht mehr, als ob er der Kopf eines Felsens, der aus der Erde ragt, gewesen wäre. — O, ihr Bleiseelen, sagte der Teufel und fing an zu fluchen. Wie er sich umwandte, sah er den schönen Engel, der ihm lachend zuschaute. — Was machst du da? rief der Teufel. — Das siehst du ja, sagte der Engel, eben lächelte ich und jetzt lache ich. — O, himmlischer Vogel, großer Unschuldiger, geh! erwiederte Asmodeus. Aber der Engel wurde ernst und sprach so zu ihm: Drache, höre die Worte, die ich dir von dem sage, der der Herr ist; du wirst diesen Sack voll Seelen nicht in die Hölle tragen können, es sei denn, daß ein Heiliger aus dem Paradies, oder ein vom Himmel gefallener Christ dir geholfen hat, ihn von der Erde zu heben und auf die Schultern zu laden. — Mit den Worten breitete der Engel seine Adlerschwingen aus und flog fort.

Der Teufel war in arger Verlegenheit. — Was will der Dummkopf sagen? murmelte er zwischen den Zähnen. Ein Heiliger aus dem Paradies? Oder ein vom Himmel gefallener Christ? Ich werde lange warten können, wenn ich da bleiben muß, bis mir eine solche Hülfe kommt! Warum, zum Teufel, habe ich den Sack auch so schändlich voll gepfropft? Und dieser Tropf, der weder Mensch, noch Vogel ist, verhöhnte mich. Nun, ich muß jetzt warten, bis ein Heiliger aus dem Paradies, oder ein Christ vom Himmel kommen wird. Das ist eine dumme Geschichte, und man muß gestehen, daß man sich mit wenigem da oben amüsirt! — Während er so mit sich selbst sprach, glaubten die Einwohner von Koma und Klisma den Donner dumpf am Horizont grollen zu hören. Es war der Teufel, der brummte.

Für einen Fuhrmann, der sich festgefahren hat, ist Fluchen etwas, aber aus dem Loche kommen noch mehr. Der arme Teufel zerbrach sich den Kopf. Der Eva zu Grunde gerichtet hat, ist ein geschickter Schelm. Er weiß überall hineinzukommen. Wenn er will, schlüpft er selbst in die Liebe und schlüpft ins Paradies. Er hat seine Verbindungen mit dem heiligen Cyprianus, dem Zauberer, unterhalten, und er weiß bei Gelegenheit auch andere Heilige herbeizulocken, indem er ihnen bald kleine geheime Dienste leistet, bald schöne Worte zu ihnen redet. Der große Weise versteht die Sprache, die Jedem gefällt.

Er faßt Alle bei ihrer schwachen Seite. Er bringt dem heiligen Robert von York kleine Haferbrode mit Butter. Er spricht von der Goldschmiedkunst mit dem heiligen Aloysius und von der Küche mit dem heiligen Theodotus. Er spricht mit dem heiligen Bischof Hermann vom König Childebert; mit dem heiligen Abt Wandrill vom König Dagobert und mit dem heiligen Eunuchen Usthazade vom König Sapor. Er spricht mit S. Paul dem Einfältigen vom heiligen Antonius und spricht mit dem heiligen Antonius von seinem Schweine. Er spricht mit dem heiligen Lupus von seiner Frau Pimeniole und mit dem heiligen Gomer nicht von seiner Frau Gwinmarie. — Denn der Teufel ist der große Schmeichler. Galle im Grund, Honig im Mund.

Inzwischen waren vier Heilige, die durch ihre enge Freundschaft bekannt sind, der heilige Nilus, der Einsiedler, der heilige Autremoine, der heilge Johann der Zwerg und der heilige Medardus, gerade an dem Tage an den Ufern des rothen Meeres spazieren gegangen. Als sie im Gespräch an das Palmengehölz kamen, sah sie der Teufel auf sich zukommen, ehe er von ihnen bemerkt wurde. Er nahm rasch die Figur eines armen, schwachen Greises an und begann jämmerlich zu schreien. Die Heiligen kamen näher. — Was gibt es? sagte der heilige Nilus. — Ach! ach! meine guten Herren, rief der Teufel,

kommt mir zu Hülfe, ich bitte euch. Ich habe einen sehr bösen Herrn, ich bin ein sehr armer Sklave, ich habe einen sehr bösen Herrn, der ein Kaufmann aus dem Lande Fez ist. Nun wißt ihr, daß Alle von Fez, die Mauren, Numiden, Garamanten und alle die Bewohner der Barbarei, Nubiens und Egyptens, schlecht, verderbt, den Weibern und den unerlaubten Verbindungen unterworfen, verwegen, räuberisch, waghalsig und mitleidslos wegen des Planeten Mars sind. Außerdem ist mein Herr ein Mann, den die schwarze und gelbe Galle und Cicero's Schnupfen quält; daher hat er eine kalte, trockene Melancholie, die ihn furchtsam macht, wenig Muth und doch viel Neigung zum Schlechten. Das fällt auf uns arme Sklaven, auf mich armen Greis zurück. — Wohin soll das zielen? sagte der heil. Antremoine mit Theilnahme. — Hört, mein guter Herr, antwortete der Teufel; mein Herr ist ein großer Reisender. Er hat Liebhabereien. Er hat die Eigenheit, in allen Ländern, in die er kommt, einen Berg von Sand zu bauen, den man an den Ufern der Meere sammelt, an denen der böse Mensch sich niederläßt. In Seeland hat er einen Berg von schwarzem morastigem Sand erbaut; in Friesland einen Haufen groben Sandes mit rothen Muscheln untermischt; und im cimbrischen Chersones, den man jetzt Jütland nennt, einen Haufen feinen Sandes mit weißen Muscheln untermischt. — Daß dich der Teufel hole! unterbricht ihn der heilige Nilus, der ein ungeduldiges Temperament hat. Komm zur Sache. Seit einer Viertelstunde gibst du uns Albernheiten anzuhören. Ich zähle die Minuten. — Der Teufel neigte sich demüthig: Ihr zählet die Minuten, edler Herr? Das ist ein schöner Geschmack. Ihr müßt aus dem Süden sein, denn die Leute aus dem Süden sind erfindungsreich und der Mathematik ergeben, weil sie dem Kreis der Wandersterne näher sind, als die andern Menschen. — Dann plötzlich in Thränen ausbrechend und sich die Brust zer-

schlagend, rief er: Weh! weh! meine guten Prinzen, ich habe einen sehr grausamen Herrn. Um seinen Berg zu bauen, zwingt er mich armen Greis alle Tage diesen Sack mit Sand am Meeresufer zu füllen. Ich muß ihn auf meinen Schultern tragen. Wenn ich einmal den Weg gemacht habe, fange ich wieder an, und das dauert vom Morgen bis zum Abend. Wenn ich mich ausruhen, wenn ich schlafen will, wenn ich vor Müdigkeit zusammenfalle, wenn der Schlauch nicht ganz voll ist, läßt er mich peitschen. Weh mir! ich bin sehr unglücklich, sehr zerschlagen und sehr schwach. Gestern habe ich den Weg sechsmal in einem Tage gemacht; wie es Abend wurde, war ich so müde, daß ich den Sack, den ich gefüllt hatte, nicht auf meine Schultern heben konnte, und ich habe die ganze Nacht hier zugebracht, neben meiner Last weinend und mich über den Zorn meines Herrn ängstigend. Liebe Herren, liebe, gute Herren, helft mir aus Gnade und Mitleid, daß ich die Last auf meine Schultern bringe und zu meinem Herrn zurückkehre, denn wenn ich länger ausbleibe, wird er mich tödten. Ai! Ai!

Da sie diese pathetische Anrede hörten, fühlten sich der heilige Nilus, der heilige Autremoine und der heil. Johann der Zwerg gerührt, und der heilige Medardus fing an zu weinen, was auf der Erde einen Regen von 40 Tagen verursachte.

Aber der heilige Nilus sagte zum Teufel: Es thut mir Leid, mein Freund, ich kann dir nicht helfen; aber ich müßte die Hand an diesen Schlauch, an ein todtes Ding legen, und ein Vers aus der heiligen Schrift verbietet todte Sachen anzurühren, bei Gefahr, sich zu verunreinigen.

Der heilige Autremoine sagte zum Teufel: Es thut mir Leid, mein Freund, ich kann dir nicht helfen; aber ich denke, es würde eine gute Handlung sein, und da die guten Handlungen das Unangenehme haben, daß sie die Eitelkeit dessen,

der sie thut, vermehren, so enthalte ich mich ihrer, um meine Demuth zu bewahren.

Der heilige Johann der Zwerg sagte zum Teufel: Es thut mir Leid, mein Freund, ich kann dir nicht helfen; aber wie du siehst, bin ich so klein, daß ich nicht an deinen Gürtel reichen könnte. Wie sollte ich es anfangen, diese Last auf deine Schultern zu bringen?

Der heilige Medardus sagte ganz in Thränen zum Teufel: Es thut mir Leid, mein Freund, ich kann dir nicht helfen; aber ich bin in der That so gerührt, daß ich keine Kraft in meinen Armen habe.

Und sie setzten ihren Weg fort.

Der Teufel gerieth in Wuth. — Das sind Thiere! rief er, da er die Heiligen sich entfernen sah. Die alten Pedanten! Wie albern sie mit ihren großen Bärten sind! Auf meine Ehre, sie sind noch dummer als der Engel.

Wenn wer von uns wüthend ist, so bleibt uns wenigstens der Ausweg, den, der uns ärgert, zum Teufel zu schicken. Der Teufel hat diese Annehmlichkeit nicht. So liegt jedesmal in seinem Zorn eine Spitze, die ihn selbst trifft und ihn noch mehr aufreizt.

Da er fluchte, indem er sein Auge voll Glut und Zorn gen Himmel, seinen Feind, richtete, sah er einen schwarzen Punkt in den Wolken. Der Punkt wurde größer und kam näher; der Teufel betrachtete ihn, es war ein Mensch — es war ein Ritter mit Helm und Rüstung — es war ein Christ mit einem rothen Kreuz auf der Brust, der aus den Wolken fiel.

Der sei gelobt! rief der Teufel und sprang vor Freude. Ich bin gerettet. Da kommt mein Christ heran. Mit vier Heiligen habe ich nicht fertig werden können; aber es wäre des Teufels, wenn ich nicht mit einem Menschen fertig würde.

In dem Augenblicke setzte Pecopin, der sanft auf dem Ufer niedergelassen worden, seinen Fuß auf den Boden.

Da er den Greis bemerkte, der dort wie ein Sklave war, der neben seiner Last ausruht, ging er auf ihn zu und sagte: Wer bist du, mein Freund, und wo bin ich?

Der Teufel fing jämmerlich an zu stöhnen: Ihr seid an den Ufern des rothen Meeres, mein edler Herr, und ich bin der Elendeste der Elenden. Darauf erzählte er dem Ritter dieselbe Geschichte, wie den Heiligen, und bat ihn am Schluß, ihm den Schlauch auf die Schulter zu helfen.

Pecopin schüttelte den Kopf — die Geschichte, Alter, ist sehr wenig wahrscheinlich.

Mein schöner Herr, der Ihr vom Himmel fallt, antwortete der Teufel, die Eure ist es noch weniger, und doch ist sie wahr.

Das ist recht, sagte Pecopin.

Und was soll ich denn thun? erwiderte der Dämon; ist es meine Schuld, wenn mein Unglück nicht wahrscheinlich ist? Ich bin arm an Geist, ich kann nichts erfinden; ich muß meine Klagen mit meinem Geschick in Einklang bringen, und ich kann in meine Geschichte nur die Wahrheit legen. Wie das Fleisch, so die Suppe.

Das gebe ich zu, sagte Pecopin.

Und was kann es Euch, mein junger Tapferer, fuhr der Teufel fort, denn Böses thun, einem armen, schwachen Greis zu helfen, daß er diesen Schlauch auf seine Schultern bringt?

Das schien entscheidend für Pecopin. Er bückte sich, hob den Schlauch von der Erde, was sich ohne Mühe thun ließ, und machte sich, ihn in seinen Armen haltend, bereit, ihn auf den Rücken des Greises zu legen, der sich vor ihm beugte.

Noch einen Augenblick und es wäre geschehen gewesen.

Der Teufel hat Laster, das ist es, was ihn zu Grunde richtet. Er ist ein Nimmersatt. In dem Augenblick kam i[illegible]

der Gedanke, Pecopins Seele zu den andern Seelen, die er fortführen wollte, zu fügen; dazu mußte er Pecopin aber vorher tödten.

Er rief also mit leiser Stimme einen unsichtbaren Geist, dem er etwas mit dunkeln Worten befahl.

Jedermann weiß, daß, wenn der Teufel spricht und sich mit andern Dämonen unterhält, er einen halb italienischen, halb spanischen Jargon redet. Hie und da sagt er auch einige lateinische Worte.

Dies ist durch mehrere Begebenheiten und besonders durch den Prozeß des Doktor Eugenio Torralva, der in Valladolid den 10. Januar 1528 angefangen und den 26. Mai 1531 zu Aller Zufriedenheit durch das Autodafe besagten Doktors beendet wurde, bewiesen und klar ans Licht gestellt.

Pecopin verstand vielerlei. Er war, wie ich schon gesagt, ein Ritter von Geist, und konnte wohl eine Disputation aushalten. Er hatte studirt, er verstand die Sprache des Teufels.

In dem Augenblicke nun, als er ihm den Schlauch auf die Schulter legte, hörte er den kleinen gebückten Greis ganz leise sagen: **Bamos, non cierra occhi, verbera, frappa, y echa la piedra.** Das war für Pecopin wie ein Blitz.

Ein Verdacht stieg in ihm auf. Er hob die Augen und sah in großer Höhe über sich einen gewaltigen Stein, den ein unsichtbarer Riese über seinem Haupte hielt.

Sich zurückwerfen, mit der linken Hand den Talisman berühren, mit der rechten seinen Dolch packen und mit einer wunderbaren Gewalt und Schnelligkeit den Schlauch durchstoßen, geschah bei Pecopin, als wäre er der Wirbel gewesen, der in derselben Sekunde vorüberfliegt, glänzt, donnert und blitzt.

Der Teufel schrie laut auf. Die befreiten Seelen flohen durch den Riß, den Pecopins Dolch ihnen geöffnet hatte, in-

dem sie in dem Schlauche ihre Schwärze, ihre Sünden und Schlechtigkeiten ließen, eine scheußliche Masse, ein gräßlicher Koth, der durch die dem Teufel eigene Anziehungskraft sich an ihn setzte, und, mit der rauhen Haut des Schlauches bedeckt, für immer zwischen seinen Schultern kleben blieb. Daher ist Asmodeus bucklig.

Indeß hatte der unsichtbare Riese in dem Augenblicke, wo Pecopin sich zurückwarf, den Stein fallen lassen, der auf den Fuß des Teufels fiel und ihn zerschmetterte. Seit diesem Tage hinkt Asmodeus.

Der Teufel hat wie Gott den Donner zu seinem Befehl; es ist aber ein schrecklicher, höllischer Donner, der aus der Erde kommt und Bäume entwurzelt. Pecopin fühlte das Meergestade unter sich zittern und etwas Schreckliches umgab ihn; ein schwarzer Rauch blendete ihn und ein fürchterliches Geräusch machte ihn taub; es war ihm, als sei er gefallen und rolle mit reißender Geschwindigkeit den Boden streifend fort, wie ein todtes Blatt, das der Wind jagt. Er wurde ohnmächtig.

Siebentes Kapitel.

Freundschaftliche Vorschläge eines alten Weisen, der sich in eine Laubhütte zurückgezogen hatte.

Als er wieder zu sich kam, hörte er eine sanfte Stimme, die sagte: Phisma, was in arabischer Sprache bedeutet: er ist im Himmel. Er fühlte, daß eine Hand auf seiner Brust lag, und hörte eine andere ernste, langsame Stimme, die antwortete: Lo, lo, machi mouth, was heißt: nein, nein, er ist nicht todt. Er öffnete die Augen und sah einen Greis und ein junges Mädchen neben sich knieen. Der Greis war schwarz wie die Nacht, hatte einen langen, weißen, in kleine Zöpfe geflochtenen Bart, nach der Art der alten Magier, und war mit einem

großen grünseidenen Mantel ohne Falten bekleidet. Das junge Mädchen war kupferroth, hatte große Porcellanaugen und Korallenlippen. Sie hatte goldene Ringe in der Nase und in den Ohren. Sie war reizend.

Pecopin war nicht mehr am Meergestade. Der Höllenwind hatte ihn auf gut Glück vor sich hergetrieben und in ein Thal voll Felsen und Bäume von sonderbarer Form geworfen. Er stand auf. Der Greis und das junge Mädchen sahen ihn sanft an. Er näherte sich einem dieser Bäume; die Blätter zogen sich zusammen, die Zweige wichen zurück, die Blumen, die weiß waren, wurden roth, und jeder Baum schien beinahe vor ihm zurückzugehen. Pecopin erkannte den Baum der Scham und schloß daraus, daß er Indien verlassen hatte und in dem berühmten Lande Pudiferan sei.

Inzwischen machte der Greis ihm ein Zeichen. Pecopin folgte ihm, und in wenig Augenblicken saßen der Greis, das junge Mädchen und Pecopin alle auf einer Matte in einer Hütte, die von Palmenblättern gemacht war, und deren Inneres, voll von kostbaren Steinen aller Art, wie ein glühender Ofen funkelte.

Der Greis wandte sich an Pecopin und sagte zu ihm auf deutsch: Mein Sohn, ich bin der Mann, der Alles weiß, der große äthiopische Steinschneider, der Taleb der Araber. Ich heiße Zin-Eddin für die Menschen und Evilmerodach für die Genien. Ich bin der erste Mensch, der in dies Thal gedrungen ist, du bist der zweite. Ich habe mein Leben damit zugebracht, der Natur das Geheimniß der Dinge zu entreißen und den Dingen die Kunde der Seele einzuflößen. Dank meinen Lehren, Dank den Strahlen, die seit hundert Jahren aus meinen Augen gefallen sind, leben in diesem Thal die Steine, die Pflanzen denken, und die Thiere wissen. Ich habe die Thiere die wahre Arzneikunst gelehrt, die den Menschen fehlt. Ich

habe den Pelican gelehrt, sich selbst zur Ader zu lassen, um seine von Vipern gebissenen Jungen zu heilen, die blinde Schlange Fenchel zu essen, um das Gesicht wieder zu erlangen, den von dem Katarakt angegriffenen Bären die Bienen zu reizen, um sich in die Augen stechen zu lassen. Ich habe den Adlern, die zu eng sind, den Stein Ontites gegeben, der sie leicht Eier legen macht. Wenn der Holzhäher sich abführt mit Lorbeerblättern, die Schildkröte mit Schierling, der Hirsch mit Dictamus, der Wolf mit Mandragora, der Eber mit Epheu, die Turteltaube mit Helrinuskraut; wenn die vom Blut geplagten Pferde sich selbst eine Ader am Hinterschenkel öffnen; wenn die Sterneidechse während des Häutens ihre Haut verschlingt, um sich zu heilen; wenn die Schwalbe die Augenkrankheiten ihrer Jungen mit dem colibrinischen Stein, den sie jenseit der Meere holt, heilt; wenn das Wiesel sich mit der Raute versieht, so oft es die Eidechse bekämpfen will — so bin ich es, mein Sohn, der sie gelehrt hat. Bis jetzt habe ich nur Thiere zu Schülern gehabt. Ich erwartete einen Menschen. Du bist gekommen. Sei mein Sohn. Ich bin alt. Ich hinterlasse Dir meine Hütte, meine Steine, mein Thal und meine Wissenschaft. Du wirst meine Tochter heirathen, die Aissab heißt und schön ist. Ich werde Dich lehren den Goroniantitrubin von dem Chrysolampis zu unterscheiden, die Mutterperle in einen Salztopf zu legen und das Rubinenfeuer dunkler zu machen, indem Du sie in Essig legst. Jeder Tag in Weinessig gibt ihnen ein Jahr Schönheit. Wir werden unser Leben freundlich damit zubringen, Diamanten zu sammeln und Wurzeln zu essen. Sei mein Sohn.

Dank, ehrwürdiger Herr, sagte Pecopin; ich nehme es mit Freuden an.

Wie die Nacht kam, entfloh er.

Achtes Kapitel.

Der wandernde Christ.

Er irrte lange im Lande umher. Die Reisen, die er machte, her nennen, hieße die Welt beschreiben. Er ging baarfuß und in Sandalen; er bestieg alles Lastvieh, den Esel, das Pferd, das Maulthier, das Kameel, das Zebra, den wilden Esel und den Elephanten; er fuhr auf allen Meeren und in allen Schiffen, in den runden des Oceans und den langen des Mittelmeeres, oneraria et remigia, Galeeren und Gallionen, Fregatten und Brigantinen, Feluden, Polacken und Tartanen, Barken, Barketten und Barkarollen. Er wagte sich in die hölzernen Nachen der Indier von Bantam und in die kupfernen Kähne des Euphrat, von denen Herodot spricht. Er wurde von allen Winden gepeitscht, vom levantinischen Sirocco und vom Sirocco mezzogiorno, von der Tramontane und der Galerne. Er durchzog Persien, Pegu, Bramaz, Tagatai, Transiane, Sagistan, Hasubi. Er sah den Monomotapa wie Vincent le Blanc, Sofala wie Pedro Ordonez, Ormus wie der Herr von Fines, die Wilden wie Acosta, und die Riesen wie Malherbe de Vitré. Er verlor in der Wüste vier Zehen von seinem Fuß wie Hieronymus Castilla. Er sah sich siebzehnmal verkauft wie Mendez Pinto, war Sklav wie Terens, und sollte Eunuch werden wie Parisol. Er hatte die Krankheit Pga, an der die Neger sterben; den Scorbut, der Avicenne in Schrecken setzte, und die Seekrankheit, der Cicero den Tod vorzog. Er erstieg so hohe Berge, daß er, wenn er oben war, Blut, Schleim und Galle ausbrach. Er landete an der Insel, auf die man bisweilen stößt, wenn man sie nicht sucht, und die man nie findet, wenn man sie sucht, und er bestätigte, daß die Einwohner dieser Insel gute Christen sind. In Midelpalie, das im Norden liegt, sah

er ein Schloß an einem Ort, wo es keine gibt; die Wunder des Nordens sind aber so groß, daß man sich darüber nicht wundern muß. Er wohnte mehrere Monate bei dem König von Mogor Ekebas, wurde gern gesehen von dem Fürsten, von dessen Hof er nachher Alles erzählte, was seitdem von den Engländern, Holländern und selbst von den heiligen Vätern schriftlich niedergelegt ist. Er wurde weise, denn er hatte die beiden Lehrer jeder Weisheit: Reise und Unglück. Er studirte die Faunen und Blumen aller Klimate. Er beobachtete die Winde vermittelst der Wanderungen der Vögel und die Strömungen vermittelst der Wanderungen der Cephalopoden. Er sah in den unterseeischen Gegenden den ommastrephes sagittatus nach dem Nordpol und den ommastrephes giganteus nach dem Südpol ziehen. Er sah Menschen und Ungeheuer wie der alte Grieche Ulysses. Er kannte alle wunderbaren Thiere, den Manati, die schwarze Ralle, die Solendguse, die Garagians, die den Meeradlern ähnlich sehen, den Rohrschwanz von der Insel Comoro, die Capercalzen von Schottland, die Antenalen, die in Schaaren fliegen, die Alcatragas, die so groß wie Gänse sind, die Moraxos, die größer als die Tiburons sind, die Peymonen von den Malediven, die Menschen fressen, den Fisch Manares, der einen Stierkopf hat, den Vogel Claki, der aus gewissem verfaultem Holz entsteht, den kleinen Saru, der besser singt als der Papagei, und endlich den Boranet, das Pflanzenthier aus der Tartarei, das eine Wurzel in der Erde hat und das Gras um sich herum frißt. Er tödtete auf der Jagd einen Meertriton von der Gattung der Yapiara und machte einen Flußtriton von der Gattung Baepapina in sich verliebt. Da er eines Tages auf der Insel Manar war, die zweihundert Meilen von Goa liegt, wurde er von Fischern herbeigerufen, die ihm sieben Bischöfe und neun Sirenen zeigten, die sie in ihren Netzen gefangen hatten. Er hörte das nächtliche Geräusch des Meer-

schmieds und er aß 153 Sorten Fische, die es im Meere gibt und die alle im Netz der Apostel waren, als diese auf Befehl des Herrn fischten. In Scythien durchbohrte er mit Pfeilschüssen einen Greifen, gegen den die arimaspischen Völkerschaften Krieg führten, um das Gold zu haben, das dies Thier bewachte. Die Völker wollten ihn zum König machen, aber er entfloh. Endlich litt er bei mancher Gelegenheit Schiffbruch, besonders bei dem Cap Gardafu, das die Alten Promontorium aromatorum nannten; und durch so viel Abenteuer, so viel Irrfahrten, Anstrengungen, Heldenthaten, Arbeiten und Mühseligkeiten hatte der tapfere, treue Ritter Pecopin nur ein Ziel, Deutschland wiederzufinden, nur eine Hoffnung, in Falkenburg einzuziehen, nur einen Gedanken, Boldur wiederzusehen.

Durch den Talisman der Sultanin, den er immer bei sich trug, konnte er, wie man sich erinnern wird, weder altern, noch sterben.

Indeß zählte er dennoch traurig die Jahre. Zu der Zeit, wo er endlich das nördliche Frankreich erreichte, waren fünf Jahre verflossen, seit er Boldur nicht gesehen hatte. Bisweilen dachte er Abends daran, wenn er seit der Frühe gewandert war, und setzte sich auf einen Stein am Wege und weinte.

Dann ermunterte er sich und faßte wieder Muth: Fünf Jahre, dachte er, sind es, aber ich werde sie wiedersehen. Sie war fünfzehn Jahre alt, jetzt wird sie also zwanzig sein. Seine Kleider waren zerlumpt, seine Schuhe zerrissen, seine Füße blutig, aber Kraft und Freude waren wieder da, und er setzte seinen Weg fort.

So kam er in die Vogesen.

Neuntes Kapitel.

Worin man sieht, wie sich ein Zwerg in einem Wald unterhalten kann.

Eines Abends kam er, nachdem er den ganzen Tag zwischen Felsen gegangen war und einen Durchgang suchte, um an den Rhein hinabzusteigen, an einen Wald von Tannen, Eschen und Ahorn. Er zögerte nicht, hineinzutreten. Er ging länger, als eine Stunde darin, als plötzlich der Weg, den er verfolgte, sich in ein Gebüsch von Stechpalmen, Wachholderbeeren und wilden Himbeeren verlor. Neben dem Gebüsch war ein Morast. Von Müdigkeit erschöpft, vor Hunger und Durst sterbend, abgemagert, sah er von einer Seite zur andern, um ein Haus, eine Köhlerhütte oder ein Hirtenfeuer zu finden, als plötzlich eine Heerde Brandenten, die Flügel schlagend und schreiend, an ihm vorüberzog. Pecopin zitterte, da er diese fremden Vögel erkannte, die ihr Nest unter der Erde machen und die die Bauern in den Vogesen Fuchsgänse nennen. Er bog die Blätter der Stechpalme auseinander und sah überall im Gras den Meerfenchel, den Engelwurz, Nießwurz und die große Gentiane wachsen und blühen. Als er sich bückte, um sich genau davon zu versichern, traf eine Muschel, die auf dem Rasen lag, sein Auge. Er nahm sie auf; es war eine der Muscheln, die Perlen so groß wie Erbsen enthalten. Er erhob den Blick; ein Habicht schwebte über seinem Haupte.

Pecopin fing an unruhig zu werden. Man wird gestehen, er hatte Grund dazu. Die Stechpalmen und Himbeeren, die Fuchsgänse, die Zauberkräuter, die Muschel, der Habicht — Alles hatte wenig Beruhigendes. Er war also sehr aufgeregt und fragte sich ängstlich, wo er sei, als ein entfernter Gesang zu ihm drang. Er lauschte, es war eine heisere, gebrochene, ärgerliche, dumpfe und zugleich gellende Stimme, die Folgendes sang:

Mein kleiner See verhüllet in seiner Schatten Mitte
Die schöne Amphitrite; den schwärzlichen Neptun;
Auf meines Teichs verborgnen und hohen Bergen ruh'n
Der Kaiser Herr Neptunus, die Kön'gin Amphitrite.

Ich bin der Zwerg, mein Sohn ist der Titane,
Mein Tropfen Wasser macht zwei Oceane.

Ich ström' aus meinen Felsen, darauf ich Abends lehne,
Den blauen Fluß für jene, den grünen Fluß für ihn;
Ich gieß' aus meiner Grotte, darin nie Feuer glüh'n,
Den grünen Fluß für ihn, den blauen Fluß für jene.

Ich bin der Zwerg, mein Sohn ist der Titane,
Mein Tropfen Wasser macht zwei Oceane.

Ein Smaragd liegt verborgen in meiner Grotte Thone,
Ein Saphir ist versteckt in meiner Grotte Schrein.
Mein Smaragd, der vergehet, und wird zum schönen Rhein,
Mein Saphir, der zerschmelzet, zerfließt und wird die Rhone.

Ich bin der Zwerg, mein Sohn ist der Titane,
Mein Tropfen Wasser schafft zwei Oceane.

Pecopin konnte nicht mehr zweifeln. Der arme ermüdete Reisende war in dem Irrgarten. Das ist ein großer Wald, voll von Labyrinthen, Verstecken und Irrgängen, in dem der Zwerg Roulon geht. Der Zwerg Roulon bewohnt einen See in den Vogesen, auf dem Gipfel eines Berges, und weil er einen Bach zur Rhone und einen andern zum Rhein schickt, nennt der prahlerische Zwerg sich Vater des Mittelmeers und des Oceans. Sein Vergnügen ist, im Walde umherzuschweifen und die Reisenden darin irre zu führen. Wer einmal in diesem Irrgarten ist, kommt nie wieder heraus.

Das Lied und die Stimme waren Lied und Stimme des bösen Zwergs Roulon.

Der bestürzte Pecopin warf sich mit dem Gesicht auf die

Erde. Weh! rief er, es ist vorbei! ich werde Boldur niemals wiedersehen.

Doch! sagte wer neben ihm.

Zehntes Kapitel.

Equis canibusque.

Er stand wieder auf. Ein alter Herr in einem prächtigen Jagdhabit stand wenige Schritte von ihm. Dieser Edelmann war mit Allem versehen. Ein Hirschfänger mit goldgearbeitetem Griff hing an seiner Seite und an seinem Gürtel ein mit Zinn eingefaßtes, aus dem Horn eines Büffels gemachtes Jagdhorn. Es lag etwas Sonderbares, Unbestimmtes, Helles in diesem bleichen Gesicht, das, vom letzten Schein der Dämmerung beleuchtet, lächelte. Der alte Jäger, der so plötzlich an einem solchen Ort, zu einer solchen Stunde erschien, wäre euch gewiß ebenso sonderbar vorgekommen, wie mir, aber im Irrgarten denkt man nur an Roulon; dieser Alte war kein Zwerg, und das genügte Pecopin.

Der Alte hatte übrigens ein freundliches, gefälliges und gewinnendes Aeußere. Und dann war er, obwohl als Jäger gekleidet, so alt, so abgebraucht, so gekrümmt, so gebrochen, hatte so runzlichte und schwache Hände, daß es eine Schande gewesen wäre, Angst vor ihm zu haben. Sein Lächeln war, genau besehen, das banale, flache Lächeln eines schwachen Königs.

Was wollt Ihr von mir? fragte Pecopin.

Dich zu Boldur zurückbringen, sagte der alte Jäger, immer lächelnd.

Wann?

Bringe nur eine Nacht auf der Jagd mit mir zu.

Welche Nacht?

Die, welche anbricht.

Und ich soll Boldur wiedersehen?

Wenn unsere Jagdnacht vorbei ist, werde ich dich bei Sonnenaufgang am Thore von Falkenburg absetzen.

Bei Nacht jagen?

Warum nicht?

Das ist aber seltsam.

Pah!

Das ist aber ermüdend.

Nein.

Aber Ihr seid sehr alt.

Sorge nicht für mich.

Ich bin aber müde, den ganzen Tag gewandert und sterbe vor Hunger und Durst, sagte Pecopin. Ich kann nicht einmal reiten.

Der alte Herr machte von seinem Gürtel eine mit Silber eingelegte Flasche los und bot sie ihm an.

Trinke das.

Pecopin setzte begierig die Flasche an seine Lippen. Kaum hatte er einige Züge gethan, als er sich gestärkt fühlte. Er war jung, stark, munter, kräftig. Er hatte geschlafen, gegessen und getrunken. Es kam ihm bisweilen sogar vor, als hätte er zuviel getrunken.

Vorwärts, sprach er, laß uns die ganze Nacht gehen, laufen und jagen, ich bins zufrieden; aber Boldur sehe ich wieder?

Wenn diese Nacht vorbei ist, bei Sonnenaufgang.

Was für eine Sicherheit bietest du mir für dein Versprechen?

Meine Gegenwart, den Beistand, den ich dir geleistet

habe. Ich hätte dich hier vor Hunger, Müdigkeit und Elend sterben lassen, dich dem umherwandernden Zwerg des Sees Roulon preisgeben können, aber ich habe Mitleid mit dir gehabt.

Ich folge Euch, sagte Pecopin. Es ist abgemacht, morgen früh bei Sonnenaufgang in Falkenburg.

Holla! ihr Andern, herbei! zur Jagd! rief der alte Herr, indem er seine kümmerliche Stimme anstrengte.

Während er dies ins Dickicht rief, drehte er sich um, und Pecopin sah, daß er bucklig war; dann ging er einige Schritte vorwärts, und Pecopin sah, daß er hinkte.

Bei dem Ruf des alten Herrn kam eine Schaar Reiter, wie Prinzen gekleidet und wie Könige beritten, aus dem Dickicht des Waldes.

Sie reihten sich schweigend um den Alten, der ihr Herr zu sein schien. Alle waren mit Messern oder Spießen bewaffnet; er allein hatte ein Horn. Die Nacht war angebrochen; aber rings um die Edelleute herum standen zweihundert Diener, die zweihundert Fackeln trugen.

— **Ebbene**, sagte der Herr, **ubi sunt los perros?**

Dies Gemisch von Italienisch, Lateinisch und Spanisch mißfiel Pecopin.

Der Alte aber rief ungeduldig: die Hunde! die Hunde!

Er endete kaum, als ein fürchterliches Geheul das Gehölz erfüllte. Eine Meute kam herbei.

Eine treffliche, wahrhaft kaiserliche Meute. Diener in gelben Jacken und rothen Strümpfen, Jungen mit wildem Gesicht und ganz nackte Neger hielten sie kräftig an der Leine.

Nie war eine Versammlung Hunde vollständiger. Da gab es alle möglichen Hunde, in Gruppen nach ihrer Race und ihren Eigenschaften vertheilt und zusammengekoppelt. Die erste Koppel bestand aus hundert englischen Doggen und hundert

Windhunden mit zwölf Paar Tigerhunden und zwölf Paar Hirschhunden. Die zweite Koppel bestand ganz aus den weiß und roth getigerten Packern aus der Barbarei, tapfere Hunde, die kein Geräusch scheuen, drei Jahre gut bleiben, gern in den Schafstall fallen und zur hohen Jagd dienen. Die dritte Koppel war eine Legion von norwegischen Hunden: gelb, mit röthlicher Brust und einem weißen Flecken an der Stirn oder am Halse, die eine gute Nase und Muth haben und Gefallen am Hirsch finden; graue, auf dem Rücken gefleckte Hunde, mit Füßen wie Hasenläufe oder schwarz und roth gestreift. Die Auswahl war trefflich und kein Bastard unter den Hunden. Pecopin, der sich darauf verstand, sah unter den falben keinen einzigen gelben oder grauen, noch unter den grauen einen einzigen, der silbergrau gewesen wäre oder falbe Füße gehabt hätte. Alle waren ächt und gut. Die vierte Koppel war fürchterlich; es war eine dichte, geschlossene Masse der mächtigen, schwarzen Doggen von der Abtei Skt. Aubert in den Ardennen, die kurze Beine haben und nicht rasch laufen, die aber so vortreffliche Spürhunde geben und so wüthend Eber, Füchse und Stinkwild anpacken. Wie die norwegischen waren alle von guter Race, edle Hunde. Sie hatten einen mittlern Kopf, eher lang als dick, einen schwarzen, nie rothen Rachen, lange Ohren, krumme Lenden, starkes Kreuz, breite Füße, schöne Hüften, starke Afterklauen, einen Schwanz, der an der Wurzel dick, sonst dünn war, eine kräftige Brust, starke Klauen, einen trockenen Fuß wie ein Fuchsfuß. Die fünfte Koppel war orientalisch; sie mußte ungeheure Summen gekostet haben, denn es waren nur Hunde von Palimbotra, die den Stier zerreißen, Hunde von Cinquiti, die Löwen angreifen, und Hunde von Monomotopa, die einen Theil der Garde des Kaisers von Indien ausmachen. Uebrigens heulten alle, englische, barbareskische, norwegische, ardenner und indische, fürchter-

sich. Ein Parlament von Männern hätte es nicht besser gekonnt.

Pecopin war ganz entzückt über diese Meute. Seine ganze Jagdlust erwachte wieder.

Uebrigens war sie eigentlich, man wußte nicht, wo hergekommen, und er konnte nicht umhin, sich selbst zu sagen, daß es sonderbar sei, warum man sie bei diesem schrecklichen Gebell nicht eher gehört, als gesehen hatte.

Der Piqueur, der die ganze Jagd führte, stand wenige Schritte von Pecopin und kehrte ihm den Rücken zu. Pecopin ging auf ihn zu, um ihn nach etwas zu fragen, und klopfte ihm auf die Schulter; der Diener drehte sich um, er war maskirt.

Das machte Peeopin verstummen. Er begann sich selbst ernstlich zu fragen, ob er in der That dieser Jagd folgen wollte, als der Alte zu ihm trat. — Nun, was sagst Du von unsern Hunden?

Ich sage, mein schöner Herr, daß man, um so fürchterlichen Hunden folgen zu können, fürchterliche Pferde haben muß.

Der Alte setzte, ohne zu antworten, eine kleine, silberne Pfeife, die er an dem kleinen Finger der linken Hand trug, an den Mund und pfiff; das ist die Vorsicht eines Mannes, der Abenteuern ausgesetzt ist.

Bei diesem Pfiff hörte man ein Geräusch in den Bäumen, die Umstehenden machten Platz und vier Stallmeister in rother Livree kamen herbei, die zwei prächtige Pferde führten. Das erste war ein schöner spanischer Zelter, mit schulgerechtem Gang, feinem, schwarzem, hohem, rundem Huf, mit kurzen, mondförmigen Fesseln, trockenen, nervigen Füßen, und runden, zierlichen Knieen. Es hatte ein Bein, wie ein schöner Hirsch, eine breite, offene Brust, ein dickes, doppeltes Kreuz. Das andere war ein tartarischer Renner mit ungeheurer Croupe,

langem Rücken, runden Seiten und schöner Zeichnung. Sein mäßig, aber nicht zu sehr gebogener Hals war mit langen, flatternden Mähnen bewachsen; sein dichter Schweif hing bis auf die Erde. Unter seinen großen, funkelnden Augen war die Stirnhaut zusammengewachsen, sein Mund war groß, seine Ohren unruhig, seine Nüstern offen, er hatte einen Blessen, zwei weiße Füße, war voll Temperament und sieben Jahre alt. Das erste hatte ein Stirnblech, Harnisch und Kriegssattel; das zweite war weniger stolz, aber reicher gesattelt; es hatte ein silbernes Gebiß, goldgestickten Zaum, königlichen Sattel, brokatne Schabracke, hängende Quasten und nickenden Federbusch. Das eine scharrte, sprang, schnob, schäumte ins Gebiß, zerschlug die Kiesel und verlangte den Krieg. Das andere blickte rings herum, suchte Beifall, wieherte lustig, berührte den Boden nur mit der Spitze des Hufes, machte den König und paradirte aufs Beste. Alle beide waren schwarz wie Ebenholz. — Pecopin betrachtete erstaunt die beiden herrlichen Thiere.

Nun, sagte der Herr keuchend und hustend und immer lächelnd, welches nimmst Du?

Pecopin zauderte nicht und sprang auf den Zelter.

Bist Du in den Bügeln? rief ihm der Greis zu.

Ja, sagte Pecopin.

Da lachte der Alte laut, riß mit der einen Hand Decke, Federbusch, Sattel und Zaum von dem tartarischen Pferd, faßte es mit der andern bei der Mähne, sprang wie ein Tiger und preßte das stolze Thier zusammen, daß es an allen Gliedern zitterte; dann nahm er sein Horn von seinem Gürtel und fing eine so fürchterliche Fanfare an, daß der betäubte Pecopin glaubte, der schreckliche Greis habe den Donner in seiner Brust.

Elftes Kapitel.

Welchen Dingen man sich aussetzt, wenn man auf ein Pferd steigt, das man nicht kennt.

Beim Klang des Horns wurde der Wald in seinen Tiefen durch tausend sonderbare Lichter erhellt, Schatten liefen durch das Dickicht, ferne Stimmen riefen: Auf zur Jagd! Die Meute bellte, die Pferde schnoben und die Bäume zitterten wie in einem starken Wind.

In diesem Augenblicke schlug eine gesprungene Glocke, die in der Tiefe zu klagen schien, Mitternacht.

Beim zwölften Schlag setzte der alte Herr sein Horn noch einmal an den Mund, die Diener machten die Meute los, die losgelassenen Hunde fuhren wie eine Handvoll Steine aus einer Baliste auseinander, das Schreien und Heulen verdoppelte sich, und alle Jäger und Piqueure und der Greis und Pecopin stürzten im Galopp davon.

Es war ein rauher, heftiger, schneller, funkensprühender, schwindelnder, übernatürlicher Galopp, der Pecopin ergriff, ihn fortzog, mit sich riß, der in seinem Hirn alle Schritte des Pferdes wiederhallen ließ, als ob sein Schädel das Pflaster des Weges gewesen wäre, der ihn blendete wie ein Blitz, berauschte wie eine Orgie, aufregte wie eine Schlacht; ein Galopp, der bald Wirbel, ein Wirbel, der bald Orkan wurde.

Der Wald war ungeheuer, die Jäger unzählig, eine Lichtung folgte auf die andere, der Wind klagte, das Gestrüpp pfiff, die Hunde bellten, der kolossale Schatten eines ungeheuren Sechzehnenders erschien von Zeit zu Zeit durch das Gebüsch, und floh ins Halbdunkel und in die Helle. Pecopins Pferd schnob gewaltig, die Bäume neigten sich vor, um die

Jagd vorüberziehen zu sehen, und wandten sich zurück, wenn sie sie gesehen hatten, schreckliche Fanfaren ertönten bisweilen, dann schwiegen sie plötzlich und man hörte in der Ferne das Horn des alten Jägers.

Pecopin wußte nicht, wo er war. Als er bei einer von Tannen beschatteten Ruine, durch die sich ein Wasserfall oben von einer Porphyrmauer stürzte, vorübergaloppirte, glaubte er, das Schloß von Ribbeck zu erkennen. Dann sah er schnell zu seiner Linken Gebirge laufen, die ihm die untern Vogesen zu sein schienen; er erkannte hinter einander an der Form den Ban de la Roche, Champ du Feu, Climont und Ungersberg.

Einen Augenblick nachher war er in den obern Vogesen. In weniger als einer Viertelstunde war sein Pferd über den Giromagny, Rotaback, Sulz, Bärenkopf, Graisson, Bressoir, Haut de Honce, Lure, den großen Donon und den großen Ventron gesetzt. Diese großen Gipfel erschienen ihm in der Dunkelheit ohne Ordnung und ohne Verbindung; man hätte sagen können, daß ein Riese die große Kette des Elsaß umgestürzt habe. Er glaubte hie und da die Seen erkennen zu können, welche die Vogesen auf ihrer Spitze tragen, als wenn diese Gebirge unter dem Bauche seines Pferdes weggegangen wären. So sah er seinen Schatten sich im Haidensee und Kufensprung, in dem weißen und dem schwarzen See abspiegeln. Aber er sah ihn, wie die Schwalben, die mit dem Flügel den Spiegel der Teiche streifen; sobald er ihn sah, verschwand er. So sonderbar und hastig der Lauf indeß auch war, er wurde wieder ruhig, indem seine Hand den Talisman berührte und er daran dachte, daß man sich am Ende doch nicht vom Rhein entferne.

Plötzlich umschloß ihn ein dichter Nebel; die Berge wurden darin eingehüllt, dann verloren sie sich ganz darin, der Jagdlärm verdoppelte sich im Dunkeln und das spanische Roß

Pecopins galoppirte mit neuer Wuth. Der Nebel war so dicht, daß Pecopin kaum die aufrechtstehenden Ohren seines Pferdes vor sich sah. In so schrecklichen Momenten muß es gewiß eine große Anstrengung kosten und es ist ohne Zweifel ein Verdienst, wenn man seine Seele zu Gott und sein Herz zu seiner Geliebten erhebt. Das that der fromme, tapfere Ritter. Er dachte an den lieben Gott und an Boldur, und vielleicht mehr noch an Boldur, als an den lieben Gott, als die Klage des Windes zu einer Stimme zu werden schien, die ihm deutlich Heimburg sagte. In dem Augenblicke durchdrang eine große Fackel, die irgend ein Piqueur trug, den Nebel, und bei der Helle derselben sah Pecopin über seinem Kopf eine Weihe fliegen, die von einem Pfeil durchbohrt war und dennoch flog. Er wollte den Vogel betrachten, als sein Thier einen Satz machte; die Weihe schlug mit den Flügeln, die Fackel verschwand im Walde und Pecopin fiel in die alte Nacht zurück. Einige Augenblicke nachher sagte ihm der Wind: Vogtsberg; ein neuer Schein erhellte den Nebel, und Pecopin bemerkte darin einen Geier, dessen Flügel durch einen Spieß durchbohrt war, der aber dennoch flog. Er öffnete die Augen zum Sehen, den Mund zum Schreien, aber ehe er einen Blick geworfen, ehe er einen Schrei ausgestoßen, waren die Helle, der Geier und der Speer entschwunden. Sein Pferd hatte keinen Augenblick gestutzt und sich köpflings allen den Gespenstern entgegengeworfen, als wäre es das blinde Pferd des Dämons Paphos oder das taube Pferd des Königs Sisymordachus gewesen. Der Wind schrie zum dritten Male, und Pecopin hörte die traurige Stimme der Luft, die zu ihm sagte: Rheinstein; ein dritter Blitz färbte die Bäume im Nebel roth und ein dritter Vogel flog herbei. Es war ein Adler, der einen Bolz in seinem Bauch hatte und dennoch flog. Da dachte Pecopin an die Jagd des Pfalzgrafen, zu der er sich hatte verleiten

lassen, und schauderte. Aber der Galopp seines Thieres war so rasend, die Bäume und die unbestimmten Gegenstände der nächtlichen Gegend entflohen so rasch, die ganze Schnelligkeit war um Pecopin her so wunderbar, daß in ihm selbst nichts bleiben konnte. Die Erscheinungen und Gesichter folgten sich so verworren, daß er seine Gedanken nicht einmal bei seinen traurigen Erinnerungen festhalten konnte. Die Ideen fuhren durch seinen Kopf wie der Wind. Man hörte von fern immer das Geräusch der Jagd, und hie und da schrie der ungeheure Hirsch der Nacht in den Gehölzen.

Allmählig hatte der Nebel sich gehoben. Plötzlich wurde die Luft lau, die Bäume verwandelten ihre Form, die Pistazienbäume und Pinien von Aleppo erschienen auf den Felsen; ein großer, weißer Mond, von einem ungeheuren Hof umgeben, erhellte düster die Haiden. Und dennoch war es kein Mondscheintag.

Während Pecopin in der Tiefe eines Hohlwegs jagte, beugte er sich und rupfte eine Hand voll Gras aus. Beim Mondenschein prüfte er die Pflanzen und erkannte voller Angst die Anthylla vulneraria der Sevennen, die veronica filiformis und die gemeine Ruthe, deren häßliche Blätter in Klauen ausgehen. Eine halbe Stunde nachher war der Wind noch wärmer; sonderbare Meerwunder erfüllten von Zeit zu Zeit das Dickicht, er beugte sich noch einmal auf den Boden und riß wieder die Pflanzen aus, auf die er gerade stieß. Diesmal war es der Silberklee von Cette, die gestirnte Anemone von Nizza, Seetang von Toulon, das geranium sanguineum aus den untern Pyrenäen, das an seinen fünffach gezackten Blättern so kenntlich ist, und die astrantia major, deren Blume eine Sonne ist, die durch einen Ring, wie der Planet Saturn schimmert. Pecopin sah, daß er sich mit einer fürchterlichen Schnelligkeit vom Rhein entfernte; er hatte 100 Meilen zwischen

den beiden Handvoll Kräutern gemacht. Er hatte die Vogesen, die Sevennen durchzogen, in diesem Augenblick zog er durch die Pyrenäen. — Eher den Tod! dachte er, und wollte sich von seinem Pferde werfen. Als er sich aus dem Sattel schwingen wollte, fühlte er seine Füße von zwei eisernen Händen zusammen geschnürt. Er sah hin. Seine Bügel hatten ihn gefaßt und hielten ihn fest.

Fernes Geschrei, Gewieher und Gebell war entsetzlich; das Horn des alten Jägers, der der Jagd ungeheuer weit voraus war, blies düstere Weisen, und durch große bläuliche Aeste, die der Wind schüttelte, sah Pecopin die Hunde durch Teiche voll magischer Reflexe schwimmen.

Der arme Ritter gab sich auf, schloß die Augen und ließ sich forttragen.

Einmal öffnete er sie wieder, die Ofenhitze einer tropischen Nacht schlug ihm entgegen, unbestimmtes Tiger- und Schakalgeheul drang bis zu ihm; er sah Ruinen von Pagoden, auf deren Giebeln in langen Reihen Geier und Störche saßen; Bäume von bizarrer Form nahmen in den Thälern sonderbare Stellungen an; er erkannte den Banyan und Baobob; der Uenonbuyh pfiff, der oyra rameum surrte, der kleine Gonambuch sang. Pecopin war in einem indischen Wald.

Er schloß die Augen.

Dann öffnete er sie wieder. In einer Viertelstunde war auf die Luft des Aequators ein eisiger Wind gefolgt. Der Huf des Pferdes ließ das Eis knirschen. Die Rauhheit der Waldungen und Gebirge war schrecklich. Am Horizont lagen nur zwei oder drei Felsen von einer entsetzlichen Höhe, um welche Schwaden und Dünste flogen, und durch gräßliche, schwarze Büsche sah man große, weiße Meerflächen, auf die der Himmel Schneeflocken warf, und die Schaumflocken gen Himmel warfen.

Pecopin durchflog die Lerchenbäume von Biarmien, die am Nordkap sind.

Einen Augenblick nachher verfinsterte sich die Nacht, Pecopin sah nichts mehr, aber er hörte ein erschreckliches Geräusch und merkte, daß er neben dem Maelstrom, dem Tartarus der Alten und dem Nabel des Meeres, vorüberflog.

Was war das denn für ein schrecklicher Wald, der um die ganze Erde ging?

Der Sechzehnender erschien, immer fliehend und immer verfolgt, hie und da wieder. Die Schatten und der Lärm stürzten sich durcheinander auf seine Spur, und das Horn des alten Jägers übertönte Alles, selbst den Maelstrom.

Plötzlich stand das Pferd. Das Gebell hörte auf, Alles schwieg um Pecopin. Der arme Ritter, der seit einer Stunde die Augen geschlossen hatte, öffnete sie. Er stand vor der Façade eines kolossalen, düsteren Gebäudes, dessen helle Fenster ihn anzusehen schienen. Die Façade war schwarz wie eine Maske und lebendig wie ein Gesicht.

Zwölftes Kapitel.

Beschreibung einer schlechten Herberge.

Es möchte schwer sein zu sagen, was das Gebäude war. Es war ein Haus fest wie eine Citadelle, eine Citadelle prächtig wie ein Palast, ein Palast drohend wie eine Höhle, und eine Höhle stumm wie ein Grab.

Man hörte keine Stimme, sah keinen Schatten darin.

Um das Schloß, dessen ungeheure Größe etwas Uebernatürliches hatte, erstreckte sich unabsehbar der Wald. Kein Mond stand mehr am Himmel. Man sah nur einige Sterne, die roth wie Blut waren.

Das Pferd hatte am Fuß einer Treppe, die in einer großen verschlossenen Thür auslief, gehalten. Pecopin sah rechts und links und glaubte die ganze Façade entlang andere niedrige Treppen zu entdecken, an denen andere unbewegliche Ritter so wie er hielten und schweigend zu warten schienen.

Pecopin zog seinen Dolch und wollte mit dem Knopf an die Marmorbalustrade der Treppe schlagen, als plötzlich das Horn des alten Jägers neben dem Schloß, wahrscheinlich hinter der Façade, erklang. Dies Horn, dessen Schall die Bäume sichtlich bog, bließ ein schreckliches Hallali in die Finsterniß.

Es schwieg. Kaum hatte es geendet, als sich die äußeren Flügelthüren des Schlosses öffneten, wie wenn ein Wind von innen sie alle auf einmal aufgestoßen hätte. Ein Lichtstrom drang heraus.

Das Roß stieg die Treppe hinan und Pecopin trat in einen großen, prächtig beleuchteten Saal.

Die Mauern desselben waren mit Stickereien bedeckt, die Gegenstände aus der römischen Geschichte vorstellten. Das Getäfel war mit Cypressen und Elfenbein bekleidet. Oben ging eine Gallerie voll Blumen und Bäume herum, und in einem Winkel sah man unter einer Rotunde einen mit Agat gepflasterten Platz für die Damen. Das übrige Pflaster war Mosaik und stellte den trojanischen Krieg vor.

Sonst war Niemand da, der Saal leer. Es gibt nichts Traurigeres, als diese große Helle und diese große Oede.

Das Pferd, das von selbst ging und dessen Schritt dumpf auf dem Pflaster dröhnte, durchschritt langsam den ersten Saal und kam in einen zweiten, der ebenso erleuchtet, groß und öde war.

Große geschnitzte Cederbretter gingen rings im Saal herum, und in diese Bretter hatte ein Zauberkünstler wunderbare Gemälde von Gold und Perlmutter gefaßt. Es waren Schlachten,

Jagden, Feste, die Schlösser voll von künstlichem Feuer, von Wilden und Faunen belagert, vorstellten, Turniere und Seekriege mit allen Arten von Schiffen, die auf einem Ocean von Türkisen, Smaragden und Saphiren fuhren.

Unter diesen Gemälden war ein mit dem Meißel gearbeiteter Fries angebracht, der auf das kunstreichste gearbeitet, in den unzähligen Beziehungen, die sie unter einander haben, die drei Arten irdischer Geschöpfe, die Geist haben, vorstellte: die Riesen, Menschen und Zwerge; überall demüthigten die Riesen auf diesem Werk den Menschen, der kleiner als die Riesen und dummer als die Zwerge ist.

Die Decke schien indeß dem menschlichen Geist irgend eine boshafte Huldigung zu bringen. Sie war ganz aus Medaillons zusammengesetzt, in denen, von einem düstern Feuer beleuchtet und mit Pluto's Kronen geschmückt, die Porträts aller der Menschen glänzten, denen die Erde nützliche Erfindungen verdankt und die deßhalb Wohlthäter der Menschheit genannt sind. Jeder war wegen der Erfindung, die er gemacht, da. Arabus wegen der Medicin, Dädalus wegen der Labyrinthe, Pisistratus wegen der Bücher, Aristoteles wegen der Bibliotheken, Tubalcain wegen der Amboße, Architas wegen der Kriegsmaschinen, Noah wegen der Schifffahrt, Abraham wegen der Geometrie, Moses wegen der Trompete, Amphictyon wegen der Traumdeutung, Friedrich Barbarossa wegen der Falkenjagd, Herr Bachou aus Lyon wegen der Quadratur des Zirkels. In den Winkeln des Gewölbes hingen, als die Sternbilder dieses menschlichen Himmels, viele erlauchte Gesichter, Flavius, der den Compaß erfunden, Christoph Columbus, der Amerika entdeckte, Botargus, der die Saucen in der Küche ersonnen, Mars, der den Krieg erfunden, Faust, der die Buchdruckerkunst, der Mönch Schwarz, der das Pulver, und der Papst Pontian, der die Kardinäle erfunden hat.

Mehrere dieser berühmten Personen waren Pecopin unbekannt und zwar aus dem wichtigen Grunde, weil sie zu der Zeit, wo diese Geschichte vorgeht, noch nicht geboren waren.

Der Ritter drang so, wohin ihn sein Pferd führte, durch eine lange Reihe prächtiger Säle. In einem derselben bemerkte er auf der östlichen Seite folgende Inschrift mit goldenen Lettern: „Der Caoue der Araber, sonst Kaffee genannt, ist eine Pflanze, die in Masse im türkischen Reiche wächst und die man in Indien das Wunderkraut nennt, wenn sie folgendermaßen zubereitet ist: man nehme eine halbe Unze von dieser Pflanze, stoße sie zu Pulver, und lasse es in einer Pinte gewöhnlichen Wassers drei oder vier Stunden einziehen; dann lasse man es so kochen, bis ein Drittel davon verdunstet. Man trinke es allmählig und wie schlürfend. Personen von Stande versüßen es mit Zucker und aromatisiren es mit grauer Ambra."

Gegenüber auf der westlichen Seite blitzte folgende Inschrift: „Das griechische Feuer brennt im Wasser und besteht aus Weidenkohlen, Salz, Branntwein, Schwefel, Weihrauch und Kampher, der selbst allein ohne andere Mischung im Wasser brennt und jeden Gegenstand verzehrt."

In einem andern Saal war kein weiterer Schmuck, als das sehr ähnliche Portrait des Bedienten, der beim Fest des Trimalchio um die Tafel ging und mit herrlicher Stimme die Saucen besang, in denen Benzoeharz war.

Ueberall waren Fackeln, Armleuchter, Kerzen und Kronleuchter, die von ungeheuren Kupfer- und Stahlspiegeln zurückgestrahlt wurden und in den endlosen, reichen Zimmern funkelten, in denen Pecopin keinem menschlichen Wesen begegnete, und durch die er mit stierem Blick und wirrem Geist allein, unruhig, erschreckt, voll der unaussprechlichen Gedanken, die einem Träumer im Walde kommen, schritt.

Endlich gelangte er an eine Thür von röthlichem Metall: über der in einem Laubwerk von Edelsteinen ein goldener Apfel hervortrat, und auf dem Apfel las er folgende beide Zeilen:

Adam hat die Mahlzeit erfunden.
Eva hat den Nachtisch erfunden.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Herberge, so die Tafel.

Als er die ironische Bedeutung dieser Inschrift ergründen wollte, öffnete die Thür sich langsam. Das Pferd trat hinein und Pecopin war wie ein Mensch, der plötzlich aus dem hellen Sonnenlichte in einen Keller tritt. Die Thür hatte sich hinter ihm geschlossen und der Ort, in den er getreten, war so düster, daß er im ersten Augenblick glaubte, er sei blind geworden. Er bemerkte nur in einiger Entfernung eine bleiche Helle. Allmählig gewöhnten sich seine Augen, die durch die unnatürliche Helle der Vorzimmer, durch die er gekommen, geblendet waren, an die Dunkelheit, und er fing an die tausend ungeheuren Pfeiler eines weiten babylonischen Saals zu unterscheiden. Die Helle, die in der Mitte des Saals war, nahm eine bestimmte Form an, und in wenigen Augenblicken sah der Ritter im Dunkel mitten in einem Walde von dicken Säulen eine große, von einem Leuchter mit sieben Armen, an deren Spitzen sieben blaue Flammen flackerten, spärlich erhellte Tafel hervortreten.

Oben an dieser Tafel saß auf einem Thron von grünem Golde ein eherner Riese, der lebendig war. Der Riese war Nimrod. Zu seiner Rechten und Linken saßen auf eisernen Stühlen eine Menge bleicher, stummer Gäste, die Einen mit

maurischen Mützen, die Andern mit mehr Perlen bedeckt, als der König von Bisnagar.

Pecopin erkannte darin alle die berühmten Jäger, die in der Geschichte fortleben: den König Mithrobuzanes, den Tyrannen Machanidas, den römischen Consul Aemilius Barbula II.; Rollo, den Meerkönig, Swentibold, den unwürdigen Sohn des großen Arnulph, Königs von Lothringen, Haganon, Günstling Karls von Frankreich, Herbert, Grafen von Vermandois; Wilhelm Tête-d'Etoupe, Grafen von Poitiers, Stammherrn des erlauchten Hauses von Rechignevoisin, den Papst Vitalianus, Fardulfus, Abt von Saint-Denis, Athelstan, König von England, und Aigrold, König von Dänemark.

Neben Nimrod lehnte der große Cyrus, der 2000 Jahr vor Christi Geburt das persische Reich gründete, und der sein Wappen auf der Brust trug; es besteht, wie man weiß, aus einem silbernen Löwen im grünen Felde, mit einer goldenen Lorbeerkrone mit goldenem, gezacktem Rande und Rachen, mit acht Dreiblättern mit silbernem Schwanz.

Diese Tafel wurde nach der kaiserlichen Etikette bedient und an den vier Ecken waren vier ausgezeichnete und berühmte Jägerinnen: die Königin Emma, die Königin Ogive, die Mutter Ludwigs d'Outre-mer, die Königin Gerberge und Diana, die in ihrer Eigenschaft als Göttin einen Thronhimmel und ein Besteck wie die drei Königinnen hatte.

Keiner der Gäste aß, keiner sprach, keiner sah sich um. Ein großer leerer Raum mitten im Tischtuch schien darauf zu warten, daß man die Speisen auftrage, und nur Flaschen standen auf dem Tisch, in denen tausend Getränke der verschiedenen Länder funkelten, der Palmenwein aus Indien, der Reiswein aus Bengalen, das destillirte Wasser aus Sumatra, der Arak der Japaner, der Pamplis der Chinesen und der Pechmez der Türken. Hie und da schäumten große reichgear-

beitete thönerne Krüge von dem Getränk, das die Norwegen Wel, die Gothen Buska, die Kärnthner Bo, die Slavonier Oll, die Dalmatier Bieu, die Ungarn Ser, die Böhmen Piva, die Polen Pwo und wir Bier nennen.

Neger, die Dämonen glichen, oder Dämonen, die Negern glichen, umgaben stehend, stumm, die Serviette über dem Arm, die Gießkanne in der Hand, den Tisch. Jeder Gast hatte, wie es sich ziemt, seinen Zwerg neben sich. Frau Diana hatte ihren Windhund.

Als er aufmerksam in die dunkelsten Tiefen dieses sonderbaren Orts blickte, sah Pecopin, daß in der fast endlosen Größe des Saales eine Menge Zuschauer waren; alle wie er zu Pferde und im Jagdhabit; Schatten der Dunkelheit, Statuen der Unbeweglichkeit, Gespenster dem Schweigen nach. Unter den nächsten glaubte er die Reiter zu erkennen, die den alten Jäger im Irrgarten begleiteten. Wie ich eben sagte, Gäste, Diener, Umstehende beobachteten ein schreckliches Schweigen, und eher als einen Athemzug dieser Menge hätte man die Steine eines Grabes flüstern hören.

Es war sehr kalt in der Dunkelheit; Pecopin war bis auf die Knochen erstarrt, und doch fühlte er den Schweiß von allen Gliedern herabfließen.

Auf einmal ertönte das Geheul wieder, anfangs fern, bald laut, lustig und wild; dann mischte sich plötzlich das Horn des alten Jägers darunter und begann mit triumphirender Pracht ein herrliches, ganz sonderbares und neues Hallali anzustimmen, das mehrere Jahrhunderte nachher von Roland de Lattre in einer nächtlichen Begeisterung wiedergefunden wurde, und diesem großen Musiker den 6. April 1574 die Ehre verschaffte, von dem Papst Gregor XIII. zum Ritter von St. Peter mit dem goldenen Sporn de numero participantium gemacht zu werden.

Bei diesem Geräusch erhob Nimrod den Kopf, der Abt Fardulfus wandte sich halb um, und Cyrus, der sich auf den rechten Ellenbogen gestützt hatte, stützte sich auf den linken.

Vierzehntes Kapitel.

Neue Art vom Pferd zu fallen.

Das Gebell und das Horn näherten sich; eine große Thür, die derjenigen gegenüberstand, durch welche Pecopin gekommen war, öffnete sich weit, und der Ritter sah in einer langen, dunkeln Galerie die zweihundert fackeltragenden Diener kommen, die auf ihrer Schulter eine ungeheure Schüssel von grünem Golde trugen, in der mitten in einer gewaltigen Sauce der Sechzehnender gebraten, schwärzlich und rauchend lag.

Vor den zweihundert Dienern, deren Fackeln roth wie glühendes Eisen waren, kam der alte Jäger, sein Büffelhorn in der Hand haltend und auf seinem mit Schaum bedeckten tartarischen Renner sitzend. Er stieß nicht mehr in sein Horn, sondern lachte fröhlich mitten unter dem unerhörten Geheul der Meute, die den Hirsch begleitete, immer von dem maskirten Piqueur geführt.

In dem Augenblick, wo das Geleit aus der Galerie in den Saal trat, wurden die Fackeln der Diener blau und die Hunde verstummten auf einmal. Diese ungeheuren Doggen mit Löwenrachen und Tigergebrüll folgten hinter einander ihrem Herrn mit langsamem Schritt, gesenktem Kopf, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt und mit vor Schrecken zitternden Lenden und bittenden Augen bis an den Tisch, wo noch immer hohläugig, unbeweglich und bleich wie Marmorgesichter, die stummen Gäste saßen.

Bei der Tafel angekommen, sah der Alte den traurigen

Gestalten ins Gesicht und lachte: Hombres y mugeres, vos otros, belle signore, domini et dominae, amigos mios, wie steht's Befinden?

Du kommst sehr spät, sagte der eherne Mann.

Ich hatte einen Freund, dem ich die Jagd zeigen wollte, antwortete der Greis.

Gut, entgegnete Nimrod, aber sieh!

Zugleich streckte er den Daumen seiner rechten Hand über seine eherne Schulter und zeigte hinter sich in die Tiefe des Saals. Das Auge Pecopins folgte maschinenmäßig, wohin der Riese zeigte, und sah von fern auf den schwarzen Mauern weißliche Spitzbögen sich abzeichnen, als wenn es hie und da leise von dem ersten Morgengrauen getroffene Fenster wären.

So muß man eilen, sagte der Jäger darauf.

Und auf ein Zeichen, das er ihnen gab, schickten sich die zweihundert Fackelträger von den Negern unterstützt an, den gebratenen Hirsch am Fuß des siebenarmigen Leuchters auf den Tisch zu setzen.

Da stieß Pecopin seinem Roß die Sporen in die Seiten, und es gehorchte ihm sonderbarer Weise, vielleicht weil das Herannahen des Morgens den Zauber schwächte. Er trieb sein Pferd zwischen die Diener und den Tisch, stellte sich aufrecht in die Bügel, nahm sein Schwert in die Hand, sah finster, eins nach dem andern, die traurigen Gesichter der Tafel und den alten Jäger an und rief mit Donnerstimme: Wer ihr auch seid, Gespenster, Larven, Erscheinungen und Gesichter, Kaiser oder Dämonen, ich verbiete euch, einen Schritt weiter zu thun, oder sonst, Gott soll mir helfen, will ich euch Alle lehren, und selbst dich, du Mann von Erz, wie auf dem Schädel eines Gespenstes der eiserne Schuh eines lebendigen Ritters drückt! Ich bin in der Höhle der Schatten, aber ich werde nach meinem Belieben und Gutdünken wirkliche, schreckliche Dinge thun!

Mischt euch nicht hinein, meine Herren! Und du, der mich belogen hat, du alter Taugenichts, du kannst wohl wie ein junger Mann blank ziehen, da du mit mehr Wuth als ein Stier in dein Horn stößest. Parire, oder bei Gott, ich stoße dir das Schwert durch den Bauch, und wärest du der König Pluto selbst!

— Ah, seid Ihr da, mein Theurer! sagte der Alte. Wollt Ihr mit uns zu Nacht essen?

Das Lächeln, das diese höfliche Einladung begleitete, brachte Pecopin auf. — Hüte dich, alter Narr! du hast mir was versprochen und mich getäuscht.

So? warte bis ans Ende; was weißt du davon?

Hüte dich, sage ich dir!

Ah, mein lieber Freund, Ihr packt die Sache unrecht an.

Gib mir Boldur zurück, wie du mir versprochen hast!

Wer sagt Euch denn, daß ich sie Euch nicht wiedergeben will? Was werdet Ihr aber thun, wenn Ihr sie wiederseht?

Sie ist meine Braut, das weißt du, Elender, und ich will sie heirathen, sagte Pecopin.

Da wird es wahrscheinlich ein trauriges, unglückliches Paar mehr geben, antwortete der alte Jäger kopfschüttelnd. Aber was geht mich das am Ende an? Es muß so sein. Das schlechte Beispiel wird den Männern und Weibern hier unten von dem Mann und dem Weib da oben, von Sonne und Mond, die eine abscheuliche Wirthschaft führen und nie zusammen sind, gegeben.

Laßt den Spott, rief der Ritter, oder ich vernichte dich, vernichte diese Dämonen und ihre Göttinnen und führe sie aus dieser Höhle ab.

Der Alte antwortete mit einem Gaunerlächeln: Führe ab, mein Freund! da ist das Recept: Sennesblätter, Rhabarber, Glaubersalz. Die Sennesblätter reinigen den Magen, der

Rhabarber spült den Zwölffingerdarm aus und das Glaubersalz fegt die Gedärme rein.

Wüthend stürzte sich Pecopin mit gezücktem Schwert auf ihn los; kaum hatte das Pferd aber einen Schritt gethan, als er es zittern und zusammensinken fühlte. Eine kalte, weiße Tageshelle drang in die Höhle und huschte die blauen Wände entlang. Den alten, immer lächelnden und immer unbeweglichen Jäger ausgenommen, begannen alle Umstehenden zu verschwinden. Der Leuchter und die Fackeln erloschen; das Auge der Gespenster, das die trotzige Anrede Pecopins einigermaßen belebt hatte, war todt; und durch den ungeheuren ehernen Riesen Nimrod unterschied Pecopin wie durch eine Glasscheibe deutlich die Pfeiler im Hintergrunde des Saals.

Sein Pferd wurde unbeweglich und schwand allmählig unter ihm zusammen. Pecopins Füße berührten fast die Erde.

Plötzlich krähte ein Hahn. Es lag etwas Schreckliches in diesem hellen, metallischen, vibrirenden Krähen, das Pecopin wie ein Schwert durchdrang. In demselben Augenblick zog ein frischer Luftzug vorüber, sein Pferd verschwand unter ihm, er schwankte und wollte fallen. Als er wieder aufstand, war Alles verschwunden.

Er stand allein auf dem Boden, das Schwert in der Hand, in einer mit Haide bewachsenen Schlucht, wenige Schritte von einem Bache, der in den Felsen schäumte, vor der Thür eines alten Schlosses. Der Tag erschien. Er hob die Augen auf und stieß einen Freudenschrei aus. Das Schloß war die Falkenburg.

Fünfzehntes Kapitel.

Worin man sieht, welche rhetorische Form der liebe Gott am liebsten gebraucht.

Der Hahn krähte zum zweiten Mal. Sein Ruf tönte aus dem Hühnerhof des Schlosses. Dieser Hahn, dessen Stimme um Pecopin her das Schloß voll der Zaubereien und nächtlichen Jäger so eben zerstört hatte, hatte vielleicht dieselbe Nacht die Brodkrumen, die jeden Abend aus den gesegneten Händen Boldurs fielen, aufgepickt.

O Macht der Liebe! edle Kraft des Herzens! warmer Strahl der schönen Leidenschaften und schönen Jahre! Kaum hatte Pecopin diese geliebten Thürme wiedergesehen, als ihm das frische, blendende Bild seiner Braut erschien und ihn mit Lust erfüllte, als er wie einen Rauch alles Elend der Vergangenheit, die Gesandtschaften, die Könige, die Reisen, die Gespenster und die entsetzliche Höhle von Erscheinungen, aus der er kam, verschwinden fühlte.

Gewiß nicht mit erhobenerem Haupte und flammenderem Auge ging der gekrönte Priester, von dem das Speculum historiale spricht, mitten aus den Gespenstern, nachdem er das düstere, prachtvolle Innere des gekrönten Drachens besucht hatte. Und weil diese schreckliche Figur dem, der diese Geschichten erzählt, erschien, so will er ihr einen Fluch nachwerfen und diesem falschen Weisen, der zwei Gesichter hatte, eins nach dem Licht, das andere nach dem Dunkel gekehrt, der für Gott der Papst Sylvester II. und für den Teufel der Zauberer Gerbert war, ein Brandmal aufdrücken!

Verräthern und doppelzüngigen Menschen gegenüber ist der Haß eine Pflicht. Jeder Pariser braucht im Vorübergehen

einen Stein für Périnet Leclerq, jeder Spanier für den Grafen Julian, jeder Christ für Judas, jeder Mensch für Satan.

Uebrigens wollen wir nicht vergessen, daß Gott unabänderlich den Tag neben die Nacht, das Gute neben das Böse, den Engel dem Teufel gegenüber setzt. Das strenge Walten rührt überall von diesem ewigen und erhabenen Gegensatz her. Es scheint, daß Gott unaufhörlich sagt: Wählt! Im elften Jahrhundert stellte er dem cabalistischen Priester Gerbert den keuschen und weisen Emuldus entgegen. Der Zauberer war Papst, der weise Doktor Arzt. So daß die Menschen unter demselben Himmel, während derselben Ereignisse und derselben Zeit, die weiße Wissenschaft im schwarzen Rock und die schwarze Wissenschaft im weißen Rock sehen konnten.

Pecopin hatte sein Schwert wieder in die Scheide gesteckt und ging mit großen Schritten auf die Burg zu, deren Fenster, schon von einem Strahl der Morgensonne beleuchtet, den Morgen anzulächeln schienen. Als er sich der Brücke, von der jetzt nur noch ein Bogen übrig ist, näherte, hörte er eine Stimme hinter sich, die ihm sagte: Nun, Ritter von Sonneck, habe ich mein Versprechen gehalten?

Sechzehntes Kapitel.

Worin die Frage behandelt ist, ob man einen wiederkennen kann, den man nicht kennt.

Er wandte sich um. Zwei Männer standen in der Haide. Der eine war der maskirte Piqueur, und Pecopin zitterte, da er ihn sah. Er trug eine große, rothe Schreibtafel unter dem Arm. Der andere war ein kleiner, buckliger, hinkender und sehr häßlicher Mann. Er hatte mit Pecopin gesprochen und Pecopin dachte nach, wo er dies Gesicht gesehen habe.

Erkennst du mich denn nicht mehr, mein Edler? nahm der Bucklige wieder das Wort.

Doch, sagte Pecopin.

Der Tausend!

Ihr seid der Sklav vom rothen Meer.

Ich bin der Jäger aus dem Irrgarten, erwiederte der kleine Mann.

Es war der Teufel.

Meiner Treu, fuhr Pecopin fort, seid was Ihr wollt, da Ihr mir aber im Ganzen Wort gehalten habt, da ich vor Falkenburg bin, da ich Boldur wiedersehen soll, so bin ich der Eure, mein Herr, und danke Euch in aller Ordnung.

Diese Nacht klagtest du mich an; was sagte ich dir?

Ihr sagtet: Warte das Ende ab!

Jetzt dankst du mir und ich sage dir wieder: Warte das Ende ab! Du warst vielleicht zu schnell mich anzuklagen, und eilst jetzt zu sehr mir zu danken.

Während der Bucklige so sprach, hatte er einen unbeschreiblichen Ausdruck in seinem Gesicht. Die Ironie ist das eigentliche Gesicht des Teufels; Pecopin zitterte.

Was wollt Ihr damit sagen?

Der Teufel zeigte auf den maskirten Piqueur: Erkennst du den Mann wieder?

Ja.

Kennst du ihn?

Nein.

Der Piqueur demaskirte sich, es war Erilangus. Pecopin fühlte seine Glieder zittern. Der Teufel fuhr fort:

Du warst mein Gläubiger, Pecopin; ich bin dir zwei Dinge, diesen Buckel und diesen hinkenden Fuß schuldig. Nun bin ich ein guter Schuldner. Ich habe deinen alten Diener Erilangus aufgesucht, um mich von deinen Neigungen zu unterrichten. Er

hat mir erzählt, du liebest die Jagd. Da sagte ich denn: Es wäre Schade, wenn man den schönen Jäger nicht die schwarze Jagd mitmachen ließe. Als die Sonne unterging, fand ich dich im Gehölz. Du warst im Irrgarten. Ich kam zu rechter Zeit. Der Zwerg Roulon wollte dich für sich nehmen, ich nahm dich für mich.

Pecopin schauderte unwillkürlich. Der Teufel fügte hinzu:

Hättest du deinen Talisman nicht gehabt, so hätte ich dich behalten. Aber es ist besser, daß es so ist; die Rache muß aus verschiedenen Gewürzen bestehen.

Was willst du am Ende aber damit sagen, Satan? entgegnete Pecopin mit Nachdruck.

Der Teufel fuhr fort: Um Erilangus für seine Auskunft zu belohnen, habe ich ihn zu meinem Buchhalter gemacht. Er hat guten Lohn.

Schlechter Schelm, willst du endlich sagen, was das heißen soll? rief Pecopin.

Was hatte ich dir versprochen?

Nach dieser Nacht, die ich mit dir auf der Jagd zubrächte, würdest du mich bei Sonnenaufgang nach der Falkenburg führen.

Da bist du.

Sag mir, Teufel, ist Boldur todt?

Nein.

Ist sie verheirathet?

Nein.

Hat sie den Schleier genommen?

Nein.

Ist sie nicht mehr in Falkenburg?

Doch.

Liebt sie mich nicht mehr?

Immer.

Wenn du die Wahrheit sprichst, rief Pecopin, Athem holend, als sei er von dem Gewicht eines Gebirges befreit, so danke ich dir, wer du auch seist und was auch komme.

So geh! sagte der Teufel, du bist zufrieden und ich auch.

Bei diesen Worten nahm er Erilangus in seine Arme, obwohl er klein und Erilangus groß war, dann machte er, sein ungestaltes Bein um das andere schlingend und sich auf die Zehen stellend, eine Pirouette, und Pecopin sah ihn wie einen Bohrer in die Erde versinken. Nach einer Sekunde war er verschwunden.

Aus der Erde, die sich über dem Teufel schloß, kam eine kleine violette, mit grünen Funken besäte Helle, die lustig mit vielen Sprüngen und Sätzen bis zum Wald sprang, wo sie einige Zeit unbeweglich und wie an die Bäume gelehnt stehen blieb, sie mit tausend Lichtschattirungen färbend, sowie der Regenbogen sich unter die Blätter mischt.

Siebenzehntes Kapitel.

Was an der Thür geschah.

Pecopin zuckte die Achseln. — Boldur lebt, Boldur ist frei, dachte er, und Boldur liebt mich! Was kann ich fürchten? Gestern Abend waren es, ehe ich diesem Teufel begegnete, gerade fünf Jahre, daß ich sie verlassen hatte. Nun, heute sind es fünf Jahre und ein Tag! Ich werde sie schöner als je wiedersehen. Das Weib ist das schöne Geschlecht und zwanzig Jahre sind das schöne Alter.

In dieser Zeit derber Treue kümmerte man sich nicht um fünf Jahre.

Während er so mit sich selbst sprach, näherte er sich dem Schlosse und erkannte freudig jeden Vorsprung des Portals,

jede Zacke der Zinnen und jeden Bogen der Zugbrücke. Er fühlte sich glücklich und gut aufgenommen. Der Söller des Hauses, der uns als Kinder gesehen hat, lächelt, wenn er uns als Männer wiedersieht, wie das zufriedene Auge einer Mutter.

Da er über die Brücke ging, bemerkte er neben dem dritten Bogen eine sehr schöne Eiche, deren dichtes Haupt die Brustwehr um vieles überragte. Das ist sonderbar, dachte er, es war früher kein Baum da. Indeß erinnerte er sich, daß er zwei oder drei Wochen vor dem Tage, an dem er der Jagd des Pfalzgrafen begegnet war, mit Boldur Eicheln und Knöchelchen gespielt hatte, und daß er sich an die Brustwehr der Brücke gelehnt und gerade an der Stelle eine Eichel hatte in den Graben fallen lassen. Teufel, dachte er, aus der Eichel ist in fünf Jahren eine Eiche geworden. Der Boden ist gut.

Vier Vögel, ein Häher, eine Amsel, eine Elster und ein Rabe schwatzten nach Leibeskräften auf der Eiche. Pecopin achtete darauf so wenig, als auf die Taube, die im Taubenschlage girrte, und auf die Henne, die im Hühnerhof gackerte. Er dachte nur an Boldur und eilte vorwärts.

Die Sonne war aufgegangen und die Diener ließen die Zugbrücke nieder. Als Pecopin unter dem Thor stand, hörte er hinter sich ein sehr entferntes, aber doch sehr deutliches Gelächter. Er wandte sich um und sah Niemand. Es war der Teufel, der in seiner Höhle lachte.

Unter dem Gewölbe war ein Wasserbehälter, das der Schatten und der Wiederschein zu einem Spiegel machten. Der Ritter neigte sich darüber.

Nach den Mühseligkeiten der Reise, die ihm kaum einige Lumpen auf dem Leibe gelassen hatten, erwartete er, besonders nach den Stößen dieser übernatürlichen Jagdnacht, er würde vor sich selbst erschrecken müssen. Durchaus nicht. War es die Kraft des Talismans, den ihm die Sultanin gegeben hatte,

war es die Wirkung des Elixirs, das ihn der Teufel hatte trinken lassen, er war reizender, frischer, jünger und kräftiger, als je. Was ihn am meisten wunderte, war, daß er sich mit ganz neuen und prächtigen Kleidern bedeckt sah. Seine Gedanken waren in seinem Gehirn so verwirrt, daß er sich nicht mehr erinnern konnte, zu welcher Stunde der Nacht man ihn so angekleidet hatte. Er war sehr schön so. Er hatte das Kleid eines Prinzen und die Miene eines Genius.

Während er sich so einigermaßen verwundert, aber sehr zufrieden und höchst selbstgefällig betrachtete, hörte er ein zweites Gelächter, noch lustiger als das erste, hinter sich. Er wandte sich um und sah Niemand. Es war der Teufel, der in seiner Höhle lachte.

Er durchschritt den Ehrenhof. Die Waffenknechte verbeugten sich auf den Mauerzinnen; keiner erkannte ihn und er erkannte keinen. Die Mägde mit kurzen Unterröcken, welche die Leinwand am Zuber klopften, wandten sich um; keine erkannte ihn und er erkannte keine. Aber er sah so gut aus, daß man ihn vorbei ließ. Stolzes Aeußeres setzt stolzen Namen voraus.

Er kannte den Weg und richtete sich nach der kleinen Wendeltreppe, die nach der Kammer Boldur's führte. Während er über den Hof ging, kam es ihm vor, als seien die Façaden des Schlosses etwas dunkler und runzliger geworden, als wäre das Ephеu an den nördlichen Mauern ungewöhnlich dick und der Wein an den südlichen Mauern merkwürdig groß geworden. Aber wundert sich ein verliebtes Herz über einige schwarze Steine und einige Blätter mehr oder weniger?

Als er an die Treppe kam, hatte er Mühe, die Thüre zu erkennen. Es war ein Halbgewölbe, und als Pecopin außer Land gegangen war, hatte Boldur's Vater den Eingang mit sehr schönem weißem Heidelberger Sandstein aufbauen lassen. Nun war dieser Eingang, der nach Pecopins Rechnung kaum

fünf Jahre gebaut war, jetzt sehr braun und ganz von Kräutern zerspaltet und durchwachsen und schirmte in seinem Bogen drei oder vier Schwalbennester. Aber wundert sich ein verliebtes Herz über einige Schwalbennester?

Wenn die Blitze gewöhnlich die Treppen hinaufstiegen, würde ich Pecopin mit ihnen vergleichen. In einem Augenblicke war er im fünften Stock vor der Thüre Boldur's. Diese Thüre war wenigstens weder schwarz, noch verändert; sie war immer rein, freundlich, nett und ohne Flecken, mit einem Schloß, das wie Silber glänzte, mit Holzknoten, die hell wie das Auge eines schönen Mädchens waren, und man sah eben die Thüre wieder, welche die jungfräuliche Kastellanin jeden Morgen durch ihre Frauen waschen ließ. Der Schlüssel steckte im Schloß, als wenn Boldur ihren Pecopin erwartet hätte.

Er brauchte nur den Schlüssel in die Hand zu nehmen und hineinzutreten. Er blieb stehen. Er war außer Athem vor Freude, Zärtlichkeit und Glück und einigermaßen auch, weil er fünf Treppen hinaufgestiegen war. Große rosenrothe Flammen gingen vor seinen Augen vorüber und es schien ihm, daß sie seine Stirn erfrischten. Ein Brausen erfüllte seinen Kopf; sein Herz schlug in seinen Schläfen.

Als dieser erste Moment ruhig und es in ihm still geworden war, lauschte er. Wie soll ich sagen, was sich in dieser armen, von Liebe trunkenen Seele bewegte? Er hörte durch die Thüre in der Kammer das Geräusch eines Spinnrades.

Achtzehntes Kapitel.

Aus dem nachdenkende Geister kennen lernen, was die unverschämteste Veränderung ist.

Dem scharfen Ton nach konnte es nicht das Spinnrad Boldur's sein, vielleicht war es nur das einer ihrer Frauen,

denn neben ihrer Kammer hatte Bolbur ihr Betpult, an dem sie oft ganze Tage zubrachte. Wenn sie viel spann, so betete sie noch mehr. Das sagte sich Pecopin ungefähr, aber hörte dennoch das Spinnrad voll Freude. Das sind die Dummheiten eines Menschen, der verliebt ist, und die man besonders macht, wenn man ein großes Herz und einen großen Geist hat.

Augenblicke wie der, in dem Pecopin sich befand, sind aus Ekstase, die warten, und Ungeduld, die eintreten möchte, zusammengesetzt. Dies Gleichgewicht dauert einige Minuten, dann kommt ein Augenblick, wo die Ungeduld siegt. Pecopin legte endlich zitternd die Hand an den Schlüssel, er drehte sich im Schloß herum, der Riegel wich, die Thüre öffnete sich, er trat ein.

Ah, dachte er, ich habe mich geirrt, es ist nicht Bolburs Rad.

In der That war wohl Jemand in der Kammer, der spann, aber es war ein altes Weib. Ein altes Weib ist zu wenig, es war eine alte Fee, denn die Feen allein erreichen dies fabelhafte Alter, diese hundertjährige Erschlaffung. Denn diese Frau mußte nothwendig mehr als hundert Jahre haben. Stellen Sie sich, wenn Sie können, ein armes, kleines, menschliches oder übermenschliches Geschöpf vor, gebeugt, gebückt, gebrochen, verwittert, verkümmert und verrostet, mit weißen Augenbrauen und Haaren, schwarzen Lippen und Zähnen, sonst gelb, mager, kahl, schrecklich zitternd und häßlich. Und wenn Sie irgend eine Idee von diesem Gesicht, in dem tausend Runzeln um den Mund, wie die Speichen eines Rades um die Axe, zusammenlaufen, sich machen wollen, so stellen Sie sich die unverschämte Metapher der Lateiner, anus, lebendig vor. Dies verehrungswürdige und schreckliche Wesen saß oder kauerte, die Augen auf sein Spinnrad gerichtet und den Rocken wie eine Parze in der Hand, neben dem Fenster.

Die gute Dame mußte wahrscheinlich sehr taub sein, denn bei dem Geräusch, das die Thüre, die sich öffnete, und Pecopin, der hereintrat, machten, regte sie sich nicht.

Indeß nahm der Ritter sein Baret ab, wie es sich vor Personen von so hohem Alter schickt, und sprach, einen Schritt vorwärts machend: — Liebe Frau, wo ist Boldur?

Die hundertjährige Dame hob die Augen, ließ den Faden fallen, zitterte mit allen ihren kleinen Gliedern, stieß einen kleinen Schrei aus, erhob sich halb vom Stuhl, streckte nach Pecopin ihre langen, skelettartigen Hände aus, heftete ein todtes Auge auf ihn und sagte mit einer schwachen, keuchenden Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien: — O Himmel, Ritter Pecopin! was wollt Ihr? braucht Ihr Messen? O mein Gott! Ritter Pecopin, Ihr seid also todt, weil Euer Geist wiederkommt.

Wahrhaftig! gute Frau, — sagte Pecopin lachend und sehr laut sprechend, damit Boldur ihn höre, wenn sie am Betpult sei, und einigermaßen verwundert, daß diese Alte seinen Namen wußte — ich bin nicht todt. Mein Geist erscheint nicht; ich komme selbst wieder, wenn Ihr erlaubt, ich Pecopin, von Fleisch und Knochen. Ich will auch keine Messen, sondern einen Kuß von meiner Braut, von Boldur, die ich mehr als je liebe. Versteht Ihr mich, gute Frau?

Als er diese Worte endigte, warf sich die Alte an seinen Hals.

Es war Boldur.

Die Jagdnacht des Teufels hatte hundert Jahre gedauert.

Boldur war nicht todt, Dank Gott oder dem Teufel, aber als Pecopin, der noch eben so jung und vielleicht schöner, als früher war, sie wiedersah, war das arme Mädchen 120 Jahre und einen Tag alt.

Neunzehntes Kapitel.

Schöne und weise Worte von vier zweibeinigen gefiederten Philosophen.

Pecopin entfloh voll Schrecken. Er stürzte sich die Treppe hinunter, durcheilte den Hof, stieß das Thor auf, ging über die Brücke, schritt den Wall hinan, ging über die Schlucht, sprang über den Graben, durchdrang das Gebüsch, erstieg das Gebirge und floh in den Wald von Sonneck. Er lief verwirrt, verzweifelt und wahnsinnig den ganzen Tag. Er liebte Boldur noch immer, aber er hatte Ekel vor diesem Gespenst. Er wußte nicht mehr, wo sein Verstand, wo sein Gedächtniß, wo sein Herz war. Als der Abend kam und er sah, daß er sich den Thürmen seines väterlichen Schlosses näherte, zerriß er die reichen, spöttischen Kleider, die der Teufel ihm angelegt hatte, und warf sich in den tiefen Graben von Sonneck. Dann raufte er sich die Haare aus und bemerkte plötzlich, daß er eine Handvoll weißer Haare hatte; dann sah er plötzlich, daß seine Kniee zitterten, seine Lenden wankten, er mußte sich an einen Baum lehnen und seine Hände waren fürchterlich voll Runzeln. In seiner Verwirrung und seinem Schmerz, ohne Bewußtsein über das, was er that, hatte er den Talisman, der an seinem Halse hing, gefaßt, die Kette zerrissen und ihn mit seinen Kleidern in den Graben geworfen.

Und die Worte der Sklavin der Sultanin waren auf der Stelle in Erfüllung gegangen. Er war in einer Minute um hundert Jahre älter geworden. Des Morgens hatte er seine Liebe verloren, des Abends verlor er seine Jugend. In dem Augenblicke hörte er, zum dritten Mal an dem unglücklichen Tage, ein Lachen hinter sich. Er wandte sich um und sah Niemand. Es war der Teufel, der in seiner Höhle lachte.

Was sollte er thun? Er raffte am Boden ein Scheit, das

irgend ein Holzhauer liegen gelassen, auf, und ging, auf den Stock gestützt, mühsam nach seinem Schlosse, das zum Glück sehr nahe war. Als er ankam, sah er beim letzten Schein der Dämmerung einen Häher, eine Elster, eine Merle und einen Raben, die auf dem Thordach zwischen den Wetterstangen saßen und ihn zu erwarten schienen. Er hörte ein Huhn, das er nicht sah und das Pecopin! Pecopin! sagte. Und er hörte eine Taube, die er nicht sah und die Boldur! Boldur! sagte. Da erinnerte er sich an seinen Traum in Bacharach und an die Worte, die ihm da, — leider waren es 105 Jahre her! — der Greis gesagt hatte, der das Holz an der Mauer zurechtlegte: Herr, für den jungen Mann pfeift die Amsel, ruft der Häher, schwatzt die Elster, krächzt der Rabe, girrt die Taube, gackert das Huhn, für den Greis sprechen die Vögel. Er lauschte also und hörte folgendes Gespräch:

Die Amsel.

Mein schöner, schöner Jäger, bist endlich du daheim?

Der Häher.

Wer auf ein Jahr verreiset, glaubt, 's sei auf einen Tag.

Der Rabe.

Du jagtest ja den Adler, den Geier und die Weih'.

Die Elster.

Wohl auch der Liebe Vögel hätt'st jagen du gesollt.

Das Huhn.

Pecopin! Pecopin!

Die Taube.

Boldur! Boldur!

Victor Hugo's
sämmtliche Werke,

überseßt von Mehreren.

Achtzehnter Band.

Dritte revidirte Auflage.



Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedikt.)
1860.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Der Rhein.

Briefe an einen Freund.

Uebersetzt von

F. W. Dralle.

III.

Zweiundzwanzigster Brief.

Bingen.

Mainz, 15. September.

Sie tadeln mich in Ihrem letzten Briefe, lieber Freund, und Sie haben halb Recht und halb Unrecht. Unrecht haben Sie in Betreff der Kirche von Epernay, denn ich habe das, was Sie gelesen haben, in der That nicht geschrieben. Zu gleicher Zeit haben Sie aber Recht, denn es scheint, daß ich mich nicht deutlich ausgedrückt habe. Sie schreiben mir, Sie hätten Erkundigungen über die Kirche von Epernay eingezogen, ich hätte mich geirrt, wenn ich sie Herrn Poterlet Galichet zuschreibe, „denn Herr Poterlet Galichet, ein braver, würdiger und ehrenwerther Bürger von Epernay, ist durchaus nicht betheiligt bei dem Bau der Kirche, und außerdem gibt es noch zwei ausgezeichnete Männer des Namens Poterlet in der Stadt, einen Ingenieur von seltenem Verdienst, und einen jungen, hoffnungsvollen Maler." Ich unterschreibe das Alles und habe selbst vor zehn Jahren einen allerliebsten jungen Maler gekannt, der Poterlet hieß, und der, wenn der Tod ihn nicht mit fünfundzwanzig Jahren weggerafft hätte, jetzt ein großes Talent für das Publikum sein würde, wie er es 1829 für seine Freunde

war. Aber das, was Sie mir in den Mund legen, habe ich gar nicht gesagt. Lesen Sie meinen Brief, den zweiten, glaube ich, wieder durch; ich schreibe die Kirche von Epernay nicht im Geringsten dem Herrn Poterlet Galichet zu. Ich sage bloß: „Diese Kirche macht auf mich den Eindruck, als sei sie u. s. w.“ Ein bloßer Scherz, der nur die Kirche trifft.

Nachdem dies abgemacht ist, komme ich auf Bingen zurück. Der Uebergang ist rasch und der Schritt groß, aber Sie sind einer der verständigen, nachsichtigen Zuhörer, die, von der Nothwendigkeit der Dinge und dem Gesetz der Naturen durchdrungen, dem Poeten den Uebergang von einem Vers in den andern, und dem Träumer von einem Gegenstand zum andern erlauben.

Bingen ist eine schöne, reizende Stadt, schwarz und weiß zugleich, ernst wie eine alte und fröhlich wie eine neue Stadt, die seit dem Consul Drusus bis zum Kaiser Karl dem Großen, seit dem Kaiser Karl dem Großen bis zum Erzbischof Willigis, seit dem Erzbischof Willigis bis zum Kaufmann Montemagno, seit dem Kaufmann Montemagno bis zum Geisterseher Holzhausen, seit dem Geisterseher Holzhausen bis zum Notar Faber, der jetzt in der Burg des Drusus herrscht, sich allmählig Haus bei Haus in dem Winkel des Rheins und der Nahe, wie sich der Thau tropfenweis in dem Kelch einer Lilie anhäuft, gebildet und zusammengesetzt hat. Erlauben Sie mir diesen Vergleich, der den Fehler hat blumig, aber das Verdienst wahr zu sein, und der treu und für alle möglichen Fälle den Bildungsprozeß einer Stadt am Zusammenstrom zweier Flüsse vorstellt.

Alles trägt dazu bei, aus Bingen eine Art von erbauter Antithese inmitten einer Landschaft zu machen, die selbst eine lebendige Antithese ist. Die Stadt breitet sich, links durch den Fluß, rechts durch den Strom eingezwängt, in Form eines

Dreiecks um eine gothische Kirche aus, die sich an eine römische Burg lehnt. In der Burg, die aus dem ersten Jahrhundert ist und lange den römischen Räubern als Zufluchtsort gedient hat, ist ein Pfarrgarten; in der Kirche aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist das Grab eines Zauberdoktors, dieses Bartholomäus von Holzhausen, den der Erzbischof von Mainz wahrscheinlich als Zauberer hätte verbrennen lassen, wenn er ihn nicht als Astrologen bezahlt hätte. Nach der Seite von Mainz funkelt, strahlt und grünt die berühmte paradiesische Ebene, die das Rheingau eröffnet. Nach der Seite von Coblenz ziehen die finstern Berge von Leyen die Augenbrauen zusammen. Hier lacht die Natur wie eine schöne, ganz nackt auf das Gras hingestreckte Nymphe, dort droht sie wie ein schlafender Riese.

Tausend Erinnerungen, eine durch einen Wald, die andere durch einen Felsen, die dritte durch ein Gebäude dargestellt, vereinigen und berühren sich in dem Winkel des Rheingaus, und der grüne Hügel dort unten ist der lustige Johannisberg; am Fuß des Johannisberges hat der furchtbare viereckige Thurm, der sich an den Winkel der Veste von Rüdesheim lehnt, den Römern als Brückenkopf gedient. Auf dem Gipfel des Niederwaldes, der Bingen gegenüber liegt, erhebt sich am Rande eines herrlichen Waldes, auf dem Berge, der jetzt die Enge des Rheins beginnt und vor den geschichtlichen Zeiten seinen Eingang versperrte, wie eine Rotunde in einem Pariser Kaffeehaus, ein kleiner Säulentempel über dem mürrischen, prächtigen Ehrenfels, der im zwölften Jahrhundert von dem Erzbischof Siegfried erbaut wurde, finstere Thürme, die einst eine furchtbare Veste waren und jetzt eine prächtige Ruine sind. Auf der andern Seite des Rheins ist auf dem Ruppertsberg, der dem Niederwald gegenüber liegt, in den Ruinen des Klosters Disibodenberg der gesegnete Brunnen, den die h. Hildegards

grub, in der Nähe des berüchtigten Thurmes, den Hatto baute. Die Reben umgeben das Kloster, die Wirbel den Thurm, Schmiede haben sich im Thurm, preußische Zollwächter im Kloster niedergelassen. Hatto's Schatten hört den Amboß tönen und Hildegard's Geist wohnt dem Plombiren der Colli bei.

Durch einen bizarren Contrast haben der Aufstand des Civilis, der die Brücke des Drusus zerstörte, der Krieg in der Pfalz, der die Brücke des Willigis zerstörte, die Legionen des Tutor, die Kriege der Gaugrafen Adolph von Nassau und Dietrich von Isenburg, die Normannen 890, die Bürger von Kreuznach 1279, der Bischof Balduin von Trier 1334, die Pest 1349, die Ueberschwemmung 1458, der pfalzgräfliche Rath Goler von Ravensburg 1496, der Landgraf Wilhelm von Hessen 1504, der dreißigjährige Krieg, die Revolutions- und Reichsarmeen, alle Verheerungen nach einander diese glückliche, heitere Ebene durchzogen, während die reizendsten Figuren der Sage, Gela, Jutta, Liba, Guda, Gisela, die sanfte Tochter Brömsers, Hildegarde, die Freundin des h. Bernhard, Hiltrude, die Büßerin des Papstes Eugenius, nacheinander diese finstern Felsen bewohnt haben. Der Blutgeruch liegt noch auf der Ebene, der Duft der Heiligen und Schönen erfüllt noch das Gebirge.

Je mehr Sie den schönen Ort prüfen, desto mehr stellt sich diese Antithese für Ihr Auge und Ihren Geist heraus. Sie setzt sich unter tausend Formen fort. Wenn die Nahe durch die Bogen der steinernen Brücke, auf deren Geländer der hessische Löwe dem preußischen Adler den Rücken kehrt, weßhalb die Hessen sagen, er verachte, und die Preußen, er fürchte ihn, in dem Augenblicke, sage ich, wo die Nahe, die langsam und ruhig vom Donnersberg kommt, unter dieser Grenzbrücke hervorfließt, packt der grünbronzene Arm des Rheins heftig den blonden, trägen Fluß und stürzt ihn in das Bingerloch. Was im Schlunde geschieht, ist die Sache der Götter. Aber gewiß

überließ Jupiter nie eine tiefer schlummernde Najade einem gewaltigeren Strome.

Die Kirche von Bingen ist außen wie innen grau verkalkt. Das ist dumm, und dennoch erkläre ich, daß die scheußlichen Restaurationen, die in Frankreich gemacht werden, mich am Ende mit dem Kalk versöhnen.

Beiläufig gesagt, kenne ich nichts Beklagenswertheres in der Art, als die jetzt vollendete Restauration der Abtei von Saint Denis und die jetzt leider angefangene von Notre Dame in Paris. Seien Sie überzeugt, ich komme eines Tags auf diese barbarischen Dinge zurück. Ich kann mich nicht eines Gefühls persönlicher Schmach enthalten, wenn ich bedenke, daß die erste vor unsern Thoren, die zweite im Centrum von Paris geschehen ist. Wir sind alle an diesem doppelten architektonischen Verbrechen durch unser Schweigen, unsere Toleranz, unsere Unthätigkeit Schuld, und auf uns Zeitgenossen wird die Nachwelt eines Tages mit Recht ihren Tadel und ihre Entrüstung fallen lassen, wenn sie vor zwei entstellten, geschändeten, verunstalteten, verstümmelten, travestirten, entehrten und unkenntlich gemachten Gebäuden uns Rechenschaft von diesen beiden schönen Basiliken, die schön unter den schönsten Kirchen, berühmt unter den berühmtesten Denkmälern, abfordern wird; die eine war die Metropole des Königthums, die andere die Metropole Frankreichs!

Wir wollen im Voraus zu Boden sehen. Solche Restaurationen sind eben so gut wie Zerstörungen.

Das Verkalken hat doch damit genug, daß es dumm ist; es zerstört nicht. Es beschmutzt, bekothet, verunreinigt, macht lächerlich und häßlich, aber es zerstört nicht. Es stutzt den Gedanken Cäsar Cäsarinos oder Erwins von Steinbach wie das Gesicht von Gautier Garguelle zu; es legt eine Gypsmaske

darauf; weiter nichts. Man putze diese arme, weiß, gelb, roth oder grau angestrichene Façade ab, und man hat das ehrwürdige Antlitz der Kirche rein und lebendig wieder.

Sich oben auf die Klopp zur Zeit des Sonnenuntergangs setzen und von da zu seinen Füßen die Stadt und um sich den ungeheuren Horizont beschauen; die Berge sich bräunen, die Dächer rauchen, die Schatten wachsen und die Verse des Virgil in der Landschaft lebendig werden sehen; in einem Athemzug den Wind der Bäume, den Hauch des Flusses, das Wehen der Berge und Ausdünsten der Stadt einziehen, wenn die Luft warm, die Jahreszeit mild, der Tag schön ist, ist ein innerliches, ausgesuchtes, unbeschreibliches Gefühl voll kleiner, geheimer Genüsse, die von der Größe des Schauspiels und der Tiefe der Betrachtung verhüllt sind. An den Mansardenfenstern singen junge Mädchen, die Augen auf ihre Arbeit gesenkt; die Vögel schwatzen lustig im Epheu der Ruine, die Straßen wimmeln von Volk und das Volk lärmt vor Arbeit und Glück; Kähne kreuzen sich auf dem Rhein, man hört die Ruder das Wasser schlagen, man sieht die Segel zittern; der Fluß glänzt, der Himmel wird bleich; ein schräger Sonnenstrahl färbt fernhin den Staub des herzoglichen Weges von Rüdesheim nach Biberich roth und läßt schnelle Kaleschen fallen, die in einem Goldgewölke, von vier Sternen getragen, zu entfliehen scheinen. Die Wäscherinnen breiten am Rhein ihre Leinwand auf den Gebüschen aus; die an der Nahe klopfen die ihrige, gehen mit nackten Beinen und nassen Füßen auf den von Tannenstämmen am Flußufer gebildeten Flößen ab und zu und lachen über einen Touristen, der den Ehrenfels abzeichnet. Der Mäusethurm, der mitten unter dieser Heiterkeit steht, dampft im Schatten der Berge.

Die Sonne geht unter, der Abend kommt, die Nacht bricht herein, die Dächer der Stadt bilden nur noch ein einziges Dach,

die Berge ballen sich zu einer dunkeln Masse zusammen, in die sich die weiße Helle des Rheins stürzt und verliert. Durchsichtige Nebel steigen langsam vom Horizont zum Zenith; das kleine Dampfschiff von Mainz nach Bingen nimmt seinen Nachtplatz dem Hotel Victoria gegenüber ein; die Wäscherinnen kehren, ihre Päcke auf dem Kopf, durch Bergwege heim; das Geräusch stirbt, die Stimmen schweigen; ein letzter rosenrother Schein, der dem der andern Welt auf dem bleichen Gesicht eines Sterbenden ähnlich sieht, färbt noch für einige Zeit auf dem Gipfel seines Berges den blassen Ehrenfels, der zertrümmert und zerfallen ist. — Dann verliert sie sich — und dann wird Hatto's Thurm, den man vor zwei Stunden fast nicht bemerkte, plötzlich größer und bemächtigt sich der Landschaft. Sein Rauch, der, so lange der Tag funkelte, dunkel war, wird allmählig von dem Wiederschein der Schmiede roth, und wie die Seele eines Bösen, die sich rächt, hell in dem Maße, als der Himmel schwarz wird.

Vor einigen Tagen war ich auf der Platte der Klopp, und während Alles rings um mich träumerisch war, hatte ich meinen Gedanken freien Lauf gegeben, als sich plötzlich ein kleines Fenster in einem Dach zu meinen Füßen öffnete, eine Kerze funkelte, ein junges Mädchen sich hinauslehnte, und ich eine klare, frische, reine Stimme, die des jungen Mädchens, folgendes Lied nach einer langsamen, traurigen, klagenden Melodie singen hörte:

Plas mi cavalier frances,
Et la dona catalana,
Et l'onraz del ginoes,
Et la court de castelana,
Lou cantaz provencales,
Et la danza trevisana,
Et lou corps aragones.
La mans a kara d'angles,
Et lou donzel de Toscana.

Ich erkannte die fröhlichen Verse Barbarossa's wieder, und ich kann Ihnen den Eindruck nicht schildern, den in dieser romanischen Ruine, die zur Villa eines Notars umgewandelt ist, mitten in der Dunkelheit, beim Scheine der Kerze, zweihundert Ellen von dem zur Schmiede umgeschaffenen Mäusethurm, vier Schritte vom Hotel Victoria, zehn von einem Dampfschiff, dies kaiserliche Lied, das zum Volkslied, dieser Rittersang, der zum Sang eines jungen Mädchens geworden, diese romanischen Reime, von einem deutschen Munde ausgesprochen, diese Heiterkeit der Vergangenheit, die sich zur Melancholie umgewandelt; dieser helle Strahl der Kreuzzüge, der das Dunkel der Gegenwart durchbrach und sein Licht bis zu mir warf, auf mich armen Träumer machte.

Warum soll ich Ihnen nicht, da ich einmal von den Melodien spreche, die ich am Rhein gehört habe, sagen, daß in Braubach, gerade als unser Dampfschiff anlegte, um Passagiere auszusetzen, Studenten, die auf der losgerissenen Tanne eines Murgsloßes saßen, im Chor mit deutschen Worten das schöne Lied des Quasimodo, eine der originellsten Schönheiten der Oper des Fräuleins Bertin, sangen? Die Zukunft wird gewiß, mein Freund, diese ernste, merkwürdige Oper, die bei ihrem Erscheinen mit so viel Heftigkeit zerrissen und so viel Unrecht verdammt wurde, an ihren gebührenden Platz stellen. Das Publikum wird am Ende, da es so oft durch die gehässigen Tumulte, die um große Werke vor sich gehen, gemißbraucht wird, das leidenschaftliche Urtheil, das einstimmig die politischen Parteien, die musikalischen Rivalitäten und literarischen Coterien darüber gesprochen, nachsehen wollen, und eines Tages diese sanfte und tiefe Musik, so pathetisch und kräftig, so graziös und wehmüthig zu bewundern wissen; eine Schöpfung, in der sich so zu sagen in jeder Note das Zarteste und Ernsteste, das Herz

eines Weibes und der Geist eines Denkers, vereinen. Deutschland läßt ihr schon Gerechtigkeit widerfahren, Frankreich wird es bald thun.

Da ich etwas mißtrauisch gegen die ausgestellten Merkwürdigkeiten bin, so habe ich weder das wunderbare Ochsenhorn, noch das Hochzeitbett, noch die eiserne Kette des alten Brömser gesehen. Dagegen habe ich den viereckigen Thurm zu Rüdesheim besucht, den heute ein verständiger Meister bewohnt, der begriffen hat, daß diese Ruine ihr rohes Aeußere behalten müßte, sollte sie noch einem Palast ähnlich sehen. Die Wohnungen sind Edelleute, je älter, desto edler. Der viereckige Thurm ist ein prächtiger Bau! Römische Keller, romanische Mauern, ein Rittersaal, dessen Tafel von einer ähnlichen geschnörkelten Lampe, wie die auf dem Grabe Karls des Großen ist, beleuchtet wird, Fenster aus der Renaissance, fast homerische Rüden, die im Hofe bellen, eiserne Laternen, die in der Mauer befestigt sind, aus dem dreizehnten Jahrhundert, enge Wendeltreppen, Verließe, deren Tiefe erschreckt, Todtenurnen, die in einem Grabgewölbe aufgestellt sind, lauter schwarze und schreckliche Dinge, auf deren Gipfel sich ein ungeheurer Büschel von Laub und Blumen ausbreitet, da sind tausend Trümmerpflanzen, die der Eigenthümer, ein Mann von ächtem Geschmack, unterhält und pflegt. Sie bilden eine laubige und duftige Terrasse, von der man die Herrlichkeiten des Rheins beschaut. In diesem wunderbaren Bouquet sind Alleen und man wandelt darin auf und ab. Aus der Ferne ist es eine Krone, in der Nähe ein Garten.

Die Hügel von Johannisberg verstecken diesen ehrwürdigen Thurm und schützen ihn nach Norden. Der warme Südwind weht durch die nach dem Rhein hin offenen Fenster herein. Ich kenne keinen angenehmeren und geistigeren Hauch, als den Südwind. Er erzeugt lachende, tiefe, ernste und edle Ideen

im Kopfe. Während er den Körper wärmt, scheint er den Geist zu erleuchten; die Athenienser, die sich darauf verstanden, haben diesen Gedanken in einem ihrer geistreichsten Bildwerke ausgedrückt. Auf den Basreliefs des Thurms der Winde sind die kalten Winde häßlich und rauhhaarig und haben ein dummes Gesicht; die milden und warmen Winde sind wie griechische Philosophen gekleidet.

In Bingen sah ich bisweilen am Ende des Saals, in dem ich dinirte, zwei sehr verschieden bediente Tafeln. An der einen saß ganz allein ein dicker bayrischer Major, der etwas Französisch sprach und alle Tage ein ächtes, deutsches vollständiges Diner mit fünf Gängen, fast ohne etwas zu genießen, an sich vorübergehen sah. Am andern Tisch lehnte sich vor einer Schüssel Sauerkraut melancholisch ein armer Teufel, der, nachdem er seine magere Kost gegessen hatte, sein Diner damit endete, daß er das pantagruelische Gelage seines Nachbars mit den Augen verschlang. Nie habe ich besser, als in Gegenwart dieser lebendigen Parabel den Ausspruch d'Ablancourt's begriffen: die Vorsehung setzt oft das Geld auf die eine und den Appetit auf die andere Seite.

Der arme Teufel war ein junger, bleicher, ernster Gelehrter mit langen Haaren, der für die Entomologie schwärmte und ziemlich verliebt in eine Magd aus dem Wirthshaus war, was der Geschmack eines solchen Gelehrten ist. Uebrigens ist ein verliebter Gelehrter für mich ein Problem. Wie verträgt sich die Leidenschaft mit ihren Narrheiten, ihrem Zorn, ihrer Eifersucht und ihrem Nichtsthun mit dieser ruhigen Kette von ernsten Studien, kalten Experimenten und kleinlichen Beobachtungen, aus denen das Leben eines Gelehrten besteht? Können Sie sich z. B. vorstellen, wie der gelehrte Huxham, der in seiner schönen Abhandlung: **De aere et morbis epidemicis**, Monat für Monat von 1724 bis 1746 die Masse des in Plymouth wäh-

rend zweiundzwanzig Jahren gefallenen Regens aufgezeichnet hat, verliebt sein konnte?

Können Sie sich Romeo, mit dem Auge am Mikroskop und die 17000 Facetten eines Fliegenauges zählend, und Don Juan mit einer grünen Schürze, den Paratartrat von Antimonium und den Paratartrovinat von Potasche analysirend, und Othello auf ein Linsenglas erster Vergrößerung gebeugt, die Thiere in dem fossilen Mehl der Chinesen suchend, denken?

Wie dem auch sei, mein Entomolog war, jeder entgegen gesetzten Theorie zum Trotz, verliebt. Er unterhielt sich bisweilen, sprach besser Französisch als der Major, und hatte ein sehr schönes System der Welt, aber keinen Heller in der Tasche.

Ich liebe die Systeme, obschon ich wenig daran glaube. Descartes träumt, Huyghens modificirt die Träume von Descartes, Mariotte modificirt die Modificationen von Huyghens. Wo Descartes Sterne, sieht Huyghens Kügelchen und Mariotte Spitzen. Was davon ist bewiesen? Nichts als die Kleinheit des Menschen und die Größe Gottes.

Das ist etwas.

Dennoch liebe ich die Systeme. Sie sind die Leitern, auf denen man zur Wahrheit steigt.

Bisweilen trank mein junger Gelehrter zur Zeit der Table-d'hote eine Flasche Bier; ich nahm eine Zeitung, setzte mich in eine Fensternische und beobachtete ihn. Die Tabled'hote des Hotels Victoria war sehr gemischt und wenig gleichförmig. Oben an saß eine ziemlich alte Engländerin mit drei hübschen Kindern. Eher eine Duenna als eine Amme; eher eine Tante als eine Mutter. Die armen Kleinen dauerten mich, die Hand der alten Dame war ein Magazin von Klapsen. Der alte Major setzte sich bisweilen neben sie, um sich Appetit zu machen. Er plauderte mit einem Pariser Advokaten, der in den Ferien

nach Baden ging, „weil man, sagt er, wohl hingehen muß, da alle Welt hingeht.“ Bei dem Advokaten saß ein achtbarer, würdiger Edelmann mit weißen Haaren, ein mehr als Achtzigjähriger, der diesen sanften Gesichtsausdruck hatte, den die Nähe des Grabes verleiht, und der gern Verse von Horaz citirte. Da er keine Zähne mehr hatte, klang das Wort mors in seiner Aussprache wie mox, was im Munde eines Greises eine traurige Bedeutung hatte.

Das Ganze machten ein Dichter und zwei dicke elsäßische Kaufleute vollständig, die durch das Schmuggeln mit Schafhäuten reich geworden waren, jetzt Geschworne und Wähler sind und einander immer dieselben Geschichten erzählten, während sie ihre Pfeifen rauchten. Wenn sie zu Ende waren, fingen sie wieder von vorn an. Da sie beständig den Namen der Personen, von denen sie sprachen, vergessen hatten, sagte der Eine Herr Dingsda und der Andere Herr Soundso. Sie verstanden sich ganz gut.

Bisweilen zankten sich der Poet und der Advokat. Der Poet war ein unverständlicher Verstand, ein in Allem verwirrter Kopf, einer der ungeschickten Menschen, die stottern, wenn sie sprechen, und kritzeln, wenn sie schreiben. Der Advokat vernichtete ihn mit seiner Superiorität. Bisweilen wurde der Poet aufgebracht und beleidigte den Andern. Dann sprach der gereizte Advokat zwei Stunden lang mit einer klaren, hellen, fließenden, durchsichtigen, unzerstörbaren Beredsamkeit, wie der Hahn meines Brunnens spricht, wenn er seinen Hut schief aufgesetzt hat.

Darauf vergnügte sich der Entomolog, der Geist hatte, damit, den Advokaten zu vernichten. Er sprach in der That gut, ließ sich von der Gesellschaft bewundern und sah von Zeit zu Zeit auf die Seite, ob seine hübsche Magd ihn auch bewunderte.

Er hatte eines Tags sehr heftig über die Tugend, die Entsagung und Enthaltsamkeit gesprochen, aber nicht gegessen. Nun ist die Philosophie, wenn man Nichts dazu hat, ein mageres Mittagsessen. Ich lud ihn ein, mit mir zu speisen, und wiewohl er kaum aus den zwei oder drei Worten, die ich gesprochen hatte, errathen konnte, aus welchem Lande ich war, nahm er es gern an. Wir unterhielten uns. Er gewann mich lieb, und wir machten zusammen einige Ausflüge nach dem Mäusethurm und dem rechten Rheinufer. Ich bezahlte den Fuhrmann.

Als wir eines Abends von Hatto's Thurm zurückkamen, bat ich ihn, mit mir zu Nacht zu essen. Der Major war bei Tisch. Mein gelehrter Begleiter hatte auf der Insel ein schönes Insekt mit blauem Schilde gefangen und sagte, es mir zeigend: Nichts ist doch so schön, wie die blauen Fliegen. Der Major, der es hörte, konnte sich nicht enthalten, darauf zu entgegnen: — Wahrhaftig, mein Herr, die Fliegen sind bisweilen gut, um Menschen und Pferde zum raschern Marschiren zu bringen, sonst weiß ich nicht, was sie Schönes haben.

Das sind alle meine Abenteuer in Bingen. Obschon übrigens die Stadt nicht groß ist, so ist es doch eine deren, wo sich vom Lohnbedienten zum Fährmann, vom Cicerone zur Magd, von der Magd zum Hausknecht diese Flut von Trinkgeldern ergießt, die ich Ihnen anderswo beschrieben habe, und an deren Fuße die Börse des unglücklichen Reisenden vollkommen ausgeleert, platt und leer ankommt.

Seit Bacharach bin ich aus den Thalern, Silbergroschen und Pfennigen getreten und zu den Gulden und Kreuzern übergegangen. Die Dunkelheit verdoppelt sich. Man redet z. B. mit einem Kaufmann in einem Laden: — Was kostet das? — Der Kaufmann antwortet: 1 fl. 53 kr., mein Herr. — Drücken Sie sich deutlicher aus. — Das ist 1 Rthlr. 2 Sgr. 18 Pf.

preußisch. — Sie entschuldigen, ich verstehe es noch nicht; in französischem Gelde? — Ein Gulden ist zwei Franken, drei Sous und ein Centime; ein preußischer Thaler ist 3¾ Franken; ein Silbergroschen ist 2½ Sous; ein Kreuzer ist ¾ Sous; ein Pfennig ist ¾ Liard. — Darauf antwortete ich, wie Don Cäsar: Das ist vollkommen klar, und öffne meine Börse auf gut Glück, indem ich mich auf die alte Ehrlichkeit verlasse, die wahrscheinlich der Altar der Ubier ist, von dem Tacitus spricht. Ara Ubiorum.

Die Dunkelheit vermehrt sich durch die Aussprache. Kreuzer heißt bei den Hessen creusse, bei den Badensern criche und in der Schweiz cruche.

Dreiundzwanzigster Brief.

Mainz.

Mainz, September.

Mainz und Frankfurt sind wie Paris und Versailles jetzt nur noch eine Stadt. Im Mittelalter lagen achtzehn Meilen, das heißt zwei Tagereisen zwischen diesen Städten; jetzt trennen oder nähern sie vielmehr fünf Viertelstunden. Zwischen der kaiserlichen und kurfürstlichen Stadt hat unsere Civilisation den Verbindungsstrich gezogen, den man eine Eisenbahn nennt. Eine reizende Eisenbahn, die bisweilen den Main entlang geht, eine grüne, weite, reiche Ebene durchschneidet, ohne Viaducte, ohne Tunnels, ohne Wegräumungen noch Aufwerfungen, mit

einfachem Holzpflaster unter den Schienen; eine Eisenbahn, welche die Obstbäume väterlich wie einen Dorfpfad beschatten, die ohne Gräben und Gitter der Gutmüthigkeit der deutschen Straßenjungen preisgegeben ist und in deren Länge eine unsichtbare Hand Einem nach einander die Weinberge, Gärten und bebauten Felder, sie hastig zurückziehend und im Hintergrunde der Landschaft, wie Stoffe, die ein Käufer verschmäht hat, hinwerfend, zu zeigen scheint.

Frankfurt und Mainz sind wie Lüttich herrliche Städte, die vom guten Geschmack verdorben sind. Ich weiß nicht, welch ausschließliches Eigenthumsrecht diese platte Architektur, diese gekalkten Säulen, diese wie Theater aussehenden Kirchen und wie Kneipen aussehenden Paläste haben; aber es ist gewiß, daß alle die armen, alten Städte sich rasch in diesem Haufen weißer Häuser auflösen. Ich hoffte, in Mainz die Martinsburg zu sehen, die mittelalterliche Residenz der geistlichen Kurfürsten bis zum siebzehnten Jahrhundert; die Franzosen hatten ein Spital daraus gemacht. Die Hessen haben es niedergerissen, um den Freihafen zu vergrößern. Das Kaufhaus, im Jahr 1317 von der berühmten Verbindung der hundert Städte erbaut und reich mit steinernen Bildern der sieben Wähler, die ihr Wappen trugen, geschmückt, über denen zwei kolossale Figuren das Reichswappen hielten, hat man niedergerissen, um einen freien Platz zu bekommen. Ich rechnete darauf, mich ihm gegenüber in dem Gasthof zu den drei Kronen einzuquartieren, den seit 1360 die Familie Kleemann eröffnete, und der gewiß das älteste Wirthshaus in Europa wäre. Ich erwartete eine Herberge, wie sie der Ritter de Gramont beschreibt, mit einem ungeheuren Kamin, einem Saal mit Säulen und Balken, dessen Mauer ein mit Blei eingefaßtes Glasfenster ist. Ich bin nicht einmal hineingetreten. Das alte Haus Kleemann ist heute eine Art falschen Hotels Meurice, mit ausgemaltem Plafond und an dem

Fenster mit diesem Ueberfluß von Draperien und diesem Mangel an Vorhängen, der die deutschen Gasthöfe charakterisirt.

Einst wird Mainz mit seinen Häusern Bona monte und zum Jungen machen, was Paris mit seiner ehrwürdigen Kaufhalle gemacht hat. Um es durch irgend eine schlechte mit einer schlechten Büste geschmückten Façade zu ersetzen, wird man das Haus des Johann Gensfleisch, Kammerherrn des Kurfürsten Adolph von Nassau, niederreißen, den die Nachwelt unter dem Namen Gutenberg kennt, wie sie unter dem Namen Molière Jean-Baptist Poquelin, Kammerdiener Ludwigs XIV. kennt.

Indeß vertheidigen die alten Kirchen noch das, was sie umgibt, und um seinen Dom herum muß man Mainz suchen, wie man Frankfurt um sein Rathhaus suchen muß.

Köln ist eine gothische, noch in der romanischen Epoche stehen gebliebene Stadt; Frankfurt und Mainz sind zwei gothische Städte, die schon in die Renaissance gehen und selbst an vielen Stellen den Rokokostyl tragen. Das gibt Frankfurt und Mainz eine Aehnlichkeit mit den flamändischen Städten, die sie unter den rheinischen auszeichnet und allein hinstellt.

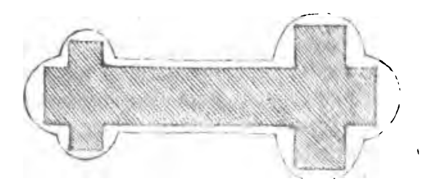
Man fühlt in Köln, daß die strengen Erbauer des Doms, Meister Gerhard, Meister Arnold und Meister Johann, die Stadt lange mit ihrem Geiste erfüllt haben. Es scheint, als hätten diese großen Schatten vier Jahrhunderte über Köln gewacht und die Plectrudenkirche, Kirche des Anno, das Grab der Teophania und das goldene Zimmer der elftausend Jungfrauen geschirmt, indem sie dem falschen Geschmack den Weg versperrten, kaum die fast klassischen Phantasien der Renaissance duldeten, die Reinheit der Spitzbögen und Archivolten bewahrten, die Spielereien Ludwigs XV., wohin sie sich wagten, abrissen, in der ganzen Lebendigkeit ihrer Figur die gezackten Giebel und die strengen Häuser des fünfzehnten Jahrhunderts

bewahrten, und als hätten sie sich, wie der Löwe vor dem Esel erst vor der dummen, scheußlichen Kunst der Pariser Baumeister während des Kaiserreichs und der Restauration zurückgezogen. In Mainz wie in Frankfurt herrscht Rubens Geschmack in der Baukunst, die geschwungene, mächtige Linie, das reiche, flamändische Detail, das dichte, undurchdringliche Gewächs der eisernen, mit Blumen und Thieren überladenen Gitter, die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Erker und Thürmchen; die Farbe, der pausbackige, dicke, reiche Umriß, der mehr Gesundheit als Schönheit hat; der Fratzenkopf, Triton, die Najade, der wasserspeiende Delphin, die ganze nackte, robuste, heidnische Skulptur, die ungeheuren, übertriebenen und übermäßigen Ornamente, der prächtige, schlechte Geschmack haben seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Stadt in Besitz genommen und haben nach ihrer phantastischen Poesie das alte, strenge, deutsche Mauerwerk behelmbuscht und bekränzt. So sind überall nur verzierte, offene, wellenförmig geschnitzte Vorderseiten, Giebelfelder, die aus Kochtöpfen, Granaten, Tannzapfen, Halbsäulen und Muscheln zusammengesetzt sind und wie ein Haufen Krebse aussehen, und Giebel wie die Staatsperücke Ludwigs XIV.

In der Vogelperspektive gesehen, haben Mainz und Frankfurt, das eine am Rhein, das andere am Main, ebenso wie Köln liegend, nothwendig auch dieselbe Form. Auf dem gegenüberliegenden Ufer hat die Schiffbrücke von Mainz Castel und die steinerne Brücke von Frankfurt Sachsenhausen hervorgebracht, wie die Brücke zu Köln Deuz hervorgebracht hat.

Der Mainzer Dom hat ebenso wie der zu Worms und Trier keine Façade und hört an seinen beiden Enden durch zwei Chöre auf. Es sind zwei romanische Apsiden, die jede ihren Transept haben, und die ein großes Schiff verbindet. — Man könnte sie zwei Kirchen nennen, die durch ihre Façaden

aneinander gesetzt sind. Die beiden Kreuze berühren sich durch ihren Fuß.



Diese geometrische Disposition trägt noch oben sechs Glockenblumen, das heißt auf jeder Apside einen großen Glockenthurm zwischen zwei Thürmchen, sowie der Priester zwischen dem Diakonus und Subdiakonus, ein Symbol, das, wie ich schon anderswo gesagt habe, die große Rose unserer Münster zwischen ihren beiden Ogiven hervorbringt.

Die beiden Apsiden, aus deren Vereinigung der Mainzer Dom besteht, sind aus zwei verschiedenen Epochen und stellen, wiewohl sie in der geometrischen Zeichnung fast identisch und in den Dimensionen es beinahe sind, als Gebäude doch einen vollständigen, in die Augen springenden Contrast dar. Die erste, weniger große, ist aus dem zehnten Jahrhundert: 978 angefangen, ist sie 1009 vollendet. Die zweite, deren großer Glockenthurm zweihundert Fuß hoch ist, wurde etwas später angefangen, verbrannte aber 1190, und seitdem hat jedes Jahrhundert einen Stein hinzugelegt. Vor 100 Jahren hat der herrschende Geschmack den Dom angetastet; die ganze Blüthe der Pompadourarchitektur hat ihre steinernen Strahlen, ihre Falbalas, ihre Gebüsche mit byzantinischen Zacken, ihre lombardischen Blumen mit sächsischen Rundbögen dazu gemischt, und diese bizarre fratzenhafte Vegetation bedeckt jetzt die Apside. Der große Glockenthurm, ein breiter, kurzer, an seiner Basis dicker Kegel, der drei prächtige, verzierte Diademe trägt, deren

Durchmesser von der Basis zum Gipfel abnehmen, überall in Rosen und Facetten geschnitzt, scheint eher aus Edelsteinen als aus Steinen erbaut zu sein. Auf dem andern großen, ernsten, einfachen, gothischen und byzantinischen Thurm, der ihm gegenüber steht, haben moderne Maurer wahrscheinlich aus Sparsamkeit eine gleich spitze Kuppel erbaut, die sich in ihrer Basis auf einen Kreis spitzer Giebel, der eisernen Krone der Lombardei ähnlich, lehnt, eine ganz nackte Kuppel von Zink, ohne Vergoldung und Schmuck, mit einem etwas ausgeschweiften Profil, das an die alte Papstmütze der ersten Zeiten erinnert. Man möchte sie die strenge Tiara Gregors VII. nennen, welche die prächtige Tiara Bonifaz VIII. ansieht. Ein erhabener Gedanke, der dort von der Zeit und dem Zufall dieser beiden großen Baumeister angebracht, gebaut und gemeißelt ist.

Dies ganz ehrwürdige Gebäude ist roth angestrichen; Alles von oben bis unten, die beiden Apsiden, das große Schiff und die sechs Thürme. Das Ding ist mit Einsicht und Geschmack gemacht. Man hat die bleiche Rose am byzantinischen und die helle Rose am Pompadourthurm entdeckt.

Wie der Aachner, hat der Mainzer Dom eherne, mit Löwenköpfen reich geschmückte Thüren; die von Aachen sind romanisch. Als ich Aachen besuchte und die Thüren besah, habe ich, wie Sie sich erinnern werden, umsonst den Riß gesucht, den, wie man sagt, der Fußtritt des Teufels machte, als er voll Wuth eine Wolfsseele, statt einer seßhaften Bürgerseele, verschlungen zu haben, davon ging. Keine Geschichte der Art wird von den Thüren des Mainzer Doms erzählt. Sie sind aus dem elften Jahrhundert und von dem Erzbischof Willigis der jetzt zerstörten Kirche Unserer lieben Frauen geschenkt, aus der man sie in ein prächtiges, romanisches Portal des Domes gesetzt hat. Auf den beiden obern Flügeln stehen mit römischen Buchstaben die Privilegien geschrieben, die der Erzbischof

Adalbert, der zweite Kurfürst von Köln, 1135 der Stadt bewilligte.

Darunter steht auf einer einzigen Zeile diese noch ältere Inschrift:

WILL. GISVS ARL. EPS EX ME TALL
SPECIE VALVAS EFFECERAT PRIMVS

Wenn das Innere von Mainz an die flamändischen Städte erinnert, so erinnert das Innere seines Doms an die belgischen Kirchen. Das Schiff, die Kapellen, die beiden Transepte und die beiden Apsiden sind ohne Scheiben, ohne Myster, von unten bis oben weiß angestrichen, aber prächtig verziert. Ueberall stößt das Auge auf Fresken, Gemälde, Schnitzwerk, vergoldete Säulen. Der wahre Schmuck dieses unermeßlichen Gebäudes sind indeß die Gräber seiner Erzbischöfe. Die Kirche ist damit gepflastert, die Altäre bestehen daraus, die Pfeiler sind daraus aufgebaut, die Mauern damit bedeckt; es sind prächtige Marmor- und Steinplatten, durch die Skulptur und Arbeit bisweilen kostbarer, als die Goldplatten des salomonischen Tempels. Ich habe in der Kirche, dem Kapitelsaal und dem Kloster ein Grab aus dem achten Jahrhundert, zwei aus dem dreizehnten, sechs aus dem vierzehnten, sechs aus dem fünfzehnten, elf aus dem sechzehnten, acht aus dem siebenzehnten und neun aus dem achtzehnten, im Ganzen dreiundvierzig Gräber gezählt. In dieser Zahl rechne ich weder die Altargräber, die schwer zugänglich und zu erforschen sind, noch die eingemauerten, die düstere, verworrene Mosaik des Todes, die von Tag zu Tag unter den Schritten der Ab- und Zugehenden mehr erlischt.

Ebenso lasse ich vier oder fünf unbedeutende Gräber aus dem neunzehnten Jahrhundert aus.

Alle diese Gräber sind, mit Ausnahme von fünf, Ruhestätten von Erzbischöfen. Auf diesen achtunddreißig Kenotaphen, die ohne chronologische Ordnung unter einem Wald byzantinischer Säulen mit räthselhaften Kapitälern zerstreut sind, enthüllt sich wachsend und unentwirrbar, ihre beiden Zweige, von denen als eine Doppelfrucht die Geschichte des Gedankens und die Geschichte des Geschehenen fallen, kreuzend, die Kunst von sechs Jahrhunderten. Dort erscheinen Liebenstein, Homburg, Gemmingen, Heusenstein, Brandenburg, Steinberg, Ingelheim, Dalberg, Elz, Stadion, Weinsberg, Ostein, Leyen, Henneberg, Thurn und Taxis, fast alle die großen Namen des rheinischen Deutschlands, durch dies finstere Leuchten, das die Gräber im Dunkel der Kirche verbreiten. Die Mausoleen des achtzehnten Jahrhunderts öffnen sich halb und lassen ihr Skelett, das in langen, fleischlosen Fingern erzbischöfliche Mitren und Kurhüte trägt, entschlüpfen. Die Erzbischöfe, die Zeitgenossen Richelieu's und Ludwigs XIV. waren, träumen am Rande ihres Sarkophages auf den Arm gelehnt. Die Arabesken der Renaissance flechten ihre Figuren und Chimären in das zarte Laubwerk des fünfzehnten Jahrhunderts und lassen unter tausend reizenden Zusammensetzungen kleine Statuen, lateinische Distichen und farbige Wappen sehen. Ernste Namen, **Mathias Burhoeg**, **Conradus Rheingraf**, stehen zwischen dem geschorenen Mönch, der die Kirche, dem behelmten Waffenmann, der den Adel vorstellt, unter der reinen, gleichseitigen Ogive des vierzehnten Jahrhunderts; und auf den gemalten und vergoldeten Steinen des dreizehnten Jahrhunderts krönen gigantische Erzbischöfe, die apokalyptische Ungeheuer zu ihren Füßen haben, mit ihren beiden Händen zugleich Könige und Kaiser, die geringer als sie sind. In dieser stolzen Stellung blicken uns mit ihren starren Mumienblicken Siegfried, der zwei Kaiser, Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland, krönte, und

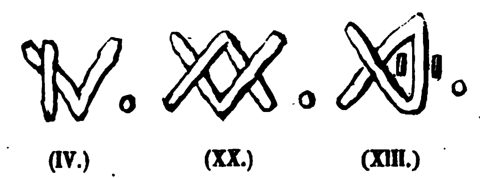
Peter Aspelt, der zwei Kaiser und einen König, Ludwig von Bayern, Heinrich VII. und Johann von Böhmen, krönte, an. Die Wappen und Wappenmäntel, die Mitra, die Krone, der Kurhut, der Kardinalshut, die Schwerter, der Krummstab liegen über einander auf diesen Monumenten und suchen vor dem Auge der Vorübergehenden diese große, gewaltige Figur, die vor den neun Wählern des deutschen Reichs den Vorsitz führte und die man den Erzbischof von Mainz nannte, wieder zusammenzusetzen. Ein schon halb im Dunkel versunkenes Chaos von erhabenen oder erlauchten Dingen, ehrwürdigen oder furchtbaren Emblemen, aus denen diese mächtigen Fürsten eine Idee ihrer Größe hervortreten lassen wollten, und aus denen eine Idee ihres Nichts hervortritt!

Es ist sonderbar und beweist, bis wie weit die französische Revolution eine That der Vorsehung und gleichsam das nothwendige, so zu sagen, algebraische Resultat des ganzen alten europäischen Zustandes war, daß Alles, was sie zerstört hat, auch für immer zerstört ist. Sie ist zu bestimmter Stunde, wie ein Holzhauer, der eilt, seine Arbeit zu vollenden, gekommen, um die alten geheimnißvoll vom Herrn gezeichneten Stämme abzuhauen. Man fühlt, wie ich es schon irgendwo bemerkt zu haben glaube, daß sie quid divinum in sich hatte. Nichts von dem, was sie niedergeworfen hat, ist wieder aufgestanden, Nichts, was sie verdammt hat, hat dies überlebt, Nichts, was sie zerstört hat, hat sich wieder zusammengesetzt. Hier mag auch bemerkt werden, daß das Leben der Staaten nicht an demselben Faden hängt, wie das der Individuen; es genügt nicht, ein Reich zu schlagen, um es zu tödten; man tödtet die Städte und Königreiche nur, wenn sie sterben müssen. Die französische Revolution hat Venedig berührt und Venedig ist gefallen; sie hat das deutsche Reich berührt und das deutsche Reich ist gefallen; sie hat die Kurfürsten berührt und die Kurfürsten sind

verschwunden. Dasselbe Jahr hat den König von Frankreich, diesen Menschen, der fast ein Gott, und den Erzbischof von Mainz, diesen Priester, der fast ein König war, stürzen sehen.

Die Revolution hat Rom weder ausgerottet, noch zerstört, weil Rom kein Fundament, sondern Wurzeln hat, Wurzeln, die unaufhörlich im Dunkeln unter Rom und unter allen Nationen wachsen, die den ganzen Erdball durchschneiden und durchdringen, und die man gegenwärtig wieder in China und Japan, auf der andern Seite der Erde, zum Vorschein kommen sieht.

Der Jean de Troyes von Köln, Wilhelm von Hagen, Stadtschreiber im Jahr 1270, erzählt in seiner Kleinen Chronik, die unglücklicherweise während der französischen Occupation zerrissen worden ist und von der nur noch einige Blätter in Darmstadt übrig sind, daß 1247 unter der Regierung eben dieses Erzbischofs Siegfried von Mainz, dessen Grab im Dom eine so bedeutende Figur macht, ein alter Astrolog Namens Mabusius als Zauberer und Hexenmeister zum Tode verurtheilt und deßhalb an den steinernen Galgen von Lorchhausen geführt wurde, der die Grenze des Erzbischofs von Mainz bezeichnete und einem andern Galgen gegenüberstand, der die Grenze des Pfalzgrafen bezeichnete. Als der Astrolog dort angekommen war und das Kreuz verweigerte, indem er darauf bestand, sich einen Propheten zu nennen, fragte der Mönch, der ihn begleitete, spöttisch, in welchem Jahre denn die Erzbischöfe von Mainz aufhören würden. Der Greis bat, man möge ihm seine rechte Hand entfesseln, dann nahm er einen Galgennagel, der auf die Erde gefallen war, und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, grub er mit dem Nagel auf der Seite, die nach Mainz sah, folgendes seltsame Polygramm:



(IV.) (XX.) (XIII.)

Dann übergab er sich dem Henker, während die Umstehenden über seine Thorheit und sein Räthsel lachten. Wenn man jetzt die drei geheimnißvollen, von dem Greise geschriebenen Zahlen zusammensetzt, findet man die fürchterliche Ziffer 93.

Und dieser drohende Galgen, um es hier zu bemerken, der seit dem dreizehnten Jahrhundert auf seiner linken Seite das Datum des Sturzes der Reiche trug, trug zugleich seine Verdammung und das Datum seines eigenen Sturzes. Der Galgen machte einen Theil der alten Macht aus. Die französische Revolution hat die Fortdauer der Galgen nicht mehr als die Fortdauer der Reiche respektirt. Da nichts mehr von Marmor ist, ist nichts mehr von Stein. Im neunzehnten Jahrhundert hat auch das Schaffot seine Majestät und Größe verloren; es ist wie der Thron von Tannenholz.

Wie Aachen hat auch Mainz einen Bischof gehabt, einen einzigen, den Napoleon ernannte, einen würdigen, ehrenwerthen Hirten, sagt man, der von 1802—1818 geherrscht hat und wie die andern in seinem Dom begraben ist. Nach Herrn Louis Colmar gibt es nur noch einen Bischof in Mainz, der Hauptstadt von Rheinhessen.

Ich habe auch hier ein arcadisches Bruderpaar von Erzbischöfen gefunden, die einander gegenüber begraben sind, nachdem sie dasselbe Volk regiert und dieselben Seelen geleitet hatten, der eine 1390, der andere 1419. Johann und Adolph von Nassau sehen sich im Schiff des Mainzer Domes an, wie

Adolph und Anton von Schauenburg im Chor des Kölner Domes.

Ich sagte, daß eins der dreiundvierzig Gräber aus dem achten Jahrhundert sei. Dies Monument, das nicht von einem Erzbischof herrührt, ist das, welches ich anfangs suchte, und das mich die längste Zeit aufgehalten hat, da es sich in meinen Gedanken mit dem großen Grab in Aachen vereinte. Es ist das Grab der Fastrade, des Weibes Karls des Großen. Das Grab Fastradens ist eine einfache Platte von weißem Marmor, die jetzt in eine Mauer eingefügt ist. Ich habe folgendes Epitaph, das mit römischen Lettern und byzantinischen Abkürzungen darauf geschrieben war, entziffert:

Fastradana pia Caroli conjux vocitata
Christo dilecta jacet hoc sub marmore tecta
Anno septingentesimo nonagesimo quarto.

Dann kommen folgende drei dunkle Verse:

Quem numerum metro claudere musa negat
Rex pie quem gessit virgo licet hic cinerescit
Spiritus haeres sit patriae quae tristia nescit.

Und darunter die Jahrszahl mit arabischen Chiffern:



794 wurde in der That Fastrade, die anfangs in der Kirche von St. Alban lag, unter diesen Stein gelegt. Tausend Jahre nachher, 1794, wurde die Gefährtin Karls des Großen wieder geweckt, denn die Geschichte mischt bisweilen in die großen Dinge eine erschreckliche geometrische Genauigkeit. Die alte Stadt Mainz wurde beschossen, ihre Kirche von St. Alban

stürzte im Feuer zusammen, ihr Grab war offen. Man weiß nicht, wohin damals ihre Gebeine gekommen sind. Ihr Grabstein ist in den Dom gebracht.

Jetzt zeigt ihn ein armer alter Schweizer, mit einer Art Invalidenuniform bekleidet, und erzählt dies den Vorübergehenden.

Außer den Gräbern, den Reliquienschreinen mit Statuetten, den Wandbildern mit Goldgrund, hat jede der beiden Apsiden ihren eigenen Schmuck. Die alte Apside von 978, die mit zwei reizenden byzantinischen Treppen geschmückt ist, rundet sich um eine prächtige, eherne Taufurne aus dem vierzehnten Jahrhundert. Auf der äußern Seite dieses ungeheuern Beckens sind die zwölf Apostel und der heil. Martin, der Patron der Kirche, eingegraben. Der Deckel ist während des Bombardements zerbrochen. Unter dem Kaiserreich, der Epoche des Geschmacks, hat man die gothische Urne mit einer Art Kasserole bedeckt.

Die andere, größere und weniger alte Apside wird eingenommen und so zu sagen bedeckt von einem großen Schnitzwerk in schwarzem Eichenholz, worin der heftige, leidenschaftliche Styl des achtzehnten Jahrhunderts sich entfaltet und sich gegen die gerade Linie mit so viel Heftigkeit auflehnt, daß er beinahe zur Schönheit wird. Nie hat man zum Dienst des schlechten Geschmacks einen zarteren Meißel, eine mächtigere Phantasie und mannigfachere Erfindungskraft gebraucht. Vier Statuen, Crescentius, der erste Bischof von Mainz, ums Jahr 70 Bonifaz, der erste Erzbischof, um 755, Willigis, der erste Kurfürst, um 1011, und Bardo, der Gründer des Doms, 1050, stehen aufrecht in dem Gang um den Chor, über dem asiatischen Baldachin des Erzbischofs, durch die Reitergruppe des heil. Martin mit dem Bettler beherrscht. Am Eingang des Chors stehen in dem ganzen geheimnißvollen Pomp eines hebräischen Hohenpriesters Aaron, der den Bischof des Innern, und Melchisedek, der den Bischof des Aeußern vorstellt.

Der Erzbischof von Mainz vereinigte, wie die Fürstbischöfe von Worms und Lüttich, wie die Erzbischöfe von Köln und Trier, in seiner Person das doppelte Priesterthum. Er war Aaron und Melchisedek.

Der Kapitelsaal, der an den Chor gränzt und durch seine reiche Pompadour-Holzarbeit den Gegensatz gegen die beiden großen Thürme wiederholt, ist eine düstere, prächtige romanische Halle. Nur eine große nackte Mauer, ein staubiges, durch die Reliefs der Gräber hügeligtes Pflaster, ein Ueberrest von Glasmalerei in dem untern Fenster, eine farbige Decke, den heil. Martin, nicht als römischen Ritter, sondern als Bischof von Tours vorstellend, drei Bildwerke aus dem sechzehnten Jahrhundert, die Kreuzigung, die Auferstehung und die Himmelfahrt; um den Saal eine Bank von Stein für die Domherrn, und im Hintergrund für den präsidirenden Erzbischof ein großer, ebenfalls steinerner Sessel, der an den einfachen marmornen Stuhl der ersten Päpste erinnert, den man in der Kirche zu Avignon bewahrt. Geht man aus diesem Saal, so tritt man in das Kloster aus dem vierzehnten Jahrhundert, zu jeder Zeit ein strenger, und gegenwärtig ein unheimlicher Ort. Das Bombardement von 94 ist dort überall zu sehen. Große feuchte Kräuter, unter denen Steine von dem Schleim der Würmer versilbert liegen; ogivenförmige Arkaden mit zerbrochenen Fenstern; Gräber, die wie Fensterscheiben von den Kugeln zersprengt sind; steinerne, ganz bewaffnete Ritter, die durch Bombenschläge Ohrfeigen bekommen und jetzt nur noch eine Fratze haben; alte Weiberlumpen, die auf einem Strick trocknen; hölzerne Verschläge, die hie und da die granitnen Mauern ersetzen; eine dumpfe Stille, die nur durch das seltene Gekrächz der Raben unterbrochen wird — so ist heute das erzbischöfliche Kloster in Mainz. Einer der Strebepfeiler einer Mauer liegt, von einer Kugel getroffen, jetzt ganz auf

dem Bauch und sieht wie eine Klaviertaste aus, auf die sich ein ungeheurer, unsichtbarer Finger legen würde. Zwei oder drei traurige, schreckliche Statuen, die, dem Regen und Wind ausgesetzt, aufrecht in einem Winkel stehen, betrachten schweigend diese Zerstörung.

Unter den Galerien des Klosters ist ein dunkles Monument, ein Basrelief aus dem vierzehnten Jahrhundert, dessen Sinn ich vergeblich zu finden bemüht war. Es sind auf der einen Seite in allen Stellungen der Verzweiflung gefesselte Menschen, auf der andern ein Kaiser, von einem Bischof begleitet und von einer Menge triumphirender Personen umgeben. Soll es Barbarossa, soll es Ludwig von Baiern sein? Ist es die Revolution von 1160, ist es der Krieg derer von Mainz gegen die von Frankfurt im Jahre 1332? Ist es Alles das nicht? Ich weiß es nicht; ich bin weiter gegangen.

Als ich aus den Galerien ging, unterschied ich im Dunkel einen steinernen Kopf, der halb aus der Mauer trat und von einer Krone mit drei Eppichblättern umgeben war, wie ihn die Könige im elften Jahrhundert trugen. Ich betrachtete ihn. Es war eine zugleich sanfte und strenge Figur, eines dieser Gesichter mit dem Ausdrucke erhabener Schönheit, den dem Männergesichte die Gewohnheit des Denkens gibt. Darunter hatte die Hand eines Vorübergehenden mit Kohle Frauenlob hingeschrieben. Ich dachte an diesen Tasso von Mainz, der während seines Lebens so geschmäht, nach seinem Tode so verehrt wurde. Als Heinrich Frauenlob gestorben war, 1318, glaube ich, wollten die Frauen von Mainz, die ihn verspottet und verhöhnt hatten, seinen Sarg tragen. Die Frauen und dieser mit Blumen und Kronen geschmückte Sarg sind etwas tiefer als der Kopf in dem Stein ausgehauen. Ich betrachtete den edlen Kopf noch. Der Bildhauer hat seine Augen offen gelassen. In dieser Kirche voll von Grabmälern, in dieser Menge

daliegender Fürsten und Bischöfe, in diesem schlafenden und todten Kloster, ist nur noch der Poet aufrecht und wach.

Der Marktplatz, der zwei Seiten des Domes umgibt, ist ein großes, lustiges Ganzes. In der Mitte steht ein hübscher dreieckiger Brunnen aus der deutschen Renaissance; ein reizendes, kleines Gedicht, das aus einer Masse von Wappen, Mitren, Flüssen, Najaden, Krummstäben, Füllhörnern, Engeln, Delphinen und Sirenen, ein Piedestal der heil. Jungfrau bildet.

Auf einer seiner Seiten liest man folgenden Pentameter:

Albertus princeps civibus ipse suis.

Das erinnert an die von dem letzten Erzbischof von Trier neben seinem Palast in der Neustadt in Coblenz erbaute Fontaine, auf der steht: Clemens Wenceslaus, Elector, vicinis suis. Seinen Mitbürgern ist constitutionell; seinen Nachbarn allerliebst.

Der Brunnen in Mainz ist von Albert von Brandenburg erbaut, der um 1540 regierte und dessen Grabschrift ich im Dom las. Albert, Kardinal des heil. Stuhles, Erzkanzler des heil. Reichs, Fürst von Brandenburg, Herzog von Stettin und Pommern, Kurfürst. Er erbaute oder erneuerte vielmehr diesen Brunnen zum Gedächtniß des Glücks Karls V. und der Gefangenschaft Franz I., wie die Inschrift mit goldenen, kürzlich erneuerten Buchstaben beweist:

Divo Karolo V. Caesare semp. aug. post victoriā
Gallicam rege ipso ad Ticinū superato ac capto
triūphante fataliq. rusticorū per Germaniā cōspi
ratione prostrata Alber. card. et archiep. Mog.
Fontē hunc vetustate dilapsū ad civiū suorum
posteritatisque usum restitui curavit.

Oben von der Citadelle gesehen, zeigt Mainz sechzehn Spitzen, nach denen sich die Kanonen des deutschen Bundes richten: die sechs Thürme des Doms, zwei Militärthürme, ein

Thurm aus dem zwölften Jahrhundert, vier flamändische Thürme, dann der dreimal wiederholte Dom der Karmeliter aus der **rue Cassette**. Auf dem Abhang eines Hügels, den eine Festung krönt, schmückt einer dieser Dome eine arme sächsische Kirche, die traurigste, demüthigste von der Welt, die an ein prächtiges gothisches Kloster lehnt, worin die Kaiserlichen ihre Pferde aus romanischen Sarkophagen saufen lassen.

Die Schönheit der Rheinländerinnen verläugnet sich in Mainz nicht, nur sind sie dort neugierig, wie die Flamänderinnen und wie die Elsäßerinnen.

So weiß die Stadt auch ist, so hat sie doch an vielen Orten das ehrwürdige Ansehen einer Handelsstadt der alten Hansa bewahrt. Man liest dort noch auf den Thüren: **Pro celebri Mercaturae expeditione.** In zwei oder drei Jahren wird man dort lesen: Schnelleres Fahren.

Uebrigens durchzieht ein tiefes Leben,, das vom Rhein ausgeht, die Stadt. Sie ist nicht weniger mit Masten besetzt, mit Ballen bepackt, nicht weniger von Geräusch durchlärmt, als Köln. Man geht, man spricht, man drängt, man zieht, man kommt an, man reist ab, man kauft, man verkauft, man schreit, man singt, kurz man lebt in allen Quartieren, in allen Häusern, in allen Straßen. — Nachts schweigt dies ungeheure Gewühl, und man hört in Mainz nur noch das Murmeln des Rheins und das ewige Geräusch der siebenzehn Wassermühlen, die an den Pfeilern der Brücke Karls des Großen befestigt sind.

Was die Congresse auch gethan, oder vielmehr wegen dessen, was die Congresse gethan, ist die Leere, welche die dreifache Herrschaft der Römer, Erzbischöfe und Franzosen dort gelassen hat, nicht ausgefüllt. Niemand ist bei sich zu Hause. Der Großherzog von Hessen regiert nur dem Namen nach dort. Auf seiner Festung Castel kann man lesen: **Cura confoederationis**

conditum, und kann dort einen blauen und einen weißen Soldaten, d. h. Oesterreich und Preußen Tag und Nacht, das Gewehr im Arm vor seiner Festung Mainz auf- und abgehen sehen. Ebenso sind weder Preußen noch Oesterreich dort zu Hause; sie geniren und stoßen sich. Das ist augenscheinlich nur ein provisorischer Zustand. In der Mauer der Citadelle selbst ist eine halb in die Mauer gefaßte Ruine, eine Art verstümmelten Piedestals, das man noch jetzt den Adlerstein nennt. Es ist das Grab des Drusus. In der That setzte sich dort ein Adler, ein kaiserlicher Adler, ein fürchterlicher und allmächtiger Adler, vor sechzehnhundert Jahren und verschwand dann. 1804 kam er wieder; 1814 flog er von Neuem davon. Jetzt, zur Stunde, in der wir sind, bemerkt Mainz am Horizont, von Frankreich her, einen schwarzen Punkt, der größer wird und sich nähert. Es ist der Adler, der wiederkommt.

Vierundzwanzigster Brief.

Frankfurt am Main.

Mainz, September.

Ich kam an einem Samstag in Frankfurt an. Ich suchte schon lange, auf gut Glück umhergehend, mein altes Frankfurt in einem Labyrinth von neuen, sehr häßlichen Häusern und sehr schönen Gärten, als ich plötzlich am Eingang einer sonderbaren Straße ankam. Zwei lange parallele Reihen von schwarzen, düstern, hohen, unheimlichen, fast gleichen Häusern, die aber doch die leichten Unterschiede unter gleichen Dingen an sich trugen, welche die guten Zeiten der Baukunst charakterisiren;

zwischen engen, dichten und wie vor Schreck aneinander gepreßten Häusern ein schmaler, dunkler, gerader Weg; nur enge Thüren mit einem seltsam verschlungenen Eisengitter, alle verschlossen; im Erdgeschoß nur Fenster mit dicken Eisenstäben, Läden von Holz, fast überall mit eisernen Klammern versehen; ein tiefes Schweigen, kein Gesang, keine Stimme, kein Athemzug, hie und da das dumpfe Geräusch eines Schrittes im Innern der Häuser; neben der Thür ein vergittertes, halboffenes, auf einen dunkeln Gang gehendes Fenster; überall Staub, Asche, Spinngewebe, Schimmel, mehr erheucheltes, als wirkliches Elend; auf den Façaden der Häuser ein Ausdruck von Bangigkeit und Furcht; zwei oder drei Vorübergehende auf der Straße, die mich mit ängstlichem Mißtrauen ansahen; an den Fenstern des ersten Stocks schöne, geschmückte, junge Mädchen, mit braunem Teint, vollem Wuchs, verstohlen erscheinend, oder alte Weibergesichter mit Eulennasen, schrecklichem Kopfputz, unbeweglich und bleich hinter dem blinden Glase; in dem Gange des Erdgeschosses Haufen von Ballen und Waaren; Festungen eher als Häuser, Höhlen eher als Festungen, Gespenster eher als Vorübergehende. — Ich war in der Judengasse und zwar am Samstag.

In Frankfurt gibt es noch Juden und Christen; ächte Christen, welche die Juden verachten, und ächte Juden, welche die Christen hassen. Von beiden Seiten verflucht und flieht man sich. Unsere Civilisation, die alle Ideen im Gleichgewicht hält und die überall den Haß zu entfernen sucht, begreift diese verachtenden Blicke, die man sich gegenseitig unter Unbekannten zuwirft, gar nicht. Die Frankfurter Juden leben in ihren düstern Häusern in den hintern Zimmern, um den Athem der Christen zu vermeiden. Vor zwölf Jahren hatte diese Judenstraße, die 1662 neu erbaut und etwas erweitert wurde, eiserne, innen und außen mit Riegel und Schloß versehene

Thore an ihren beiden Enden. Nachts kehrten die Juden heim und die Thore schlossen sich. Man riegelte sie von draußen ein, wie Verpestete, und sie schlossen sich von innen ab, wie Belagerte.

Die Judenstraße ist keine Straße, es ist eine Stadt in der Stadt.

Als ich aus der Judengasse trat, fand ich die alte Stadt. Ich hielt meinen Einzug in Frankfurt.

Frankfurt ist die Stadt der Karyatiden; ich habe nirgends so viel tragende Kolosse gesehen, wie in Frankfurt. Es ist unmöglich, den Marmor, den Stein, das Erz und das Holz mit reicherer Erfindung und mannigfaltigerer Grausamkeit arbeiten, knirschen und heulen zu lassen. Wohin man sich wendet, sind arme Figuren aus allen Zeiten, aus allen Stylen, von allen Geschlechtern, von allen Altern, von allen Phantasmagorien, die sich winden und jämmerlich unter dem ungeheuren Gewicht seufzen. Gehörnte Satyrn, Nymphen mit flamändischen Busen, Zwerge, Riesen, Sphynxe, Drachen, Engel, Teufel, ein ganzes unglückliches Volk von übernatürlichen Wesen, das irgend ein Magier, der in allen Mythologien zugleich fischte, gefangen hat, und das, von ihm in steinernen Hüllen eingeschlossen, dort unter dem Gebälk, den Imposten und Architraven angekettet, und halb in die Mauer eingefügt ist. Die Einen tragen Balkone, die Andern Thürmchen, die Bedrücktesten Häuser. Andere haben irgend einen unverschämten Neger von Erz auf ihren Schultern, der ein Kleid von vergoldetem Zinn anhat, oder einen ungeheuren römischen Kaiser von Stein in der ganzen Pracht des Kostüms Ludwigs XIV., mit seiner großen Perrücke, seinem weiten Mantel, seinem Stuhl, seiner Estrade, seiner Krone, seinem Baldachin mit ausgeschnitzten Spitzen und ungeheuren Stickereien; eine ungeheure Maschine, die ein Bild von Audran vollständig in

mehr als halberhabener Arbeit auf einem einzigen Stein von zwanzig Fuß Höhe vorstellt. Diese gewaltigen Monumente sind Wirthshausschilder. Unter titanischen Lasten beugen sich die Karyatiden in allen Stellungen der Wuth, des Schmerzes und der Ermattung. Diese bücken das Haupt, jene wenden sich halb zurück; einige legen ihre beiden Hände krampfhaft auf ihre Schenkel, oder drücken ihre volle, dem Bersten nahe Brust zusammen; dort gibt es trotzige Herkules, die ein sechsstöckiges Haus auf einer Schulter tragen und den Leuten den Daumen weisen; traurige, hinkende Vulkane, die sich mit ihren Knieen helfen, oder unglückliche Sirenen, deren Schuppenschwanz schrecklich zwischen den Steinen zerquetscht wird; es gibt wüthende Chimären, die sich voll Wuth untereinander beißen; andere weinen, noch andere lachen schmerzlich, und jene schneiden den Vorübergehenden schreckliche Gesichter. Ich habe bemerkt, daß viele Wirthshaussäle, die von dem Aufstoßen der Gläser wiedertönen, auf Karyatiden gestützt sind. Es war, wie es scheint, eine besondere Vorliebe der alten freien Bürger von Frankfurt, ihre Schmausereien von duldenden Statuen tragen zu lassen.

Der gräßlichste Schreck, den man in Frankfurt haben kann, ist weder die Invasion der Russen, noch ein Einfall der Franzosen, noch der europäische Krieg, noch ein Bürgerkrieg, der die vierzehn Quartiere der Stadt auf's Neue zerstört, noch der Typhus, noch die Cholera, sondern das Erwachen, die Befreiung und Rache der Karyatiden.

Eine der Sehenswürdigkeiten Frankfurts, die, wie ich fürchte, bald verschwinden wird, ist das Schlachthaus. Es nimmt zwei alte Straßen ein. Es ist unmöglich, ältere und schwärzere Häuser sich über einen frischeren Haufen Fleisch neigen zu sehen. Ein eigener Ausdruck lustiger Appetitlichkeit liegt auf diesen sonderbar geschnitzten und mit Schiefern be-

deckten Façaden, deren Erdgeschoß, wie ein ganz offenstehender, großer Rachen, ungeheuere Viertel von Ochsen und Hämmeln zu verschlingen scheint. Blutige Metzger und rothe Metzgerinnen schwatzen anmuthig unter Guirlanden von Hammelskeulen. Ein rother Bach, dessen Farbe zwei fließende Brunnen kaum mildern, rinnt und dampft mitten in der Straße. In dem Augenblicke, wo ich durch sie ging, war sie voll entsetzlichen Schreiens. Unbarmherzige schlachtende Burschen, mit Herodesgesichtern, vollführten dort eine Metzelei unter Milchschweinen. Die Mägde, mit ihren Körbchen am Arm, lachten durch den Lärm. Es gibt lächerliche Rührungen, die man sich nicht merken lassen darf; indeß gestehe ich, daß ich, hätte ich gewußt, was ich mit einem armen kleinen Milchschwein, das ein Metzger vorbeitrug, machen sollte, es gekauft hätte. Ein hübsches kleines Mädchen, das wie ich mit Theilnahme zusah, schien mich durch seinen Blick dazu aufzufordern. Ich that nicht, was das hübsche Auge mir sagte, ich war dem sanften Blick ungehorsam, und ich mache es mir zum Vorwurf. — Ein prächtiges, großes, vergoldetes Schild, von dem schönsten eisernen Haken von der Welt getragen, aus allen Emblemen der Metzgerzunft zusammengesetzt und von der kaiserlichen Krone überragt, beherrscht und vervollständigt dies prächtige Schlachthaus, das der guten Stadt Paris im Mittelalter würdig gewesen wäre, und vor dem sich Calatagirone im fünfzehnten und Rabelais im sechzehnten Jahrhundert gewiß belustigt hätten.

Von dem Schlachthaus kommt man auf einen Platz von mäßiger Größe, der Flanderns würdig ist und selbst nach dem alten Markt in Brüssel bewundert zu werden verdient. Er ist einer der vielseitigen Plätze, um die sich alle Style und alle Sonderbarkeiten der bürgerlichen Baukunst im Mittelalter durch Häuser zeigen, an denen, nach der Zeit oder dem Geschmack, Zierrath mit verschwenderischer Pracht, Schiefer wie Stein und

Blei wie Holz verwandt ist. Jeder Schnörkel hat außerdem seine Bedeutung und hilft zugleich zu der Composition und der allgemeinen Harmonie des Platzes. In Frankfurt wie in Brüssel schänden zwei oder drei neue Häuser von dummem Aussehen, die sich wie zwei oder drei Dummköpfe in einer Gesellschaft gescheidter Leute ausnehmen, das Ensemble des Platzes, und vermehren die Schönheit der alten benachbarten Häuser. Ein wunderbares Bauwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch aus dem Schiff einer Kirche und dem Thurm eines Stadthauses zusammengesetzt, nimmt mit seiner prächtigen, eleganten Figur eine der Seiten des Vielecks ein. In der Mitte des Platzes stehen an zwei Orten, die die Symmetrie gewiß nicht bestimmt hat, zwei Brunnen, einer aus der Renaissance, der andere aus dem achtzehnten Jahrhundert. Auf diesen beiden Brunnen begegnen und verhöhnen sich durch einen sonderbaren Zufall Minerva und Judith, jede auf dem Gipfel ihrer Säule stehend, die homerische und die biblische virago, die eine mit dem Haupt der Medusa, die andere mit dem Haupt des Holofernes.

Judith ist schön, stolz, liebenswürdig, von vier Sirenen umgeben, die zu ihren Füßen in die Trompete stoßen, ein herrliches Mädchen der Renaissance. Sie hat das Haupt des Holofernes, das sie in der linken Hand trug, nicht mehr, aber sie hält noch das Schwert in der rechten, und ihr vom Wind aufgebauschtes Kleid hebt sich über ihrem Marmorknie und zeigt ihr feines, festes Bein in der stolzesten Biegung, die man sehen kann.

Einige Ausleger behaupten, diese Statue stelle die Gerechtigkeit vor und sie habe nicht das Haupt des Holofernes, sondern eine Wage in der Hand. Ich glaube es nicht. Eine Gerechtigkeit, welche die Wage in der linken und das Schwert in der rechten Hand hielte, wäre eine Ungerechtigkeit. Uebrigens

hat die Gerechtigkeit weder das Recht so hübsch, noch so aufgeschürzt zu sein.

Dieser Figur gegenüber erheben sich mit ihrem schwarzen Rahmen und ihren fünf ernsten, ungleichen Fenstern, die drei neben einander stehenden Giebel des Römers.

Im Römer wählte man die Kaiser; auf diesem Platz rief man sie aus.

Auf diesem Platz hielt man und hält noch die beiden berühmten Frankfurter Messen: die Septembermesse, die 1240 durch den Brief Friedrichs II. eingesetzt wurde, und die Ostermesse, die Ludwig von Baiern 1330 einrichtete. Die Messen haben die Kaiser und das Reich überlebt.

Ich trat in den Römer.

Nachdem ich geraume Zeit, ohne Jemand zu begegnen, durch ein langes, schmales Erdgeschoß gegangen, dann eine hohe, mit schlechten Gemälden ohne Rahmen verzierte Treppe hinaufgestiegen, und endlich durch eine Menge dunkler Gänge und Stufen gewandert war, traf ich endlich, nachdem ich an alle Thüren geklopft hatte, eine Magd, die auf das Wort Kaisersaal einen Schlüssel von einem Nagel in ihrer Küche nahm und mich hineinführte.

Das brave, muntere Mädchen führte mich erst durch den Kurfürstensaal, der jetzt zu den Sitzungen des Senats der freien Stadt Frankfurt benützt wird. Dort wählten die Kurfürsten oder deren Abgeordnete unter sich den römischen Kaiser deutscher Nation. Auf einem Sessel zwischen den beiden Fenstern präsidirte der Erzbischof von Mainz. Dann kamen nach der Reihe um einen großen mit gelbem Kupfer bedeckten Tisch, rechts von dem Erzbischof von Mainz, Trier, Böhmen, Sachsen; links, Köln, Pfalz, Brandenburg; gegenüber, Braunschweig und Baiern. Der Vorübergehende empfindet den Ein-

druck, den einfache Dinge, die Großes enthalten, machen, wenn er das rothe, staubige Erz des Tisches, an dem man die deutschen Kaiser wählte, berührt. Uebrigens ist, den Tisch, den man gegenwärtig in ein benachbartes Zimmer gebracht hat, abgerechnet, der Kurfürstensaal noch in dem Zustande, worin er im siebzehnten Jahrhundert war. Die neun Wappen, die an der Decke eine neue Freske einrahmen, eine Tapete von rothem Damast, Wandleuchter von versilbertem Kupfer, die Ruhmesgöttinnen vorstellen, ein großer Spiegel, dem man als Pendant im letzten Jahrhundert ein Bild Josephs II. gegenübergestellt hat; über der Thüre ein Bild des letzten Enkels Karls des Großen, der 910, in dem Augenblicke, wo er regieren sollte, starb und den die Deutschen das Kind nennen; weiter nichts. — Das Ganze ist streng, ernst, ruhig, und mehr zum Träumen, als zum Ansehen gemacht.

Nach dem Kurfürstensaal sah ich in den Kaisersaal.

Im vierzehnten Jahrhundert hatten die lombardischen Kaufleute, die dem Römer seinen Namen gegeben und dort ihre Läden hielten, den Gedanken, den großen Saal mit Nischen zu umgeben, damit sie ihre Waaren darin ausbreiten könnten. Ein Baumeister, dessen Name verloren gegangen ist, maß den Saal und baute fünfundvierzig Nischen darin. 1564 wurde Maximilian II. in Frankfurt gewählt und dem Volke von dem Balkon dieses Saals gezeigt, den man nach der Abreise Maximilians II. den Kaisersaal nannte und sich seiner zum Ausrufen der Kaiser bediente. Da dachte man daran, ihn zu schmücken, und der erste Gedanke, der ihnen kam, war der, in den rings um die kaiserliche Halle angebrachten Nischen die Bilder aller seit dem Untergang des karolingischen Stammes erwählten und gekrönten Kaiser aufzustellen, indem man die leeren Nischen für die künftigen Kaiser bewahrte. Seit Konrad I. im Jahre 911 bis auf Ferdinand I. im Jahre 1556 waren

schon sechsunddreißig Kaiser in Aachen gesalbt. Wenn man den neuen römischen König hinzufügte, blieben nur acht Nischen für die Zukunft leer. Das war wenig. Die Sache wurde indeß doch ausgeführt und man nahm sich vor, den Saal zu vergrößern, wenn es nöthig sein sollte. Die Oeffnungen füllten sich langsam, mit vier Kaisern ungefähr im Jahrhundert. Als Joseph II. 1764 auf den kaiserlichen Stuhl stieg, war nur noch ein leerer Platz da. Man dachte auf's Neue ernstlich daran, den Kaisersaal zu verlängern, und neue Zellen den vor fünf Jahrhunderten von dem Baumeister der lombardischen Kaufleute eingerichteten Zellen hinzuzufügen. 1794 nahm Franz II., der fünfundvierzigste römische König, die fünfundvierzigste Höhlung ein. Es war die letzte Nische und der letzte Kaiser. Als der Saal voll war, brach das deutsche Reich zusammen.

Der unbekannte Baumeister war das Schicksal; der geheimnißvolle Saal mit fünfundvierzig Zellen ist die Geschichte Deutschlands, die, nachdem der Stamm Karl des Großen erloschen war, nur noch fünfundvierzig Kaiser enthalten durfte.

In der That, in diesem länglichen, weiten, kalten, fast dunklen Saal, der in einem Winkel mit alten Möbeln bedeckt ist, unter denen ich den kupfernen Tisch der Kurfürsten entdeckt habe, der an der östlichen Seite kaum durch fünf schmale, ungleiche Fenster, die nach Maßgabe der äußern Giebel eine Pyramide bilden, erhellt ist; zwischen vier hohen, mit erloschenen Fresken bedeckten Mauern, unter einem Gewölbe von Holz, mit ehemals vergoldeten Kanten, allein in einer Art von Helldunkel, das dem Anfang der Vergessenheit gleicht, betrachten sich alle grob als Erzbüsten gemalt, deren Fuß die beiden Data, die Jedes Regierung öffnen und schließen, trägt, die einen mit Lorbeerkränzen wie römische Cäsaren, die andern mit dem deutschen Diadem gekrönt, schweigend, jeder in seiner düstern Nische. Die drei Konrad, die sieben Heinrich, die vier

Otto, der eine Lothar, die vier Friedrich, der eine Philipp, die beiden Rudolph, der eine Adolph, die beiden Albert, der eine Ludwig, die vier Karl, der eine Wenzeslaus, der eine Robert, der eine Siegmund, die beiden Maximilian, die drei Ferdinand, der eine Matthias, die beiden Leopold, die beiden Joseph, die beiden Franz, die fünfundvierzig Phantome, die während neun Jahrhunderten, von 911—1806, durch die Weltgeschichte, das Schwert des heil. Petrus in der einen und die Kugel Karls des Großen in der andern Hand, gegangen sind.

An der den fünf Fenstern gegenüberstehenden Wand dunkelt und zerfällt neben dem Gewölbe ein mittelmäßiges Gemälde, welches das Urtheil Salomo's vorstellt.

Wenn die Churfürsten endlich den Kaiser bestimmt hatten, versammelte sich der Frankfurter Senat in diesem Saal, die Bürger vereinigten sich, in vierzehn Sectionen nach den vierzehn Quartieren getheilt, auf dem Platz, dann öffneten sich die fünf Fenster des Kaisersaals, das größte mittlere Fenster war mit einem Baldachin versehen und blieb leer. An dem mittlern Fenster rechts, das mit einem Balkon von schwarzem Eisen versehen war, an dem ich das Mainzer Rad entdeckt habe, erschien der Kaiser allein, in vollem Kostüm, die Krone auf dem Haupte. Zu seiner Rechten hatte er an den kleinen Fenstern die drei geistlichen Churfürsten von Mainz, Trier und Köln. An den beiden andern Fenstern, links von dem großen leeren Fenster standen in der Mitte Böhmen, Baiern und der Pfalzgraf vom Rhein; am kleinen Sachsen, Braunschweig und Brandenburg. Auf dem Platze vor dem Römer war auf einem von Wachen umgebenen Viereck ein großer Haufen Hafer, ein Gefäß voll Gold- und Silbermünzen, ein Tisch, der ein silbernes Waschbecken und einen goldenen Becher trug, und ein anderer Tisch mit einem ganzen gebratenen Ochsen. In dem Augenblick, wo der Kaiser erschien, ertönten die Trompeten und Cymbeln, und

der Erzmarschall des h. Reichs, der Erzkämmerer, Erzschenk, Erzschatzmeister und Erztruchseß zogen mit Gefolge auf den Platz. Mitten unter Rufen und Fanfaren ritt der Erzmarschall bis an den Sattelgurt in den Haufen Hafer und füllte dort ein silbernes Maß; der Erzkämmerer nahm das Waschbecken von dem Tisch, der Erzschenk füllte den Pokal mit Wein und Wasser; der Erzschatzmeister schöpfte Münzen in ein Gefäß und warf sie mit vollen Händen unter das Volk, der Erztruchseß schnitt ein Stück von dem gebratenen Ochsen. In diesem Augenblick erschien der Großkanzler des Reichs, der mit lauter Stimme den neuen Kaiser proclamirte und die Eidesformel vorlas. Wenn er zu Ende war, antworteten der Senat im Saal und die Bürger auf dem Platz in ernstem Ton: Ja. Während der Eid geleistet wurde, nahm der neue, schon gewaltige Kaiser die Krone ab und hielt das Schwert in Händen.

Von 1564 bis 1794 haben dieser jetzt unbekannte Platz, dieser jetzt leere Saal, neunmal diese majestätische Ceremonie gesehen.

Die Erzämter des Reichs, die den Wählern erblich waren, wurden von Abgeordneten versehen. Im Mittelalter hielten es Monarchien zweiten Ranges für eine bedeutende Ehre und gute Politik, die großen Aemter bei den beiden Kaisern, die an die Stelle des römischen Reichs getreten waren, zu bekleiden. Der König von Böhmen war Erzschenk des deutschen Reichs; der Doge von Venedig war Oberster der Leibwache des morgenländischen Kaiserreichs.



Nach der Proclamation im Römer kam die Krönung im Collegiensaal.

Ich folgte dem Ceremoniell. Wie ich aus dem Kaisersaal trat, ging ich in die Kirche.

Die Stiftskirche in Frankfurt, die dem heil. Bartholomäus geweiht ist, besteht aus einem doppelten Kreuzschiff aus dem

vierzehnten Jahrhundert, das von einem schönen Thurm aus dem fünfzehnten, der leider unvollendet ist, überragt wird. Kirche und Thurm bestehen aus schönem rothem Sandstein, der durch die Jahre schwarz und runzlig geworden ist. Das Innere allein ist angestrichen.

Dann ist noch eine belgische Kirche hier. Weiße Mauern, keine Glasmalerei, viele geschnitzte Altäre, farbige Gräber, Gemälde und Basreliefs. In den Schiffen strenge, marmorne Ritter, Bischöfe mit Schnurrbärten, die Köpfe wie Landsknechte haben, aus der Zeit Gustav Adolphs, bewunderungswürdige Glockenthürmchen von Stein, die durch Feen ausgehauen sind, prächtige kupferne Lampen, die an die Lampen von Mieris erinnern, ein Christus im Grabe, der im vierzehnten Jahrhundert gemalt, eine Jungfrau am Todtenbette, die im fünfzehnten gemeißelt ist. Im Chor sind sehenswerthe Fresken, eine rauhe ungeschickte Holzarbeit von 1400, die beide ein Geschenk des Ritters von Ingelheim sind, der sich auf den Knieen in einen Winkel malen ließ. An den Mauern ist eine vollständige Sammlung von diesen phantastischen Pickelhauben und diesen schrecklichen Helmbüschen, die dem deutschen Ritterthum eigen waren, und die wie die Pfannen und Schaumlöffel einer Küchenbatterie an Nägeln hängen. Neben der Thüre ist eine dieser ungeheuren Uhren, die ein Haus von zwei Stockwerken, ein Buch in drei Bänden, ein Gedicht in zwanzig Gesängen, eine Welt bilden. Oben zeigt sich auf einem großen flamändischen Giebelfeld der Zeiger für den Tag; unten funkelt geheimnißvoll in einer Art von Höhle, worin sich in der Dunkelheit eine Menge dicker Fäden bewegen, die man für die Fühlhörner ungeheurer Insekten halten könnte, der Zeiger des Jahres. Die Stunden drehen sich oben herum, die Jahrszeiten gehen unten. Die Sonne mit ihrer Glorie von goldenen Strahlen, der weiße und schwarze Mond, die Sterne auf blauem Grund, führen zusam-



mengesetzte Bewegungen aus, die an der andern Seite der Uhr eine Reihe kleiner Bilder hervorbringen, auf denen Kinder Schlittschuh laufen, Greise sich wärmen, Bauern Getreide schneiden, Schäferinnen Blumen pflücken. Etwas abgeblaßte Sentenzen und Maximen glänzten am Himmel beim Scheine etwas verblindeter Sterne. So oft der Weiser an eine Ziffer kommt, öffnen und schließen sich die Thüren auf dem Giebelfeld der Uhr, mit Hämmern versehene Figuren, die rasch herein und heraustreten, geben die Stunde auf der Glocke an, indem sie Sprünge machen. Alles dies lebt, bewegt sich und lärmt in der Mauer der Kirche selbst, und macht ein Geräusch, als wenn man einen Pottfisch in das große Faß zu Heidelberg einsperrte.

Diese Kirche besitzt eine treffliche Kreuzigung von Van Dyk. Albrecht Dürer und Rubens haben jeder ein Gemälde dort, einen Christus auf dem Schooße der Jungfrau. Der Gegenstand ist scheinbar derselbe, die beiden Gemälde sind aber sehr verschieden. Rubens hat ein Jesuskind auf den Schooß der göttlichen Mutter gelegt; Albrecht Dürer einen gekreuzigten Christus. Nichts kommt der Anmuth des ersten Bildes gleich, außer der Angst des zweiten. Jeder der beiden Maler ist seinem Genius gefolgt. Rubens hat das Leben, Albrecht Dürer den Tod gewählt.

Ein anderes Gemälde, auf dem sich Anmuth und Angst vereinen, ist eine prächtige Malerei auf Kupfer aus dem sechzehnten Jahrhundert, welche das Innere des Grabmals der heil. Cäcilie vorstellt. Der Rahmen besteht aus den vorzüglichsten Begebnissen im Leben der Heiligen. In der Mitte liegt die Heilige in einer dunklen Krypte der Länge nach auf ihrem Gesicht, in ihrem goldenen Gewande, den Beilhieb am Halse, eine rothe, zarte Wunde, die einem reizenden Munde gleicht, den man auf den Knieen küssen möchte. Es ist, als hörte man

die Stimme der heil. Sängerin aus dem Munde tönen und singen: por la boca de su herida. Unter dem offenen Sarge steht mit goldenen Lettern: En tibi sanctissimae virginis Ceciliae in sepulcro jacentis imaginem, prorsus eodem corporis situ expressam. In der That, glaube ich, ließ im sechzehnten Jahrhundert ein Papst, Leo X., das Grab der heil. Cäcilie öffnen, und dies reizende Bild ist, wie man sagt, nur ein getreues Portrait des wunderbaren Leichnams.

In der Mitte der Kirche, beim Eingang des Chors, wo sich Transept und Schiff durchschneiden, krönte man seit Maximilian II. die Kaiser. Ich habe in einem Winkel des Transepts, in einer Hülle von grauem Papier, die ihr die Form eines Kinderhutes gibt, die ungeheure kaiserliche Krone aus Holz, mit Goldplatten belegt, die man während der Ceremonie über ihr Haupt hing, gesehen, und mir fiel ein, daß ich vor zwei Jahren den mit Lilien durchwirkten Teppich von der Salbung Karls X., unter anderem Geräth zusammen gerollt und vergessen, in dem Dome zu Reims gesehen hatte.

Rechts von der Thüre des Chors, neben dem Ort, wo man die Kaiser krönte, zeigt die gothische Holzarbeit folgende in Eichenholz geschnitzte Antithese: den geschundenen heil. Bartholomäus, der seine Haut auf dem Arm trägt und verächtlich den Teufel zu seiner Linken ansieht, der auf eine prächtige Pyramide von Mitren, Diademen, Helmbüschen, Tiaren, Sceptern, Schwertern und Kronen gestützt ist.

Etwas weiter weg konnte der neue Kaiser unter den Vorhängen, mit denen man es gewiß verbarg, bisweilen im Dunkel aufrecht an der Mauer, wie eine finstere Erscheinung, das steinerne Gespenst des unglücklichen Pseudokaisers Günther von Schwarzburg sehen, der, Trotz und Haß im Auge, in der einen Hand seinen Schild mit einem schreitenden Löwen und in der andern seinen kaiserlichen Helm hielt; ein stolzes und

schreckliches Grab, das zweihundertunddreißig Jahre der Einsetzung der Kaiser beigewohnt, und dessen granitne Traurigkeit alle diese Feste gemalter Pappe und vergoldeten Holzes überlebt hat.

Ich wollte auf den Thurm steigen. Der Glöckner, der mich in die Kirche geführt hatte und der kein Wort Französisch versteht, verließ mich auf den ersten Stufen der Treppe und ich stieg allein hinauf. Als ich oben angekommen war, fand ich sie durch ein Gitter mit eisernen Spitzen abgesperrt; ich rief, Niemand antwortete; darauf stieg ich über die Barriere und war auf der Plattform des Pfarrthurms. Da hatte ich einen reizenden Anblick. Ueber mir eine schöne Sonne, zu meinen Füßen die ganze Stadt, zu meiner Linken der Römerplatz, zu meiner Rechten die Judengasse, die wie eine lange, unbiegsame, schwarze Gräte zwischen den weißen Häusern lag, hie und da einige alte, nicht zu sehr zerfallene Kirchen, zwei oder drei mit Thürmchen umgebene Thürme, hinter mir der Main, ein silbernes, von den Furchen der Schiffe golddurchwirktes Tuch; die alte Brücke mit den Häusern von Sachsenhausen und den röthlichen Mauern des ehemaligen deutschen Hauses; um die Stadt ein dichter Gürtel von Bäumen; jenseits der Bäume eine große Tafelrunde von Ebenen und bebauten Feldern, die in den blauen Höhen des Taunus auslief. Während ich, ich weiß nicht was, an den Rumpf des Thurms von 1509 gelehnt, träumte, kamen Wolken und trieben sich, vom Wind gejagt, am Himmel umher, indem sie in jedem Augenblick große Flächen Azurs bedeckten und enthüllten, und überall auf die Erde große Stellen von Licht und Schatten fallen ließen. Die Stadt und der Horizont waren so wunderbar. Die Landschaft ist nie schöner, als wenn sie ihr Tigerfell umhängt. — Ich glaubte mich allein und wäre den ganzen Tag dageblieben. Plötzlich ließ sich ein leises Geräusch neben mir hören; ich wandte den

Kopf herum; es war ein junges Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, das halb aus einer Dachluke hervorgetreten war und mich lächelnd ansah. Ich hatte einige Schritte gemacht, war über einen Winkel des Pfarrthurmes gegangen, den ich noch nicht überschritten hatte, und befand mich mitten unter den Bewohnern des Thurmes. Es gibt eine ganze kleine, glückliche Welt dort. Das junge Mädchen strickt, eine alte Frau, ohne Zweifel ihre Mutter, spinnt. Tauben girren, auf den Dachrinnen des Thurmes sitzend, ein freundlicher Affe reicht einem die Hand aus seiner kleinen Hütte, die Gewichte der großen Uhr steigen mit dumpfem Geräusch auf und ab und vergnügen sich, Marionetten in der Kirche spielen zu lassen, in der man Kaiser gekrönt hat; fügen Sie dazu den tiefen Frieden hoch gelegener Orte, der aus dem Murmeln des Windes, den Sonnenstrahlen und der Schönheit der Gegend besteht — ist das nicht ein reines, reizendes Ensemble? Aus der Kammer der alten Glocken hat jetzt das Mädchen ihre Kammer gemacht; sie hat ihr Bett ins Dunkel gestellt und singt dort, wie die Glocken sangen, aber mit einer sanftern Stimme, nur für sich und Gott allein. Aus einem der unvollendeten Thürmchen hat die Mutter den Schornstein des kleinen Wittwenfeuers gemacht, auf dem ihre arme Suppe kocht. Das ist die Spitze des Thurmes zu Frankfurt. Wie und warum ist diese Kolonie dort und was treibt sie da? Ich weiß es nicht, aber ich habe es bewundert. Diese stolze Kaiserstadt, die so viel Kriege ausgehalten, so viel Kugeln aufgefangen, so viel Kaiser eingesetzt hat, deren Mauern wie eine Rüstung waren, deren Adler in seinen Klauen die Diademe hatte, die der österreichische Adler auf seine beiden Köpfe setzte, wird heute von dem demüthigen Herd einer alten Frau, von dem etwas Rauch weht, beherrscht und gekrönt.

Fünfundzwanzigster Brief.

Der Rhein.

Mainz, den 1. Oktober.

Ein Bach fließt aus dem See von Toma am östlichen Hange des Gotthardt; ein anderer Bach fließt aus einem andern See am Fuße des Luckmanierberges; ein dritter Bach sickert aus einem Gletscher und fällt durch die Felsen aus einer Höhe von tausend Ellen herab. Fünfzehn Stunden von ihren Quellen stürzen diese Bäche in dieselbe Schlucht bei Reichenau. Dort vereinigen sie sich. Bewundern Sie nicht, mein Freund, auf welche einfache, gewaltige Weise die Vorsehung große Dinge hervorbringt? Drei Hirten begegnen sich, sie werden ein Volk; drei Bäche begegnen sich, sie werden ein Strom.

Das Volk entsteht den 17. November 1309, bei Nacht, am Ufer eines Sees, an dem drei Hirten sich umarmen; es erhebt sich, es ruft den großen Gott, der die Bauern und die Kaiser macht, zum Zeugen an, dann rennt es zu den Aexten und Hacken. Ein ländlicher Riese, greift es Mann gegen Mann den souveränen Riesen, den deutschen Kaiser, an. Es zermalmt in Küßnacht den Vogt Geßler, der seinen Hut anbeten ließ; in Sarnen den Vogt Landenberg, der den Greisen die Augen ausstechen ließ; in Thalwyl den Vogt Wolfenschieß, der Frauen mit Beilhieben tödtete; bei Morgarten den Herzog Leopold; bei Murten Karl den Kühnen. Unter dem Hügel von Buttisholz begräbt es die dreitausend Engländer Enguerrands von Coucy. Es hält zu gleicher Zeit die vier fürchterlichen Feinde in Respekt, die von den vier Hauptpunkten herankommen; es

schlägt bei Sempach den Herzog von Oesterreich; bei Granson den Herzog von Burgund; bei Chillon den Herzog von Savoyen; bei Novarre den Herzog von Mailand, und beiläufig gesagt, war 1513 bei Novarre der Herzog von Mailand Herzog durch das Recht des Schwertes, und nannte sich Ludwig XII., König von Frankreich. Es hängt an einen Nagel in seinen Arsenälen, über seine Bauernkleider, neben den Ketten, die man ihm bestimmte, die prächtigen herzoglichen Wappen der besiegten Fürsten; es hat große Bürger, Wilhelm Tell zuerst, dann die drei Befreier, dann Peter Collin und Gundoldingen, die ihr Leben auf dem Banner ihrer Stadt gelassen haben, und Conrad Baumgarten und Scharnachthal und Winkelried, der sich in die Speere, wie Curtius in den Abgrund, warf; es kämpft in Bellinzona für die Unverletzlichkeit des Bodens, und in Kappel für die Unverletzlichkeit des Gewissens; es vernichtet Zwingli 1531, aber es befreit Bonnivard 1536, und dann steht es aufrecht da. Es erfüllt seine Bestimmung unter den vier Kolossen des Continentes fest, stark, undurchdringlich, ein Band der Civilisation, ein Asyl der Wissenschaft, ein Zufluchtsort des Gedankens, eine Schranke für ungerechte Uebergriffe, ein Stützpunkt gesetzmäßigen Widerstandes. Seit sechshundert Jahren leben im Mittelpuntte von Europa, mitten in einer harten Natur, unter dem Auge einer wohlwollenden Vorsehung, diese großen Gebirgsbewohner, würdige Söhne der großen Gebirge, ernst, kalt und heiter wie sie, der Nothwendigkeit unterworfen, auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig gegenüber absoluten Monarchien, mächtigen Aristokratien und neidischen Demokratien, ein kräftiges Volksleben, indem sie zugleich das erste der Rechte, die Freiheit, und die erste der Pflichten, die Arbeit, erfüllen.

Der Fluß entsteht zwischen zwei Granitmauern; er macht einen Schritt und stößt bei Andeer, einem romanischen Dorf,

auf das Gedächtniß Karls des Großen; bei Chur, dem alten Curia, auf das Gedächtniß des Drusus; bei Feldkirch auf das Gedächtniß Massena's; dann rennt er, rennt, wie von dem Geschick durch diese dreifache, germanische, römische und französische Taufe für die Geschicke, die seiner warten, geweiht, den Geist zwischen seiner griechischen Etymologie ῥέειν und seinem deutschen rinnen schwanken lassend, durchdringt Wald und Berg, gewinnt den See von Konstanz, springt zu Schaffhausen, läuft die Hinterberge des Jura entlang, durchbricht die Kette ausgebrannter Vulkane des Taunus, läuft durch die Ebenen Frieslands, überschwemmt und ertränkt die Niederungen Hollands, und verliert sich, nachdem er durch Felsen, Erdreich, Lava, Sand und Schilf eine gewundene Schlucht von 277 Meilen gegraben, nachdem er durch das große europäische Getreibe das fortwährende Geräusch seiner Wogen geführt, das man aus dem ewigen Streit des Nordens mit dem Süden zusammengesetzt nennen möchte, nachdem er 1200 Wasser aufgenommen, 114 Städte bewässert, elf Nationen getrennt oder vielmehr getheilt hat, in seinem Schaume fließend und sich mit der Geschichte von dreißig Jahrhunderten und dreißig Völkern mischend, ins Meer. Ein Proteus-Strom; ein Gürtel der Reiche, eine Grenze des Ehrgeizes, ein Zügel der Eroberer; die Schlange des ungeheuren Caduceus, den über Europa der Gott des Handels ausbreitet; Zierde und Schmuck des Erdballs, langes, grünes Gelock der Alpen, das bis an den Ocean hängt.

Drei Hirten, drei Bäche. Die Schweiz und der Rhein entstehen auf dieselbe Weise in denselben Gebirgen.

Der Rhein gewährt jeden Anblick. Bald ist er breit, bald schmal. Er ist grün, durchsichtig, reißend, fröhlich auf die laute Weise, die Allem eigen, was mächtig ist. Er ist Bergstrom bei Schaffhausen, Schlund bei Laufen, Fluß bei Sickingen, Strom bei Mainz, See bei Sankt Goar, Morast bei Leyden.

Er beruhigt sich, sagt man, und wird gegen Abend langsam, als ob er einschliefe; ein mehr scheinbares, als wirkliches Phänomen, das auf allen großen Wassern sichtbar ist.

Ich habe irgendwo gesagt, die Einheit in der Mannigfaltigkeit sei das Princip jeder Kunst. In dieser Beziehung ist die Natur die größte Künstlerin, die es gibt. Sie gibt nie eine Form auf, ohne daß sie alle ihre Logarithmen hat durchlaufen lassen. Nichts ist scheinbar weniger ähnlich, als ein Baum und ein Fluß; im Grunde haben indeß Baum und Fluß dieselbe Grundlinie. Man betrachte des Winters einen seiner Blätter beraubten Baum, und lege ihn im Geist platt auf den Boden, und man wird den Anblick eines Flusses, wie ihn ein Riese aus der Vogelperspektive sieht, haben. Der Stamm des Baumes wird der Fluß sein; die großen Aeste die Nebenflüsse; die kleinen Aeste und Zweige, die Bergwasser, Bäche und Quellen; die Erweiterung der Wurzel, die Mündung. Alle Flüsse sind, auf einer geographischen Karte betrachtet, Bäume, die Städte bald an den Enden der Aeste wie Früchte, bald in den Zwischenräumen derselben wie Nester tragen; und ihr Zusammenfluß und ihre unzähligen Zuflüsse ahmen, der Neigung der Wasserscheide und der Natur des Terrains folgend, das Gezweig der verschiedenen Baumarten nach, die alle, wie man weiß, ihre Zweige nach der besondern Kraft ihres Saftes und der Dichtigkeit ihres Holzes mehr oder weniger entfernt vom Stamme halten. Es ist merkwürdig, daß, wenn man den Rhein in dieser Beziehung ansieht, die königliche Idee, die an diesem mächtigen Fluß klebt, nicht von ihm weicht. Das Y fast aller Zuflüsse des Rheins, der Murg, des Neckars, des Mains, der Nahe, der Lahn, der Mosel und der Aar hat eine Oeffnung von ungefähr neunzig Graden. Bingen, Niederlahnstein, Coblenz liegen in rechten Winkeln. Wenn man in Gedanken den ungeheuren geometrischen Aufriß des Flusses aufrecht auf den

Boden stellt, so scheint der Rhein alle Nebenflüsse gerade von sich zu strecken und gewinnt die Gestalt einer Eiche.

Die unzähligen Arme, in die er sich theilt, ehe er ins Meer kommt, sind die bloßgelegten Wurzeln.

Der berühmteste und bewundertste Theil des Flusses, der für den Geologen reichste, für den Historiker merkwürdigste, für den Politiker wichtigste, für den Dichter schönste, ist der Arm des Mittelrheins, der von Bingen nach Königswinter, von Osten nach Westen, das schwarze Chaos vulcanischer Hügel, das die Römer die cattischen Alpen nannten, durchschneidet.

Dort ist der berühmte Strich von Mainz nach Köln, den fast alle Touristen in vierzehn Stunden in den langen Sommertagen machen. Auf diese Weise wird man vom Rhein geblendet und weiter nichts. Wenn ein Fluß reißend ist, muß man, will man ihn sehen, ihn hinauf, nicht hinabfahren. Was mich betrifft, so wissen Sie, daß ich die Fahrt von Köln nach Mainz gemacht und einen Monat dazu gebraucht habe.

Von Mainz nach Bingen sind, wie von Königswinter nach Köln, sieben oder acht Stunden reicher, grüner, lachender Ebenen, mit schönen, glücklichen Dörfern an den Ufern des Flusses. Wie ich Ihnen aber eben sagte, die große Enge des Rheins beginnt bei Bingen mit dem Rupertsberg und Niederwald, zwei Bergen von Granit und Schiefer, und hört bei Königswinter am Fuße des Siebengebirges auf.

Dort ist Alles schön. Die düstern Abschüsse der beiden Ufer spiegeln sich in den breiten, stillen Flächen des Wassers ab. Die Steilheit der Hügel macht, daß der Wein am Rhein ebenso gebaut wird, wie die Olive in der Provence. Ueberall, wohin die Mittagssonne fällt, trägt der Bauer, wenn der Felsen einen kleinen Vorsprung macht, in Säcken und Körben Erde und pflanzt in der Provence in diese Erde einen Oelbaum, und am Rhein eine Rebe. Dann stützt er seine Terrasse durch

eine Mauer von trockenen Steinen, welche die Erde zurückhält und das Wasser abfließen läßt. Hier bedeckt der Winzer die Erde aus übergroßer Vorsicht, damit der Regen sie nicht fortschwemme, wie ein Dach mit zerbrochenen Schiefern aus den Bergen. Auf diese Weise wächst an den steilsten Felsen die Rebe des Rheins, wie der Oelbaum des Mittelmeers, auf einer Art von Consolen, die wie der Blumentopf einer Mansarde über dem Haupt des Vorübergehenden liegen. Alle sanften Abhänge sind mit Reben besetzt.

Es ist übrigens eine undankbare Arbeit. Seit zehn Jahren haben die Rheinbewohner keine gute Ernte gemacht. An mehreren Stellen, besonders in Sankt Goarshausen, in Nassau, habe ich verlassene Weinberge gesehen.

Von unten bilden diese Mauern von trockenen Steinen, die den tausend Wellenbiegungen des Abhangs folgen, und denen die Ausbiegungen des Felsens nothwendiger Weise fast immer die Form eines Halbmonds geben, mittelst der grünen Franze der Reben, die fast immer an die Vorsprünge des Gebirgs gebunden sind, unzählige, an der strengen Mauer des Rheins befestigte Guirlanden.

Wenn des Winters die Rebe und der Boden schwarz sind, sehen diese schmutziggrauen Terrassen, wie die großen über einander ruhenden Spinngewebe in verlassenen Gebäuden aus; eine Art häßlicher Hängematten, in denen der Staub ruht.

Bei jeder Biegung des Flusses zeigt sich eine Gruppe Häuser, eine Stadt oder ein Flecken. Ueber jeder Häusergruppe steht ein zerfallener Thurm. Die Städte und Dörfer voll spitzer Giebel, Thürmchen und Thürme, sind von fern wie ein zackiger Pfeil am Fuße des Berges.

Oft verlängern sich die Weiler am Hügel hin, in Form eines Schwanzes, belebt von Wäscherinnen, die singen, und Kindern, die spielen. Hie und dort nagt eine Ziege an dem

jungen Klee. Die Häuser des Rheins sehen großen Helmen von Schiefer ähnlich, welche auf den Rand des Flusses gelegt sind. Das roth und blau auf dem weißen Kalk gemalte Gebälk macht den Schmuck der Vorderseite aus. Mehrere dieser Dörfer sind, wie Bergheim und Mondorf bei Köln, von Salmfischern und Korbmachern bewohnt. An den schönen Sommertagen veranlaßt das hübsche Schauspiele. Der Korbmacher flicht sein Körbchen auf der Hausschwelle und der Fischer flickt sein Netz in seiner Barke, über ihren Häuptern reift die Sonne die Rebe auf dem Hügel. Jeder thut, was Gott ihm zu thun angewiesen, der Stern wie der Mensch.

Die Städte gewähren einen mannigfacheren und geräuschvolleren Anblick. Sie sind in großer Zahl am Rhein vorhanden. Bingen, Oberwesel, Sankt Goar, Neuwied, Andernach, Linz, eine große Gemeinde mit viereckigen Thürmen, die von Karl dem Kühnen 1476 belagert wurde, und das gegenüber, auf dem andern Rheinufer, Sinzig sieht, das Sentius zur Bewachung der Aarmündung baute. Boppart, das alte Bodobriga, die Veste des Drusus, königlicher Meierhof fränkischer Könige, zur kaiserlichen Stadt zugleich mit Oberwesel erklärt, Lehen von Trier, reizende, alte Stadt, die ein Idol in ihrer Kirche bewahrt, über dem zwei große, durch eine Brücke verbundene Thürme zwei durch ein Joch verbundenen Stieren gleichen. Neben dem Stadtthor habe ich stromaufwärts dort eine schöne, zerfallene Apside bemerkt: Caub, die Stadt der Pfalzgrafen. Braubach, das in einer Charte von 933 genannt wird, das Lehen der Grafen von Arnstein aus dem Nahegau, kaiserliche Stadt unter Rudolph 1279, Herrschaft der Grafen von Katzenellenbogen 1283, die 1473 an Hessen, 1632 an Darmstadt und 1802 an Nassau fiel.

Braubach, das mit den Taunusbädern in Verbindung steht, liegt herrlich am Fuße eines hohen Felsens, der auf

seinem Gipfel die Markusburg trägt. Das alte Schloß des heiligen Markus ist jetzt ein Staatsgefängniß. Jeder Marquis will Pagen haben. Es scheint mir, daß der Herr von Nassau sich das Ansehen gibt, als hätte er Staatsgefangene. Das ist ein schöner Luxus!

12,600 Einwohner in 1100 Häusern, eine 1819 über den Rhein erbaute Brücke von 36 Kähnen, eine Brücke über die Mosel von vierzehn steinernen Bögen, die aus Lavasteinen auf das Fundament der um 1311 von dem Erzbischof Balduin vermittelst eines Dispenses erbauten Brücke aufgeführt ist, die berühmte Festung Ehrenbreitstein, die den Franzosen am 27. Januar 1799 nach einer Belagerung übergeben wurde, wo man für eine Katze drei Franken und für ein Pfund Pferdefleisch dreißig Sous bezahlt hatte; ein Brunnen von 580 Fuß Tiefe, den der Markgraf Johann von Baden bohren ließ; der Arsenalplatz, wo man früher die berühmte Schlange, den Greifen, sah, die 160 Pfund trug und 20,000 Pfund wog; ein gutes altes Franciscanerkloster, das 1804 zum Spital umgewandelt worden; eine romanische Kirche, die im Pompadour-Geschmack restaurirt und roth angestrichen ist; eine Kirche des heiligen Florin, die von den Franzosen zu einem Heumagazin, und jetzt zur Kirche der Evangelischen gemacht, was in Betreff der Kunst noch schlimmer, und ebenfalls roth angestrichen ist; eine St. Castorkirche, die 1805 mit einem Portal bereichert und roth angestrichen worden; keine Bibliothek: das ist Coblenz, das die Franzosen Coblentz aus Gefälligkeit gegen die Deutschen, und die Deutschen Coblence aus Rücksicht gegen die Franzosen schreiben. Erst römisches Lager in Altehof, dann königlicher Hof unter den Franken, kaiserliche Residenz bis auf Ludwig von Baiern, bis 1250 die Stadt im Schutze der Grafen von Arnstein, und seit Arnulph II. unter dem Schutz der Erzbischöfe von Trier, 1688 vergeblich von Vauban und Ludwig XIV. selbst belagert, ist Cob-

lenz 1794 von den Franzosen genommen und den Preußen 1815 übergeben worden. Ich bin nicht hineingegangen, ich hatte Angst vor so vielen rothen Kirchen.

Als militärischer Punkt ist Coblenz ein wichtiger Ort. Seine drei Festungen machen nach allen Seiten Fronte. Die Kartause beherrscht den Weg von Mainz, der Petersberg wahrt den Weg von Trier und Köln, der Ehrenbreitstein bewacht den Rhein und den Weg von Nassau.

Als Gegend ist Coblenz vielleicht zu sehr gepriesen, besonders wenn man es mit andern rheinischen Städten vergleicht, die Niemand besucht und von denen Niemand spricht. Ehrenbreitstein, früher eine schöne, großartige Ruine, ist jetzt eine kalte, todte Festung, die platt einen prächtigen Felsen krönt. Die wahren Kronen der Berge sind die alten Burgen. Jeder Thurm war eine Zacke.

Einige dieser Städte haben unschätzbare Reichthümer an Kunstsachen und Alterthümern. Die ältesten Meister und größten Maler bevölkern ihre Museen. Die Dominichini, Carracci, Guercini, Jordaens, Snyders, Lorenz Sciarpelloni sind in Mainz; Augustin Braun, Wilhelm von Köln, Albrecht Dürer, Rubens, Masquida sind in Köln; Holbein, Lukas von Leyden, Lukas Kranach, Scorel, Raphael, die schlafende Venus des Titian sind in Darmstadt. Coblenz hat, bis auf vier Blätter ungefähr, die vollständigen Werke Albrecht Dürers, Mainz hat die Psalmen von 1459, Köln hatte das berühmte Missale von Drachenfels, das im zwölften Jahrhundert colorirt war; es hat es verloren; aber es hat und bewahrt noch immer die kostbaren Briefe von Leibnitz an den Jesuiten de Brosse.

Die schönen Städte und hübschen Dörfer sind in der wildesten Gegend zerstreut. Die Dünste kriechen in den Schluchten; die an den Hügeln lagernden Wolken scheinen zu stocken und

auf den Wind zu warten; düstere druidische Wälder verlieren sich zwischen den Gebirgen in ein fernes Violet; große Raubvögel schweben unter einem merkwürdigen Himmel, der etwas von den beiden Klimaten hat, die der Rhein trennt, bald strahlenhell, wie ein italienischer Himmel, bald voll rother Nebel, wie ein grönländischer Himmel. Das Ufer ist rauh, die Lava blau, der Basalt schwarz; überall zerstoßene Mica und Quarz; überall violette Brüche; die Felsen sehen wie stumpfnasige Riesen aus.. Feine, blätterige Schieferlagen glänzen in der Sonne und bilden den Rücken von ungeheuren Ebern. Der Anblick jedes Flusses ist außerordentlich.

Es ist augenscheinlich, daß die Natur, da sie den Rhein schuf, an eine Oede dachte; der Mensch hat eine Straße daraus gemacht.

Zur Zeit der Römer und Barbaren war es die Kriegerstraße. Im Mittelalter, da der Fluß fast ganz von geistlichen Staaten begränzt und gewissermaßen von seiner Quelle bis zu seiner Mündung besessen war: vom Abt von St. Gallen, dem Fürstbischof von Kostnitz, dem Fürstbischof von Basel, dem Fürstbischof von Straßburg, dem Fürstbischof von Speier, dem Fürstbischof von Worms, dem Erzbischof von Mainz, dem Erzbischof von Trier, dem Erzbischof von Köln, nannte man den Rhein die Straße der Priester; jetzt ist es die Straße der Kaufleute.

Der Reisende, der den Fluß hinauffährt, sieht ihn so zu sagen auf sich zukommen, und deßhalb ist das Schauspiel schöner. Bei jedem Augenblicke stößt man auf etwas, das vorüberfährt; bald ein schmaler Nachen, den man mit Schrecken fahren sieht, so voll Bauern ist er, besonders des Sonntags, wo diese braven katholischen Uferbewohner, die von Hugenotten beherrscht werden, bisweilen ihre Messe sehr fern suchen; bald ein beflaggtes Dampfschiff; bald ein großer Kahn mit zwei lateinischen Segeln, der den Rhein mit seiner Ladung, die am

Fuße des großen Mastes liegt, hinunterfährt, mit seinem ernsten, aufmerksamen Steuermann, seinen geschäftigen Matrosen, einem Weibe, das vor der Kajütenthüre sitzt, und mitten unter den Ballen, die roth, grün und blau angestrichene Seemannskiste. Oder es sind lange Reihen Pferde, die an ein schweres Schiff gebunden sind, das langsam aufwärts fährt; oder ein kleines Pferd, das allein einen großen Nachen schleppt, wie eine Ameise, die einen todten Käfer nach sich zieht. Plötzlich zieht der Fluß sich zusammen, und bei der Biegung, die kommt, stellt sich ein großes Floß von Namedy den Augen dar. Dreihundert Matrosen lenken die gewaltige Maschine, ungeheure Ruder schlagen taktmäßig das Wasser hinten und vornen, ein ganzer, offener, blutiger Ochsen hängt an den Balken; ein anderer, lebendiger Ochse dreht sich um den Pfahl, an den er gebunden ist, und brüllt, da er die Kälber am Ufer weiden sieht, der Herr steigt die doppelte Treppe seiner Estrade auf und ab, die dreifarbige Fahne flattert im Winde, der Koch bläst das Feuer unter der großen Küche an, der Rauch weht aus drei oder vier Hütten, in denen Matrosen aus- und eingehen; ein ganzes Dorf lebt und schwimmt auf diesem wunderbaren Gerüst von Tannen.

Und doch sind diese Flöße gegen die alten großen des Rheins, was eine Schaluppe gegen einen Dreidecker ist. Ein früherer Zug, der, wie jetzt aus tannenen Mastbäumen, Eichen, Bohlen und Brettern bestand, die am Ende durch Sparren, Bundsparren genannt, und in ihren Fugen mit Weidenstricken und eisernen Klammern zusammengehalten waren, trug fünfzehn oder achtzehn Häuser, zehn oder zwölf Kähne mit Ankern, Tauen, Senkbleien und Seilen, tausend Ruderer, hatte acht Fuß Tiefe im Wasser, siebenzig Fuß Breite und ungefähr neunhundert Fuß Länge, d. h. die Länge von zehn aneinander gebundenen Haupttannen der Murg.

Um den mittlern Zug schwammen, durch einen Baumstamm, der zugleich als Tau und als Brücke diente, befestigt, sei es, um ihm die Richtung zu geben, sei es, um die Gefahr des Anstoßens zu vermindern, zehn oder zwölf kleine Züge von ungefähr achtzig Fuß Länge, die man Kniee oder Anhänge nannte. Auf dem großen Floß war eine Gasse, die an der einen Seite in einem weiten Zelt, an der andern in dem Haus des Herrn, einer Art hölzernen Palastes, endete. Die Küche dampfte unaufhörlich. Ein großer kupferner Kessel kochte Tag und Nacht darin. Morgens und Abends rief der Pilot seinen Befehl aus und erhob über dem Zug einen Korb an einer Stange. Das war das Zeichen zur Mahlzeit, und die tausend Arbeiter liefen mit ihren hölzernen Schüsseln herbei. Diese Züge brauchten auf einer Reise acht Fuder Wein, sechshundert Faß Bier, vierzig Säcke Hülsenfrüchte, zwölftausend Pfund Käse, fünfzehnhundert Pfund Butter, zehntausend Pfund geräuchertes Fleisch, zwanzigtausend Pfund frisches Fleisch und fünfzigtausend Pfund Brod. Sie führten eine Heerde und Metzger mit sich. Jeder dieser Züge war 7—800,000 Gulden, das sind ungefähr zwei Millionen Franken, werth.

Man kann sich nur schwer von dieser großen von Namedy nach Dortrecht schwimmenden Insel einen Begriff machen, wie sie ihren Archipel von Inseln durch alle Biegungen, Engen, Fälle und Wirbel des Rheins brachte. Schiffbrüche waren häufig. So sagte man sprüchwörtlich und sagt es noch, daß ein Flößer drei Kapitale haben muß, eines auf dem Rhein, das zweite auf dem Lande, das dritte in der Tasche. Die Kunst, diese gewaltigen Massen durch so viele Klippen zu führen, verstand in einer Generation gewöhnlich nur ein Mann. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war sie das Geheimniß eines Steuermanns aus Rüdesheim, Namens Jung. Nach dem Tode Jungs sind die großen Flöße verschwunden.

Gegenwärtig fahren täglich fünfundzwanzig Dampfboote den Rhein auf und ab. Die neunzehn Dampfboote der Kölner Gesellschaft, an ihren schwarz und weißen Schornsteinen kenntlich, gehen von Straßburg nach Düsseldorf; die sechs Schiffe der Düsseldorfer Gesellschaft gehen von Mainz nach Rotterdam. Diese große Schifffahrt hängt mit der Schweiz durch das Dampfschiff von Straßburg nach Basel, mit England durch die Steamboats von Rotterdam nach London zusammen.

Die alte rheinische Schifffahrt, welche die Segelschiffe vorstellen, contrastirt mit der neuern von Dampfschiffen repräsentirten. Die Dampfschiffe, lachend, kokett, elegant, comfortable, schnell, voll Bänder und geschmückt mit den Farben von zehn Nationen: von England, Preußen, Nassau, Hessen, Baden und holländischem Tricolore, tragen Prinzen- und Städtenamen: Ludwig II., Großherzog von Hessen, Königin Victoria, Herzog von Nassau, Prinzessin Marianne, Großherzog von Baden, Stadt Mannheim, Stadt Coblenz; die Segelschiffe gehen langsam, indem sie an ihrem Hintertheil sanfte, ernste Namen tragen: Pius, Columbus, Amor, Sancta Maria, Gratia dei. Die Dampfschiffe sind gefirnißt und vergoldet. Die Segelschiffe sind getheert. Das Dampfschiff ist die Spekulation, das Segelschiff die alte, strenge, gläubige Schifffahrt. Die einen gehen, indem sie eine Reclamation, die andern, indem sie ein Gebet erheben; die einen zählen auf die Menschen, die andern auf Gott.

Diese lebendige, schlagende Antithese kreuzt sich alle Augenblicke auf dem Rhein.

In diesem Contrast weht mit einer eigenthümlichen Kraft der Wirklichkeit der doppelte Geist unserer Zeit, welche die Tochter einer frommen Vergangenheit ist und sich für die Mutter einer industriellen Zukunft hält.

Neunundvierzig Inseln sind, mit dichtem Laub bedeckt,

rauchende Häuser in Blütengruppen versteckend, Nachen in reizenden Buchten bergend, auf dem Rhein zwischen Köln und Mainz vertheilt. Alle haben irgend ein Gedächtniß: Graupenwerth, auf dem die Holländer ein Fort erbauten, das sie Pfaffenmütz nannten, und das die ärgerlichen Spanier wieder einnahmen und Isabella tauften; Graswerth, wo Johann Philipp von Reichenberg seine **Antiquitates Saynenses** schrieb; Niederwerth, einst so reich durch die Dotationen des Markgrafen Johann II.; die Urmitzer Insel, die Cäsar, Nonnenwerth, das Roland gesehen.

Die Erinnerungen der Ufer scheinen mit den Erinnerungen der Insel in Rapport zu stehen. Erlauben Sie, einige zu berühren; ich werde sofort mit größerer Genauigkeit auf diesen interessanten Gegenstand zurückkommen. Jeder Schatten, der sich auf einem Flußufer erhebt, weckt einen andern am gegenüberliegenden Ufer. Der Sarg der heil. Nizza, der Enkelin Ludwigs des Frommen, ist in Coblenz; das Grab der heil. Ida, der Nichte Karl Martells, ist in Köln. Die heil. Hildegard hat in Eubingen den Ring mit der Inschrift: Ich dulde gern, den ihr der heil. Bernhard schenkte, gelassen; Siegbert ist der letzte König von Austrasien, der in Andernach wohnte. Die heil. Genovefa lebte bei Frauenkirch in den Wäldern, neben einer Mineralquelle, an der jetzt eine Gedächtnißkapelle steht; ihr Gemahl saß in Altsimmern. Schinderhannes hat die Nahethäler geplündert, dort machte er sich den Spaß, mit der Pistole in der Hand eine Schaar Juden die Hosen ausziehen zu lassen; dann zwang er sie, sich rasch wieder anzuziehen, nachdem er ihre Schuhe verwechselt hatte. Die Juden entflohen mit Geklapper, worüber Schinderhannes lachte. Vor ihm hatte dies schöne Thal Ludwig der Schwarze, Herzog von Zweibrücken, gehabt.

Wenn der Reisende, der hinauffährt bei Coblenz vorbei

ist, und das schöne Eiland Oberwerth hinter sich gelassen hat, kommt er an die Lahnmündung. Die Gegend ist herrlich. Am Rand des Wassers erheben sich unter einem Haufen Schiffe die beiden zerfallenden Thürme von Johanniskirch, die einigermaßen an Jumiges erinnern. Rechts liegt über dem Dorf Kappellen der Stolzenfels auf einem Felsen, die große, stolze erzbischöfliche Festung, in der der Kurfürst Werner die Kabbala studirte, und links mischen sich auf der Lahn, im Grunde des Horizonts, die Wolken und die Sonne mit den düstern Ruinen von Lahneck, das voller Räthsel für den Historiker und voller Dunkelheiten für den Antiquar ist. Auf beiden Seiten der Lahn zwei hübsche Städte, Niederlahnstein und Oberlahnstein, die, durch eine Baumallee verbunden, sich anzusehen und anzulächeln scheinen. Einige Steinwürfe von dem östlichen Thor von Oberlahnstein, das noch seinen schwarzen Gürtel von Thürmen und Mauerzacken hat, lassen die Bäume eines Obstgartens zugleich sehen und verbergen eine kleine Kapelle aus dem vierzehnten Jahrhundert, auf der, zerstümmelt und verkalkt, ein ärmlicher Thurm steht. Diese Kapelle hat die Absetzung des Kaisers Wenzeslaus gesehen.

In dieser Dorfkirche sprachen im Jahre des Herrn 1400 die vier rheinischen Kurfürsten, Johann von Nassau, Erzbischof von Mainz, Friedrich von Saarverden, Erzbischof von Köln, Werner von Königstein, Erzbischof von Trier, und Pfalzgraf Rupert III., feierlich vor dem Portal die Absetzung Wenzels, Kaisers von Deutschland, aus. Wenzel war ein schwacher, schlechter Mensch, ein Trunkenbold und grausam, wenn er getrunken hatte. Er ließ die Priester, die ihm das Beichtgeheimniß nicht verrathen wollten, ertränken. Während die Treue seiner Frau ihm verdächtig war, vertraute er ihrem Geist und war unter dem Einfluß ihrer Ideen. Wenzeslaus hatte Sophie von Baiern zum Weibe, die Johann Huß zum Beichtvater hatte.

Johann Huß, Wiclefs Lehren verbreitend, griff schon den Papst an; der Papst traf den Kaiser. Auf Antrieb des heil. Stuhls riefen die drei Erzbischöfe den Pfalzgrafen herbei. Der Rhein beherrschte damals Deutschland. Die vier entsetzten den Kaiser; dann ernannten sie den unter sich, der nicht Geistlicher war, den Grafen Rupert. Rupert, dem diese Belohnung ohne Zweifel heimlich versprochen war, war übrigens ein würdiger, edler Kaiser. Sie sehen, daß in seinem hohen Schirm der Königreiche und Könige das bald öffentliche, bald geheime Wirken Roms bisweilen segensreich war. Die gegen Wenzeslaus ausgesprochene Absetzung beruhte auf sechs Punkten; die vier hauptsächlichsten waren: 1) Verschwendung der Domänen, 2) Schisma der Kirche, 3) innere Kriege im Reich, 4) daß er Hunde in seiner Kammer schlafen ließ.

Huß fuhr fort und Rom auch. — Ehe ich nachgäbe, sagte Huß, wollte ich lieber, daß sie mich mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer würfen. Er zog das Schwert des Geistes und kämpfte Brust an Brust gegen Rom. Als das Concil ihn dann vorlud, kam er kühn ohne freies Geleit. **Venimus sine salvo conductu.** Das Uebrige wissen Sie. Es geschah am 6. Juli 1415. Die Jahre, die Alles, was Fleisch und Oberfläche ist, benagen, machen auch die Thaten zum Cadaver und legen die Sehnen der Geschichte bloß. Wer jetzt, Dank dieser Bloßlegung, den Schicksalsbau der Ereignisse dieser düstern Epoche betrachtet, für den ist die Entsetzung von Wenzeslaus der Prolog einer Tragödie, deren Katastrophe der Scheiterhaufen in Kostnitz ist.

Dieser Kapelle gegenüber sah man auf dem andern Ufer am Flusse noch vor einem halben Jahrhundert den Königsstuhl, von dem ich Ihnen schon erzählt habe. Der Königsstuhl hatte im Ganzen genommen siebzehn deutsche Fuß Höhe und vierundzwanzig im Durchmesser. Seine Figur war folgende:

Sieben steinerne Pfeiler trugen eine große achteckige Steinplatte, die in der Mitte von einem achten Pfeiler gehalten wurde, der größer als die übrigen war, und den Kaiser unter den sieben Kurfürsten vorstellte. Sieben steinerne Stühle, den sieben Säulen, über welche sie gestellt waren, entsprechend, nahmen, im Zirkel vertheilt, sieben Seiten der Platte ein. Die achte Seite, die nach Mittag sah, nahm eine Treppe von vierzehn Stufen, für jeden Kurfürsten zwei, ein. Alles hatte bei diesem ernsten, ehrwürdigen Bauwerk eine Bedeutung. Hinter jedem Stuhl waren die Wappen der sieben Kurfürsten ausgehauen und gemalt: der Löwe Böhmens, die gekreuzten Schwerter Brandenburgs, Sachsen, das im silbernen Feld den rothen Adler, die Pfalz, die im rothen Feld den silbernen Löwen, Trier, das im silbernen Feld ein rothes Kreuz, Köln, das im silbernen Feld ein schwarzes Kreuz, und Mainz, das im rothen Feld ein silbernes Rad hatte. Diese Wappen, deren Email, Farben und Vergoldung in Wind und Wetter verrosteten, waren der einzige Schmuck dieses alten granitnen Thrones.

Hier wählten unter freiem Himmel, unter dem Wind und den Sonnenstrahlen, auf diesen rauhen steinernen Stühlen, auf welche die Bäume Blätter fallen ließen und der Schatten der Wolken lief, sitzend, roh und einfach, naiv und erhaben wie homerische Könige, die alten deutschen Kurfürsten unter sich den Kaiser. Später erloschen diese großartige Sitten, eine weniger epische Civilisation führte um den kupfernen Tisch von Frankfurt die Fürsten zusammen, die durch den Zutritt von Baiern und Braunschweig zum Kurfürstenthum auf neun gestiegen waren.

Die sieben Fürsten, die sich im Mittelalter auf diese Steine setzten, waren mächtig und bedeutend. Die Kurfürsten nahmen den Gipfel des h. Reiches ein. Bei dem kaiserlichen Marsch

gingen sie vor den vier Herzogen, den vier Erzmarschällen, den vier Landgrafen, den vier Burggrafen, den vier Markgrafen, den vier Aebten, den vier Burgen, den vier Rittern, den vier Städten, den vier Dörfern, den vier Bauern, den vier Marquis, den vier Grafen, den vier Herren, den vier Bergen, den vier Baronen, den vier Eigenthümern, den vier Jägern, den vier Aemtern aus Schwaben und den vier Dienern. Jeder von ihnen ließ von seinem Hausmarschall ein Schwert mit vergoldeter Scheide vor sich hertragen. Sie nannten die andern Fürsten gekrönte Häupter und sich krönende Hände. Die goldene Bulle verglich sie mit den sieben Geschenken des heil. Geistes, den sieben Hügeln Roms, den sieben Armen von Salomons Leuchter. Unter ihnen hatte die Würde als Kurfürst den Rang vor der königlichen Würde; der Erzbischof von Mainz ging rechts vom Kaiser, und der König von Böhmen rechts vom Erzbischof. Sie waren so groß, man sah sie in Europa von so weit, und sie beherrschten die Nationen aus solcher Höhe, daß die Bauern von Wesen in der Schweiz die sieben Spitzen ihres Sees die Sieben Kurfürsten nannten und noch nennen.

Der Königsstuhl sammt den Kurfürsten ist verschwunden. Vier Steine bezeichnen heute den Platz des Königsstuhls; nichts bezeichnet die Kurfürsten.

Als im sechzehnten Jahrhundert der Brauch aufkam, den Kaiser in Frankfurt zu ernennen, bald im Römer, bald in der St. Bartholomäuskapelle, wurde die Wahl eine zusammengesetzte Ceremonie. Die spanische Etikette machte sich geltend. Die Formel wurde kleinlich; der Aufzug streng, argwöhnisch, bisweilen schrecklich. Schon am Morgen des zur Wahl bestimmten Tages schloß man die Stadtthore, die Bürger ergriffen die Waffen, die Trommeln wirbelten, die Sturmglocke läutete; die Kurfürsten, mit Goldtuch und dem Hermelin be-

kleidet, die weltlichen mit dem Kurhut, die geistlichen mit der scharlachnen Mitra, empfingen den Schwur des Magistrats der Stadt, der sie Einen vor dem Andern zu sichern sich verpflichtete; darauf schwuren sie sich untereinander in die Hand des Erzbischofs von Mainz; dann las man ihnen eine Messe vor; sie setzten sich auf Stühle von schwarzem Sammt, der Marschall des h. Reichs schloß die Thüren und sie schritten zur Wahl. So gut auch die Thüren geschlossen waren, so gingen die Kanzler und Notare doch aus und ein. Endlich kamen die Sehrehrwürdigen mit den Sehrerlauchten überein, der römische König war ernannt, die Fürsten erhoben sich von ihren Stühlen, und während der Kaiser dem Volk am Fenster vorgestellt wurde, spielte ein Suffragan von Mainz in der Bartholomäuskirche ein Tedeum mit drei Chören auf der Kirchenorgel, auf den Trompeten der Kurfürsten und den Trompeten des Kaisers.

Das Ganze geschah beim Läuten der großen Glocken auf den Thürmen und beim Donner der großen Kanonen, die man vor Freude löste, wie der anonyme Beschreiber der Wahl Mathias II. in seinem merkwürdigen Manuscript sagt.

Auf dem Königsstuhl ging die Sache meiner Meinung nach einfacher und großartiger vor sich. Die Kurfürsten stiegen nach einander die Platte auf den vierzehn Stufen, die jeder einen Fuß hoch waren, hinauf, und setzten sich in ihre steinernen Stühle. Das Volk von Rhense umgab, von Hatschieren in Ordnung gehalten, den königlichen Stuhl; der Erzbischof von Mainz sagte stehend: Erlauchte Fürsten, das Reich ist erledigt. Dann stimmte er das Lied Veni sancte Spiritus an, und die Erzbischöfe von Köln und Trier sangen die andern Strophen. Wenn der Gesang vorbei war, schwuren die Sieben, die weltlichen die Hand auf das Evangelium, die geistlichen die Hand aufs Herz gelegt. Eine schöne, rührende Unterscheidung, die

sagen will, daß das Herz eines jeden Priesters ein Exemplar des Evangeliums sein muß. Nach dem Schwur sah man sie im Kreis sich leise besprechen; plötzlich stand der Erzbischof von Mainz auf, erhob seine Hände zum Himmel, und rief dem in den Hecken, Gebüschen und Wiesen zerstreuten Volk den Namen des neuen zeitlichen Herrn der Christenheit zu. Dann pflanzte der Reichsmarschall das kaiserliche Banner am Rhein auf und das Volk rief: Vivat rex!

Vor Lothar II., der den 11. September 1125 erwählt wurde, entfaltete sich derselbe Adler, der goldene Adler, auf dem Banner des morgen- und abendländischen Reichs, aber der morgenrothe Himmel spiegelte sich im einen ab, und der kalte nördliche Himmel im andern. Das morgenländische Banner war roth, das abendländische blau. Lothar setzte für diese Farben die Farben seines Hauses, Gold und Schwarz, ein. Der goldene Adler in blauem Felde wurde in dem kaiserlichen Banner durch den schwarzen Adler in goldenem Felde ersetzt. So lange es zwei Reiche gab, gab es zwei Adler, und diese beiden Adler hatten nur Einen Kopf. Als aber gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das griechische Reich zusammengefallen war, wollte der allein übrig gebliebene deutsche Adler beide Reiche vorstellen, sah zugleich nach Morgen und Abend, und nahm sich zwei Köpfe.

Hier kommt übrigens der Adler mit zwei Köpfen nicht zum ersten Mal vor. Man sieht ihn auf dem Schilde eines Soldaten der Trajanssäule, und wenn man dem Mönch Ottich und der Sammlung des Urstisius glauben darf, trug ihn Rudolph von Habsburg den 26. August 1278 in der Schlacht auf dem Marchfeld auf seine Brust gestickt.

Wenn das Banner am Rhein zur Ehre des neuen Kaisers aufgepflanzt war, wehte der Wind in seinen Falten, und das Volk machte Schlüsse für die Zukunft aus der Art, wie sie sich

bewegten. Als 1346 die Churfürsten von dem Papst Clemens VI. getrieben, von dem Königsstuhl Karl, Markgrafen von Moravien, zum römischen König ausriefen, obwohl Ludwig V. noch lebte, fiel beim Ruf Vivat rex das kaiserliche Banner in den Rhein und ging unter. Vierundfünfzig Jahre später, 1400, erfüllte sich das traurige Omen; Wenzeslaus, Karls Sohn, wurde abgesetzt.

Und dieser Fall des Banners war auch der Fall des Hauses Luxemburg, das nach Karl IV. und Wenzeslaus nur noch Einen Kaiser, Siegmund, lieferte und für immer vor dem Hause Oesterreich erlosch.

Wenn man den Ort, wo der Königsstuhl war, der als feudaler Gegenstand von der französischen Revolution umgestürzt wurde, hinter sich gelassen hat, kommt man nach Braubach bei Boppart, Welmich, Sankt Goar, Oberwesel vorbei, und plötzlich erscheint links auf dem rechten Ufer, wie ein Riesenhaus, ein großer Schieferfelsen, auf dem ein ungeheurer Thurm steht, der wie ein kolossaler Schornstein den kalten Rauch der Wolken auszuströmen scheint. Am Fuß des Felsens breitet, den Fluß entlang, eine hübsche, um eine romanische Kirche gelegene Stadt alle ihre Häuser nach Süden aus. Mitten im Rhein erhebt sich vor der Stadt, bisweilen von den Flußnebeln verschleiert, auf einem Felsen am Wasserspiegel ein langes, schmales, hohes Gebäude, dessen vordere und hintere Seite die Fluth wie ein Schiff zertheilen, dessen breite, niedrige Fenster Luken nachahmen, und auf dessen unterer Wand tausend eiserne Krampen unbestimmt Anker zeichnen. Sonderbar, Erker und Thürmchen hängen wie Barken und Schaluppen an den Seiten dieses sonderbaren Baues, der dem Winde, wie die Wimpeln seiner Masten, die hundert Wetterhähne seiner spitzen Thürme preisgibt.

Der Thurm ist der Gutenfels, die Stadt Caub; das

steinerne Schiff, das ewig auf dem Rhein schwimmt und vor der pfalzgräflichen Stadt vor Anker liegt, ist die Pfalz.

Ich habe Ihnen schon von der Pfalz erzählt; man kam in diese symbolische Residenz, die auf einer Bank, welche der Felsen der Pfalzgrafen hieß, nur auf einer Leiter, die an einer Zugbrücke endete, die man noch sieht. Darin waren Kerker für die Staatsgefangenen, und eine kleine Kammer, in der die Pfalzgräfinnen die Stunde ihrer Niederkunft abwarten mußten, ohne andere Zerstreuung, als in den Kellern des Palastes tiefer in den Felsen, als das Bett des Rheins war, einen Brunnen gehen zu sehen, der Wasser enthielt, was nicht Rheinwasser war. Heute hat die Pfalz den Besitzer geändert, der Herr von Nassau besitzt das pfalzgräfliche Louvre, der Palast ist leer, keine Prinzenwiege schaukelt sich auf seinen Böden, kein fürstliches Weinen stört diese schwarzen Gewölbe. Nur der geheimnißvolle Brunnen ist noch da und noch immer voll. Weh! Ein Tropfen Wasser, der durch einen Felsen sickert, versiegt nicht so schnell, als ein königlicher Stamm!

Auf dem breiten Fluß ist die Pfalz dem Königsstuhl benachbart. Der Rhein sah fast zur selben Zeit eine Frau den Pfalzgrafen und das Reich den Kaiser zur Welt bringen.

Vom Taunus nach dem Siebengebirge, zu beiden Seiten der herrlichen Abhänge, die den Rhein einengen, sind vierzehn Burgen auf dem rechten Ufer: Ehrenfels, Fürsteneck, Gutenfels, Rheineck, Katze, Maus, Liebenstein und Sternberg, die man die Brüder nennt, Marksburg, Philippsburg, Lahneck, Sayn, Hammerstein und Ockerfels; fünfzehn auf dem linken Ufer: Vogtsberg, Reichenstein, Rheinstein, Falkenburg, Sonneck, Heimburg, Fürstenberg, Stahleck, Schönberg, Rheinfels, Rheinberg, Stolzenfels, Rheineck und Rolandseck; in Allem tragen neunundzwanzig halbzerfallene Vesten das Andenken der Rheingrafen weiter als das der Vulkane, die Spur der Kriege weiter

als die Spur der Lava, und vervollständigen auf fürchterliche Weise die Reihe der Hügel. Vier dieser Schlösser sind im elften Jahrhundert erbaut: Ehrenfels vom Erzbischof Siegfried, Stahleck von dem Pfalzgrafen, Sayn von Friedrich, erstem Grafen von Sayn, Sieger der spanischen Mauren, Hammerstein von Otto Graf von der Wetterau. Zwei sind im zwölften Jahrhundert gebaut: Gutenfels von den Grafen von Nüringen, Rolandseck von Erzbischof Arnold II. 1149. Zwei im dreizehnten, Fürstenberg von dem Pfalzgrafen und Rheinfels 1219 von Dietrich III., Graf von Katzenellenbogen; vier im vierzehnten, Vogtsberg 1340 von einem Falkenstein, Fürsteneck 1348 vom Erzbischof Heinrich III., die Katze 1383 vom Grafen von Katzenellenbogen, und die Maus zehn Jahre später von einem Falkenstein. Nur eine ist aus dem sechzehnten Jahrhundert, Philippsburg von 1568—1571 von dem Landgrafen Philipp dem Jungen erbaut. Vier dieser Vesten, die sonderbarer Weise alle auf dem linken Ufer liegen, Reichenstein, Rheinstein, Falkenburg und Sonneck sind 1282 von Rudolph von Habsburg zerstört worden; eine, Rolandseck, von Kaiser Heinrich V.; fünf von Ludwig XIV., 1689, Fürsteneck, Stahleck, Schönberg, Stolzenfels und Hammerstein; eine von Napoleon, der Rheinfels; eine durch Brand, Rheineck, und eine durch die schwarze Bande, Gutenfels. Man weiß nicht, wer Reichenstein, Rheinstein, Falkenburg, Stolzenfels, Rheineck und Marksburg, das 1644 von Johann dem Schlachtenkämpfer, Landgrafen von Hessen-Darmstadt, restaurirt wurde, erbaut hat. Man weiß nicht, wer Vogtsberg, wie der Name anzeigt, die alte Wohnung eines Vogtes, Ehrenfels, Fürsteneck, Sayn, die Katze und die Maus zerstört hat. Eine noch tiefere Nacht bedeckt sechs dieser Schlösser: Heimburg, Rheinberg, Liebenstein, Sternberg, Lahneck und Ockerfels. Sie sind aus dem Schatten hervorgegangen und dahin zurückgekehrt. Man weiß weder, wer sie erbaut, noch wer sie zerstört hat. Nichts ist mitten in

der Geschichte sonderbarer, als diese tiefe Dunkelheit, in der man um 1400 unbestimmt das lärmende Getreibe der rheinischen Hansa sieht, die mit den Herren Krieg führt, und weiter noch in den wachsenden Finsternissen des zwölften Jahrhunderts das gewaltige Phantom Barbarossa's unterscheidet, der die Burggrafen vertilgt. Mehrere dieser alten Festungen, deren Geschichte verloren gegangen ist, sind halb römisch und halb karolingisch. Hellere Figuren erscheinen in andern Ruinen. Man kann eine ununterbrochene Chronik von ihnen hie und da in den alten Ruinen finden. Stahleck, das Bacharach beherrscht und das die Hunnen gegründet haben sollen, hat Hermann im zwölften Jahrhundert sterben sehen; die Hohenstaufen, Guelfen und Wittelsbacher haben es bewohnt und es wurde von 1620—40 achtmal belagert und genommen. In Schönberg, aus dem die Familie der Belmont und die Sage von den sieben Schwestern stammt, wurde der große General Friedrich von Schönberg geboren, dessen eigenthümliche Bestimmung war, das Haus Braganza zu befestigen und die Stuarts zu stürzen. Der Rheinfels widerstand den rheinischen Städten 1225, dem Marschall von Tallard 1692, und ergab sich der französischen Republik 1794. Der Stolzenfels war die Residenz der Erzbischöfe von Trier. Rheineck hat den letzten Grafen von Rheineck erlöschen sehen, der 1544 als canonicus custos des Doms zu Trier starb. Hammerstein hat den Streit der Grafen von der Wetterau und der Erzbischöfe von Mainz, den Angriff Kaiser Heinrichs II. 1017, die Flucht Kaiser Heinrichs IV. 1105, den dreißigjährigen Krieg, den Uebergang der Schweden und Spanier, die Verwüstung der Franzosen 1689 und die Schmach um 100 Rthlr. 1823 verkauft zu werden, erduldet. Gutenfels, das stolze Schilderhäuschen Gustav Adolphs, das sanfte Asyl der schönen Gräfin Guda und des verliebten Kaisers Rudolph, wurde viermal belagert 1504 und 1631 von den Hessen, 1620

und 1642 von den Kaiserlichen, 1289 wurde es von Garnier von Münzenberg an den Pfalzgrafen Ludwig den Strengen für 2100 Mark Silber verkauft, und 1807 zu einer Pfründe von 600 Franken herabgewürdigt. Diese lange, doppelte Reihe von zugleich poetischen und kriegerischen Gebäuden, die an ihrer Stirn alle Epochen des Rheins tragen und alle Sagen erzählen, beginnt bei Bingen, rechts mit dem Ehrenfels und links mit dem Mäusethurm, und hört bei Königswinter links mit Rolandseck und rechts mit dem Drachenfels auf. Ein treffendes Symbol, werth nebenbei angeführt zu werden. — Der ungeheure mit Epheu bedeckte Fensterbogen Rolandsecks, der Höhle des Drachen, den der gehörnte Siegfried tödtete, und der Mäusethurm dem Ehrenfels gegenüber — das sind Sage und Geschichte, die sich ansehen.

Ich führe hier nur die Schlösser auf, die sich im Rhein spiegeln und die jeder Reisende im Vorüberfahren sieht. Sowie man aber in die Thäler und Berge dringt, stößt man bei jedem Schritt auf eine Ruine. Im Thal der Wisper habe ich auf dem rechten Ufer, während eines Spaziergangs von einigen Stunden allein sieben gefunden: den Rheinberg, die Burg der Grafen des Rheingau, Erbstallmeister des heiligen Reichs, die im siebzehnten Jahrhundert erloschen, eine stattliche Veste, die früher die große Gemeinde von Lorch beunruhigte; im Gestrüpp Waldeck; am Berg, auf dem Gipfel eines Schieferfelsens, neben einem Mineralbrunnen, der einige ärmliche Hütten bewässert, die Sauerburg, die 1356 von Robert, dem Pfalzgrafen, erbaut, und während des bayrischen Krieges um 1000 Gulden von dem Churfürsten Philipp an Philipp von Kronberg, seinen Marschall, verkauft wurde; Heppenheff, man weiß nicht wann zerstört; Kammerberg, Domäne von Mainz; Rollig, altes castrum, von dem noch ein Thurm übrig ist; Sareck, das im Wald dem Kloster Winsbach gegenüberliegt, wie der Ritter dem

Priester in der alten Gesellschaft. Jetzt sind das Schloß und das Kloster, der Adelige und der Priester, zwei Ruinen. Der Wald nur und die Gesellschaft, die sich jedes Jahr erneuert, haben sie überlebt.

Wenn man das Siebengebirge durchsucht, findet man in Trümmern unter dem Epheu eine Abtei, Schomberg, und sechs Burgen: den Drachenfels, den Heinrich V. zerstörte; die Wolkenburg, in Wolken versteckt, wie ihr Name sagt, und von Heinrich V. zerstört; den Löwenberg, auf den sich Bucer und Melanchthon flüchteten, und in den sich, nach ihrer Ehe, welche die Ketzerei verherrlichte, Agnes von Mansfeld und der Erzbischof Gebhardt zurückzogen; den Nonnenstromberg und den Oelberg, 368 von Valentinian erbaut, und den Hemmerich, die Burg der kühnen Ritter von Heinsberg, die mit den Erzbischöfen von Köln im Streit lagen.

In der Ebene, nach der Seite von Mainz, liegt der Frauenstein, der aus dem zwölften Jahrhundert stammt; der Scharfenstein, ein erzbischöfliches Lehen; Greifenklau, 1350 erbaut. Nach der Seite von Köln liegt der herrliche Godesberg. Woher kommt der Name? Kommt er von dem Gericht der Gemeinde, Goding, das man im Mittelalter dort hielt? Ist es Wodan, das Ungeheuer mit zehn Händen, das die Ubier dort angebetet haben? Kein Sprachforscher hat diese Frage bis jetzt entschieden. Wie dem auch sei, die Natur hat aus dem Godesberg vor den historischen Zeiten einen Vulcan gemacht; der Kaiser Julian hatte 362 ein Lager daraus gemacht, der Erzbischof Theodorich 1210 eine Burg, der Kurfürst Friedrich II. 1375 eine Festung; der Kurfürst von Bayern 1593 eine Ruine; der letzte Kurfürst von Köln Maximilian Franz hat einen Weinberg daraus gemacht.

Die alten Burgen der Rheinufer, ungeheure, von der Feudalität an den Strom gesetzte Marksteine, erfüllen die Ge-

gend mit Träumen. Stumme Zeugen vergangener Zeiten haben sie den Handlungen beigewohnt, die Scenen eingerahmt, die Worte gehört. Sie sind wie ewige Coulissen des düstern Dramas da, das seit zehn Jahrhunderten auf dem Rhein spielt. Sie haben, die ältesten wenigstens, aus all den Geschicken der Vorsehung alle diese erhabenen fremden oder fürchterlichen Schauspieler gehen sehen; Pipin, der die Städte dem Papst gab; Karl den Großen, mit einem wollenen Hemde und einem Kleid von Fischotter bekleidet, auf den alten Diaconus Peter von Pisa gestützt, und mit seiner starken Hand den Elephanten Abulabaz streichelnd; Otto den Löwen, der seine blonden Locken schüttelt; den Markgrafen von Italien, Azzo, der das mit Engeln geschmückte Banner siegreich in der Schlacht bei Merseburg trug; Heinrich den Lahmen; Konrad den Alten und Konrad den Jungen; Heinrich den Schwarzen, der Rom vier deutsche Päpste gab; Rudolph von Sachsen, der auf seiner Krone den päpstlichen Hexameter trug: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho; Gottfried von Bouillon, der den Stiel der kaiserlichen Fahne den Feinden des Reichs in den Leib stieß; Heinrich V., der die Marmorstufen Sankt Peters in Rom hinauftritt. Keine einzige große Figur der deutschen Geschichte, die ihr Profil nicht auf diesen düstern Steinen abgezeichnet hätte. Der alte Herzog Welf, Albrecht der Bär, der heilige Bernhard, Barbarossa, der sich in der Hand irrte, da er dem Papst den Steigbügel hielt, der Erzbischof von Köln Reinhold, der die Franzen des carrocium von Mailand herunterriß; Richard Löwenherz; Wilhelm von Holland; Friedrich II, der sanfte Kaiser mit griechischem Gesicht, Freund der Dichter wie Augustus, Freund der Kalifen wie Karl der Große, in seinem Zelt studirend, in dem eine goldene Sonne und ein silberner Mond die Jahreszeiten und Stunden angaben. Sie haben in ihrer raschen Erscheinung den Mönch Christian gesehen, der den preußischen

Bauern das Evangelium predigte; Hermann Salza, den ersten Großmeister des deutschen Ordens, den großen Städteerbauer; Ottokar, König von Böhmen; Friedrich von Baden und Konradin von Schwaben, mit sechzehn Jahren geköpft; Ludwig V., Landgrafen von Thüringen und Gemahl der heiligen Elisabeth; Friedrich mit der gebissenen Wange, der auf der Backe das Zeichen der Verzweiflung seiner Mutter trug; und Rudolph von Habsburg, der selbst seinen grauen Rock flickte. Sie haben von der Devise Eberhard's, Grafen von Württemberg: Gott die Ehre! Krieg den Menschen! wiederhallt. Sie haben Siegmund beherbergt, dessen Gerechtigkeit gut abwog und schlecht traf; Ludwig V., den letzten Kaiser, der excommunicirt, Friedrich III., den letzten Kaiser, der in Rom gekrönt worden. Sie haben Petrarca gehört, der Karl IV. tadelte, daß er nur einen Tag in Rom geblieben sei, und ihm zurief: Was würden eure Ahnen, die Cäsaren, sagen, wenn sie euch zu dieser Stunde in den Alpen, das Haupt gesenkt und Rom den Rücken zugewandt, träfen! Sie haben gedemüthigt und voll Wuth den deutschen Achilles, Albrecht von Brandenburg, nach der Lehre von Nürnberg, und den burgundischen Achilles, Karl den Kühnen, nach den fünfundsechzig Stürmen auf Neuß, übersetzen gesehen. Sie haben, erhaben und stolz auf ihren Maulthieren und in ihren Sänften, in langen Reihen dem Rhein folgend, die abendländischen Bischöfe, die 1415 noch zum Concil von Konstanz, um Huß zu richten, 1431 zum Concil von Basel, um Eugen IV. abzusetzen, 1519 zum Reichstag von Worms, um Luther zu befragen, gingen, vorüberziehen gesehen. Sie sahen, von Oberwesel nach Bacharach, sein blondes Haar mit den Wellen mischend, den weißen triefenden Körper des heiligen Werner, des armen Kindes, das von den Juden 1287 den Märtyrertod erlitt und in den Rhein geworfen wurde, vorüberschwimmen. Sie sahen in einem sammtenen Sarg, unter goldenem Deckel,

Maria von Burgund, die durch einen Sturz mit dem Pferde auf der Reiherbeize gestorben war, von Wien nach Brügge zurückbringen. Die häßliche Horde der Magyaren; der Lärm, der von Heinrich dem Frommen im dreizehnten Jahrhundert aufgehaltenen Mongolen; das Geschrei der Hussiten, die alle Städte der Erde bis auf fünf zerstören wollten; die Drohungen Procops des Großen und Procops des Kleinen; der Tumult der Türken, welche die Donau hinauffuhren nach der Einnahme von Constantinopel; der eiserne Käfig, in welchen die Rache der Könige Johann von Leyden mit seinem Kanzler Knechtling und seinem Scharfrichter Knipperdolling gefesselt steckte; der junge Karl V., der in diamantenen Sternen auf seinem Schild das Wort Nondum funkeln ließ; Wallenstein, den vierundsechzig adelige Pagen bedienten; Tilly in grünem Atlaskleide auf seinem kleinen Schimmel; Gustav Adolph, der den Thüringer Wald durchzog, der Zorn Ludwigs XIV., Friedrichs II., Napoleons, alle diese schrecklichen Dinge, die nacheinander Europa erschütterten oder erschreckten, haben wie Blitze diese alten Mauern getroffen. Diese ruhmvollen Burgen haben den Stoß der Schweizer ausgehalten, welche die alte Reiterei bei Sempach vernichteten, und des großen Condé, der die alte Infanterie bei Rocroy vernichtete. Sie haben die Leitern krachen, das siedende Pech zischen und die Kanonen brüllen gehört. Die Landsknechte, die den Schwadronen so gefährliche Stachelordnung, die gewaltigen Pläne Sickingens, des großen Ritters, die klugen Stürme Burtenbachs, des großen Feldherrn, Alles haben sie gesehen, Allem getrotzt, Alles erduldet. Jetzt lassen sie, traurig, wenn der Mond bei Nacht ihre Geister mit weißem Leichentuch umhüllt, noch trauriger in hellem Sonnenschein, voll Ruhm, Ruf, Nichts und Einförmigkeit, von den Menschen untergraben, den Winzern einen Schatten gebend, der von Jahr zu Jahr kleiner wird, die Vergangenheit Stein um

Stein in den Rhein und Tag für Tag in die Vergessenheit fallen.

O edle Thürme! arme, alte erlahmte Riesen! trotzige Ritter! ein Dampfschiff voll Kaufleute und Bürger wirft euch im Vorüberfahren den Rauch ins Gesicht!

Sechsundzwanzigster Brief.

Worms. — Mannheim.

Am Neckarstrand, Oktober.

Die Nacht brach ein. Jene Art von Verdrossenheit, welche die Seele beim Verschwinden des Tages ergreift, verbreitete sich über den ganzen Horizont um uns her. Wer ist traurig in diesen Stunden? Ist es die Natur? Sind es wir selbst? Ein weißer Flor stieg aus den Tiefen des unermeßlichen Vogesenthales, der Schilf des Flusses rauschte todtenkläglich, das Dampfschiff quälte sich durchs Wasser wie ein großer müder Hund; alle Reisenden waren, träg und verdrossen, in die Cajüte hinabgestiegen, die durch Pakete, Nachtsäcke, unordentlich herumstehende Tische und schlafende Leute versperrt war; das Verdeck war verödet; drei deutsche Studenten waren allein dort geblieben und rauchten, unbeweglich und schweigsam, ohne Geberde oder Wort, ihre gemalten Porzellanpfeifen; drei Statuen: ich bildete die vierte und schaute in die unbestimmte Weite hinaus. Ich sagte zu mir selbst: „Ich bemerke Nichts am Horizont. Wir werden nicht vor Nacht nach Worms kommen. Das ist seltsam. Ich glaubte nicht, daß es von Mainz so

weit nach Worms wäre.“ Auf einmal hält das Dampfschiff an. „Gut,“ sagte ich zu mir, „das Wasser ist sehr niedrig in dieser Ebene, das Bett des Rheins ist durch Sandbänke verstopft, jetzt sitzen wir fest.“

Der Herr des Schiffes kam aus seiner Zelle hervor. „He, Kapitän,“ sagte ich zu ihm“ — denn Sie wissen ja, daß man heutzutage für jedes Ding ein vollklingendes Wort gebraucht: ein Schauspieler nennt sich Künstler, ein Sänger Virtuos, ein Schiffsherr Kapitän, — „he, Kapitän, es ist uns also ein kleines Unschick zugestoßen? Auf diese Art kommen wir nicht vor Mitternacht an Ort und Stelle.“ Der Patron schaute mich mit seinen großen blauen Teutonenaugen ganz verblüfft an und sagte: „Sie sind an Ort und Stelle.“ Ich meinerseits sehe ihn nicht minder verblüfft an, als er mich. In diesem Augenblick müssen wir ganz unnachahmlich der Eine die französische, der Andere die deutsche Verwunderung personifizirt haben.

„An Ort und Stelle, Kapitän?“

„Ja.“

„Wo.“

„Nun ja, in Worms.“

Ich thue einen Ausruf und lasse meine Augen um mich herschweifen. „In Worms!“ träumte ich ganz wach. War ich das Spielwerk irgend einer Dämmerungsvision? trieb der Kapitän sein Gespötte mit dem Reisenden? wollte der Deutsche dem Pariser eine Nuß zu knacken geben? machte der Germane sich lustig über den Gallier? In Worms! Aber wo war denn dieser hohe und prachtvolle, von viereckigen Thürmen eingefaßte Mauergürtel, der bis an den Rand des Flusses reichte und stolz den Rhein zu seinem Graben nahm? Ich sah bloß eine unermeßliche Ebene, deren Hintergrund mir durch dichte Nebel verdeckt wurde, bleiche Pappelreihen, ein steiles Ufer, das aus dem Geröhricht kaum erkennbar hervortrat, und auf der Küste

selbst ganz nahe bei uns einen schönen grünen Grasplatz, wo einige Weiber Leinwandstücke ausbreiteten, um sie im Thau zu bleichen.

Inzwischen streckte der Patron seinen Arm gegen das Vordertheil des Schiffes aus und zeigte mir ein neues, viereckiges, vergipstes, mit grünen Läden versehenes, sehr häßliches Haus, das man für einen Haufen weißlicher Pflastersteine halten konnte, und das ich im Anfang nicht bemerkt hatte.

„Hier ist Worms, mein Herr."

„Worms!" versetzte ich; „das soll Worms sein! Dieses weiße Haus! Das ist doch höchstens ein Wirthshaus!"

„Es ist allerdings ein Wirthshaus; Sie werden vortrefflich da logiren."

„Aber die Stadt?"

„Ach die Stadt! in die Stadt wollen Sie?"

„Nun, natürlich."

„Sehr gut. Sie finden sie da drunten in der Ebene; aber Sie müssen tüchtig ausgreifen, es ist ein schönes Stück Wegs. Ah, Sie kommen also um der Stadt willen? Im Allgemeinen ist es sehr selten, daß man hier anhält; die Herren Reisenden begnügen sich gewöhnlich mit dem Wirthshaus. Man ist sehr gut da. Ah, es liegt Ihnen also viel daran, die Stadt zu sehen? Das ist etwas Anderes. Ich selbst komme gewöhnlich ziemlich spät Abends oder früh am Morgen hier vorbei und habe die Stadt noch nie gesehen."

Sei also eine Kaiserstadt gewesen! Habe Gaugrafen, souveräne Erzbischöfe, Fürstbischöfe, eine Pfalz, vier Festungen, drei Rheinbrücken, drei Klöster mit Glockenthürmen, vierzehn Kirchen, dreißigtausend Einwohner gehabt! Sei einer der vier Hauptsitze in der furchtbaren Hansa der hundert Städte gewesen! Sei für den Liebhaber der phantastischen Ueberlieferungen, sowie für Denjenigen, der die reellen Thatsachen mit kritischem

Blicke studirt, ein merkwürdiger, poetischer und berühmter Ort, wie nicht leicht ein anderer Winkel Europas! Habe in deiner wunderbaren Vergangenheit Alles, was die Vergangenheit enthalten kann, die Fabel und die Geschichte, diese beiden Bäume, die sich mehr gleichen als man glaubt, deren Wurzeln und Zweige manchmal so unentwirrbar im Gedächtniß der Menschen vermischt sind! Sei die Stadt, welche Cäsar siegen, Attila durchkommen, Brunhild träumen, Karl den Großen heirathen sah! Sei die Stadt, die im Rosengarten den Kampf des gehörnten Siegfried mit dem Drachen und vor der Façade ihrer Domkirche jenen Streit Chriemhilds erblickte, aus welchem eine Epopöe hervorgegangen ist, und auf den Bänken des Reichstags jenen Streit Luthers, aus welchem eine Religion hervorgegangen! Sei die Vormatia der Vangionen, das Bormitomagus des Drusus, das Wonnegau der Poeten, die Residenz der Nibelungenhelden, die Hauptstadt der fränkischen Könige, der Gerichtshof der Kaiser! Sei mit einem Wort Worms, damit ein von Tabak duseliger Bauernlümmel, der selbst nicht mehr weiß, ob er Vangione oder Nemete ist, von Dir sage: „Ah, Worms! Diese Stadt! Sie liegt da unten! Ich habe sie nie gesehen!"

Ja, mein Freund, Worms ist Alles das! Eine weltberühmte Stadt, wie Sie sehen. Eine kaiserliche und königliche Residenz, dreißigtausend Einwohner, vierzehn Kirchen, deren Namen heutzutage gänzlich vergessen sind, weßhalb ich sie der Reihe nach hier aufführe:

Münster.
Sancta Cäcilia.
Sct. Vesvin.
Sct. Andreas.
Sct. Mang.
Sct. Johann.

„Wie, nach Worms?“

„Nach Worms!“

„Nach Worms?“

„Nach Worms!“

„Ah!“ versetzte der Mann.

Wie viele Dinge können nicht in einem Ah liegen! Ich werde dieses da nie vergessen. Es lag darin Ueberraschung, Zorn, Verachtung, Entrüstung, Hohn, Mitleid, eine tiefe und wohlbegründete Sehnsucht nach meinen Thalern und Silbergroschen, und, um Alles zusammenzufassen, eine gewisse Schattirung von Haß. Dieses Ah wollte sagen: „Was ist das für ein Mensch da? mit was für einem Nachtsack habe ich mich da befaßt? Das geht nach Worms! Was will das in Worms machen? Irgend ein Intrigant! irgend ein Bankerottirer, der sich verbergen will! Gebt euch doch die Mühe, für solche Reisende einen Gasthof an den Ufern des Rheins zu erbauen! Dieser Mensch betrügt mich. Nach Worms gehen, das ist ja stupid! Er hätte wohl zehn Franken bei mir verzehrt; er ist sie mir schuldig, er ist ein Dieb. Weiß er denn, ob er das Recht hat, anderswohin zu gehen? Nein, das ist abscheulich! Und wenn ich bedenke, daß ich mich so weit herabgelassen habe, ihm seine Effekten zu tragen! Einen schlechten Nachtsack! Das ist ein schöner Reisender, der nichts als einen Nachtsack hat! Was für Lumpen mögen darin sein? Hat er auch nur ein Hemd? Wahrhaftig, man sieht's diesem Franzosen an, daß er keinen Sou hat. Er wäre wahrscheinlich davon gelaufen, ohne zu bezahlen. Was für Abenteurer Einem doch in den Weg laufen! Was Einem doch passiren kann! Ich sollte diesen Kerl vielleicht dem Landreiter übergeben. Aber bah! man muß Mitleid haben. Er mag gehen, wohin er will, nach Worms, zum Teufel! Es wird das Beste sein, ich lasse ihn da mitten auf der Straße mit seinem Sack stehen.“

O, mein Freund, haben Sie bemerkt, wie viele große Reden oft ganz inhaltsleer sind und wie viel Sinn manchmal in einem einsilbigen Wörtchen steckt?

Nachdem der Mann Alles das in seinem Ah ausgesprochen, nahm er meinen Pack und warf ihn auf den Boden.

Dann entfernte er sich majestätisch mit seinem Karren. Ich glaubte, einige Einwendungen machen zu müssen.

„He," sagte ich zu ihm, „Sie wollen auf diese Art weggehen? Sie lassen mich mit meinem Nachtsack da stehen? Ei, zum Teufel, nehmen Sie sich wenigstens die Mühe, ihn dahin zurückzuführen, wo Sie ihn genommen haben."

Er fuhr fort, sich zu entfernen.

„He, Bauer!" rief ich ihm nach.

Aber er verstand jetzt nicht mehr französisch, sondern zog pfeifend seines Wegs.

Ich mußte wohl einen Entschluß fassen. Ich hätte ihm nachlaufen und Händel mit ihm anfangen können, aber was soll man mit einem solchen Lümmel machen, wenn man ihn nicht zu Boden schlägt? Und aufrichtig gestanden, wenn ich mich selbst mit diesem Menschen vergleiche, so zweifle ich sehr, ob er der Unterliegende gewesen wäre. Die Natur, die nichts von Gleichheit wissen will, hatte auch zwischen diesem Teutonen und mir keine Gleichheit gewollt. Augenscheinlich war hier in der Dämmerung, im Freien, auf der Landstraße ich der Schwächere und er der Stärkere.

O souveränes Faustrecht, welchem gegenüber die größte Ungleichheit herrscht! Dura lex, sed lex.

Ich ergab mich also in mein Schicksal.

Ich hob meinen Nachtsack auf und nahm ihn unter den Arm; dann orientirte ich mich. Die Nacht war vollständig hereingebrochen, der Horizont war schwarz, ich bemerkte nichts um mich her, als die weißliche unbestimmte Masse des Hauses,

dem ich den Rücken zu kehren beliebt hatte. Ich hörte bloß das vage leise Rauschen des Rheins im Geröhricht.

„Sie finden Worms da unten," hatte der Schiffscapitän mir gesagt, indem er auf den Hintergrund der Ebene deutete. Da unten! weiter nichts. Wohin gehen mit diesem da unten? War es zwei Schritte? war es zwei Meilen? Worms, die Stadt der Legenden, die ich aus so weiter Ferne aufsuchte, begann mir den Eindruck jener Feenstädte zu machen, die immer weiter zurückweichen, je mehr der Reisende vorwärts kommt.

Und diese furchtbar höhnischen Worte des Karrenführers: „Wollen Sie auf dem Feld über Nacht bleiben?" kamen mir immer wieder in den Sinn. Es war mir, als riefen die schnackischen Rheingeister, die Duenden und Gnomen, mir dasselbe unter plumpem Hohngelächter unaufhörlich ins Ohr. Es war just die Stunde, wo sie hervorkommen in buntem Gemisch mit Sylphen, Larven, Hexen und Gespenstern, um sich zu jenen geheimnißvollen Tänzen zu begeben, welche große kreisförmige Spuren auf den zertretenen Grasplätzen hinterlassen, Spuren, welche die Kühe am andern Morgen träumerisch ansehen.

Der Mond war im Begriff aufzugehen.

Was thun? Diesen Tänzen anwohnen? Das wäre allerdings interessant. Aber auf dem Felde schlafen, das ist hart. Umkehren? Gastfreundschaft in diesem Wirthshaus ansprechen, das ich verschmäht hatte? mich einem neuen Ah des Lümmels vom Karren aussetzen? Wer weiß, ob er mir nicht vielleicht die Thüre vor der Nase zuschlug, so daß ich dann hinter mir und um mich her, im Schilf, im Nebel, in den bewegten Blättern der Zitterespen neues Hohngelächter der Gnomen mit den Carfunkelaugen und der Duenden mit den grünen Gesichtern zu hören bekam?

Auf solche Art vor den Feen gedemüthigt zu werden! Auf Titanias holdem leuchtendem Gesicht ein Lächeln spöttischen Mitleids hervorzurufen! Niemals.

Hier im Freien schlafen! Eher die ganze Nacht hindurch gehen.

Nachdem ich mit mir selbst Rath gehalten, beschloß ich, an den Landungsplatz zurückzukehren. Hier würde ich ohne Zweifel irgend einen Fußpfad finden, der mich nach Worms führte.

Der Mond erhob sich.

Ich hielt eine geistige Anrufung an ihn, einen abscheulichen Mischmasch aus allen Poeten, von Virgil an bis auf Lemierre, die Frau Luna besungen haben. Ich nannte sie bleiche Göttin und Königin der Nacht, ich bat sie, mich ein wenig zu erleuchten, ich erklärte ihr unverschämt, ich fühle es, daß Diana die Schwester Apolls sei, und nachdem ich mir auf diese Art nach classischem Ritus ihre Gunst erworben, begann ich mit meinem Sack unter dem Arm wacker in der Richtung des Rheins voranzumarschiren.

Kaum hatte ich, in tiefe Träumerei versunken, einige Schritte gethan, als ein leichtes Geräusch mich erweckte. Ich schaute auf. Man hat immer Recht, die Göttinnen anzurufen. Frau Luna erlaubte mir zu sehen. Mit Hülfe eines horizontalen Strahls, der die Spitze des wilden Habers zu versilbern anfing, erkannte ich einige Schritte von mir, neben einer alten Weide, deren runzlicher Stamm eine schauerliche Grimasse machte, ich erkannte, sage ich, ein bleiches Gesicht, ein Gespenst, das mich mit verstörter Miene anschaute.

Dieses Gespenst trieb einen Schubkarren vor sich her.

„Ah," machte ich, „das ist ja eine Erscheinung."

Als dann meine Augen auf den Schubkarren fielen, sagte ich, indem die zweite Regung schnell auf die erste folgte:

„Ei, sieh da, ein Lastträger.“

Es war weder ein Phantom noch ein Lastträger; ich erkannte den zweiten Zeugen meiner Landung auf diesem bisher nicht sehr gastlichen Gestade, den Mann mit dem blassen Gesicht.

Er selbst hatte, als er mich bemerkte, einen Schritt rückwärts gethan und schien nicht ganz beruhigt zu sein. Ich hielt es für angemessen, das Wort zu ergreifen.

„Mein Freund,“ sagte ich, „unser Zusammentreffen war offenbar seit aller Ewigkeit vorgesehen. Ich habe einen Nachtsack, den ich in diesem Augenblick viel zu voll finde, Ihr habt einen ganz leeren Schubkarren; wenn ich meinen Sack auf Euern Karren legte? He? was sagt Ihr dazu?“

Auf diesem linken Rheinufer spricht und versteht Alles französisch, die Gespenster mit inbegriffen.

Die Erscheinung antwortete mir:

„Wohin gehen Sie?“

„Ich will nach Worms.“

„Nach Worms?“

„Nach Worms.“

„Wollen Sie vielleicht im Fasan einkehren?“

„Warum nicht?“

„Wie, mein Herr, Sie gehen nach Worms?“

„Nach Worms.“

„Oh!“ machte der Mann mit dem Schubkarren.

Ich möchte gerne hier einen Parallelismus vermeiden, der ganz wie eine symmetrische Combination aussieht; aber ich bin bloß ein Historiker und ich kann nicht umhin, die Mittheilung zu machen, daß dieses Oh geradezu die Gegenpartie und das Gegentheil des Ah von dem Manne mit dem Handkarren war.

In diesem Oh lag eine mit Freude gemischte Verwun-

derung, befriedigter Stolz, Extase, Zärtlichkeit, Liebe, wohlbegründete Hochachtung für meine Person und aufrichtige Begeisterung für meine Pfennige und Kreuzer.

Dieses Oh wollte sagen: „O, das ist ein bewundernswürdiger Reisender und ein prächtiger Zugvogel! Dieser Herr geht nach Worms! Er wird im Fasan einkehren! Wie gut man daran einen Franzosen erkennt! Dieser Ehrenmann wird wenigstens drei Thaler in meinem Gasthof verzehren; er wird mir ein gutes Trinkgeld geben. Dies ist ein splendider Herr und sicherlich voll von Intelligenz. Er geht nach Worms! Er hat den Geist, nach Worms zu gehen, dieser Herr! Nun, Glück auf! Warum sind die Reisenden dieser Art so selten? Ach! es ist doch eine elegische und interessante Stellung, Wirth in dieser Stadt Worms zu sein, wo drei Gasthöfe den ganzen Tag für einen Reisenden offen stehen, der alle drei Jahre kommt. Seien Sie willkommen, erlauchter Fremdling, geistreicher Franzose, liebenswürdiger Herr! Wie! Sie kommen nach Worms! Er kommt mit edler Einfachheit, mit der Mütze auf dem Kopf, mit seinem Nachtsack unter dem Arm, ohne Prunk und ohne Lärm, ohne Effekt machen zu wollen, wie ein Mensch, der zu Hause ist. Das ist schön! Welche große Nation ist doch diese französische Nation! Es lebe der Kaiser Napoleon!“

Nach diesem schönen Monolog in einer einzigen Silbe nahm er meinen Sack und legte ihn auf seinen Schubkarren, indem er mich mit liebenswürdiger Miene anschaute und mit einem unnennbaren Lächeln, welches besagen wollte: „Ein Nachtsack! weiter nichts als ein Nachtsack! Wie nobel und elegant ist es, bloß einen Nachtsack zu haben! Man sieht, daß dieser empfehlungswürdige Herr sich durch sich selbst groß fühlt, daß er sich, sowie er ist, mit Recht blendend genug findet, und daß er den armen Wirth nicht durch eine Schaustellung

von Wohlhabenheit, durch eine schreckliche Menge von Paketen, Koffern, Mantelsäcken, Hutschachteln, Schirmfutteralen und durch trügerische dicke Koffer zu demüthigen sucht, die man an Zahlungsstatt im Gasthof zurückläßt, und die in den meisten Fällen nichts als Hobelspäne und Pflastersteine, Heu und alte Nummern vom Constitutionel enthalten. Nichts als ein Nachtsack! Das ist ein Prinz."

Nach dieser Rede und einem Lächeln erhob er freundlich die Stangen seines endlich geladenen Karrens und setzte sich in Bewegung, indem er mit sanfter kosender Stimme zu mir sagte: „Hieher, mein Herr."

Unterwegs sprach er mit mir; das Glück hatte ihn redselig gemacht. Der arme Teufel kam tagtäglich an den Landungsplatz, um Reisende zu erwarten. In den meisten Fällen fährt das Schiff vorüber, ohne anzuhalten. Kaum zeigt sich ein Reisender außerhalb des Zwischendecks, um die melancholische Silhouette zu betrachten, welche die vier Glockenthürme und die zwei Wirthe von Worms an dem glänzenden Abendhimmel machen. Zuweilen jedoch hält das Schiff an, das Signal wird gegeben, der Fährmann am Landungsplatz macht seinen Nachen los, rudert nach dem Dampfschiff hinüber und kommt mit einem, zwei, drei Reisenden zurück. Man hat ihrer sechs auf einmal gesehen. O, der herrliche Fund! Die neuen Ankömmlinge landen mit jener offenen, erstaunten und dummen Miene, an welcher der Wirth seine Lust sieht. Aber ach, der Gastgeber am Ufer schnappt sie weg und verschlingt sie augenblicklich. Wer geht nach Worms? Wer denkt daran, daß ein Worms existirt? So kommt es, daß mein armer Mann den großen Karren des Uferwirths, holpernd und kreischend unter dem Gewicht von Koffern und Mantelsäcken, unter den Bäumen verschwinden sieht, während er selbst, ein nachdenklicher Philosoph, beim Sternenlicht mit seinem leeren Schubkarren

heimzieht. Gemüthsbewegungen dieser Art haben ihn mager gemacht; aber er erscheint nichts desto weniger tagtäglich mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht auf diesem spöttischen Landungsplatz, auf dieser höhnischen Station, um das Wasser des Rheins dahinströmen, die Reisenden vorbeiziehen und den benachbarten Gasthof sich füllen zu sehen. Er streitet nicht, er ärgert sich nicht, er führt keinen Krieg, er spricht kein Wort; er ergibt sich, er führt seinen Schubkarren fort und protestirt, so gut als ein kleiner Schubkarren gegen einen großen Handkarren protestiren kann. Er hat in sich und trägt auf seinem durch die Menge der erlittenen Demüthigungen und Enttäuschungen unempfindlich gewordenen Gesicht jenes Gefühl von Kraft und Größe, das der Schwache und Kleine durch die mit Beharrlichkeit gepaarte Ergebung gewinnt. Neben dem hochmüthigen aufgeblasenen und frohlockenden Uferwirth, der seine Existenz nicht einmal zu bemerken sich herabläßt, behauptet er, der hartnäckige, geduldige und zähe Unterdrückte, jene ernste und unaussprechliche Stellung des Eunuchen gegenüber dem Pascha, des Fischers mit der Angelleine gegenüber dem Fischer mit dem Wurfgarn.

Inzwischen marschirten wir durch Ebenen, Wiesen und Kleefelder. Wir hatten mit Hülfe eines unförmlichen Gerüstes von alten Balken und Pfählen, über welche ein schwankender und durchsichtiger Bretterstegg gelegt war, den kleinen Rheinarm überschritten, über welchem man noch vor zwei Jahrhunderten die schöne bedeckte hölzerne Brücke sah, die zu dem großen, festen viereckigen Thurm führte, der kleinere Thürme mit herabhängenden Deckenzierrathen hatte und von Maximilian erbaut worden war. Der Mond hatte alle Nebel verdrängt, die in weißen Wolken nach dem Zenith gingen. Der Hintergrund der Landschaft hatte sich gesäubert, und das prächtige Profil der Kathedrale von Worms mit ihren Thürmen und

Glockenhäusern, ihren Giebeln, ihren Schiffen und Gegenschiffen zeigte sich am Horizont, eine unermeßliche Masse von Schatten, die sich traurig an dem sternglänzenden Himmel abhob und wie ein großes, vor Anker liegendes Nachtschiff mitten unter den Sternen aussah.

Nachdem wir den kleinen Rheinarm passirt hatten, blieb noch der große übrig. Wir schlugen uns links, und ich schloß daraus, daß die schöne steinerne Brücke, die nach der Festung bei Frauenbruder führte, nicht mehr vorhanden sei. Nach einem Marsch von etlichen Minuten auf reizenden Wiesen kamen wir an eine alte baufällige Brücke, die vermuthlich auf dem Platz der alten hölzernen Brücke vom Sct. Mangerthor aufgeführt worden war. Jenseits dieser Brücke angekommen, erblickte ich in ihrer Entwicklung die prächtige Mauer von Worms, die auf der einzigen Seite der Festungswerke, welche nach dem Rhein hinsah, achtzehn viereckige Thürme gehabt hatte. Ach, was war noch davon übrig? Einige hinfällige, mit Fenstern durchbrochene Mauerwände, einige alte Thurmstämme, die unter dem Epheu zusammengesunken oder in bürgerliche Wohnungen umgewandelt waren, mit Fenstern, mit weißen Vorhängen, grünen Läden statt der Zinnen und Zwinger. Unförmliche Trümmer von einem runden Thurm, die man am östlichen Ende der Mauer erblickte, schienen mir der Thurm Nideck sein zu müssen; aber vergebens suchten meine Augen, ich fand neben diesem armen Thurm Nideck weder die scharfe Spitze des Münsters, noch den hübschen Glockenthurm von Sct. Cäcilie wieder, und an die Stelle des viereckigen Frauenthurms, zunächst bei dem Thurm Nideck, ist, wie mir schien, ein Gemüsegarten getreten. Im Uebrigen war das alte Worms bereits eingeschlafen, es herrschte allenthalben tiefe Stille, an den Fenstern war nirgends ein Licht zu sehen. In er Nähe des Weges, der uns durch die Rüben- und Tabak-

selber um die Stadt her führte, suchte ein altes Weib im Gebüsch Kräuter beim Mondschein.

Wir traten in die Stadt: keine Kette klirrte, keine Zugbrücke wurde hinabgelassen, kein Fallgitter erhob sich; wir betraten die alte, feudale, militärische Stadt der Gaugrafen und Fürstbischöfe durch eine Oeffnung, die ein Festungsthor gewesen und jetzt nur noch eine Bresche war. Zwei Pappelbäume rechts, ein Misthaufen links. Es sind Bauernhöfe in alten Schlössern eingerichtet, die solche Eingänge haben.

Dann schlugen wir uns rechts, mein Begleiter pfeifend und lustig seinen Karren schiebend, ich in Gedanken versunken. Wir gingen einige Zeit an der alten Mauer im Innern hin, dann geriethen wir in ein Labyrinth von verödeten Gäßchen. Der Anblick der Stadt war fortwährend derselbe. Mehr ein Grab als eine Stadt. Kein Licht an den Fenstern, kein menschlicher Fuß in den Straßen.

Es war ungefähr acht Uhr Abends.

Gleichwohl gelangten wir auf einen ziemlich großen Platz, auf welchen der Riß einer, wie ich im Mondschein glaubte, großen Kirche führte. Eine der Seiten dieses Platzes war von der Ruine oder, um mich besser auszudrücken, von dem Gespenst einer alten Kirche in Anspruch genommen.

„Was ist das für eine Kirche?" fragte ich meinen Führer, der Halt gemacht hatte, um wieder Athem zu schöpfen.

Er antwortete mir mit jenem ausdrucksvollen Achselzucken, welches bedeuten will: Ich weiß es nicht.

Die Kirche bildete einen Contrast gegen die Stadt: sie war weder verlassen, noch schweigsam. Ein Geräusch drang aus ihr hervor, ein Schein stahl sich durch die Thüre. Ich ging in diese Thüre. Welch eine Thüre! Denken Sie sich einige Dielen, plump zusammengehalten durch unförmliche Querbalken, die mit großen Nägeln beschlagen waren, unten große

ungleiche Räume zwischen sich lassend, oben lückenhaft und mit der Unverschämtheit eines Bauern, der bei seinem Gutsbesitzer Herr geworden wäre, ein prachtvolles königliches Portal aus dem vierzehnten Jahrhundert versperrend.

Ich schaute durch die Balkenlücken und sah verworren das Innere der Kirche. Die strengen Archivolten aus der Zeit Carls IV. traten in der Finsterniß mühsam hervor inmitten einer unaussprechlichen Versperrung durch Tonnen und eingereifte leere Fässer. Im Hintergrund beim Schein eines Talglichtes, das auf einem Stein stand, welcher der Hauptaltar gewesen sein mußte, befand sich ein Küfer mit zurückgeschlagenen Aermeln und lederner Schürze und reifte ein großes Faß ein. Die Dauben wiederhallten unter dem Schlegel mit jenem Getöne von hohlem Holz, das so traurig klingt, wenn man einmal den Hammer der Leichenbestätter auf einem Sarg hat ertönen hören.

Was war diese Kirche? Ueber dem Portal erhob sich ein gewaltiger viereckiger Thurm, der eine hohe Spitze gehabt haben muß. Wir hatten so eben links, ein wenig rückwärts, die vier Glockenthürme der Cathedrale gelassen. Ich bemerkte in einiger Entfernung vorn gegen Südwest eine Apside, welche die Predigerkirche sein mußte; freilich fand ich links den Glockenthurm von Sct. Paul nicht, der zwischen seinen zwei niedrigen Thürmen steckte; aber wir waren nicht weit genug in der Stadt vorangekommen, noch nahe genug bei dem Sct. Martinsthor, daß dies Sct. Lambrecht sein konnte. Ueberdies sah ich die kleine Spitze von Sct. Sixt nicht, welche rechts hätte sein müssen, und eben so wenig die höhere Spitze von Sct. Martin, die links hätte sein müssen. Ich schloß daraus, daß diese Spitze Sct. Ruprecht sein müsse.

Nachdem ich diese Vermuthung einmal festgestellt und diese Entdeckung gemacht hatte, begann ich von Neuem das erbärm-

liche Innere dieses ehrwürdigen Gebäudes zu betrachten, das Talglicht, das in diesem Schatten brannte, welchen die kaiserlichen Krönungslampen einst mit strahlendem Sternenglanz erleuchtet hatten, diese lederne Schürze, die sich da breit machte, wo der Purpur geflattert, diesen Küfer, der allein noch in der schlaftrunkenen Stadt wachte und auf dem Hauptaltar die Reife in ein Faß einschlug, und dann trat mir die ganze Vergangenheit dieser weltberühmten Kirche vor Augen. Die Betrachtungen drängten sich in meinen Geist. Ach, in dieses selbe Schiff der Sct. Ruprechtskirche waren einst mit großem Pomp und in feierlicher Prozession von der Hauptstraße von Worms her Päpste und Kaiser eingezogen, zuweilen Beide zusammen unter demselben Thronhimmel, der Papst zur Rechten auf seinem weißen Maulthier, der Kaiser zur Linken auf seinem gagatschwarzen Roß, voraus Trompeten und Zinken, Adler und flatternde Fahnen, alle Fürsten und Kardinäle zu Pferd, unmittelbar vor dem Papst und dem Kaiser, der Marquis von Montferrat das Schwert, der Herzog von Urbino das Scepter haltend, der Pfalzgraf die Weltkugel, der Herzog von Savoyen die Krone tragend.

Ach, wie Alles vergänglich ist!

Eine Viertelstunde nachher war ich im Fasan einquartirt, der, ich muß es sagen, das beste Ansehen von der Welt hatte. Ich erhielt ein vortreffliches Abendessen in einem Saal, worin ein langer Tisch stand, an welchem zwei Herren aus Pfeifen rauchten. Unglücklicherweise war der Speisesaal schlecht beleuchtet, was mich traurig stimmte. Beim Eintritt bemerkte man bloß ein Talglicht in einer Wolke. Diese zwei Menschensöhne machten mehr Rauch als zehn Halbgötter.

Als ich mein Abendessen begann, erschien ein dritter Gast. Dieser rauchte nicht, aber sprach viel. Er sprach französisch mit einem Abenteurersaccent. Man konnte, wenn man ihr

hörte, nicht unterscheiden, ob er Deutscher oder Italiener, Engländer oder Auvergnate war; im Uebrigen viel Aplomb bei wenig Geist, und, wie mir's schien, einiges Stutzerthum, zu viel Cravate, zu viel Hemdkragen; Augenwürfe auf die Aufwärterin; er war ein schlecht conservirter Mann von achtundfünfzig Jahren.

Er begann ganz allein mit sich selbst ein Zwiegespräch und hielt es im Gang. Niemand antwortete ihm. Die deutschen Herren rauchten, ich aß.

„Sie kommen aus Frankreich? Schönes Land! Edles Land! Der classische Boden! Das Land des Geschmacks! Vaterland Racines! Aber das sage ich, Ihren Bonaparte liebe ich nicht! Der Kaiser verderbt mir den General. Ich bin Republikaner, mein Herr. Ich sage es ganz laut, Ihr Napoleon ist ein falscher großer Mann: man wird von ihm zurückkommen. Aber wie schön die Tragödien Racines sind! Sehen Sie, darin liegt der wahre Ruhm Frankreichs. Man weiß Racine in Deutschland nicht zu schätzen; dies ist ein barbarisches Land; man liebt hier Napoleon beinahe eben so sehr wie in Frankreich. Diese guten Deutschen werden mit Recht die guten Deutschen genannt. Es ist zum Erbarmen. Finden Sie das nicht auch, mein Herr?"

Da das Ende meines Rebhuhns mit dem Ende seiner Rede zusammenfiel, so antwortete ich, gegen den Kellner gewandt: „Einen andern Teller."

Diese Antwort schien ihm genügend, um die Unterhaltung anzuknüpfen, und er fuhr fort:

„Sie haben Recht mein Herr, daß Sie nach Worms kommen. Man thut sehr Unrecht daran, daß man Worms verachtet. Wissen Sie, mein Herr, daß Worms die vierte Stadt des Großherzogthums Hessen ist? Daß Worms der Hauptort des Bezirks ist? Daß Worms eine bleibende Garnison besitzt,

mein Herr, und ein Gymnasium, mein Herr? Man fabricirt hier Tabak und Bleizucker; man producirt Wein, Getreide und Oel. In der lutherischen Kirche ist eine schöne Freske von Seekatz, ein Werk aus guter Zeit; 1701 oder 1712. Betrachten Sie das Ding, mein Herr. Worms hat schöne, gut angelegte Straßen, die neue Straße, die Gaustraße, die über Heßloch nach Mainz führt, die Donnersbergerstraße, die durch das Zellerthal geht. Die alte Römerstraße am Rhein hin ist nur noch eine Curiosität, und was mich betrifft, mein Herr, — sind Sie wie ich? — ich liebe die Curiositäten nicht. Alterthümer, Einfaltspinseleien. Seit ich in Worms bin, habe ich noch nicht einmal den berühmten Rosengarten besucht, ihren Rosengarten, wo ihr Siegfried, wie sie sagen, ihren Drachen getödtet hat. Narrheiten! Schreckliche Dummheiten! Wer glaubt nach Voltaire noch an solche Altweibermärchen? Erfindungen des Pfaffenpacks! O, traurige Menschheit! Wie lange wirst du dich noch durch Dummheiten gängeln lassen! Hat denn Siegfried je existirt? Hat der Drache je existirt? Haben Sie in Ihrem Leben einen Drachen gesehen, mein lieber Herr? Hatte Cuvier, der gelehrte Cuvier, Drachen gesehen? Und ist es denn überhaupt möglich? Ist es, ernsthaft gesprochen, möglich, daß ein Thier aus Nase und Schlund Feuer auswerfen kann? Das Feuer desorganisirt Alles; es würde vor allen Dingen das unglückliche Thier zu Asche verbrennen. Glauben Sie das nicht auch? Dies sind plumpe Irrthümer. Der Geist wird nicht von Dingen angeregt, die er nicht glaubt, so sagt Boileau. Merken Sie sich's wohl. Boileau sagt's (er sprach Poilu aus.) Es ist wie ihr Luthersbaum! Ich habe keinen viel größeren Respekt vor ihrem Luthersbaum, den man sieht, wenn man auf der Pfälzerstraße, der alten Pfälzerstraße, nach Alzey geht. Luther! Was habe ich mit Luther zu schaffen? Ein Voltairianer bemitleidet einen Lutheraner. Und was ihre Liebfrauenkirche vor dem Mainzer-

thor betrifft, die auf ihrem Portal die fünf klugen und die fünf thörichten Jungfrauen hat, so schätze ich sie bloß wegen ihres Weinbergs, der die Liebfrauenmilch liefert. Trinken Sie von diesem Wein, mein Herr, er ist vortrefflich in diesem Hotel! Ah, Franzosen, ihr wißt wahrhaftig, wie man gut leben muß! Und wenn ich Ihnen rathen darf, so kosten Sie auch den Katterlocher und den Luginsländer. Wahrhaftig, bloß um drei Gläser von diesen drei Weinen willen, würde ich nach Worms kommen."

Er hielt inne, um Athem zu schöpfen, und einer der Raucher benützte die Pause, um zu seinem Nachbar zu sagen: „Mein lieber Herr, ich schließe mein Jahresinventar nie mit weniger als sieben Zahlen."

Dies war ohne Zweifel die Antwort auf eine Frage, welche der andere Raucher vor meiner Ankunft an ihn gerichtet hatte, aber zwei Raucher und zwei deutsche Raucher lassen ihr Zwiegespräch niemals allzu lebhaft werden; die Pfeife nimmt sie in Anspruch, die Unterhaltung tappt, so gut sie kann, im Rauche dahin.

Dieser Rauch kam mir zu Statten, mein Nachtessen war vorüber, und in dem Nebel der beiden Pfeifen konnte ich unbemerkt verschwinden; ich ließ also den Redner allein mit den Rauchern, und nun konnten sie unter Wolken von Worten und Wolken von Tabaksrauch die Unterhaltung fortsetzen.

Man führte mich in ein recht hübsches deutsches Zimmer, reinlich aufgewaschen und kalt; weiße Fenstervorhänge, weiße Servietten im Bett. Ich sage Servietten, Sie wissen warum; was wir Betttücher nennen, existirt nicht an den Ufern des Rheins. Dabei sind die Betten sehr groß. Das Resultat ist das seltsamste von der Welt; die Erbauer der Matrazen haben Patagonier, die Zuschneider der Bettleinwand haben Lappländer im Auge gehabt. Gelegenheit zu philosophischen Betrach-

tungen. Der müde Reisende vom mittleren Schlag nimmt das Wetter an wie Gott es gibt, und das Bett wie die Magd es ihm macht.

Mein Zimmer war übrigens etwas aufs Gerathewohl möblirt, wie die Wirthshauszimmer im Allgemeinen. Es gibt gewisse Reisende, die mitnehmen, und Andere, die vergessen. Daher entsteht eine gewisse Ebbe und Fluth, die man dem Mobiliar in den Wirthshauszimmern ansieht. So waren zwischen den beiden Fenstern an die Stelle eines Canapes zwei Kissen getreten, die man auf einen großen hölzernen Koffer gelegt, den augenscheinlich ein Reisender dagelassen hatte. Auf der einen Seite des Kamins hing an einem Nagel ein kleiner Taschenbarometer von Bronze; auf der andern Seite war nur noch der andere Nagel vorhanden, an welchem früher als natürliches Seitenstück irgend ein bequemer Taschenthermometer gehangen haben muß, den vermuthlich ein minder gewissenhafter Reisender mitspazieren ließ. Auf diesem selben Kamin befand sich zwischen zwei künstlichen Blumensträußen unter Glas, wie man sie in der Rue St. Denis macht, eine ächt antike Vase von gewöhnlicher Erde, die ohne Zweifel bei irgend einer Nachgrabung in der Umgegend aufgefunden worden, eine Art von römischem Schenkkrug mit breitem Bauch, wie man sie in der Sologne, an den Ufern der Sauldre, ausgräbt; im Uebrigen eine ziemlich kostbare Vase, obschon sie weder den Stoff der Vasen von Nola, noch die Form der Vasen von Bari hat.

Ueber dem Bett in einem schwarzen Holzrahmen hing eines jener Troubadourbilder, im Styl des Kaiserreichs, womit unsere Rue St. Jacques vor vierzehn Jahren ganz Europa überschwemmt hat. Unter dem Bild stand mit vielen orthographischen Fehlern die Inschrift: „Bianca und ihr Geliebter fliehen über die Apenninen nach Florenz. Aus Furcht vor Verfolgung haben sie einen ungebräuchlichen Weg gewählt, wo sie

mehrere Tage in der Irre umherlaufen. Der jungen Bianca haben die Gestrüppe und Steine die Füße aufgerissen, und nun hat sie sich aus Pflanzen Schuhe gemacht."

Am folgenden Tag spazierte ich in der Stadt herum.

Ihr Pariser seid dermaßen an den Anblick einer in beständigem Wachsthum begriffenen Stadt gewöhnt, daß ihr zuletzt gar nicht mehr darauf geachtet habt. Um euch her findet gleichsam eine immerwährende Vegetation von Bauholz und Steinen statt. Die Stadt wächst wie ein Wald empor. Man sollte meinen, die Grundlagen eurer Häuser seien keine Grundlagen, sondern Wurzeln, lebendige Wurzeln, worin der Saft fließe. Das kleine Haus wird, scheint es, eben so natürlich ein großes Haus, wie die junge Eiche ein großer Baum wird. Ihr höret beinahe Tag und Nacht den Hammer und die Säge, den Krahn, den man aufrichtet, die Leiter, die man trägt, das Gerüste, das man aufrichtet, die Zugwinde und den Wellbaum, das schnurrende Seil, den hinaufsteigenden Stein, das Geräusch auf der Straße, die man pflastert, den Lärm in dem Hause, das man baut. Jede Woche ist es ein neuer Versuch: zugehauener Sandstein, volvicsche Lava, Macadamisirung, Asphaltbelegung, Holzpflasterung. Ihr entfernt euch auf zwei Monate, und bei eurer Rückkehr findet ihr Alles verändert. Vor eurer Thüre stand ein Garten, jetzt ist eine Straße da, eine ganz neue, aber vollständige Straße mit achtstöckigen Häusern, Kaufläden im Erdgeschoß, Einwohnern von oben bis unten, Frauenzimmern auf den Balkonen, Versperrungen aller Art auf der Chaussee, einer Masse Volks auf den Trottoirs. Ihr reibet euch nicht die Augen, ihr sehet darin kein Wunder, ihr glaubet nicht wachend zu träumen. Nein, ihr findet das ganz einfach. Nun wohl, was ist das? Eine neue Straße, weiter nichts. Eine einzige Sache erregt eure Verwunderung: der Miether des Gartens hatte einen Vertrag; wie hat man sich mit ihm abge-

funden? Ein Nachbar erklärt es euch. Der Mann hatte fünfzehnhundert Franken Miethe zu bezahlen; man hat ihm hunderttausend Franken gegeben, damit er gehen soll, und er ist gegangen. Das wird wieder ganz einfach. Wo wird dieses Wachsthum von Paris aufhören? Wer kann es sagen? Paris hat bereits fünf befestigte Ringmauern überfluthet, man spricht davon, eine sechste aufzuführen; ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, wird es sie ausgefüllt haben, dann wird es weiter schreiten! Jedes Jahr, jeden Tag, jede Stunde breitet sich die Stadt mittelst einer Art von langsamer und unwiderstehlicher Durchsickerung in den Vorstädten aus, und die Vorstädte werden Städte, und die Vorstädte werden die Stadt. Und, ich wiederhole es, Alles das wundert euch Pariser ganz und gar nicht. Mein Gott, die Bevölkerung nimmt zu, da muß wohl auch die Stadt wachsen; was liegt euch daran? Ihr gehet euern Geschäften nach. Und was für Geschäften? Den Geschäften der Welt. Vorgestern eine Revolution, gestern eine Emeute, heute die große und heilige Arbeit der Civilisation, des Friedens und des Gedankens. Was liegt euch an der Bewegung der Steine in eurem Weichbild, euch Parisern, die ihr die Bewegung der Geister in Europa und der ganzen Welt verursachet! Die Bienen sehen nicht auf den Stock, sie sehen auf die Blumen; ihr sehet nicht auf eure Stadt, ihr sehet auf die Ideen.

Und mitten in diesem furchtbaren und lebendigen Paris, das die große Stadt war und jetzt die Riesenstadt wird, denket ihr nicht einmal daran, daß es anderwärts Städte gibt, welche abnehmen und sterben.

Worms ist eine dieser Städte.

Ach! Rom ist die erste von allen, Rom, das dir, Paris, gleicht, Rom, das dir vorangegangen ist, Rom, das einst das Paris der heidnischen Welt gewesen.

Eine sterbende Stadt! Welch eine traurige und feierliche

Sache! Die Straßen zerfallen. Wo einst Häuserreihen gestanden, steht nur noch eine Mauer; wo eine Mauer gewesen, da ist nichts mehr. Das Gras hat die Stelle des Pflasters eingenommen. Das Leben zieht sich nach dem Mittelpunkt, nach dem Herzen zurück, wie in dem Menschen, der mit dem Tode ringt. Die Extremitäten sterben zuerst, die Glieder bei dem Menschen, die Vorstädte in den Städten. Die verlassenen Plätze verlieren die Häuser, die bewohnten Plätze verlieren die Stockwerke. Die Kirchen brechen ein, verlieren ihre Gestalt und zerfallen in Staub, nicht weil es am Glauben fehlt, wie in unsern industriellen Ameisenhaufen, sondern weil es an Gläubigen fehlt. Ganze Stadtviertel verfallen der Verödung. Es ist beinahe ein Wunder, wenn man hinkommt; eine Art von wilder Bevölkerung pflanzt sich da auf. Hier ist es nicht mehr die Stadt, die sich auf dem Lande ausbreitet, sondern es ist das Land, das in die Stadt zurückkehrt. Man macht die Straße urbar, man bebaut den Kreuzweg, man beackert die Häuserschwellen; das tiefe Geleise der Mistwägen durchhöhlt und zerwühlt die ehemalige Plattenbelegung; der häufige Regen hinterläßt Lachen vor den Thüren, das unharmonische Gegacker der Hühnerhöfe ersetzt den Lärm der Menge. Auf einem für die Kaiserceremonien vorbehaltenen Platz pflanzt man Lattich. Die Kirche wird eine Scheune, der Palast wird ein Bauernhaus, der Thurm wird ein Taubenschlag, das Haus wird eine Barake, die Bude wird ein Schoppen, das Bassin wird ein Teich, der Städter wird ein Bauer; die Stadt ist todt. Ueberall Einsamkeit, lange Weile, Staub, Zerfall, Vergessenheit. Ueberall an den verödeten Plätzen, an den eingehüllten und düstern Vorübergehenden, an den traurigen Gesichtern, an den zerfallenen Mauerwänden, an den niedrigen stummen und seltenen Häusern glaubt das Auge des Gedankens die langen melancholischen Schatten einer untergehenden Sonne hinschweifen zu sehen.

Trotz alledem, vielleicht in Folge von alledem ist Worms, vom doppelten Horizont der Vogesen und des Taunus umrahmt, von seinem schönen Flusse bespült, unter den zahllosen Inseln des Rheins sitzend, von seiner baufälligen Ringmauer und seinem frischen Grasgürtel umgeben, eine schöne, merkwürdige und interessante Stadt. Vergebens habe ich den außerhalb dieser Linie von Mauern und viereckigen Thürmen erbauten Stadttheil gesucht, der vom St. Martinsthor an einen rechten Winkel mit dem Rhein bildete. Diese Vorstadt ist nicht mehr vorhanden. Ich habe keine Spur von dem neuen Thurme gefunden, der mit seiner scharfen Spitze und seinen acht Thürmchen das östliche Ende schloß. Kein Stein ist mehr auf dem andern von dem prächtigen Mainzerthor, das in der Nähe des neuen Thurmes stand und mit seinen zwei hohen Warten, vom Rhein aus unter den Glockenthürmen gesehen, einer Kirche, von der Ebene aus unter den Thürmen gesehen, einer Festung glich. Das kleine Schiff von Sct. Amandus ist verschwunden, und die Liebfrauenkirche, die einst so eng zwischen den Häusern und Dächern eingepreßt war, steht heute mitten im Felde. Vor dem Portal der klugen und thörichten Jungfrauen breiten junge Mädchen, schön wie die klugen und heiter wie die thörichten, auf der Wiese ihre im Rhein gewaschene Wäsche aus. Zwischen den äußern Strebmauern des Schiffes sitzen alte Männer auf Ruinen und wärmen sich in der Sonne. Aprici senes, sagt Persius; solibus apti, sagt Horaz.

Als ich in den Straßen umherbummelte, wurde ich auf einmal durch einen Elegant der Stadt, der einige Schritte an mir vorüberging, förmlich geblendet. Dieses wackere Männlein trug heroisch ein niedriges langhaariges Tromblonhütchen und weite Beinkleider ohne Stege, die ihm bloß bis auf die Knöchel herabreichten. Dagegen ging ihm sein Hemdkragen, der steif

und aufrecht war, bis an die Mitte der Ohren, und sein breiter, schwerer, mit Steifleinwand gefütterter Rockkragen reichte ihm bis ans Hinterhaupt. Nach diesem Muster zu schliessen, ist es mit der Eleganz in Worms nicht sonderlich bestellt. Ein wahrer Maurer im Sonntagsstaat, ohne das geistreiche und zufriedene Auge, ohne die vollkommene und naive Heiterkeit. Ich erinnere mich, daß dies der Aufzug der Elegants unter der Restauration war. Sie wissen, daß ich kein Detail verschmähe, und daß für mich Alles, was den Menschen berührt, den Menschen offenbart. Ich prüfe den Anzug, wie ich das Gebäude studire. Das Kostüm ist die erste Kleidung des Menschen, das Haus ist die zweite. Der Wormser Elegant, ein lebendiger Anachronismus, führte mir alle Fortschritte vor Augen, welche das Kostüm seit zwanzig Jahren, Dank sei es den Frauen, den Künstlern und den Poeten, in Frankreich und folglich in Europa gemacht hat. Die Kleidung der Frauen, die unter dem Kaiserreich so lächerlich häßlich war, ist auf einmal allerliebst geworden. Die Kleidung der Männer hat sich verbessert. Der Hut hat eine höhere Form und breitere Ränder bekommen. Der Frack hat die großen Schöße und den niedrigen Kragen wieder angenommen, was den schlanken Männern in so fern zu gut kommt, als die Hüften ans Licht gestellt und die Schultern freigemacht werden; den schlecht gewachsenen in so fern, als die Magerkeit und Dünnheit ihrer Glieder verdeckt wird. Man hat das Gilet geöffnet und niedrig gemacht; man hat den Hemdkragen umgeschlagen, man hat der Hose, diesem abscheulichen Ding, durch den Steg einige Form gegeben. Alles das ist gut und könnte noch besser sein. Wir sind in Bezug auf die Grazie und die Erfindung des Kleides weit entfernt von der ausgesuchten Eleganz unter Franz I., Ludwig XIII. und sogar Ludwig XV. Wir haben noch weit bis zu dem Schönen und der Kunst, wozu das Costüm gehört, und das ist um so bedenklicher, als

die Mode, welche die Phantasie in dem Gedanken ist, gleichgültig vorwärts oder rückwärts schreitet. Ein reicher junger Gimpel, der frisch aus London kommt, kann Alles verderben. Nichts bürgt uns dafür, daß wir nicht wieder einmal die haarigen Hütchen, die großen stehenden Krägen, die Keulenärmel, die Schwalbenschwänze, die hohen Halsbinden, die kurzen Westen und die bis an die Knöchel reichenden Hosen zum Vorschein kommen sehen, und daß mein grotesker Elegant von Worms nicht als ein Pariser Elegant wiederkehren wird. Di! talem avertite vestem.

Die Cathedrale von Worms gehört, wie der Bonner, der Mainzer und der Speyrer Dom, zur römischen Familie der Cathedralen mit doppelter Apside, prächtiger Blumen der ersten Architektur des Mittelalters, die in ganz Europa selten sind und an den Ufern des Rheins vorzugsweise zu gedeihen scheinen. Diese doppelte Apside erzeugt nothwendig vier Glockenthürme, unterdrückt die Portale der Façade und läßt nur die Seitenportale bestehen. Die Parabel mit den klugen und den thörichten Jungfrauen, die schon in Worms auf einem der Giebelfelder der Liebfrauenkirche sculptirt ist, kommt auf dem südlichen Portal des Doms wieder zum Vorschein. Ein allerliebster gedankenreicher Gegenstand, oft gewählt von diesen Bildhauern aus den naiven Epochen, die sammt und sonders Dichter waren.

Wenn man ins Innere der Kirche kommt, so wird der Eindruck zugleich mannigfaltig und stark. Die byzantinischen Fresken, die flamändischen Gemälde, die Basreliefs vom dreizehnten Jahrhundert, die prächtigen Kapellen im blumigen gothischen Styl, die neuheidnischen Gräber der Rénaissance, die feinen ausgehauenen Sargsteine an den Anläufen der Stichbalkenträger, die farbigen und vergoldeten Wappen, die mit Statuetten und Figürchen verzierten Säulenräume, bilden eines jener außerordentlichen Ensembles, wo alle Style, alle Epochen,

alle Phantasien, alle Moden, alle Künste uns auf einmal vor die Augen treten. Das übertrieben grelle Muschelwerk der letzten Fürstbischöfe, die zu gleicher Zeit Erzbischöfe von Mainz waren, bildet in den Ecken riesige Koketterien. Da und dort sieht man breite Wände einer ehemals bemalten und geschmückten Mauer jetzt ganz kahl, was dem Auge wehe thut. Diese kahlen Wände sind Fortschritte des Geschmacks. Man nennt das Einfachheit, Nüchternheit, was weiß ich? O, was der Geschmack für einen schlechten Geschmack hat! Glücklicherweise war der Wald von Arabesken und Verzierungen, welcher die Cathedrale von Worms füllte, zu dicht, als daß der Geschmack ihn vollständig zerstören konnte. Man findet auf jedem Schritt und Tritt prächtige Ueberreste davon. In einer großen niedrigen Kapelle, die meines Wissens als Sakristei dient, habe ich mehrere Prachtwerke aus dem fünfzehnten Säculum bewundert: ein Taufbecken, eine sehr große Urne, auf deren Umkreis Jesus, umgeben von den Aposteln, die Apostel klein wie Kinder, Jesus groß wie ein Riese, dargestellt ist; mehrere sculptirte Seiten aus den beiden Testamenten, ungeheure Steingedichte, noch mehr als Gemälde denn als Basreliefs componirt; endlich ein Christus am Kreuz, beinahe in Lebensgröße, ein Werk, bei welchem man vor Bewunderung aufschreit und dann in Träumerei versinkt, wenn man sieht, wie die merkwürdige, vollkommene Feinheit der Details sich mit dem erhabenen Stolz des Ausdruckes paart, ohne ihn zu stören. An einem schmalen, ziemlich düstern und sehr häßlichen Platz, einige Schritte von der Cathedrale von Worms, neben diesem Prachtgebäude, das sich erlaubt die Höhe, die Tiefe, die Heimlichkeit, die Farbe und die Form zu haben, welche einen unvergänglichen und ewigen Gedanken mit all diesem wunderbaren Luxus von Bildern und granitenen Metaphern begleitet; dicht daneben, sage ich — wie die Kritik neben der Poesie — steht ein armes

luther'sches Kirchlein mit einer armseligen Kuppel und schlechtem griechischem Giebel, weiß, viereckig, winkelig, kahl, kalt, traurig, mürrisch, langweilig, niedrig, neidisch — und protestirt.

Ich überlese diese Zeilen, die ich so eben geschrieben habe, und könnte beinahe in Versuchung gerathen, sie zu streichen. Täuschen Sie sich nicht, lieber Freund, und sehen Sie nicht mehr darin, als ich hineinlegen wollte. Es ist eine Künstleransicht über zwei Kunstwerke, weiter nichts. Halten Sie sie ja nicht für ein Urtheil über zwei Religionen. Jede Religion ist mir ehrwürdig. Der Katholicismus ist für die Gesellschaft nothwendig, der Protestantismus ist der Civilisation nützlich. Und dann wäre es eine doppelte Profanation, Luther in Worms höhnen zu wollen. In Worms besonders ist der große Mann groß gewesen. Nein, niemals wird ein Spott über meine Lippen kommen im Angesicht dieser Denker und dieser Weisen, die für das, was sie als das Gute und Wahre erkannten, gelitten und großherzig all ihr Genie darangesetzt haben, um theils den göttlichen Glauben, theils die menschliche Vernunft zu bereichern. Ihr Werk ist heilig für die ganze Welt und heilig für mich. Selig und gebenedeit diejenigen, die lieben und glauben, ob sie nun wie die Katholiken aus jeder Philosophie eine Religion, oder wie die Protestanten aus jeder Religion eine Philosophie machen.

Mannheim liegt bloß einige Stunden von Worms auf dem andern Rheinufer. Mannheim hat in meinen Augen kein anderes Verdienst, als daß es in demselben Jahr wie Corneille, 1606, geboren ist. Zweihundert Jahre sind für eine Stadt die erste Jugendzeit. Auch ist Mannheim ganz neu. Die braven Spießbürger, die das Regelmäßige für das Schöne, und das Eintönige für das Harmonische hinnehmen, und die von ganzem Herzen die französische Tragödie und die steinerne Säule in der Rue de Rivoli bewundern, werden Mannheim sehr be-

wundern. Es ist zum Verzweifeln. Es sind dreißig Straßen da und doch nur e i n e Straße, es sind tausend Häuser da und doch nur e i n Haus. Alle Façaden sind sich identisch gleich, alle Straßen durchschneiden sich in einem rechten Winkel. Im Uebrigen Sauberkeit, Einfachheit, Weiße, Schnurrichtigkeit: es ist die Schönheit des Damenbretts, von dem ich irgendwo gesprochen habe.

Sie wissen, daß der liebe Gott für mich der große Antithesenmacher ist. Eine seiner vollständigsten Antithesen ist, daß er Mannheim neben Worms erstehen ließ. Hier die Stadt, welche stirbt, da die Stadt, welche geboren wird; hier das Mittelalter mit seiner so harmonischen und so innigen Einheit, da der klassische Geschmack mit all seiner Langweiligkeit. Mannheim kommt, Worms geht; die Vergangenheit gehört Worms, die Zukunft gehört Mannheim. (Hier öffne ich eine Parenthese: schließen Sie jedoch nicht daraus, daß die Zukunft dem klassischen Geschmack gehöre.) Worms hat die Reste einer Römerstraße, Mannheim liegt zwischen einer Schiffbrücke und einer Eisenbahn. Jetzt brauche ich Ihnen nicht mehr zu sagen, welcher von beiden Städten ich den Vorzug gebe, Sie wissen es schon. Was Städte betrifft, so liebe ich die alten.

Nichts desto weniger bewundere ich diese reiche Ebene, wo Mannheim liegt, und die eine Breite von zehn Stunden zwischen den Bergen des Neckars und den Hügeln des Isenach hat. Die fünf ersten Stunden von Heidelberg nach Mannheim macht man per Eisenbahn; die fünf andern von Mannheim nach Dürkheim in der Miethkutsche. Auch hier reichen Vergangenheit und Zukunft einander die Hand.

Im Uebrigen habe ich in Mannheim selbst nichts Erwähnenswerthes gefunden, als prächtige Bäume im Schloßgarten, einen vortrefflichen Gasthof, den Pfälzerhof, einen schönen Rococobrunnen in Bronze auf dem Marktplatz, und auf der

Glasthüre eines Perückenmachers folgende Inschrift mit goldenen Lettern: Cabinet, wo man die Haare schneidet wie Herr Chirard von Paris.

Siebenundzwanzigster Brief.

Speyer.

Vom Neckarstrand, Oktober.

Was soll ich Ihnen von Speyer, wie die Deutschen es nennen, oder **Spira**, wie die Römer es nannten, erzählen? **Neomagus**, sagt die Legende, **Augusta Nemetum**, sagt die Geschichte. Es ist eine hochberühmte Stadt. Cäsar hat hier gelagert, Drusus hat sie befestigt, Tacitus hat von ihr gesprochen, die Hunnen haben sie verbrannt, Constantin hat sie wieder aufgebaut, Julian hat sie vergrößert, Dagobert hat darin aus einem Tempel des Merkur ein Kloster des heiligen Germanus gemacht, Otto I. hat hier der Christenheit das erste Turnier gegeben, Conrad der Salier hat sie zur Hauptstadt des Reichs erhoben, Conrad II. hat sie zur Grabstätte der Kaiser gemacht. Die Tempelritter, die eine schöne Ruine hinterließen, haben hier ihre Verrichtungen als Grenzenhüter erfüllt. Alle Menschenströme, welche Europa verwüstet und befruchtet haben, sind durch Speyer gekommen: während der ersten Jahrhunderte die Vandalen und die Alemannen (alle Männer, Männer von allen Stämmen, sagt die Etymologie), in den letzten Jahrhunderten die Franzosen. Während des Mittelalters, von 1125 bis 1422, in dreihundert Jahren, hat Speyer elf Belagerungen durchgemacht. Die alte karolingische Stadt hat darunter schwer gelitten. Ihre Vorrechte sind gefallen, ihr Blut und ihre Be-

völkerung ist nach allen Seiten geströmt. Sie hatte das kaiserliche Kammergericht, das nach Wetzlar übergegangen, sie hatte die Reichstage, deren Phantom jetzt in Frankfurt ist. Sie hatte dreißigtausend Einwohner, jetzt hat sie nur noch achttausend.

Wer erinnert sich heute des heiligen Bischofs Rüdiger? Wo fließt der Bach Spira? Wo ist das Dorf Spira? Was hat man aus der hohen Kirche Sct. Johann gemacht? In welchem Zustand befindet sich jene Kapelle von Olivet, die in den alten Protokollen als die unvergleichliche aufgeführt ist? Was ist aus dem bewundernswürdigen, mit Eckthürmchen versehenen Thurme geworden, welcher das Badthor beherrschte? Welche Spuren sind von dem heiligen Wildenberg übrig geblieben? Wo ist das Haus des kaiserlichen Kammergerichts? Wo ist das Hotel der beisitzenden Advokaten, welche, sagt eine alte Urkunde, Justiz übten und verwalteten im Namen der kaiserlichen Majestät, der Kurfürsten und andern Reichsfürsten, in dem von Kaiser Karl V. eingesetzten öffentlichen Consistorium des ganzen Reichs? Was ist übrig von diesem hohen Gerichtshof, welchem in letzter Instanz die Sprüche aller andern Gerichte zugewiesen wurden? Nichts, nicht einmal der steinerne Galgen mit vier Pfeilern auf der Wiese, die an den Rhein stößt. Die Sonne allein fährt fort, Speyer mit derselben Prachtliebe zu behandeln, wie wenn es noch die Königin der Kaiserstädte wäre. Das sprüchwörtliche Korn von Speyer ist noch immer eben so schön und goldig, wie zur Zeit Carls V., und der vortreffliche rothe Gänsfüßler ist noch immer würdig von Fürstbischöfen in scharlachrothen Strümpfen und von Kurfürsten mit Hermelinhüten getrunken zu werden.

Die Cathedrale, von Conrad I. begonnen, von Conrad II. und Heinrich III. fortgesetzt, von Heinrich IV. im Jahre 1097

zu Ende geführt, ist eines der prächtigsten Gebäude aus dem elften Jahrhundert. Conrad I. hatte sie, sagen die Urkunden, der gebenedeiten Jungfrau Maria gewidmet. Sie ist noch heute von unvergleichlicher Majestät. Sie hat der Zeit, den Menschen, den Kriegen, den Stürmen, den Feuersbrünsten, den Emeuten, den Revolutionen und selbst den Verschönerungen der Fürstbischöfe von Speyer und Bruchsal widerstanden. Ich habe sie besucht, will sie jedoch nicht detailliren. Hier wie im Hause Ybach kann ich nicht sagen, daß ich die Kirche gesehen habe, so sehr war ich von dem Gedanken in Anspruch genommen, der sie in meinen Augen erfüllte. Nein, ich habe das Gebäude nicht gesehen, ich habe diesen Gedanken gesehen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen denselben sage. Vom Uebrigen weiß ich nichts mehr; Alles ist wie ein Schatten an meinen Augen vorübergegangen. Suchen Sie, wenn Sie wollen, in Reisebüchern und Monographien die Beschreibung der Cathedrale von Speyer; von mir werden Sie dieselbe nicht erhalten. Etwas noch Höheres und Prachtvolleres hat mich mitten in der Betrachtung dieser düstern Architektur ergriffen. Bis jetzt habe ich sehr oft Gelegenheit gehabt und werde noch sehr oft Gelegenheit haben, Ihnen Kirchen zu zeigen; diesmal erlauben Sie mir, Ihnen Gott zu zeigen.

Von 1024 bis 1308, drei Jahrhunderte hindurch, ist der Gedanke Conrads II. ins Leben geführt worden. Von achtzehn Kaisern, die in diesem Zeitraum herrschten, liegen neun in der Krypte begraben, die sich unter der Cathedrale von Speyer befindet. Den neun andern, Lothar II., Friedrich Barbarossa, Heinrich VI., Otto IV., Friedrich II., Conrad IV., Wilhelm, Richard von Cornwallis und Alphons von Castilien, hat das Schicksal diese erhabene Begräbnißstätte nicht gegönnt. Der Wind, der über die Menschen in ihrer Todesstunde hinweht, hat sie anderswohin getragen.

Von diesen Letztern haben nur zwei, die keine Deutsche waren, ihr Grab in ihrem Heimathlande gefunden: Richard von Cornwallis in England, Alphons von Castilien in Spanien. Die Andern wurden den vier Hauptwinden hingeworfen: Lothar II. ruht im Kloster von Königslautern, Otto IV. in Braunschweig, Wilhelm in Mittelburg, Heinrich VI. und Friedrich II. in Palermo, Conrad IV. in Poggi, Barbarossa im Cydnus.

Barbarossa besonders, dieser große Barbarossa, wo ist er? Im Cydnus, sagt die Geschichte; in Antiochien, sagt die Chronik; in der Höhle des Kyffhäuser, sagt die Legende von Württemberg; in der Grotte von Kaiserslautern, sagt die Legende vom Rhein.

Die neun Cäsaren, die unter den Steinplatten der Apside von Speyer liegen, sind beinahe sämmtlich glorreiche Kaiser. Das war der Gründer der Cathedrale, der Zeitgenosse Canuts des Großen, Conrad II., der das alte Teutonien in sechs Klassen, genannt Militärschilde, Clipei militares, abtheilte, eine Hierarchie, welche von der goldenen Bulle über den Haufen geworfen, aber von Polen angenommen und wieder zu Glanz gebracht wurde, so daß selbst in diesen letzten Jahrhunderten die republikanische Verfassung Polens, indem sie die alte feudale Verfassung Deutschlands wieder zur Geltung brachte, gleichsam ein Spiegel war, welcher das Bild behielt, nachdem der Gegenstand verschwunden; das waren Heinrich III., welcher den allgemeinen Frieden proklamirte und drei Jahre aufrecht erhielt, indem er einem Krieg zwischen Völkern jenes Duell zwischen Königen vorzog, das er Heinrich I. von Frankreich anbot; dann Heinrich IV., der Besieger der Sachsen und der Besiegte Gregors VII.; Heinrich V., der Bundesgenosse Venedigs; Conrad III., der Freund der Reichstage, der sich römischer Kaiser nannte; Philipp von Schwaben, der furchtbare

Gegner von Innocenz III. Das war der Triumphator über Ottokar, der Vertilger der Burggrafen, der Gründer von Dynastien, der gräfliche Vater der Kaiser, Rudolph von Habsburg. Das war Adolph von Nassau, der tapfere Mann, der auf dem Schlachtfeld durch einen Axthieb getödtet wurde. Das war endlich sein Feind, sein Mitbewerber, sein Mörder, Albrecht von Oesterreich, der sich bei Tafel von dem Böhmenkönig mit der Krone auf dem Haupt bedienen ließ, der die Zölle abschaffte und mit dem Schwert in der Faust die vier furchtbaren Kurfürsten vom Rhein bändigte; ein Fürst, der weder in seinem Ehrgeiz, noch in seiner Macht ein Maß und Ziel kannte, welchem Bonifaz VIII. eines Morgens das Königreich Frankreich schenkte, so daß man einem solchen Geschenk gegenüber nicht weiß, über wen man sich mehr wundern soll, über den Papst, der die Frechheit hatte es anzubieten, oder über den Kaiser, der die Frechheit hatte es anzunehmen.

Ach! was gibt es Traumähnlicheres, als diese Herrlichkeiten? und wie sie sich alle gleichen durch die Jämmerlichkeiten, mit denen sie enden! Albrecht von Oesterreich hatte in Gellheim bei Mainz mit eigener Hand seinen Vetter und Kaiser, Adolph von Nassau, getödtet; zehn Jahre später tödtet Johann von Habsburg bei Windisch an der Reuß seinen Oheim und Kaiser, Albrecht von Oesterreich. Albrecht, der einäugig und häßlich war, überdies, wie Bonifaz VIII. sagte, von einem Weib mit Schlangenblut in den Adern, sanguine viperali, sich berathen ließ, war regicida genannt worden; Johann wurde parricida genannt.

Wie dem nun sein mag, alle diese Fürsten, die guten, die mittelmäßigen und die schlechten, die neben einander begraben wurden, vermengten so zu sagen die Verschiedenheit ihrer Geschicke in dem Waffenruhm, der einigen von ihnen zufiel, und in dem Glanz des Reiches, der allen gemeinschaftlich

angehörte, und lagen in der Gruft von Speyer, eingehüllt von der geheimnißvollen Majestät des Todes. Für ganz Deutschland umgab eine Art von nationalem Aberglauben diese entschlummerten Kaiser. Die Völker, die alle zusammen die streitsüchtigen und aufrührerischen Instinkte der Kinder haben, hassen gerne die aufrechtstehende und lebendige Macht, weil sie die Macht ist, weil sie aufrecht steht, weil sie lebendig ist. Die von Flandern, sagt Philipp von Commines, lieben immer den Sohn ihres Fürsten; ihren Fürsten niemals. Der Bischof von Olmütz schrieb an den Papst Gregor X.: Volunt imperatorem, sed potentiam abhorrent. Aber sobald die Macht gefallen ist, liebt man sie; sobald sie überwunden ist, bewundert man sie; sobald sie todt ist, hält man sie in Ehren. Nichts war also größer, erhabener und heiliger in Deutschland und in Europa, als diese neun Kaisergräber, die wie mit einem dreifachen Schleier mit Schweigen, Nacht und Verehrung bedeckt waren.

Wer brach dieses Schweigen? Wer beunruhigte diese Nacht? Wer profanirte diese Verehrung? Hören Sie.

Im Jahre 1693 schickte Ludwig XIV. ganz ohne Weiteres eine Armee in die Pfalz, welche von Männern commandirt war, deren Namen noch jetzt in der Zeitung der Entresols des Louvre zu lesen sind. Deutsche Armee 11. April. — Marschall von Boufflers, Marschall Herzog von Lorges, Marschall von Choiseul. — Generallieutenants: Marquis von Chamilly, Marquis de la Feuillee, Marquis von Uxelles, Mylord Mountcassel, Marquis von Revel, Herr von Bretesche, Marquis von Villars, Herr von Melac. — Generalmajore: Herzog de la Ferté, Herr von Barbezieres, Graf von Bourg, Marquis von Alègre, Marquis von Vaubecourt, Graf von Saint-Fremont.

Die Civilisation begann damals allenthalben die Bar-

barei zu bedecken, aber die Schichte war noch nicht sehr dicht. Bei der geringsten Erschütterung, beim ersten Krieg zerbrach sie, und die Barbarei, die einen Durchgang fand, breitete sich nach allen Seiten aus. So geschah es auch im Pfälzer Krieg.

Die Armee des großen Königs zog in Speyer ein. Alles war verschlossen, die Häuser, die Kirchen, die Gräber. Die Soldaten öffneten die Hausthüren, öffneten die Kirchenthüren und zertrümmerten die Grabsteine.

Sie verletzten die Familie, sie verletzten die Religion, sie verletzten den Tod.

Die zwei erstgenannten Verbrechen waren beinahe an der Tagesordnung. Der Krieg gewöhnte die Leute daran in jenen Zeiten, die wir bisweilen allzusehr bewundern. Das Letzte war ein fluchwürdiges Attentat.

Der Tod wurde verletzt, und mit dem Tod, was man noch nie gesehen hatte, die königliche Majestät, und mit der königlichen Majestät die ganze Geschichte eines großen Volkes, die ganze Vergangenheit eines großen Reichs. Die Soldaten durchwühlten die Särge, rissen die Grabtücher heraus, stahlen Skeletten, entschlafenen Majestäten, ihre goldenen Scepter, ihre mit Edelsteinen besetzten Kronen, ihre Ringe, welche Frieden und Krieg besiegelt hatten, ihre Einweihungsbanner, hastas vexilliferas. Sie verkauften an Juden, was Päpste gesegnet hatten. Sie verschacherten diesen in Lumpen zerrissenen Purpur und diese mit Asche bedeckten Größen. Sie suchten sorgfältig die Diamanten und die Perlen heraus, und als es in diesen Gräbern nichts Kostbares mehr gab, als nur noch Staub darin war, da fegten sie diese Gebeine, die einst Kaiser gewesen, untereinander in ein Loch. Betrunkene Corporäle rollten mit Fußstößen die Schädel von neun Cäsaren in eine gemeinsame Grube.

Das that Ludwig XIV. im Jahre 1693. Just hundert Jahre nachher, im Jahr 1793, that Gott Folgendes:

Es gab in Frankreich eine Königsgruft, wie es in Deutschland ein kaiserliches Beinhaus gegeben hatte. Eines Tags, an einem Unglückstag, wo die ganze Barbarei von zehn Jahrhunderten auf der Oberfläche der Civilisation wieder zum Vorschein kam und sie ertränkte, stürzten sich scheußliche, schauerliche bewaffnete Horden, welche nicht mehr einen König, sondern alle Könige, nicht mehr eine Cathedrale, sondern die ganze Religion, nicht mehr eine Stadt oder einen ganzen Staat, sondern die ganze Vergangenheit des Menschengeschlechtes bekriegten, entsetzliche Horden, sage ich, blutig, zerlumpt, wild, stürzten sich auf die alte Begräbnißstätte der Könige Frankreichs. Diese Leute, die in ihrem furchtbaren Werk durch nichts aufgehalten wurden, kamen ebenfalls, um Gräber zu zertrümmern, Schweißtücher zu zerreißen und Gebeine zu entweihen. Seltsame, geheimnißvolle Arbeiter, machten sie Staub zu Staub. Hören Sie jetzt: das erste Gespenst, das sie erweckten, der erste König, den sie mit roher Gewalt aus seinem Sarge rissen, wie man einen Bedienten schüttelt, der zu lange geschlafen hat, das erste Skelett, das sie in seinem Purpurgewand ergriffen, um es ins Beinhaus zu werfen, war Ludwig XIV.

O Repressalien des Schicksals! 1693, 1793! Unheilvolle Gleichung! Bewundern Sie diese furchtbare Genauigkeit! Nach einem Jahrhundert für uns, nach einer Stunde für den Ewigen vergilt Gott dem König Ludwig XIV. in Saint-Denis, was dieser König in Speyer den deutschen Kaisern gethan hatte.

Es ist noch ferner zu bemerken, daß der Gründer der Cathedrale von Speyer, der älteste von diesen alten germanischen Fürsten, Conrad II., ehe er Kaiser von Deutschland wurde, Herzog des rheinischen Frankreichs gewesen war. Züch-

tigung! Züchtigung! Wenn Ludwig XIV. in seinen deutschen Feldzügen nach Otterberg gekommen wäre, wo ich vor einem Monat war, so hätte er daselbst, wie in Speyer, eine bewundernswürdige, gleichfalls von Conrad II. erbaute, Cathedrale gesehen, und dies wäre für den großen König vielleicht nicht unnütz gewesen, denn auf dem Hauptportal der düstern Kirche hätte er folgende melancholisch strenge Mahnung lesen können, die noch jetzt darauf steht:

Memento Conradi.

Achtundzwanzigster Brief.

Heidelberg.

Heidelberg, Oktober.

Lieber Ludwig, nehmen Sie sich in Acht, ich bin in der Laune, Ihnen einen endlosen Brief zu schreiben. Sie verlangen vier Seiten von mir; ich will Dir hundert geben, wie Orosman sagt. Ich kann Ihnen wahrlich nicht helfen, ziehen Sie sich heraus, so gut Sie können; alte Freundschaften sind schwatzhaft.

Ich bin seit zehn Tagen in dieser Stadt angekommen, lieber Freund, und kann mich nicht von ihr losreißen. Sind Sie auf Ihrem Ausflug, den Sie vor zwölf Jahren nach Deutschland machten, nach Heidelberg gekommen? Haben Sie sich besonders da aufgehalten? denn man darf bei Heidelberg nicht bloß durchreisen, man muß sich da aufhalten, man müßte da leben. Ich werde Ihnen wahrlich nicht dasselbe von diesem

falschen badischen Versailles sagen, das man Mannheim nennt, eine abgeschmackte Stadt, deren Straßen nach dem Winkelmaß in einen Gipsblock eingehauen scheinen, und deren Glockenthürme wie in Namur keine Glockenthürme, sondern gelungene Ausschußsteine sind. Als ich das Rheindampfschiff verließ, blieb ich in Mannheim die nöthige Zeit, um meinen Wagen anspannen zu lassen, und entfloh dann eilig nach Heidelberg. Machen Sie es auch so, wenn Sie hieher kommen.

Heidelberg liegt wie geflüchtet mitten unter Bäumen am Eingang des Neckarthals zwischen zwei bewaldeten Bergrücken, die höher sind als Hügel, und weniger rauh als Berge; es hat seine bewundernswürdigen Ruinen, seine zwei Kirchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, sein allerliebstes Haus von 1595 mit rother Façade und vergoldeten Statuen, Gasthof zum Ritter Georg genannt, seine alten Thürme am Wasser, seine Brücke und besonders seinen Fluß, seinen klaren, ruhigen und scheuen Fluß, wo die Forellen gedeihen, wo die Sagen im Ueberfluß vorhanden sind, wo die Felsen emporstarren, wo die Fluth, wenn sie sich in Klippen verfängt, nur noch ein unentwirrbares Netz von Wirbeln und Strömungen ist; einen bezaubernden Strom, wo man sicher sein kann, daß niemals ein Dampfschiff ihn durchfurchen wird.

Ich führe hier ein beschäftigtes Leben, allerdings ein wenig auf gut Glück beschäftigt, aber ich verliere keinen Augenblick, das versichere ich Sie. Ich besuche den Wald und die Bibliothek, diesen zweiten Wald, und Abends, wenn ich in mein Gasthofszimmer zurückgekommen bin, schreibe ich, wie Ihr Freund Benvenuto Cellini, meine Abenteuer vom Tag auf Blätter, die gehen werden, ich weiß nicht wohin.

Questa mia vita travagliata io scrivo.

Nur waren Benvenutos Arbeiten Degen- oder Dolchstöße, Fluchten aus der Engelsburg, Kämpfe mit geschliffenem Stahl

für Rosso gegen die Schüler Raphaels, befestigte Städte, unternommene Kolosse, Unverschämtheiten gegen den Papst oder die Herzogin von Etampes, zigeunerartige Reisen mit seinen beiden Schülern Paul und Ascanio, das Hotel de Nesle im Sturm genommen und Möbel und Leute zum Fenster hinausgeworfen, und dann da und dort irgend ein Meisterstück, **qualche bell' opera**, wie er selbst sagt, eine Juno, eine Leda, ein silberner Jupiter, hoch wie Franz I., oder eine goldene Wasserkanne, für welche der König von Frankreich dem Cardinal von Ferrara eine Abtei von siebentausend Thalern Rente gab.

M e i n e Abenteuer und m e i n e Arbeiten wissen Sie, lieber Ludwig, der Sie mich als einen fleißigen Faullenzer kennen, auswendig, Sie haben sie schon lange genug getheilt; es ist dies ein einsamer Spaziergang auf einem verlorenen Fußpfad, die Betrachtung eines Sonnenstrahls auf dem Moos, der Besuch einer Cathedrale oder einer Dorfkirche, ein altes Buch, das ich im Schatten eines alten Baumes durchblättere, ein Bäuerlein, das ich ausfrage, ein schöner Käfer mit bläulich goldenem Küraß, der unglücklicher Weise auf den Rücken gefallen ist, sich abzappelt, und den ich mit meiner Fußspitze umkehre; zwischen das Alles hinein etliche Verse und dann mehrstündige Träumereien vor der Roche-More an der Rhone, dem Chateau Gaillard an der Seine, dem Rolandseck am Rhein, vor einer Ruine an einem Fluß, vor Demjenigen was fällt über Dasjenige was vorüberzieht, oder, was nach meiner Ansicht ein nicht minder rührendes Schauspiel ist, vor Demjenigen was blüht über Das was singt, vor einem Vergißmeinnicht, das sein blaues Köpfchen neigt, über einen lebendigen Wasserstrom.

Das ist es, was ich thue, oder, um es besser zu sagen, das ist es, was ich bin, denn für mich kommt Thun noth-

wendiger Weise unmittelbar von Sein her. Wie man ist, so thut man.

Hier in Heidelberg, in dieser Stadt, in diesem Thal, in diesem Schutthaufen ist das Leben eines denkenden Menschen allerliebst. Wahrlich, ich würde diese Gegend nicht mehr verlassen, wenn Sie da wären, lieber Ludwig, wenn ich alle die Meinigen da hätte, und wenn der Sommer etwas länger währte.

Morgens gehe ich aus, und vor allen Dingen gehe ich (verzeihen Sie mir einen frech gewagten Ausdruck, der aber meinen Gedanken wiedergibt), um meinem Geist ein Frühstück zu geben, am Gasthof zum Ritter Georg vorüber. Dies ist in Wahrheit ein bezauberndes Gebäude. Denken Sie sich drei Stockwerke mit schmalen Fenstern, einen dreieckigen Giebel mit großen durchbrochenen Schnörkeln tragend, durch die zwei Stockwerke hindurch zwei Spähthürmchen mit phantastischen Dachstühlen auf die Straße hervorspringend, endlich diese ganze Façade in rothem Sandstein sculptirt, gemeißelt, vertieft, bald possenhaft, bald ernst, und von oben bis unten mit Arabesken, Medaillonen und vergoldeten Büsten bedeckt. Als der Dichter, der dieses Haus baute, es vollendet hatte, schrieb er mitten in die Giebelseite in goldenen Lettern den demüthig frommen Vers: Si Jehova non aedificet domum, frustra laborant aedificantes eam.

Es war im Jahr 1595. Fünfundzwanzig Jahre später, im Jahr 1620, begann der dreißigjährige Krieg mit der Schlacht vom weißen Berg bei Prag und währte bis zum westphälischen Frieden im Jahr 1648. Während dieser langen Ilias, deren Achilles Gustav Adolph war, wurde Heidelberg, nachdem es viermal belagert, genommen und wieder genommen worden, im Jahr 1635 verbrannt.

Ein einziges Haus entkam dem Feuer, das von 1595.

Alle andern, die ohne den Herrn erbaut worden waren, verbrannten von oben bis unten.

Nach dem Friedensschluß kehrte der Churfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, den man den deutschen Salomo genannt hat, aus England zurück und baute seine Stadt wieder auf. Auf Salomo folgte Heliogabal, auf den Grafen Carl Ludwig der Graf Carl; sodann auf die pfälzische Linie von Wittelsbach-Simmern die pfälzische Linie von Pfalz-Neuburg, und endlich auf den dreißigjährigen Krieg der pfälzische Krieg. Im Jahr 1689 plünderte ein Mann, dessen Namen man heutzutage in Heidelberg braucht, um den kleinen Kindern Angst zu machen, Melac, Generallieutenant des Königs von Frankreich, die pfälzische Stadt und verwandelte sie in einen Schutthaufen.

Ein einziges Haus blieb übrig, das von 1595.

Man beeilte sich, Heidelberg wieder aufzubauen. Vier Jahre später, 1693 [1]) kamen die Franzosen zurück; die Soldaten Lud-

[1]) Bei Gelegenheit dieser Belagerung, wo die Stadt nach zwölf Stunden offenen Laufgrabens genommen wurde, und die in Deutschland eine unselige Erinnerung hinterlassen hat, welche vielleicht zehn Jahrhunderte nicht verwischen werden, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, hier einige ungekannte Details und einige denkwürdige Seiten aus der oben angeführten Zeitung der Entresols des Louvre mitzutheilen. Es versteht sich von selbst, daß diese Auszüge wörtlich sind, und daß der Verfasser dieses Buchs die Vergleichungen, wozu sie den Leser veranlassen können, weder zu suchen, noch zu vermeiden beabsichtigte.

Zeitung vom 28. Mai.

„Herr von Melac, Generallieutenant, besetzt die Höhen über dem Schloß mit zwölf Bataillonen und fünfzig Dragonern. Er hat die Feinde aus einer Schanze verjagt, von wo aus man die Werke des Platzes von hinten beschießen kann.

„Man hat auf der andern Seite des Neckars eine Batterie von sechs Kanonen aufgepflanzt. Der Laufgraben muß heute Abend durch den Generallieutenant Marquis von Chamilly eröffnet werden; der an der Front der Erdarbeiten der Vorstadt durch die Brigade der Picardie.

(Aus dem Lager vor Heidelberg am 21. Mai 1693.)

„Sechshundert Mann der Hessen-Casseler Truppen kamen, um den Platz

wigs XVI. verletzten in Speyer die kaiserlichen Gräber und in Heidelberg die Gräber der pfälzischen Churfürsten. Der Mar-

mit Lebensmitteln zu versehen. Herr von Melac ließ sie auf folgende Weise angreifen.

„Hundert Mann vom picardischen Regiment marschirten unter den Befehlen der Herren von Coste und Despic durch die Weinberge auf den Berg. Ihnen folgten hundertdreißig vom Regiment der Königin und fünfzig Reiter vom Regiment des Generalobersten von Melac und von Lalande, die hinter sich Grenadiere auf den Pferden hatten. Die zweite Compagnie der Grenadiere der Königin rückte auf einer Hauptstraße zwischen dem Berg und dem Flusse mit einer Kanone an ihrer Spitze vor, um einen Querwall anzugreifen, welchen die Feinde auf demselben Weg gemacht hatten. Hundertfünfzig Mann vom Regiment der Königin unterstützten die Grenadiercompagnie; die Cavallerie und die Dragoner unterstützten die ganze Infanterie. Und man griff von allen Seiten an. Sie gaben sogleich die erste und zweite Querschanze auf. Aber sie hielten festen Stand auf der dritten. Herr von Melac ließ jetzt die Grenadiere vorrücken, welche die Feinde in der Flanke angriffen, so daß sie zurückzuweichen begannen. Sie hielten noch einige Zeit hinter Hecken und Weinbergen Stand; aber die Reiterei schlug sie endlich in die Flucht. Die Einen suchten in den Weinbergen die Hügel hinanzuklimmen, die Andern retteten sich ins Dorf Bebelingen, das am Fuße des Berges liegt. Nichts desto weniger glaubten sie, nachdem sie durch eine Anzahl bewaffneter Bauern verstärkt worden, sich verpflichtet, abermals anzugreifen; aber die Grenadiere warfen sie so lebhaft zurück, daß sie gezwungen waren, von Neuem die Flucht zu ergreifen, nachdem man ihnen mehr als hundertfünfzig Mann und viele Gefangene abgenommen hatte. Die Franzosen hatten bei dieser Affaire nur drei Verwundete, nämlich einen Grenadier vom Regiment der Königin, einen picardischen Soldaten und einen Reiter von Melacs Regiment.

Zeitung vom 1. Juni.

„Am 22. Morgens. Die Feinde wollten, da sie sich gedrängt und von den Batterien eingeschlossen sahen, den Rest der Vorstadt am hellen Tag aufgeben. Man trieb sie bis ans Stadtthor, das sie schloßen; die picardischen Grenadiere hieben es mit ihren Aexten ein und trieben die Feinde trotz ihres großen Feuers bis an das Schloßthor, das die Belagerten schloßen, so daß mehr als fünfhundert von ihren eigenen Leuten draußen bleiben mußten, die dann getödtet oder gefangen genommen wurden.

„Die Truppen drangen von allen Seiten in die Stadt und plünderten sie, ohne daß die Generale es verhindern konnten. Das Schloß verlangte zu

schall von Lorges zündete die fürstliche Residenz an allen vier Ecken an, der Brand war schauerlich und verschlang ganz Hei-

capituliren. Der Marschall Herzog von Lorges wollte keine Bedingungen bewilligen. Sie ergaben sich auf Gnade und Ungnade und kamen am 23. achtzehnhundert Mann stark heraus. Dreihundert gefangene Soldaten, die man in die große Kirche gebracht hatte, legten in den beiden Glockenthürmen das Feuer ein, das sich der Stadt mittheilte, die trotz aller Anstrengungen es zu löschen großentheils verbrannte. Man fand vierhundert Centner Pulver, eine Menge Granaten, Bomben, sowie zwölf gegossene und zehn eiserne Kanonen. Man bemächtigte sich auch der Schiffbrücke, welche die Feinde errichtet hatten.

Paris, 30. Mai, 1693. Der König reiste am 22. des Monats von Compiegne ab, um in Roye zu übernachten; am 23. übernachtete er in Peronne, am 24. in Cambrai und am 25. in Quesnoy.

„Der König und die Königin von Großbritanien kamen am 27. hieher, um ihre königlichen Hoheiten zu besuchen, und hörten im Kapuzinerkloster das Grußgebet."

Zeitung vom 6. Juni.

„... Die Stadt war genommen, die Soldaten, die Reiter und die Dragoner drangen von allen Seiten ein und begannen sie zu plündern ... Die Soldaten ließen sich keinen Einhalt thun, so viel Mühe sich auch die Offiziere gaben, um die Folgen der Unordnung und den Brand der Stadt zu verhindern, obschon sie im Sturm genommen war und daher nicht geschont zu werden brauchte. Der Marquis von Chamilly hatte Anfangs die Gefangenen und mehrere Bürger sammt ihren Weibern und Kindern in die große Kirche als einen Ort der Sicherheit bringen lassen Aber diese Gefangenen zündeten die beiden Glockenthürme an, von wo aus sich das Feuer den Häusern der Stadt und der Vorstädte mittheilte, wo es ebenfalls zufällig an einigen Orten angelegt worden war und sich beinahe überall verbreitet hatte, so viel Mühe man sich auch mit dem Löschen gab Herr von Heidersdorf, der Commandant des Schlosses, schickte indeß einen Boten ab und verlangte zu capituliren. Ein Kapuziner ging mehrere Male hin und her, begleitet von einem Oberstlieutenant und einem Beamten. Die Capitulation wurde abgeschlossen. Man fand hundert Centner Blei in Blöcken, siebenzig in Kugeln, fünftausend geladene Granaten, hundert Bomben und eine Masse Utensilien. Die Truppen begannen sodann die Befestigungen des Schlosses einzureißen."

Dieselbe Nummer. Quesnoy, den 2. Juni 1693.

„Am 28. vorigen Monats brachte ein von dem Marschall Herzog von

delberg. Als der Flammen- und Rauchwirbel, der die Stadt einhüllte, vergangen war, sah man ein einziges Haus noch aufrecht in dem Aschenhaufen stehen.

Es war wiederum und abermals das Haus von 1595.

Heute erhebt sich in diesem unbedeutenden Haufen weißer Häuser, woraus Heidelberg jetzt besteht, die allerliebste, hochrothe und mit Gold ausgelegte Façade, fortwährend jungfräulich, allein würdig mit dem Schloß zusammenzuhängen, und läßt in der Sonne die triumphirende Inschrift funkeln, worin ich alle Morgen im Vorbeigehen lese, daß Jehova der Erbauer und Jehova der Retter gewesen.

Es ist wahr, denn man muß Alles sagen, der andächtige Dank wurde mit heidnischen Phantasien gewürzt, und die Wirkung dieses bedeutungsvollen Psalms wurde durch die profane Zeile geschwächt, welche der Baumeister darüber eingegraben hat: **Praestat invicta Venus**, welche sich selbst belästigt

Lorges abgeschickter Curier dem König die Nachricht von der Einnahme Heidelbergs. Am 31. verrichtete der König seine Dankgebete und berührte die Kranken. Seine Majestät ernannte den Abbé de la Luzerne zum Bischof von Cahors und den Abbé von Denonville zum Bischof von Cominges. Seine Majestät verlieh dem Herrn Boileau, Dekan der Kirche von Sens, eine Domherrnstelle in Sainte Chapelle und eine andere dem Herrn Bastre."

Paris, 6. Mai 1693.
(irrthümlich statt 6. Juni.)

„Am 1. dieses Monats sang man in Notredame auf Befehl des Königs as Te Deum zum Dank für die Bezwingung Heidelbergs. Die Compagnien)ohnten mit den üblichen Ceremonien bei, und Abends gab es Feuerwerk n allen Straßen."

Außer der Plünderung der Stadt hatte diese Einnahme Heidelbergs noch ein sehr trauriges Resultat. Als der General Heidersdorf, der mit dem Marschall von Lorges capitulirt hatte, in das Lager der Kaiserlichen nach Heilbronn kam, wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tod verurtheilt. Man schlug ihm den Kopf ab. Ein Hauptmann und ein Lieutenant wurden in seinen Prozeß mitverwickelt und theilten sein Schicksal.

fühlen muß durch folgende dritte Inschrift, die den Giebel krönt: Soli. Deo. Gloria.

Wenn ich das mirakelhafte Haus gegrüßt habe, gehe ich über die Brücke und begebe mich ins Gebirge.

Hier vertiefe und verliere ich mich, ich gehe vor mich hin, ich schlage den Weg ein, der sich darbietet; ich betrachte Kapitäl um Kapitäl die Bäume, diese Pfeiler der großen geheimnißvollen Cathedrale, und ins Studium der Natur vertieft, wie die alten Puritaner in die Betrachtung der Bibel, suche ich Gott.

Freund, jeder hat sein Buch, und sehen Sie, ins Evangelium wie in die Landschaft hat dieselbe Hand dieselben Dinge geschrieben. Ich meinerseits glaube, daß alle Gesichter Jehovas betrachtet werden wollen und müssen, und diese Idee regelt und erfüllt alle meine Träumereien seit zwanzig Jahren. Sie wissen es, Ludwig, da Sie mich lieben, wie ich Sie liebe. Ich glaube auch, daß das Studium der Natur auf keinerlei Weise der Praxis des Lebens schadet, und daß der Geist, der unter den Vögeln frei und beflügelt, unter den Blumen duftig, unter den Fluthen und Bäumen beweglich und vibrirend, unter den Bergen hoch, heiter und friedlich sein kann, wenn die Stunde kommt, vielleicht besser als irgend Jemand unter den Menschen verständig und beredt zu sein versteht. Ich bin Nichts, ich weiß es, aber ich setze mein Nichts mit einem kleinen Stück von Allem zusammen.

So gehe ich den ganzen Tag, ohne eigentlich zu wissen, wo ich bin, das Auge meistens auf die Erde geheftet, den Kopf auf den Fußpfad geneigt, die Arme auf dem Rücken, die Stunden fallen lassend und die Gedanken auflesend, wenn ich welche finde. Ich lege mich in diese vortrefflichen, mit Moos, d. h. mit grünem Sammt bedeckten Ruhesessel, welche die antike Pales am Fuß aller alten Eichen für den müden Reisenden

gräbt; ich setze zu meinem Willkomm wie ein gutmüthiger Souverän alle Mücken und Schmetterlinge in Freiheit, die ich in Menge um mich her gefangen antreffe; eine kleine glanzlose Amnestie, die wie alle Amnestien nur die Spinnen ärgert. Und dann sehe ich unter meinem Thron in der Schlucht irgend einen bewundernswürdigen Bach strömen, mit spitzigen Felsen übersät, wo sich die silberne Tunica der Najade in tausend Falten runzelt; oder auch, wenn der Berg keinen Strom hat, wenn der Wind, die Blätter und das Gras schweigen, wenn der Ort sehr ruhig, sehr verlassen, sehr von jeder Stadt, von jedem Haus, sogar von jeder Hütte entfernt ist, so gebiete ich in mir selbst allem Demjenigen, was unaufhörlich in uns murmelt, Stillschweigen, und öffne mein Ohr den Liedern irgend eines jungen Gebirgsbewohners, der mit seiner Ziegenheerde da unten, weit hinweg, über oder unter mir in den Zweigen verloren ist. Nichts ist wehmüthiger und lieblicher, als ein kunstloser Ländler, den ein armer unsichtbarer Hirtenknabe im Schatten für die Einsamkeit singt, die ihm allein zuhört. Zuweilen läßt sich auf einem ganzen großen Berg bloß die Stimme eines Kindes vernehmen.

Die Bewohner dieser an den Schwarzwald stoßenden Gebirgswälder haben in ihrem Gesang ein gewisses Helldunkel, das bezaubernd klingt.

Da ich alle Tage spazieren gehe, so fange ich an, in den Dörfern bekannt und angenommen zu werden. Die Kinder, die Soldätchen spielen, stellen ihr Spiel ein, um mir Platz zu machen; der Fuhrmann des Neckarthals lächelt mir freundlich zu unter seinem silbergallonirten, mit herabhängenden Franzen und künstlichen Blumen geschmückten Filz. Die Bauern grüßen mich ernsthaft mit ihrem großen Hut à la Henri IV., die jungen Mädchen und die alten Weiber betrachten mich wie einen vertrauten Vorübergehenden und sagen: Guten Tag. Apropos,

hier mehr als irgendwo frage ich mich, so oft ich durch ein Dorf oder einen Weiler komme, wie so hübsche junge Mädchen so häßliche alte Weiber werden können.

Ich zeichne da und dort die Baraken, die Styl haben. In diesem von den Feudalkriegen, von den monarchischen Kriegen und den Revolutionskriegen verwüsteten Lande werden die Hütten mit Trümmern von Schlössern erbaut; dies gibt seltsame Gebäude. Vor einigen Tagen traf ich ein Bauernhaus, das folgendermaßen zusammengesetzt war: vier weiß angestrichene Wände von Kleiberlehm, eine Thüre und ein Fenster auf der Façade; rechts von der Thüre der gekrönte bayrische Löwe, die Weltkugel und das Scepter tragend, beinahe ganz erhaben in einer breiten Platte von rothem Sandstein eingehauen. Links vom Fenster eine andere rothe Sandsteinplatte, ein großes Basrelief, eine auf einem Block geballte und mit einem Beil halb angehauene Faust vorstellend. Ueber dem Beil das verwischte Datum 16.., unter dem Block das andere Datum 1731; zwischen den beiden Daten das Wort Renovatum. Nichts Geheimnißvolleres und Unheimlicheres, als dieses Basrelief. Man sieht den Menschen nicht, dessen Faust man sieht; man sieht den Henker nicht, dessen Beil man sieht. Dieses schreckliche Ding scheint aus einer Wolke hervorzutreten. Die beiden Basreliefs sind ein wenig unter den alten Latten des Daches in der Wand eingelegt. Der pfalzgräfliche Löwe wendet sich wie erbittert und wüthend gegen die halb abgehauene Faust. Es fragt sich jetzt, wer hat diesen Löwen hiehergebracht? Was bedeutet dieses scheußliche Basrelief? Welches Verbrechen wurde durch diese Strafe gesühnt? Welcher sonderbare Zufall hat die Grille gehabt, mit diesem brüllenden Löwen und dieser blutigen Hand eine Hütte zu ergänzen? Eine voll Trauben hängende Weinrebe klettert lustig durch dieses düstere Räthsel.

Nach langer Betrachtung fand ich oben auf dem Bas-

relief mit der abgehauenen Hand einige Buchstaben eingegraben, und indem ich die Trauben und die Blätter auseinander bog, entzifferte ich das Wort Burgfreiheit.

Am selben Tag hatte ich Mittags um zwölf die Stadt auf dem Philosophenweg verlassen, der ich weiß selbst nicht wohin führt, wie es einem Philosophenweg zusteht, und ich war in irgend ein Thal gerathen. Ich begann den Abhang eines hohen Hügels auf einem jener antiken Fußpfade hinanzuklimmen, die man hier zu Lande häufig sieht, treppenartige, mit plumpen, rohen Steinen gepflasterte Fußpfade, die wie eine platt auf dem Boden liegende cyclopische Mauer aussehen, und überdies von den Unwissenden als Schöpfungen der Riesen, von den Gelehrten als Schöpfungen der Römer, d. h. ebenfalls der Riesen, ausgegeben werden.

Der Tag erlosch hinter mir in der Rheinebene.

Es war einer jener unheimlichen Sonnenuntergänge, wo das Gestirn des Tages, erdrückt unter granitenen Wolken, ungestalt und in einer massenhaften Blutlache schwimmend, für immer im Schatten zu versinken scheint.

Ich stieg langsam hinan bei diesem Schein.

Allmählig erblich er, dann hörte er auf. Halbwegs auf dem Hügel drehte ich mich um.

Ich hatte nur noch eine jener großartigen Dämmerungslandschaften vor Augen, wo die Berge sich wie Riesenschnecken am Horizont hinschleppen, als dessen silberne Spur die im Nebel erblaßten, unbestimmten Bäche und Flüsse erscheinen.

Der Berg wurde sehr steil, die Felsentreppe verlängerte sich in unbestimmter Ferne; aber das Heidenkraut und die Zwergkastanienbäume umrauschten mich mit jenem gastlich freundlichen Gemurmel, das den Reisenden einlädt, weiter voran zu schreiten.

Ich begann also meine Aufsteigung von Neuem.

Als ich einen der Absätze des Berges erreichte, erscheint plötzlich der Mond, der volle, runde, glänzende Mond, vor mir, der sich in den Ebenen kupferfarbig und im Gebirge goldig erhebt, und indem er selbst den benachbarten Hügel hinanklomm, begann er wie eine glänzende, von unsichtbaren Genien geschobene Scheibe, unten in die schwarzen Gebüsche hineinzugleiten. Diese ganze Kette von Hügeln und Thälern bot, bei diesem Schein, von den Stufen des Riesenpfades herab betrachtet, eine gewisse übernatürliche Erscheinung dar.

Ich begann einer Unterstützung zu bedürfen. Der Mond erhellte meinen Weg, was mir sehr zu statten kam. Zu gleicher Zeit begann mein Schatten neben mir her zu schreiten, als wollte er mir Gesellschaft leisten. Zehn Minuten nachher war ich oben auf dem Berge. Von unten hatte ich ihn nicht so hoch geglaubt. Beiläufig gesagt, dies ist so ziemlich die Geschichte aller großen Dinge, wenn man sie von unten betrachtet. Daher die verkleinernden, engherzigen Urtheile der kleinen Menschen über die großen.

Am Himmel war nichts als der Mond. Weder eine Wolke noch ein Stern. Es war der große Tag der Nacht, der einmal monatlich kommt. Auf der Höhe, einem gewaltigen, mit Heidekraut bedeckten und vom Wind glatt gestrichenen Bergrücken, war das was ich vor Augen hatte, keine Landschaft mehr, sondern eine große, beinahe kreisförmige, von der Entfernung und vom Dunst gewischte Landkarte, derjenigen ähnlich, welche Jesus Christus gesehen haben muß, als Satan ihn auf den Berg führte, um ihm die Reiche der Erde anzubieten. Per Parenthesin, einen solchen Vorschlag demjenigen zu machen, der sich seiner Gottheit bewußt ist und den man selbst als Gott kennt, die Reiche der Erde demjenigen anzubieten, der die Reiche des Himmels besitzt, das ist, unter uns gesagt, ein Zug von Dummheit, den ich bei dieser Art von antediluviani-

schem Voltaire, welche wir Teufel nennen, kaum zu begreifen vermag.

Gegen Norden führte die Heide nach einem Wald. Keine Hütte, kein Holzhauerhäuschen. Tiefe Einsamkeit.

Als ich auf dieser Höhe herumspazierte, bemerkte ich, einige Schritte von einem kaum erkennbaren Fußpfad, unter wildem Gestrüpp, eine Art von Loch, auf welches ich zuschritt.

Es war ein ziemlich großer, viereckiger, zehn bis zwölf Fuß tiefer, acht bis neun Fuß breiter Graben, in welchem röthliche Brombeerstauden herabhingen, und wo die Strahlen des Mondes durch die Ritzen des Gebüsches eindrangen. Ich erkannte unbestimmt in der Tiefe eine durch den Regen unterhöhlte breite Plattenbelegung, und an den vier Wänden ein mächtiges, unter dem Gras und Moos unförmlich und abscheulich gewordenes Mauerwerk von ungeheuren Steinen. Auf dem Pflaster meinte ich mitten unter dem Schuttwerk verwischte Sculpturen zu erblicken, und unter diesem Schuttwerk einen großen, runden, plump ausgehöhlten, in der Mitte mit einem kleinen, viereckigen Loch versehenen Block, der ein celtischer Altar oder ein Capitäl vom sechsten Jahrhundert sein konnte.

Im Uebrigen keine Stufe, um in die Höhlung hinabzusteigen.

Es war vielleicht bloß eine einfache Cisterne, aber ich versichere Sie, daß die Stunde, der Ort, der Mond, die Brombeerstauden und die verworrenen Dinge, die ich drunten halb erblickte, diesem geheimnißvollen, durch keine Treppe vermittelten Zimmer, das in der Erde eingegraben war und den Himmel zur Decke hatte, etwas Furchtbares und Wildes verliehen.

Was war dieser eigenthümliche Graben? Sie kennen mich: ich bin hartnäckig, ich forsche, ich will von dieser Höhle mehr wissen, als der Mond und die Wüste mir erzählen; ich beseitige

die Brombeerstauden mit meinem Stock, ich klammere mich an Rebholz fest, das ich handvollweise nehme, und ich neige mich über diesen Schatten hinab.

Im selben Augenblick höre ich eine ernste, schwache Stimme vernehmlich hinter mir Heidenloch sagen.

Mein Bischen deutsch reicht so weit, daß ich dieses Wort verstehe.

Ich drehe mich um.

Niemand auf der Heide. Der Wind, der weht, und der Mond, der leuchtet. Weiter nichts.

Nur scheint es mir, als sei gegen den Wald zu, etwa dreißig Schritte entfernt, zwischen dem Mond und mir, eine Masse von Schatten, ein hohes Gebüsch, das ich noch nicht bemerkt habe.

Ich glaube mich getäuscht zu haben, ich denke, ich sei, wie Alle die in Einöden herumschweifen, ein wenig in Geisterseherei gerathen, und ich beginne den Rand des Grabens von Neuem zu erforschen.

Hier erhebt sich die Stimme zum zweiten Mal, und ich vernehme von Neuem hinter mir die drei Silben Heidenloch.

Ich drehe mich rasch um und frage meinerseits mit lauter Stimme: Wer ist da?

In diesem Augenblick glaube ich, nicht ohne unwillkürlichen Schauder, das gestehe ich Ihnen, zu bemerken, daß das hohe Buschwerk um einige Schritte näher gekommen ist.

Ich wiederhole: Wer ist da? und als ich eben entschlossen darauf zugehen will, sehe ich, daß es auf mich zuschreitet, und höre zum dritten Mal die schetternde Stimme herauskommen, welche Heidenloch sagt.

An diesen verlassenen Orten, in diesen wunderlichen Stunden der Nacht ist man zu Aberglauben jeder Art geneigt, und ich erkläre Ihnen, daß alle Sagen vom Rhein und Neckar mir

in den Sinn zurückzukehren anfingen und mir wie ein Dunst zu Gehirn stiegen, als der übernatürliche Busch sich umdrehte. Jetzt trat das was bisher im Schatten gewesen, ins Mondenlicht, und ich bemerkte ein kleines altes Mütterchen, bis ans Knie auf einen groben Knotenstock herabgebeugt, beinahe begraben unter einem großen Reisbündel, das nach allen Seiten über sie hinausragte, die Erde hinter ihr fegend und über ihrem Kopf auf die phantastischste Weise balancirend. Sie sah mich mit ihren grauen Augen an und wiederholte: Heidenloch! Heidenloch!

Man hätte sie für eine alte Dryade halten können, die, von den Holzhauern vertrieben, ihren Bündel auf dem Rücken forttrage.

Es war ganz einfach eine arme, gute Frau, die im Wald Gebüsch abgehauen, einen Fremden bemerkte, ihm einen Fingerzeig ertheilt hatte und jetzt im Mondschein nach ihrer Hütte zu wandelte, auf dem Riesenfußpfad ihr Reisbüschel hinschleppend.

Ich dankte ihr mit einigen Kreuzern und betrachtete sie dabei mit Bewunderung. Ich habe nie in meinem Leben ein kleineres altes Mütterchen unter einem massenhafteren Reisbündel gesehen.

Sie machte mir mit einem erkenntlichen Gebrumme eine schreckliche graziöse Grimasse, die vor fünfzig Jahren ein frisches und anmuthreiches Lächeln gewesen. Dann kehrte sie mir den Rücken, d. h. das Buschwerk zu, und nach einigen Minuten, als sie an den Abhang des Berges gekommen war, sank sie in die Erde ein und verschwand wie ein Gespenst. Ihre Erklärung erklärte übrigens nichts. Sie war blos ein Trauerwort für eine Trauersache. Weiter nichts.

Ich gestehe Ihnen; daß ich lange an diesem Platze verweilt und das Heidenloch angesehen habe, das vielleicht das geöffnete und leere Grab eines Riesen, vielleicht eine druidische

Kammer, vielleicht der Wasserkasten eines römischen Lagers, oder der Regenbehälter irgend eines verschwundenen byzantinischen Klosters, oder die scheußliche Grabhöhle eines eingerissenen Galgens war, deren schweigsame Wände vielleicht mit Menschenblut benetzt oder mit Skeletten angefüllt, oder durch den Hexentanz um das Beinhaus erschüttert worden; eine Grube voll von Finsterniß, in welche der Mond heute seinen fahlen Strahl und ein altes Weib ein unheimliches Wort hineinwirft.

Als ich den Berg hinabstieg, bemerkte ich unter den Bäumen auf einem nahen Gipfel einen zerfallenen Thurm, welcher ohne Zweifel in einigem Zusammenhang mit der Höhle steht, deren Bedeutung heutzutage verloren gegangen ist.

Im Uebrigen haben, nach den Einen die Heiden, d. h. die Sicambrer, und nach den Andern die Römer tiefe Spuren in den Volksüberlieferungen hinterlassen, die sich hier allenthalben mit der Geschichte vermischen und sie verdunkeln. In Lorch, am Eingang des Wisperthals, gibt es ebenfalls ein Heidenloch. In Winkel am Rhein, der ehemaligen Vinicella, ist eine Heidengaß; in Wiesbaden, dem ehemaligen Visibadum, eine Heidenmauer.

Unter diesen heidnischen Spuren führe ich eine Art von Brückenbogen, dessen epheubedeckter Rumpf im Gebirg hinter Caub, ungefähr eine Stunde von Gutenfels zusammenfällt, und den die Bauern die Heidenbrücke nennen, deßhalb nicht auf, weil es mir erwiesen scheint, daß dies die Ruine einer im dreißigjährigen Krieg von den Schweden erbauten Brücke ist. Im Uebrigen täuscht sich die Tradition nicht oft. Dieser Gustav Adolph ist beinahe ein Scipio, und was er im siebzehnten Jahrhundert am Rhein macht, das ist der große klassische Krieg, der Römerkrieg. Dieselben Strategien, die Polybius im punischen Krieg erzählt, findet Folard nachweislich im dreißigjährigen Krieg wieder,

Dies, lieber Ludwig, sind die Abenteuer meiner Spaziergänge, und ich wundere mich wahrlich nicht darüber, daß die Sagen und Legenden von allen Seiten her in einem Land aufgetaucht sind, wo die Büsche in der Nacht einherwandeln und die Vorübergehenden anreden.

Am folgenden Abend in der Dämmerung hatte ich einen hohen schwarzen und kahlen Bergrücken vor mir, der den ganzen Horizont füllte, und auf dessen Gipfel eine große Thurmruine stand, vereinsamt wie die maximilianischen Thürme im Thale von Luiz. Vier große Zinnen, abgenützt, schartig und in Dreiecke verwandelt durch die Zeit, vollendeten die düstere Silhouette des Thurms und gaben ihm eine Krone von spitzigen Blumenzierrathen. Bauern, die gegenwärtigen Besitzer dieses Gemäuers, hatten im Innern ein ungeheures Reisfeuer angezündet, das durch die drei einzigen Oeffnungen, welche die Ruine hatte, eine gewölbte Thüre unten und zwei Fenster oben, weithin nach Außen funkelte. In dieser Beleuchtung war es kein Thurm mehr, sondern der schwarze Ungeheuerkopf eines schrecklichen Pluto, der seinen Feuerschlund öffnete und mit Flammenaugen über den Hügel hinschaute.

In diesen Stunden, wenn die Sonne unter- und der Mond noch nicht aufgegangen ist, trifft man Thäler, die durch seltsame Einstürze versperrt scheinen; dies ist der Augenblick, wo die Felsen wie Ruinen und die Ruinen wie Felsen aussehen.

Zuweilen triumphirt der Dichter, der in mir steckt, über den Antiquar, der ebenfalls vorhanden ist, und ich begnüge mich mit diesen Visionen.

Zuweilen kehre ich am folgenden Tag bei Tag zurück; ich untersuche das Gemäuer Schritt für Schritt und bemühe mich an dem Hervorspringen der Zwinger, der Form der Karniese oder den Weichen der Kreuzbögen das Alter nachzuweisen.

Es gibt in dieser Art zwei Meilen von Heidelberg ein

herrliches Thal, gleich anziehend für den Archäologen und für den Träumer. Vier alte Schlösser auf vier Felsenrücken, wie vier Geier, die einander anschauen; zwischen diese vier Warten scheint eine arme alte Stadt voll Angst sich auf den Gipfel eines Kegelberges geflüchtet zu haben, wo sie sich in ihren Mauern zusammenknäult und von wo aus sie seit sechshundert Jahren die furchtbare Haltung der Schlösser beobachtet. Der Neckar scheint Partei für die Stadt genommen zu haben und umschlingt den Berg der Bürgersleute mit seinem stählernen Arm. Alte Wälder, die zu dieser Stunde mit allen Vergoldungen des Herbstes verbrämt sind, neigen sich von allen Seiten über dieses Thal, wie in Erwartung eines Kampfes. Es gibt da unter den eichenen Kastanienwäldern jene großen Fichtengehölze, die von den Eulen und Eichhörnchen bewohnt sind. Zu gewissen Stunden ist dieses Ganze keine Landschaft, sondern eine Scene, und man erwartet den Augenblick, wo die Schauspieler, diese Stadt und diese Schlösser, dieser Ameisenhaufe von Zwergen und diese vier versteinerte Riesen wieder Leben gewinnen und anfangen werden.

Dieser bewundernswürdige Ort heißt Neckarsteinach.

Aus einem der vier Thürme hat man eine Meierei, aus einem zweiten ein Lusthaus gemacht. Die zwei andern, die vollständig zerfallen, verwüstet und verlassen sind, haben mich besonders interessirt und zu wiederholten Besuchen veranlaßt.

Der eine hieß im zwölften Jahrhundert, wie er noch jetzt heißt, Schwalbennest. Er scheint in der That von einer Riesenschwalbe auf einen Vorsprung gesetzt und in der Wölbung eines ungeheuren Berges von rothem Sandstein auf einem Felsenkarnieß ausgemauert zu sein.

Dies war zur Zeit Rudolphs von Habsburg der Sitz eines schrecklichen Raubritters, genannt Bligger Landschad. Das

ganze Thal von Heilbronn bis Heidelberg war die Beute dieses Habichts in Menschengestalt.

Wie alle seines Gelichters, wurde er vor den Reichstag gefordert. Bligger erschien nicht.

Der Kaiser erklärte ihn in die Reichsacht. Bligger lachte bloß darüber.

Der Bund der hundert Städte schickte seine besten Truppen und seinen besten Feldherrn ab, um das Schwalbennest zu belagern. In drei Ausfällen vernichtete Landschad die Belagerer.

Dieser Bligger war ein Kämpe von kolossaler Statur und hatte den Arm eines Grobschmids.

Endlich excommunicirte der Papst ihn und alle seine Anhänger.

Als Bligger das Urtheil von einem Kammerherrn des heiligen Reichs am Fuß seiner Mauer verlesen hörte, da zuckte er die Achseln.

Am folgenden Tag, als er erwachte, fand er seine Burg verödet und sowohl das Thor als die Schlupfpforte vermauert. Alle seine Kriegsknechte hatten über Nacht die verfluchte Citadelle verlassen und ihre Ausgänge zugemauert.

Jetzt sah einer von ihnen, der sich im Berg versteckt hatte, auf einem Felsen, welcher einen Blick ins Innere des Schlosses gestattete, wie Bligger Landschad sein Haupt senkte und langsamen Schrittes in seinem Hof auf- und abging. Er kehrte keinen Augenblick ins Schloß zurück, sondern schritt bis zum Abend auf und ab, allein und die Platten unter seiner eisernen Ferse erklingen lassend.

Im Augenblick, wo die Sonne hinter den Hügeln von Neckargmünd unterging, fiel der furchtbare Burggraf seiner Länge nach auf das Pflaster.

Er war todt.

Sein Sohn konnte seine Familie nur dadurch von der

Excommunication befreien, daß er sich einem Kreuzzug anschloß und aus dem heiligen Land den Kopf des Sultans zurückbrachte, welcher noch jetzt mitten im Schild eines steinernen Ritters figurirt, der Ulrich Landschad, Sohn Bliggers, heißt, und auf einem Grabstein in der Kirche von Steinach schläft.

Diese Familie ist heutzutage erloschen.

Ist das nicht eine schöne Geschichte, Ludwig? und verdient sie nicht vollkommen eben so gut erzählt zu werden, wie die großen Schlachten und die Vermählungen der Könige? Man muß jedoch das aus dem Gedächtniß des Volkes zusammenlesen. Die Geschichtschreiber verschmähen solche Details. Sie sagen, dies sei klein; ich dagegen erkläre es für groß. Dies sind Ammenmärchen, fügen sie hinzu; aber kennen Sie denn etwas Prächtigeres und Schrecklicheres, als die Ammenmärchen? Was mich betrifft, so scheint Homer mir so erhaben, daß ich die Ilias unter die Ammenmärchen rechne.

In Bezug auf diesen Punkt legt Buchanan, den ich dieser Tage auf der Bibliothek zu Heidelberg durchblätterte, ein naives Geständniß ab. Er schreibt in Betreff Macbeths: Multa hic fabulose affingunt; sed, quia theatris aut fabulis milesiis sunt aptiora quam historiae, ea omitto. Was Buchanan auf solche Art zwischen zwei Parenthesen setzt, ist Shakspeare.

Das Volk täuscht sich übrigens hierin nicht. Es liebt das Große und es liebt die Märchen. Es übertreibt sogar gerne die Personen in seinen Legenden und stellt sie durch die erhabene Ausschmückung der Details auf das gleiche Niveau mit den großen geschichtlichen Männern. Die Chronik genirt sich eben so wenig als die Geschichte, die ganze Natur umzuwerfen, wenn es sich darum handelt, einen ihrer Helden zu feiern. Als der schottische Laird Dunwald im Schloß von Fores den König Duff ermordete, da geschahen Wunder, und die Sonne verhüllte sich wie zur Zeit Cäsars.

So lange die Erzähler dieser großen Dinge Hector Boetius oder Hailes heißen, ist das nicht Geschichte, sondern es sind Märchen. Sobald sie sich Homer, Virgil oder Shakspeare nennen, ist es mehr als Geschichte, es ist Epopöe.

Das Schwalbennest hat noch heute ein stolzes und düsteres Ansehen. Es ist ein viereckiger Thurm, dessen zwei gegen das Thal gekehrte Winkel unter runden Zwingerthürmchen verschwinden und darin aufgehen; eine doppelte, mit Epheu bedeckte Umschanzung umgibt ihn, und dieser ganze Block hängt, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, an der Seite eines Berges angeklammert, beinahe schief über dem Neckar.

Ich habe den einst so furchtbaren Fußpfad erklommen, wo siedendes Oel, brennendes Pech und geschmolzenes Blei von den Mauerkränzen herabgeflossen sind. Ich bin durch diese Schlupfpforte und durch dieses Thor hineingegangen, die einst vermauert wurden, die jetzt aber große Risse sind, zu denen Jedermann nach Belieben hineinkommen kann, und ich habe mit einem Nagel auf einen Stein der Thüreinfassung die drei Zeilen eingegraben: Wenn das Thor des Grabes sich über einer Familie geschlossen hat, um sich nicht mehr zu öffnen, so öffnet sich das Thor des Hauses, um sich nicht mehr zu schließen.

Das Innere der Burg bietet einen kläglichen Anblick. Baumwurzeln drücken da und dort die alte Plattenbelegung vom zwölften Jahrhundert empor, auf welcher die kolossale Rüstung Bliggers erdröhnte, als der Burggraf todt auf das Pflaster niederfiel. Der an Quellen überaus reiche Berg läßt noch immer Tropfen um Tropfen in die halb angefüllte Cisterne sickern. Die blühenden Erdbeerstauden gedeihen zwischen den Platten. Die Mauersteine, vom Regen gepeitscht und vom Monde benagt, haben tausend Löcher, worin die Larven der Todtenköpfe im Schatten ihre Seide spinnen. Kein mensch-

licher Schritt in dieser Wohnung. An den unzugänglichen Fenstern des Thurmes erscheinen als scheue Burgfrauen die Farnkräuter, die hier ihren Fächer schütteln, und die Schierlinge, die ihre Sonnenschirme neigen. Der große Saal, dessen Dach und Decken eingesunken sind, ist noch königlich geschmückt durch dreizehn Fenster, die weit nach dem Thal offen stehen. Im Augenblick, wo ich dort war, umrahmte die untergehende Sonne in einem derselben einen prächtigen Claude Lorrain.

Der andere Thurm hat keinen Namen, keine Geschichte, so zu sagen auch kein Datum, beinahe keine Gestalt mehr, und ist noch weit furchtbarer, als das Schwalbennest.

Wenn man den viereckigen Thurm, der ihn noch beherrscht, einen Augenblick vergißt, so ist dies kein Zwinger, keine Ruine, kein Gemäuer, kein Gebäude mit menschlicher Gestalt mehr (denn der Mensch drückt dem Gebäude seine Gestalt auf), sondern es ist ein Block, eine Masse voll Höhlen, ein durchbrochener Fels, eine ungeheure Sternkoralle, in welche die Vegetation, dieser furchtbare Polyp, eindringt, um sie unentwirrbar mit allen ihren Fühlhörnern, mit allen ihren Füßen, mit allen ihren Fingern, mit allen ihren Hälsen, mit allen ihren Staubbeuteln, mit allen ihren Schnäbeln, mit allen ihren Meertrompeten, mit allen ihren Schöpfen zu erfüllen.

Ich bin mit vieler Mühe hineingekommen und habe im Gebüsch ein Geräusch gemacht wie ein Stück Wild.

Diese Burg ist um zwei Jahrhunderte älter, als das Schwalbennest. Der viereckige Thurm hat nur eine einzige Oeffnung, eine Thüre vom neunten Jahrhundert, unter welcher noch jetzt Mauern von ungefähr vierzig Fuß Höhe hervorgehen. Die gänzlich im Schatten stehende Schwibbogenverzierung dieses unnahbaren Eingangs ist so rein, wie wenn der Stein erst gestern behauen worden wäre.

Die einzige Sache, die außer dem viereckigen Thurm noch

eine Form hat, ist ein großer, runder und zu drei Viertheilen eingefallener Thurm, der an einer der Mauerecken stand, und den ich im Hinaufgehen bemerkte. Einmal in den labyrinthischen Höhlen des eingefallenen Schlosses verwickelt, hatte ich einige Mühe, ihn wieder zu finden. Endlich bemerkte ich zwischen zwei Brombeergebüschen die enge Mündung eines Ganges. Ich schlüpfte hinein und gelangte auf diese Art in einen eigenthümlichen kleinen Kreuzweg; es waren vier längliche Zellen, gewölbt, niedrig, gegen vier verschiedene Punkte des Thales auslaufend, jede mit einer Schießscharte endend und alle vier von dem äußersten Ende des Ganges ausgehend, in welchen ich eintrat. Denken Sie sich das Innere eines Models, worin man den Fuß eines kolossalen Adlers gegossen hätte. Von dem Punkt aus, wo ich stand, konnte der Pfalzgraf zu gleicher Zeit durch die erste Schießscharte zu seiner Rechten den Rücken des Berges, durch die zweite gerade vor sich das Schwalbennest, durch die dritte die auf dem Hügel sitzende Stadt, und durch die vierte zu seiner Linken die zwei andern Schlösser des Thales sehen. Diese Adlerkralle, die statt der Nägel vier Kriegsmaschinen hatte, war das Innere des runden Thurmes.

Zwischen den vier Schießscharten war Alles gekitteter Granit und massives Mauerwerk. Ich habe das Schwalbennest von einer Schießscharte aus gezeichnet.

Im Frühling muß diese Ruine, in einen herrlichen Blumenstrauß verwandelt, bezaubernd sein.

Im Uebrigen weiß Niemand etwas von der Burg. Sie hat nicht einmal ihre Legende, ihre Sage und ihr Gespenst. Die Generationen von Menschen, die da gewohnt haben, sind der Reihe nach in eine bodenlose Höhle hineingeschlüpft, und der Schatten keines Einzigen ist wieder daraus hervorgekommen.

Da ich bei Sonnenuntergang angekommen war, so brach

die Nacht ein, während ich mich noch dort befand. Jetzt füllte sich dieses buschüberwachsene Gemäuer allmählig mit einem seltsamen Geräusche. Lieber Ludwig, wenn man Ihnen je von dem Schweigen der Ruinen in der Nacht erzählt, so bitte ich, nehmen Sie die namenlose Burg von Neckarsteinach aus. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen solchen Lärm gehört. Sie kennen jenen anbetungswürdigen Tumult, der im April bei Sonnenaufgang im Hochwald ausbricht. Aus jedem Blatt springt eine Note, aus jedem Baum eine Melodie hervor; die Grasmücke zwitschert, die Holztaube gurrt, der Distelfink trillert, der Spatz, dieser lustige Pfeifer, pfeift fröhlich durch das Tutti hindurch. Der Wald ist ein Orchester. All diese beflügelten Stimmen singen zugleich und verbreiten auf den Hügeln und Wiesen die geheimnißvolle Symphonie des großen, unsichtbaren Musikers. Auf der namenlosen Burg zur Dämmerungszeit ist es dieselbe Sache, nur in schauerlicher Gestalt. Alle Ungeheuer des Schattens erwachen und beginnen zu wimmeln. Die Fledermaus bewegt ihre Flügel, die Spinne schlägt mit ihrem Hammer an die Mauer, die Kröte schüttelt ihre garstige Schnarre. Ein gewisses giftiges, an Tod gemahnendes Leben kriecht zwischen den Steinen, den Gräsern, den Zweigen. Und dann dumpfes Geknurre, sonderbare Schläge, Gekläffe, Geknister unter den Blättern, schwache Seufzer, die man ganz in seiner Nähe hört, unbekanntes Geächze, ungestaltete Wesen, die klägliches Gestöhne ausstoßen, ein Geheule und Gebrumme, wie man es sonst nie hört, und von Wesen herrührend, die man niemals sieht. Von Zeit zu Zeit dringt plötzlich ein schreckliches Geschrei aus den niedergerissenen und verödeten Zimmern hervor. Es sind die Nachteulen, welche klagen wie Sterbende. In andern Augenblicken glaubte man, einige Schritte von sich im Gehölz gehen zu hören; es sind lebensmüde Zweige, die von selbst herunterbrechen. Zwei feurige Kohlen, aus irgend

einem Ofen gefallen, funkeln im Schatten mitten im Gesträuche; es ist eine Eule, die Sie anschaut.

Ich sputete mich fortzukommen, und es war mir nicht ganz wohl zu Muth, denn ich wußte nicht, wo ich in der Finsterniß meine Hände auflegen konnte, und ich tappte mit meinem Stock zwischen den Steinen hindurch. Ich versichere Sie, daß ich hoch erfreut war, als ich endlich aus dem düstern und undurchdringlichen Vegetationsgewölbe, das die Ruine schließt und umhüllt, herauskam, und nun auf einmal zwischen den Bergen der blaue Himmel, unbestimmt, gestirnt und glänzend wie ein ungeheures rundes Becken von goldübersätem Lasurstein, vor meinen Blicken erschien.

Es war mir, als käme ich aus einem Grab und sähe das Leben wieder. Abends nach solchen Expeditionen gehe ich in die Stadt zurück. Ich begegne unterwegs Gruppen von Studenten dieser großen Universität Heidelberg, edle, ernste, junge Männer, deren Gesichter bereits denken. Die Straße zieht sich am Neckar hin. Die Glocke des Klosters Neuburg ertönt von Zeit zu Zeit in der Ferne. Die Hügel werfen ihre großen Schatten über den Fluß, das Wasser funkelt zitternd im Mondschein; lange düstere Nachen fahren wie Pfeile durch die Stromschnellen, oder auch gibt es weder Schiffe, noch Vorübergehende, noch Häuser, das Thal ist stumm, der Fluß ist verlassen, und die Felsen erheben sich unter einander mitten in den Strömungen in Gestalt von Crocodilen und Riesenfröschen, die Abends ans Wasser heraufkommen, um Athem zu holen.

Da ich mit Sonnenuntergängen, Dämmerungen und Mondscheinen im Zuge bin, so muß ich Ihnen meinen vorgestrigen Abend erzählen. Für mich sind, wie Sie wissen, diese großen Schauspiele niemals gleichgültig, und ich glaube mich nicht der Pflicht entbunden, den Himmel heute anzusehen, weil ich ihn gestern angesehen habe. Ich fahre also in meiner Plauderei fort.

Als der Tag sich neigte, war ich durch einen schönen Kastanienwald, der das Heidelberger Schloß beherrscht, auf einen hohen Hügel gestiegen, den man den kleinen Gaisberg nennt. Hier stand im zwölften Jahrhundert eine Burg, erbaut von Conrad von Hohenstaufen, Grafen des heiligen römischen Reichs, Herzog von Franken und Schwager des Kaisers Barbarossa. Aus den Trümmern dieser Festung, die im Jahre 1278 zugleich mit der Stadt Heidelberg verbrannt wurde, machten die Schweden 1633 eine Verschanzung; und in unsern Tagen hat ein Bauer aus der Verschanzung Gustav Adolphs eine Mauer um seinen Kartoffelacker aufgeführt.

Die Rheinebene ist, vom kleinen Gaisberg aus gesehen, wie der Ocean von dem jähen Abhang von Boisrosé aus betrachtet. Der Horizont ist unermeßlich. Mannheim, Philippsburg, die hohen Glockenthürme von Speier, eine Menge Dörfer, Wälder, Ebenen ohne Ende, der Rhein, der Neckar, zahllose Inseln, im Hintergrund die Vogesen.

Rechts auf dem Heiligenberg, einer bewaldeten Höhe, die man vor zweitausend Jahren den Mons Pirus und vor tausend Jahren den Mons Abrahä nannte, erzählen Ruinen, die man bemerkt, dieselbe Geschichte, wie die Ruinen des Conrad'schen Thurmes auf dem Gaisberg. Die Römer hatten hier einen Tempel für Jupiter und einen andern für Mercur errichtet; aus den Trümmern dieser beiden Tempel erbaute Chlodwig nach der Schlacht von Tolbiac im Jahre 495 einen Palast, welchen die fränkischen Könige bewohnten. Vierhundert Jahre später, unter Ludwig dem Deutschen, erbaute Theodroch, Abt von Lorges, mit dem Material des eingerissenen Chlodwig'schen Palastes eine Kirche. 1622 bemächtigten sich die Kaiserlichen unter dem Grafen Tilly des Heiligenbergs, rissen das romanische Kloster Theodrochs nieder, und errichteten aus seinen Trümmern Batterien und Schießscharten auf dem Kamm des

Berges. Heutzutage machen die Bauern in den benachbarten Dörfern Hütten aus diesen Steinen, die einst ein Tempel Jupiters, ein Palast der fränkischen Könige, eine katholische Kirche und eine kaiserliche Batterie gewesen.

Ich hatte mich oben auf dem Gaisberg neben einer noch blühenden Gaisblattstaude auf einen Stein gesetzt, der während des dreißigjährigen Krieges dorthin gebracht worden war. Die Sonne war verschwunden. Ich betrachtete diese prächtige Landschaft. Einige Wolken flohen gen Morgen. Der Sonnenuntergang legte auf die veilchenblauen Vogesen seine langen, mit den Farben des Sonnenbildes bemalten Binden. Ein Stern glänzte am hellsten Theil des Himmels.

Es schien mir, als ob all diese Menschen, all diese Phantome, all diese Schatten, die seit zweitausend Jahren in diesen Bergen dahin gegangen, Attila, Chlodwig, Conrad, Barbarossa, Friedrich der Siegreiche, Gustav Adolph, Turenne, Custine, noch hinter mir ständen und gleich mir diesen prächtigen Horizont betrachteten. Ich hatte unter meinen Füßen die Hohenstaufen als Ruine, zu meiner Rechten die Römer als Ruine; unter mir über den Abgrund hingebeugt die Kurfürsten als Ruine; im Hintergrund, im Nebel eine arme, von den Katholiken im fünfzehnten Jahrhundert erbaute, von den Protestanten im sechzehnten eingenommene, heutigen Tages durch einen Verschlag zwischen den Protestanten und Katholiken getheilte, d. h. in den Augen Roms halbpart Paradies und halbpart Hölle gewordene, entheiligte und zerstörte Kirche; um diese Kirche her eine armselige, viermal angezündete, dreimal bombardirte, geplünderte, wieder aufgerichtete, verwüstete und neu aufgebaute Stadt; gestern fürstliche Residenz, heute Universität und Fabrikort, Schule und Werkstatt, Stadt der Baccalaurei und der Arbeiter, d. h. ein Gewimmel von Kindern, welche die Finsterniß studiren, und von Männern, welche das Nichts verarbeiten;

vor mir im Raum hatte ich die stets perlmutternen Flüsse, den stets saphirnen Himmel, die stets purpurnen Wolken, die stets diamantenen Gestirne; neben mir die stets duftigen Blumen, den stets fröhlichen Wind, die stets schauernden jüngen Bäume. In diesem Augenblicke fühlte ich die Kleinheit des Menschen und die Größe Gottes in ihrer ganzen Unermeßlichkeit, und es kam mir eine jener Naturblendungen, wie jene Adler, die man Abends unbeweglich auf den Gipfeln der Alpen oder des Atlas bemerkt, in ihrer tiefen Betrachtung sie haben müssen.

Sie wissen, Ludwig, an den hohen Plätzen findet in feierlichen Augenblicken eine steigende Fluth von Ideen statt, die allmählig auf den Menschen eindringt und die Intelligenz beinahe ersäuft. Ihnen Alles zu sagen, was während dieser zwei- oder dreistündigen Träumerei auf dem Gaisberg an meinem Geist vorübergegangen ist, wäre rein unmöglich.

Vor viertausend Jahren war dieses weite Feld, das man vom Gaisberg herab wie ein Meer sich öffnen sieht, in der That ein See, ein unermeßlicher See, der diesen ganzen Umkreis von Bergen, den Donnersberg, den Taunus, den Melibocus, den Pirusberg und die Vogesen bespülte. Der Rhein stieg wie der Niagara von See zu See in den Ocean hinab. Eine alte Sage erzählt, ein von einem König gefangener Schwarzkünstler habe diesen See ausgetrocknet, um seine Freiheit zu erlangen. Dieser in Bande geschlagene Zauberer war der gefangene Rhein, der die westliche Schranke des Sees durchbrach, um sich freier zwischen der doppelten Kette von erloschenen Vulkanen, die im Taunus beginnt und im Siebengebirge endet, im Abgrund verlieren zu können. Seitdem hat der See sich in eine Ebene verwandelt, an die Stelle der Fluthen sind Menschen und an die Stelle der Klippen sind Zwingerthürme getreten.

Ich habe Ihnen so eben eines der großen geschichtlichen

Phantome genannt, welche seit zwanzig Jahren durch diese Ebene hingeschritten sind. Cäsar ist der Erste, Bonaparte der Letzte gewesen.

Es gibt Städte, bei welchen zu gewissen, beinahe periodischen Zeiten, in Folge einer lokalen Fatalität, die in der umgebenden Luft liegt, so wie in Folge der Combination ihrer geographischen Lage mit ihrer politischen Bedeutung, Verwicklungen von Ereignissen sich bilden, wie auf den hohen Bergen Verwicklungen von Wolken.

Heidelberg ist eine dieser Städte.

Um nur von seinem Schloß zu sprechen (denn ich muß doch endlich einmal darauf zu sprechen kommen, und ich hätte damit anfangen sollen), wie viele Abenteuer hat es nicht gehabt! Fünfhundert Jahre hindurch hat es den Gegenstoß von Allem empfangen, was Europa erschütterte, und ist zuletzt zusammengestürzt. Dies kommt allerdings daher, daß das Schloß von Heidelberg als Wohnsitz des Pfalzgrafen, der Niemand als die Könige, die Päpste und die Kaiser über sich hatte und, zu groß, um unter ihren Füßen gebeugt zu bleiben, sein Haupt nicht emporrichten konnte, ohne bei ihnen anzustoßen, es kommt, sage ich, daher, daß das Heidelberger Schloß stets eine gewisse oppositionelle Haltung gegen die Mächte eingenommen hat. Schon 1300, zur Zeit seiner Gründung, beginnt es mit einer Thebais: es hat in dem Pfalzgrafen Rudolph und in dem Kaiser Ludwig, diesen beiden unnatürlichen Brüdern, seinen Eteocles und Polynices. Dann vergrößert sich der Kurfürst immermehr. 1400 setzt der Kurfürst Ruprecht II. mit Hülfe der drei Kurfürsten vom Rhein den Kaiser Wenzeslaus ab und nimmt seine Stelle ein. Hundertzwanzig Jahre später, 1519, will der Pfalzgraf Friedrich II. den jungen König Karl I. von Spanien zum Kaiser Karl V. machen. Im Jahre 1415 erklärt sich der Graf Ludwig im Bart als Beschützer des Constanzer

Concils, und sperrt auf seinem Schloß in Heidelberg einen Papst, Johann XXIII., ein, den er in einem Brief an den Kaiser euren simonischen Balthasar Cossa nennt. Ein Jahrhundert später flüchtet sich Luther nach Mannheim, in der Nähe dieses selben Heidelberg, in den Schatten des Pfalzgrafen Friedrich. Ich übergehe Friedrich den Siegreichen, den großen Titan von Heidelberg, hier absichtlich, um in einem Augenblick ausführlicher von ihm zu sprechen. Im Jahre 1619 ergreift Friedrich V., ein junger Mann, die böhmische Königskrone gegen den Willen des Kaisers, und 1687 nimmt der Pfalzgraf Friedrich Wilhelm, ein Greis, gegen den Willen des Franzosenkönigs den Kurfürstenhut. Von da an gibt es für Heidelberg nur noch Kämpfe, Stöße, Erschütterungen ohne Ende, den dreißigjährigen Krieg, welcher der Ruhm Gustav Adolphs, und den pfälzischen Krieg, welcher der Schandfleck Turennes ist. Alle furchtbaren Dinge sind über dieses Schloß gekommen. Drei Kaiser: Ludwig von Baiern, Adolph von Nassau und Leopold von Oesterreich, haben es belagert; Pius II. hat den Bannstrahl, Ludwig XIV. hat den Blitz hineingeworfen.

Man könnte sogar sagen, der Himmel habe sich hinein gemischt. Am 23. Juni 1764, am Tage, bevor Karl Theodor das Schloß bewohnen und seine Residenz darin aufschlagen sollte (was, beiläufig gesagt, ein großes Unglück gewesen wäre, denn wenn Karl Theodor seine etliche und dreißig Jahre da zugebracht hätte, so wäre die ernste Ruine, die wir noch heute bewundern, ohne allen Zweifel mit einer schrecklichen Pompadourdamascirung überzogen worden), am Vorabend dieses Tages also, als die Möbel des Fürsten bereits vor der Thüre niedergestellt waren, fiel in der Heiligengeistkirche das Feuer des Himmels auf den achteckigen Thurm, verbrannte das Dachwerk und zerstörte in einigen Stunden das fünfhundertjährige Schloß gänzlich. Schon zweihundert Jahre vorher, im Jahre

1537, war der alte von Conrad auf dem Gaisberg erbaute und von Friedrich II. in ein Pulvermagazin verwandelte Palast von einem Blitz getroffen und in die Luft gesprengt worden. Merkwürdig, dasselbe Loos hat die beiden Heidelberger Schlösser, den Zwinger der Hohenstaufen und den Sitz der Pfalzgrafen, getroffen. Sie endeten beide, wie der Traum einer Tragödie, mit einem Donnerschlag.

Jene lichtscheue und verdeckte Eifersucht, von der ich so eben sprach, zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser, dem souveränen Grafen gegen den Cäsar, kommt sogar auf den Façaden des Schlosses sichtlich zum Ausbruch. Auf dem Palast Otto Heinrichs hat der Künstler, voll vom Geiste des Fürsten, Medaillone römischer Kaiser angebracht. Unter diesen Cäsaren hat er Nero zur Schau gestellt und Brutus hineinschlüpfen lassen. Er hat das Gebäude seiner drei Stockwerke vier Statuen untergeordnet, die stolz im Erdgeschoß stehen. Diese vier Statuen sind Symbole; es sind Halbgötter und halbe Könige. Es sind Josua, Simson, Hercules und David. In David hat er nicht den König gewählt, sondern den Hirten. Jede Statue hat unter sich ihre Inschrift, welche den hochmüthigen Gedanken des Pfalzgrafen vollends erklärt. Unter den Füßen Josuas steht zu lesen:

Der Herzog Josua hat
Mit Gottes Hülfe
Getödtet
Einunddreißig Könige.

Simson wird in seiner Inschrift beinahe ein pfälzischer Kurfürst:

Simson der Starke war
Der Statthalter Gottes
Und beherrschte Israel
Vierundzwanzig Jahre.

Herkules ist Friedrich II., der, nachdem er Deutschland zweimal gerettet, und an der Spitze der deutschen Bundesarmee die Türken geschlagen, sagt:

Ich bin Herkules,
Jupiters Sohn,
Bekannt durch meine edlen Arbeiten,
Wohl bekannt.

David endlich, der Hirte David, der in der einen Hand seine Schleuder, in der andern den Kopf des Riesen hält, ist der durch den Ruhm legitimirte Usurpator, Friedrich der Siegreiche, der zu dem Kaiser Adolph zu sagen scheint:

David war ein junger Knabe,
Muthig und klug,
Dem unverschämten Goliath
Hat er den Kopf abgeschlagen.

Goliath brauchte sich die Warnung nur gesagt sein zu lassen.

Dieser Kurfürst in der Pfalz war in der That ein großer und furchtbarer Fürst. Er nahm unter den herzoglichen Kurfürsten denselben Rang ein, wie der Erzbischof von Mainz unter den bischöflichen Kurfürsten. Er trug bei den germanischen Festen die Erdkugel des heiligen Reichs. Seit Karl V. fügte er sie in seine Wappen ein.

Die Pfalzgrafen waren gerne literarisch gebildet, was die Zierde und Koketterie der wahren Fürsten ist. Im vierzehnten Jahrhundert stiftete Ruprecht der Alte die Universität Heidelberg; im siebzehnten war der Pfalzgraf Karl Doktor der Universität Oxford. Otto der Großmüthige zeichnete und sculptirte. Es ist wahr, daß Otto Heinrich diesem bewundernswürdigen sechzehnten Jahrhundert angehört, das den Fürsten und den Künstler auf seinen blendenden Höhen in einem gemeinsamen Leben vermengte. Karl der Fünfte hob den Pinsel Titians auf.

Franz I. war wie später Karl IX., er machte Verse, er malte und zeichnete. Molte volte, sagt Paul Lamozzo, si dilettava di prendere lo stilo in mano e esercitarsi nel disegnare e dipingere.

Ein gelehrter Fürst war ferner, Dank seinem alten Lehrer Mathias Kemnath, dieser Friedrich der Siegreiche, der so zu sagen im fünfzehnten Jahrhundert der Zwillingsbruder Karls des Kühnen war, und dessen Freundschaft der tapfere Herzog von Burgund dem Königstitel vorzog. Die Geschichte kennt keine stolzere Figur. Er beginnt mit der Usurpation, denn sein Land bedurfte eines Mannes und nicht eines Kindes. Er vertheidigt die Pfalz gegen den Kaiser, und den Erzbischof von Mainz gegen den Papst; er läßt sich dreimal excommuniciren; er schlägt den Bund der dreizehn Fürsten; er leistet der rheinischen Hansa Beistand; er bietet ganz Deutschland Trotz; er gewinnt die Schlachten von Pfeddersheim und Seckenheim; er gibt dem Markgrafen Karl von Baden, dem Bischof Georg von Metz, dem Grafen Ulrich von Württemberg und den hundertdreiundzwanzig Rittern, die in seine Gefangenschaft gerathen, die bekannte Mahlzeit ohne Brod; er erklärt den Raubrittern den Krieg und säubert den Neckar von ihnen, wie Barbarossa und Rudolph von Habsburg den Rhein gesäubert hatten; endlich, nachdem er in einem Lager gelebt, stirbt er in einem Kloster. Ein Leben, wie es später der große Friedrich, ein Tod, wie ihn später Karl V. haben wird.

Ein Held von doppeltem Profil, in welchem die Vorsehung zum Voraus diese zwei großen Männer skizzirte.

Im Vogelflug betrachtet, bietet das Heidelberger Schloß etwa die Form eines F dar, gleich als hätte der Zufall aus dem prächtigen Rittersitz den riesigen Anfangsbuchstaben dieses siegreichen Friedrich, seines erlauchtesten Bewohners, machen wollen.

Der große Grundstrich des F ist parallel mit dem Neckar und sieht auf die Stadt, über welche das Schloß auf der Mitte des Bergabhanges herrscht. Der große Arm, der im rechten Winkel vom obern Ende des Grundstriches ausgeht, breitet sich über ein Thal, das ihn von den Bergen des Ostens trennt. Der kleine Arm der Mitte, noch durch die Ruinen abgekürzt, die ihn endigen, schloß das Schloß im Osten gegen die Rheinebenen zu und drehte die Thürme, die er noch in seiner zerbrochenen Faust zu halten scheint, gegen den Gaisberg.

Im Heidelberger Schloß gibt es von Allem Etwas. Es ist eines jener Gebäude, wo die anderwärts zerstreuten Schönheiten sich anhäufen und vermengen. Es gibt da ausgekerbte Thürme, wie in Pierrefonds, zierliche Façaden, wie in Anet, große traurige Bassins, einstürzend und mit Moos überwachsen wie in der Villa Pamfili, Kamine von Königen, mit Brombeerstauden überzogen wie in Meung-sur-Loire, Großartigkeit wie in Tancarville, Lieblichkeit wie in Chambord, Schrecklichkeit wie in Chillon.

Die Spuren von Kampf und Krieg zeigen sich da überall. Sie machen sich keinen Begriff davon, mit welcher Wuth die Franzosen, besonders von 1689 bis 1693, dieses Schloß verwüstet haben. Sie kamen drei oder vier Mal zurück; sie ließen die Mine unter den Terrassen und im Innern der Hauptthürme spielen; sie zündeten das Dachwerk an, sie ließen über die Dianen- und Venusstatuen der feinsten Façaden Bomben los. Ich sah Spuren von Kugeln auf den Gesimsen dieser herrlichen Fenster des Erdgeschoßes und des Rittersaales, wo die Pfalzgräfin hinaus sprang, um ein Mann zu werden. Dieselbe so geistreiche und so boshafte Pfalzgräfin, die sich so sehr ärgerte ein Weib zu sein, war später die Ursache des Krieges. Sonderbar, es gibt Städte, die durch Frauen verloren gegan-

gen sind, die Wunder von Schönheit waren; Heidelberg wurde durch dieses Scheusal von Häßlichkeit zu Grunde gerichtet.

So groß übrigens auch die Verwüstung sein mag, wenn man an den Geländern, Gewölben und Terrassen, die hinanführen, ins Schloß hinaufsteigt, so bedauert man, daß die große der Stadt zugekehrte Seite, obschon herrlich zusammengesetzt, in ihrem westlichen Ende aus einem zerfallenen Thurm, der einst der Hauptthurm gewesen, in ihrem östlichen Ende aus einem schönen achteckigen Thurm, welcher der Glockenthurm gewesen, und in der Mitte aus einem zweigiebeligen Hotel im Styl von 1600, das der Palast Friedrichs IV. gewesen, man bedauert, sage ich, daß diese ganze große Seite etwas Eintöniges hat. Ich gestehe, daß ich hier einige Breschen zu sehen wünschte. Hätte ich die Ehre gehabt, den Herrn Marschall von Lorges bei seiner barbarischen Execution von 1693 zu begleiten, so würde ich ihm zu einigen Kanonenschüssen gerathen haben, welche der Linie der großen Façade mehr Bewegung gegeben hätten. Wenn man eine Ruine macht, muß man sie recht machen.

Sie erinnern sich an das herrliche, so stupid zu einer Kaserne umgeschaffene Schloß von Blois, dessen innerer Hof vier Façaden hat, wovon jede die Geschichte einer großen Architektur erzählt. Nun wohl, wenn man in den innern Hof der Pfalzgrafen tritt, so ist der Eindruck nicht weniger tief und nicht weniger verwickelt. Man ist geblendet. Man ist versucht, die Augen zu schließen, wie man versucht ist, beim Anblick der Hochzeit des Paolo Veronese seine Ohren zu verstopfen. Es scheint, daß sich in diesem Hof ein unendliches Strahlen befinde, das von allen Seiten zugleich komme. Alles regt Sie an und nimmt Sie in Anspruch. Wendet man sich gegen den Palast Friedrichs IV., so hat man vor sich die zwei hohen dreieckigen Giebel dieser buschigen und düstern Façade mit weit hinausragendem Gesimse, wo sich zwischen vier Fensterreihen,

mit dem stolzesten Meisel geschnitzt, neun Pfalzgrafen, zwei Könige und fünf Kaiser emporrichten.* Zu seiner Rechten hat man die herrliche italienische Vorderseite Otto Heinrichs mit ihren Gottheiten, ihren Chimären und ihren Nymphen, welche leben und athmen, etwas dunkel gemacht durch weiche staubige Schatten, mit ihren römischen Cäsaren, ihren griechischen Halbgöttern, ihren hebräischen Helden und ihrer Halle, welche der sculptirte Ariost ist. Zur Linken sieht man die gothische Giebelseite am Palast Ludwigs im Bart, wüthend durchlöchert und durchstoßen, wie von den Hörnern eines riesigen Stieres. Hinter sich, unter den Ogiven einer Halle, wo ein halb aufgefüllter Brunnen steht, hat man die vier grauen Granitsäulen, welche der Papst dem großen Kaiser in Aachen geschenkt, die im achten Jahrhundert von Ravenna nach den Ufern des Rheins, im fünfzehnten von den Ufern des Rheins an den Neckarstrand kamen und, nachdem sie den Palast Karls des Großen in Ingelheim fallen gesehen, nunmehr dem Sturz des pfalzgräflichen Schlosses in Heidelberg zuschauen.

Das ganze Pflaster des Hofes ist von zerfallenen Freitreppen, versiegten Brunnen und schartigen Brücken versperrt. Ueberall spaltet sich der Stein, und die Nessel kommt ans Tageslicht.

Die zwei Façaden der Renaissance, welche diesem Hof so viel Glanz verleihen, sind aus rothem und die Statuen darauf

* In der ersten Reihe von oben herab: Kaiser Karl der Große; Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf von Baiern; Ludwig, Herzog von Baiern und erster Pfalzgraf zu Rhein; Rudolph I., Pfalzgraf. Zweite Reihe: Kaiser Ludwig, der Baier; Kaiser Ruprecht II.; Otto, König von Ungarn; Christoph, König von Dänemark. Dritte Reihe: Ruprecht der Alte, Pfalzgraf; Friedrich der Siegreiche, Pfalzgraf; Friedrich II., Pfalzgraf; Otto Heinrich, Pfalzgraf. Vierte Reihe: vier Pfalzgrafen: Friedrich der Fromme, Ludwig, Johann Casimir und Friedrich IV., der Erbauer des Palastes.

Das pfalzgräfliche Haus ging von weiblicher Seite bis auf Karl den Großen zurück.

aus weißem Sandstein, eine vortreffliche Combination, welche beweist, daß diese großen Bildhauer auch große Koloristen waren. Mit der Zeit ist der rothe Sandstein rostfarbig und der weiße goldig geworden. Von diesen beiden Façaden ist die eine, die von Friedrich IV., ganz streng, die andere, die von Otto Heinrich, allerliebst. Die erste ist geschichtlich, die zweite fabelhaft. Auf der einen herrscht Karl der Große, auf der andern Jupiter.

Je mehr man diese beiden neben einander stehenden Paläste betrachtet, je tiefer man in ihre wunderbaren Details eindringt, um so wehmüthiger fühlt man sich angeregt. Seltsames Schicksal der Meisterwerke von Marmor und Stein; ein dummer Vorübergehender verstümmelt sie, eine abgeschmackte Kugel vernichtet sie; und nicht die Künstler, sondern die Könige sind es, die ihren Namen daran knüpfen. Niemand weiß mehr, wie die gottbeseelten Männer hießen, welche die Mauer von Heidelberg gebaut und sculptirt haben. Es liegt darin Ruhm für zehn große Künstler: er schwebt über dieser herrlichen Ruine, ohne sich auf Namen fixiren zu können. Ein unbekannter Boccador hat den Palast Friedrichs IV. erfunden; ein namenloser Primatice hat die Façade Otto Heinrichs componirt; ein im Schatten verlorener Cäsar Cäsarino hat die reinen Ogiven mit gleichseitigem Dreieck am Schloß Ludwigs V. gezeichnet. Das sind Arabesken von Raphael, das sind Figürchen von Benvenuto. Finsterniß bedeckt alles das. Bald werden diese marmornen Gedichte sterben, die Dichter sind bereits todt. Glauben Sie nicht auch, Ludwig? die bitterste Justizverweigerung ist die Verweigerung des Ruhmes, die Vergessenheit.

Für wen haben sie also gearbeitet, diese bewundernswürdigen Männer? Ach! für den Wind, der weht, für das Gras, das emporschießt, für den Epheu, der seine Blätter neben die ihrigen stellen wird, für die Schwalbe, die vorbeiflattert, für den Regen, der fällt, für die Nacht, die herabsteigt.

Merkwürdig ist, daß die drei oder vier Bombardirungen, von denen diese beiden Façaden durchwühlt wurden, sie nicht beide auf die gleiche Weise verwüstet haben. Auf der Giebelseite Otto Heinrichs haben sie bloß Karnieße oder Architrave zertrümmert. Die unsterblichen Olympier, welche sie bewohnen, haben nicht gelitten. Weder Herkules, noch Minerva, noch Hebe sind berührt worden. Die Kugeln und Sturmtöpfe haben sich um diese unverwundbaren Statuen gekreuzt, ohne sie zu erreichen. Dagegen sind die sechzehn gekrönten Ritter, welche Löwenköpfe zu Knieschienen haben und auf dem Palast Friedrichs IV. so wacker aussehen, von den Bomben wie gewöhnliche Kriegsknechte zugerichtet worden. Beinahe alle sind verwundet. Der Kaiser Otto hat eine Schmarre im Gesicht; dem König Otto von Ungarn wurde das linke Bein zerschmettert, dem Pfalzgrafen Otto Heinrich die Hand weggerissen. Eine Kugel hat das Gesicht Friedrichs des Frommen entstellt. Ein Bombensplitter hat Friedrich II. auseinander gerissen und Johann Casimir die Lenden zerschmettert. Bei diesen Stürmen hat Karl der Große, der diese königliche Reihe von Statuen von oben herab zunächst beim Himmel beginnt, seine Erdkugel, und Friedrich IV., der sie von unten beschließt, hat seinen Scepter verloren.

Im Uebrigen gibt es nichts Stolzeres, als diese Legion von Fürsten, die alle verstümmelt sind und alle noch aufrecht stehen. Der Zorn Leopolds I. und Ludwigs XIV., der Donner, dieser Zorn des Himmels, die französische Revolution, dieser Zorn der Völker, haben sie vergebens angegriffen; sie sind alle noch da, ihre Façade vertheidigend, fest auf ihren starken Hüften, das Bein gestreckt, die Ferse solid, den Kopf hoch. Der Löwe von Baiern macht unter ihren Füßen seine stolze Löwengrimasse. Im zweiten Stock, unter einem grünen Zweig, der durch das Architrav gedrungen ist und zierlich mit den

steinernen Federn seines Helmes spielt, zieht Friedrich der Siegreiche seinen Degen halb. Der Künstler hat in dieses Gesicht Etwas von einem Ajax gelegt, der Jupiter den Kampf anbietet, oder von einem Nimrod, der seinen Pfeil gegen Jehova abschnellt.

Es muß ein herrliches Schauspiel gewesen sein um diese beiden Paläste Otto Heinrichs und Friedrichs IV., beim Glanz der Beschießung in der Unglücksnacht vom 21. Mai 1693 betrachtet. Herr von Lorges hatte eine Batterie in die Ebene vor dem Dorf Neuenheim, eine andere auf den Heiligenberg, eine dritte auf den Weg nach dem Wolfsbrunnen, eine vierte auf den kleinen Gaisberg gestellt. Von diesen vier entgegengesetzten Punkten aus senkten die Mörser, welche Heidelberg wie ein Kreis von schrecklichen Hydern umschlossen, unaufhörlich und von allen Seiten zugleich ihre langen Flammenhälse in den Schloßhof; die Haubitzen wühlten mit ihren eisernen Schädeln das Pflaster auf; die Stangenkugeln und die glühenden Kugeln flogen unter Feuerstreifen einher, und bei diesem Schein zeichneten sich auf der Façade Friedrichs IV. in ihrer Kampfpostur die Kolosse der Pfalzgrafen und der Kaiser, bepanzert wie Käfer, das Schwert in der Faust, stürmisch und furchtbar, während neben ihnen auf der andern Façade, nackt, heiter und ruhig, unbestimmt beschienen vom Abglanz der Granaten, die strahlenden Götter und die erröthenden Göttinnen unter diesem Bombenregen lächelten.

Unter diesen königlichen Figuren, die eher versteinerte Seelen, als Bildsäulen zu sein scheinen, haben meines Erachtens nur zwei etwas von ihrem Stolz verloren. Es sind dies Ludwig V. und Friedrich V. Es ist wahr, daß sie nicht zu der glänzenden Constellation von Fürsten gehören, die über den Palast Friedrichs IV. ausgesäet war. Sie lehnen sich im Schatten an diese Ruine, welche einst der große Thurm gewesen.

Friedrich V. ist schwer darnieder gebeugt; es scheint, daß er an den Fehler denkt, der sein Schicksal begründet hat. Die Böhmen hatten ihre Königskrone von der Stirne Ferdinands von Oesterreich zurückgenommen und dem Kurfürsten von Sachsen angeboten; dieser aber wies sie zurück, und das Gleiche thaten Herzog Karl Emanuel von Savoyen, und König Christian IV. von Dänemark; endlich boten sie ihre Krone dem Pfalzgrafen Friedrich V., und dieser nahm sie auf den Rath seiner Gemahlin mit beiden Händen an. Er ließ sich 1619 in Prag krönen; dann brach der Krieg aus, und Friedrich sollte fern von seinem Heimathland, vertrieben durch die Ereignisse, die er selbst herbeigeführt hatte, unstät und flüchtig seinen Tod finden. Seine Gemahlin war Elisabeth von England, Enkelin von Maria Stuart. Sie hatte ihrem Gatten das Unglück ihrer Familie als Mitgift zugebracht. Nicht Elisabeth hatte einen Thron, sondern Friedrich V. hatte die Verbannung geheirathet.

Friedrich V. trägt in der dunkeln Nische, wo ein Gesträuch ihn beinahe gänzlich verdeckt, auf seinem Haupt noch immer diese böhmische Krone, aus welcher der dreißigjährige Krieg hervorgegangen ist; aber er hat die beiden Hände nicht mehr, die darnach gegriffen. Seltsames Spiel des Zufalls, eine schwedische Bombe hat sie ihm weggerissen.

Ludwig V., sein Nachbar, ist nicht minder düster. Man sollte meinen, er wisse, daß er keine Garden mehr auf dem Waffenplatz hat, daß der niemals leere Thurm jetzt leer ist, daß es in der Kapelle keine Priester, im Riesenthurm keine Löwen, in Deutschland keine Kurfürsten, in Heidelberg keine Pfalzgrafen mehr gibt, und daß sein großer Thurm, den er nach dem Muster des Thurmes in Bourges, des höchsten in ganz Europa, aufgeführt, baufällig hinter ihm hängt. Er betrachtet traurig den Epheu, der allmählig auf seinem Gesicht Boden gewinnt.

Dieser große Thurm hatte ein Seitenstück am andern Ende des festungsartigen Palastes. Es war der Thurm Friedrichs des Siegreichen.

Gegen 1455 ließ Friedrich I., um sein Schloß uneinnehmbar zu machen, einen starken Thurm oberhalb des kleinen Thales aufführen, das sein Schloß von den östlichen Bergen trennt. Dieser Thurm war achtzig Fuß hoch, aus Granit gebaut und mit eisernen Thoren verschlossen. Die Seite seiner Mauer, die dem Feind entgegensah, war zwanzig Fuß breit. Friedrich ließ im Innern drei furchtbare Batterien über einander aufführen, und in die Gewölbe zum Gebrauch der Maschinen ungeheure eiserne Ringe einfügen, die noch da hängen. 1610 erhöhte sein Urenkel Friedrich IV. diesen ungeheuren Thurm noch um einen großen achteckigen Stock. — Als das wunderbare Gebäude beendet und vollständig war, drückte der gereizte König von Frankreich mit seinem Daumen darauf und zerbrach es wie eine Nuß.

Heutzutage heißt der Thurm Friedrichs des Siegreichen der gespaltene Thurm.

Eine Hälfte dieses colossalen Cylinders von Mauerwerk liegt im Graben. Andere geborstene Blöcke machen sich vom Gipfel los und würden schon längst hinabgestürzt sein, aber riesige Bäume haben sie mit ihren mächtigen Klauen ergriffen und halten sie schwebend über dem Abgrund zurück.

Einige Schritte von dieser schrecklichen Ruine hat der Zufall eine allerliebste Ruine hingeworfen; es ist das Innere des Palastes von Otto Heinrich, wovon ich Ihnen, lieber Ludwig, bis jetzt nur die Façade gezeigt habe. Da stehen offen, dem ersten Besten preisgegeben, unter Sonne und Regen, unter Schnee und Wind, ohne Gewölbe, ohne Getäfel, ohne Dach, wie durch Zufall in baufällige Mauern gebohrt, zwölf Thüren der Renaissance, zwölf Kleinodien, zwölf Meisterwerke, zwölf steinerne Idyllen, mit welchen sich, wie aus denselben Wurzeln hervor-

gegangen, ein herrlicher, überaus lieblicher Wald von wilden Blumen vermischt, die der Pfalzgrafen würdig sind, consule dignae. Ich kann Ihnen nicht sagen, welcher unaussprechliche Reiz in dieser Mischung von Kunst und Wirklichkeit liegt; es ist zu gleicher Zeit ein Kampf und eine Harmonie. Die Natur, die mit Beethoven rivalisirt, rivalisirt auch mit Jean Goujon. Die Arabesken machen Gesträuche, die Gesträuche machen Arabesken. Man weiß nicht, was man vorziehen und am meisten bewundern soll, das lebendige Blatt oder das sculptirte Blatt.

Was mich betrifft, so schien mir diese Ruine voll von einer göttlichen Ordnung zu sein. Mich dünkt, als befinde sich dieser von den Feen der Renaissance erbaute Palast jetzt in seinem natürlichen Zustand. All diese wunderbaren Phantasien der freien und wilden Kunst mußten sich unbehaglich fühlen in diesen Sälen, wenn man den Frieden oder Krieg da unterzeichnete, wenn düstere Fürsten da träumten, wenn man Königinnen da verheirathete, wenn man Pläne für deutsche Kaiserwahlen entwarf. Konnten diese Vertumne, diese Pomonen und diese Ganymede etwas von den Ideen begreifen, die sie aus dem Kopf Friedrichs IV. oder V., von Gottes Gnaden Pfalzgrafen zu Rhein, Statthalters des heiligen, römischen Reichs, Kurfürsten, Herzogs von Ober- und Niederbayern, kommen sahen? Ein großer Herr schlief in diesem Zimmer mit einer Königstochter unter einem herzoglichen Baldachin; jetzt gibt es keinen großen Herrn, keine Königstochter, keinen Baldachin, keine Decke mehr in diesem Zimmer; das Windeglöckchen bewohnt, die wilde Münze durchduftet es. Dies ist gut. Es ist besser. Diese anbetungswürdigen Sculpturen sind geschaffen, um von den Blumen geküßt und von den Sternen betrachtet zu werden.

Die Natur, gerecht und heilig, feiert dieses Werk, dessen Urheber die Menschen vergessen haben.

Außer einer zahllosen Menge von Bassins, von Grotten

und Brunnen, von Pavillonen und Triumphbögen, außer der dem heiligen Udalrich geweihten und von Julius III. als erste in Deutschland aufgeführten Capelle;

außer dem großen Waffenplatz,
den beiden Arsenalen,
dem Ballsaal des Kurfürsten Carl,
der Menagerie der Löwen,
dem Vogelhaus,
dem Federnhaus,
der großen Canzlei,
dem Münzhaus mit seinen vier Thürmchen,

enthielt das Heidelberger Schloß und vereinigte in seinem prächtigen Ganzen acht Paläste von acht Fürsten und von acht verschiedenen Epochen:

einen vom vierzehnten Jahrhundert, den Palast des Pfalzgrafen Rudolph I.;

einen vom fünfzehnten Jahrhundert, den Palast des Kaisers Ruprecht;

drei vom sechzehnten: den Palast Ludwigs V., den Palast Friedrichs II. und den Palast Otto Heinrichs;

drei vom siebzehnten: den Palast Friedrichs IV., den Palast Friedrichs V. und den Palast Elisabeths.

Seine Ruine besteht nunmehr aus allen diesen Ruinen.

Ohne die Thürmchen, die Lusthäuschen und die Laternentreppen im Innern zu zählen, waren neun äußere Thürme da:

der Carlsthurm,
das Rundell,
der große Thurm,
der Thurm Friedrichs des Siegreichen,
der Thurm Nimmerleer,
der Verbindungsthurm,
der Riesenthurm,

der achteckige Thurm,

und jener Bibliothekthurm, der die pfalzgräfliche Bibliothek des Vaticans in sich schloß, und dessen griechische Manuscripte und byzantinische Missale im Jahr 1622 aus Ermanglung an Stroh den Pferden der kaiserlichen Armee als Streu dienten.

Fünf von diesen Thürmen sind noch vorhanden:

der Bibliothekthurm,

der achteckige Thurm,

der große Thurm,

der gespaltene Thurm,

und der Riesenthurm, der einzige, der viereckig ist.

Wunderliches Schicksal! Dieser herrliche Palast, welcher der Schauplatz der Grafen vom Rhein und der Herzoge von Bayern, der Könige von Böhmen und der Kaiser von Deutschland gewesen, ist heute nur noch die verwickelte Umhüllung eines Fasses.

Das unterirdische Gewölbe von Tournus ist eine Kirche, das unterirdische Gewölbe von St. Denis ist ein Grab, das unterirdische Gewölbe von Heidelberg ist ein Keller.

Wenn man diese großartigen Schutthaufen, diese epischen Einstürze, diese niedergerissenen Waffensäle, diese Paläste voll von Moos, von Gebüschen, von Schatten und Vergessenheit, die Thürme, die gleich betrunkenen Menschen geschwankt haben und gleich Todten umgesunken sind, diese weiten Höfe, wo vor kaum zweihundert Jahren der Landsknecht mit hoch gehaltener Pike auf der Freitreppe stand, dieses ganze große Gebäude und diese ganze große Geschichte durchschritten hat, kommt ein Mann mit einer Laterne zu Ihnen, öffnet Ihnen eine niedrige Thüre, zeigt Ihnen eine düstere Treppe und gibt Ihnen ein Zeichen hinabzusteigen. Man steigt hinab, das Gewölbe ist dunkel, die Krypte ist abgeglichen, die Luftlöcher werfen einen religiösen

von einer Kanonenkugel, dieser andern königlichen Erdkugel, zertrümmert worden; Alles ist gefallen, Alles zu Ende gegangen, Alles erloschen, außer diesem Hanswurst. Er allein ist noch vorhanden, er steht aufrecht da, er athmet und sagt: Hier bin ich. Er hat seinen blauen Rock, seine lächerliche Weste, seine halbgrüne und halbrothe Narrenperücke; er betrachtet Sie, er hält Sie an, er zupft Sie beim Aermel, er macht Ihnen seine plumpe dumme Posse vor und lacht Ihnen unter die Nase.

Nach meinem Dafürhalten ist das Traurigste und Bitterste an dieser Ruine von Heidelberg nicht diese ganze Masse von todten Fürsten und Königen, sondern dieser lebendige Schalksnarr.

Es war der Narr des Pfalzgrafen Karl Philipp. Er nannte sich Perkeo. Er war drei Fuß sechs Zoll hoch, wie seine Statue, unter welcher sein Name eingegraben ist. Er trank fünfzehn Doppelflaschen Rheinwein täglich. Darin bestand sein Talent. Er machte ums Jahr 1710 den Kurfürsten von Pfalz-Bayern und den Kaiser von Deutschland, diese Schatten, die damals vorüberzogen, sehr lachen.

Eines Tages, als mehrere fremde Fürsten beim Pfalzgrafen waren, maß man Perkeo mit einem jener großen Grenadiere Friedrichs I., Königs von Preußen, die mit ihren hohen Absätzen an den Stiefeln und ihren ungeheuren Bärenmützen genöthigt waren, die Treppen der Paläste rückwärts hinabzusteigen. Der Narr reichte kaum über die Stiefel des Grenadiers hinaus. Dies erregte ungeheures Gelächter, sagt ein Erzähler aus jener Zeit. Arme Fürsten einer abgelebten Periode, die sich mit Zwergen und Riesen beschäftigten und die Menschen vergaßen!

Wenn Perkeo seine fünfzehn Flaschen nicht getrunken hatte, wurde er durchgepeitscht.

Im Grunde lag hinter der grimassenhaften Heiterkeit dieses Elenden nothwendig Spott und Verachtung. Die Fürsten, in dem Strudel, der sie fortriß, bemerkten es nicht. Das glänzende Gestrahle des pfälzischen Hofes bedeckte den Schimmer von Haß, der von Zeit zu Zeit dieses Gesicht beschien; aber heute, im Schatten dieser Ruinen, kommt er wieder zum Vorschein und läßt deutlich den geheimen Gedanken des Narren lesen. Der Tod, der über dieses Lachen dahingegangen ist, hat ihm seine Kurzweiligkeit genommen und nur den Spott darin zurückgelassen.

Es scheint, als spotte die Statue Perkeos über die Karls des Großen.

Man muß nicht zurückkehren, um Perkeo noch einmal zu sehen. Das erste Mal betrübt, das zweite Mal erschreckt er. Nichts Unheimlicheres, als das unbewegliche Lachen. In diesem verödeten Palast, in der Nähe dieses leeren Fasses denkt man an diesen armen Narren, der von seinem Herrn geschlagen wurde, wenn er nicht betrunken war, und diese scheußlich lustige Maske flößt Furcht ein. Es ist sogar nicht mehr das Lachen eines Narren, der spottet, sondern das Grinzen eines Teufels, der sich rächt. In dieser von Phantomen angefüllten Ruine ist Perkeo auch ein Gespenst.

Verzeihen Sie, lieber Ludwig, wenn ich mir den Uebergang zu Nutzen mache; aber da von Phantomen die Rede ist, so kann ich Ihnen wohl auch von Gespenstern vorreden. Es gibt ihrer, sagt man, und zwar viele im Schloß zu Heidelberg. Sie gehen in den Vollmonds- und in den Sturmnächten dort um. Bald ist es Jutha, die Gemahlin des Frankenherzogs Anthys, die sich bleich und mit der Krone auf dem Haupt unter die kleinen Ogiven am Lusthäuschen Ludwigs im Garte setzt. Bald sind es zwei Vehmrichter, zwei schwarze Ritter, die man neben der Statue Jupiters auf dem unzugänglichen Fries des

Palastes Otto Heinrichs hinschreiten sieht. Bald sind es die buckeligen Musikanten, Hausgeister, die in den Dachstühlen der Kapelle satanische Melodien pfeifen. Bald ist es die weiße Dame, die unter den Gewölben hingeht und deren Stimme man hört. Es ist dies jene weiße Dame, die, sagt man, im Jahr 1655 im Rittersaal Otto Heinrichs dem Grafen Friedrich von Zweibrücken erschien und ihm den Sturz der pfälzischen Herrschaft prophezeite. Zur Zeit der Pfalzgrafen zeigte sie sich, so oft einer der Souveräne des Landes sterben mußte. Den Großherzogen von Baden erscheint sie nicht. Es scheint, daß sie den Vertrag von Luneville nicht anerkennt.

Sehen Sie, lieber Ludwig, so ist es mit den Teufeln bestellt, welche die Touristen in diesem alten Palast suchen. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich keine anderen Teufel und sogar keine anderen Touristen hier gesehen habe, als einmal gegen Mittag zwei jener riesigen Schornsteinfeger vom Schwarzwald, die gekommen waren, um als Künstler und Kenner das phänomenale Kamin der Pfalzgrafen zu besuchen, über das Sie in Entzücken geriethen, und die ganz schwarz mit ihren weißen Zähnen, mit ihren beiden Armen den großen Mantel bewegend, den sie als Shawl tragen, wie zwei große Fledermäuse des Odeon aussahen, das in den Ruinen von Heidelberg den Freischütz in Scene setzen würde.

Keine Art von Verwüstung ist diesem Schloß erspart geblieben. Bisher habe ich Ihnen den Grafen von Tilly, den Grafen von Birkenfeld, den Marschall von Lorges, den Kaiser von Deutschland und den König von Frankreich als die großen Zerstörer genannt. Ich habe Ihnen Nichts von den kleinen gesagt. Wenn man die Spur der Löwen betrachtet, bemerkt man die der Ratten nicht. Heidelberg hat inzwischen seine Ratten gehabt. Die niedrigsten Verwüster, die officiellen Architekten, haben sich auf dieses Monument gestürzt, wie wenn es

in Frankreich, wie wenn es in Paris wäre. Invaliden, die man da einquartierte, haben das alte Gebäude mit einem Haß verstümmelt, wie ihn nur Ruinen gegen einander hegen. Sie haben zwei von vier Giebeln im Schlafzimmer Otto Heinrichs vollständig eingerissen. Engländer haben die als Pfeiler dienenden Cariatiden im Speisesaal mit dem Hammer zerschlagen, um sie mitzunehmen. Ein Architekt, der einen Aquädukt von Heidelberg nach Mannheim führen sollte, hat die Gewölbe des Rittersaals niedergerissen, um aus den Ziegeln Kitt zu gewinnen. Sie erinnern sich, daß unser Gitterthor auf der Place royale, jenes seltene und vollständige Denkmal der Schlosserkunst des siebzehnten Jahrhunderts, dieses gute alte Gitterthor, von welchem Frau von Sevigné spricht, das die Vögel von Tournelles vorbeikommen gesehen, durch welches Corneille mußte, wenn er zu Marion de Lorme, und Molière, wenn er zu Ninon de Lenclos ging, in diesem Jahr vor meiner Thüre zu fünf Sous das Pfund verkauft worden ist. Nun wohl, lieber Ludwig, die Einfaltspinsel, die diese Dummheit ausführten, haben sie nicht einmal erfunden. Die Einfaltspinsel, von denen die Sache ausging, waren von Heidelberg; die andern haben ihnen nur nachgepfuscht. Um die Freitreppe Otto Heinrichs befand sich ein herrliches eisernes Geländer von der Renaissance. Die Stadtbaumeister haben sie dem Gewicht nach um weniger als sechs Liards das Pfund verkaufen lassen. Ich citire den wörtlichen Text des Handels. Was sagen Sie dazu? Diese sechs Liards kommen wohl auf dasselbe hinaus, wie unsere fünf Sous.

Sie haben mich ohne Zweifel auf dem Hügel des kleinen Gaisberg vergessen, wo ich mich befand, als ich Ihnen vom Heidelberger Schloß zu erzählen anfing, und ich selbst habe mich

dort vergessen, denn ich war in eine tiefe Träumerei versunken. Die Nacht war eingebrochen, Wolken hatten sich über den Himmel verbreitet, der Mond war beinahe bis zum Zenith hinaufgestiegen, als ich noch immer auf demselben Stein saß, die Finsterniß betrachtend, die ich um mich, und die Schatten, die ich in mir hatte. Auf einmal schlug es auf dem Stadtthurm unter meinen Füßen; es war Mitternacht: ich stand auf und ging den Berg hinab. Der Weg, der nach Heidelberg führt, geht an den Ruinen vorüber. Im Augenblick, wo ich dort ankam, warf der Mond, in großen Gewölken verschleiert und von einem ungeheuren Hof umgeben, einen wehmüthigen Schein auf diesen prachtvollen Schutthaufen. Jenseits des Grabens, dreißig Schritte von mir, mitten in einem großen Buschwerk, erschien mir der gespaltene Thurm, dessen Inneres ich sah, wie ein ungeheurer Todtenkopf. Ich erkannte die Nasenhöhlen, die Wölbung des Gaumens, den doppelten Augenbrauenbogen, die tiefe und furchtbare Höhle der erloschenen Augen. Der große mittlere Pfeiler mit seinem Capitäl war die Nasenwurzel. Zerrissene Verschläge bildeten die Knorpeln. Unten auf dem Abhang der Schlucht stellten die Vorsprünge der eingestürzten Mauerwand auf eine gräßliche Art den Kiefer vor. Ich habe in meinem Leben nichts Melancholischeres gesehen, als diesen großen Todtenkopf auf diesem großen Nichts sitzend, das man das pfalzgräfliche Schloß nennt.

Die stets offene Ruine ist zu dieser Stunde verödet. Mir kam die Idee, hineinzugehen. Die zwei steineren Riesen, die den viereckigen Thurm bewachen, ließen mich passiren. Ich schritt durch die schwarze Vorhalle, unter welcher noch das alte eiserne Schutzgatter hängt, und gelangte in den Hof. Der Mond war beinahe verschwunden unter den Wolken. Vom Himmel kam bloß ein bleicher Schein.

Ludwig, nichts ist größer, als das was gefallen ist. Diese

Ruine hatte, auf diese Art beleuchtet, zu dieser Stunde gesehen, eine unaussprechliche Traurigkeit, Lieblichkeit und Majestät. Ich glaubte selbst in dem kaum erkenntlichen Gezitter der Bäume und Gesträuche etwas Ernstes und Ehrfurchtsvolles zu fühlen. Ich hörte keinen Tritt, keine Stimme, keinen Hauch. Im Hof war weder Schatten noch Licht; eine Art von träumerischem Halblicht milderte Alles, beschien Alles und verschleierte Alles. Der verwickelte Knäuel von Breschen und Rissen ließ schwache Strahlen des Mondes bis in die entferntesten Schlupfwinkel dringen, und in den schwarzen Tiefen unter unnahbaren Gewölben und Gängen sah ich weiße Punkte langsam sich bewegen.

Dies war die Stunde, wo die Façaden der alten verlassenen Gebäude keine Façaden mehr, sondern Gesichter sind.

Ich schritt auf dem holperichten unebenen Pflaster fort, ohne daß ich einen Lärm zu machen wagte, und nun fand ich zwischen den vier Mauern dieses Raumes jene seltsame Beengung, jenes undefinirbare Gefühl, welches die Alten den Schauer der heiligen Haine nannten. Es liegt eine Art unüberwindlichen Schreckens in dem Unheimlichen, das mit dem Prächtigen vermischt ist.

Gleichwohl bin ich die grünen und feuchten Stufen der alten Freitreppe ohne Geländer hinangestiegen und in den alten dachlosen Palast Otto Heinrichs eingetreten. Sie werden vielleicht lachen, aber ich versichere Sie, es ist etwas Schreckliches, bei Nacht in Zimmern umherzugehen, die von Menschen bewohnt worden, deren Thüren dekorirt sind, deren Zierrathen noch jetzt ihre wohl erkenntliche Bedeutung haben; es ist etwas Schreckliches, sich zu sagen: hier war der Speisesaal, hier das Schlafzimmer, hier der Alkoven, hier das Kamin, und zu gleicher Zeit das Gras unter seinen Füßen zu fühlen und den Himmel über seinem Haupt zu erblicken. Ein Zimmer, das

noch die Gestalt eines Zimmers hat, und dessen Decke von einer unsichtbaren Hand wie der Deckel einer Büchse hinweggenommen worden ist, wird etwas namenlos Trauriges. Es ist kein Haus mehr, es ist kein Grab. In einem Grab fühlt man die Seele des Menschen; hier fühlt man seinen Schatten.

Im Augenblick, wo ich aus dem Vorhof in den Rittersaal treten wollte, machte ich Halt. Es war da ein eigenthümliches Geräusch, das um so deutlicher zu erkennen war, als eine Grabesstille den Rest der Ruine erfüllte. Es war eine Art schwachen Geröchels, zischend, anhaltend, auf Augenblicke mit einem kurzen, trockenen und raschen Triller vermischt, der bald aus der Tiefe der Finsterniß, aus einem entfernten Punkt des Gehölzes oder Gebäudes, bald unter meinen Füßen zwischen den Spalten des Pflasters hervorzukommen schien. Woher kam dieses Geräusch? Von welchem nächtlichen Wesen war es das Geschrei oder Geklopfe? Ich weiß es nicht, aber es glich dem Geknirsche eines Werkstuhles, und indem ich ihm lauschte, konnte ich nicht umhin an jenen schrecklichen Spinner der Sagen zu denken, der Nachts in den Ruinen am Strick für den Galgen spinnt.

Im Uebrigen Nichts, Niemand, kein lebendiges Wesen. Der Saal war verlassen wie der ganze Palast. Ich stieß mit meinem Stock aufs Pflaster, das Geräusch hörte auf, begann aber nach einem Augenblick wieder. Ich stieß noch einmal, es hörte auf, begann aber dann von Neuem. Uebrigens habe ich nichts gesehen, als eine große erschrockene Fledermaus, die durch mein Klopfen auf die Platte aus einer der sculptirten Consolen der Wand hervorgetrieben wurde und über meinem Kopf jenen leichenhaften Kreisflug begann, der für das Innere der eingestürzten Thürme geschaffen scheint.

Soll ich Ihnen Alles sagen? Warum nicht? Sind Sie nicht der Mann, der alle Träume des Geistes begreift? Es

schien mir, als belästigte ich Jemand in dieser Ruine. Wen? Ich weiß es nicht. Aber gewiß ist, daß ich ein Geheimniß störte. Die Nacht war da ganz allein. Ich hatte sie in ihrer Ordnung unterbrochen. Alle übernatürlichen Bewohner dieses königlichen Gemäuers hefteten zugleich ihre unbestimmten und entsetzten Augensterne auf mich. Die Tritonen, die Satyrn, die doppelschwänzigen Sirenen, der geflügelte Amor, der seit drei Jahrhunderten mit einer Guirlande auf der Schwelle des Rittersaales spielt, die zwei nackten Siegesgöttinnen, die von den Invaliden verstümmelt worden, die unter purpurrothen Gebüschen versteckten Cariatiden, die Chimären, die Ringe in ihren Zähnen haben, die Najaden, die das steinerne Wasser aus ihrer Urne fallen hören, hatten etwas Aergerliches und Trauriges; die weitgeöffneten Mäuler der Fratzenköpfe nahmen einen seltsamen Ausdruck an; ein Schein ließ kläglich im Schatten jene düstere Isis des Vorsaales hervortreten, welcher die Regen, die an ihr nagen und wischen, das unnennbare Lächeln der Prudhonschen Gesichter gegeben haben; zwei behelmte Sphinxe mit Weiberbrüsten und Frauenohren schienen leise zu zischen, indem sie mich anschauten, transversa tuentes, und ich glaubte, die Löwen des Kamins unter dem Gebüsch schnaufen zu hören, wo sie sich niedergeduckt haben, seit der Fuß des nachdenklichen Pfalzgrafen sich nicht mehr auf ihre marmorne Mähne setzt. Etwas Unbewegliches und Furchtbares zuckte um mich her auf all diesen Wänden, und so oft ich mich einer finstern Thüre oder einer trüben Ecke näherte, sah ich einen geheimnißvollen Blick darin leben.

Sind Sie Geisterseher wie ich? Haben Sie das empfunden? Die Statuen schlafen am Tag, aber bei Nacht erwachen sie wieder und werden Gespenster.

Ich verließ den Palast Ottos und kehrte, fortwährend verfolgt durch das schwache, seltsame Geräusch, das irgend

ein Todtenwächter in dem Rittersaal machte, in den Hof zurück.

Im Augenblick, wo ich die Freitreppe hinabgestiegen war, erhob sich der Mond plötzlich, rein und strahlend, in einem breiten Wolkenriß; der doppelgiebelige Palast Friedrichs IV. erschien auf einmal prächtig, beleuchtet wie am hellen Tag, mit seinen sechzehn bleichen und furchtbaren Riesen vor mir, während zu meiner Rechten die Façade Ottos, ganz schwarz gegen den lichtvollen Himmel emporschauend, blendende Mondstrahlen durch ihre vierundzwanzig Fenster zugleich entwischen ließ.

Ich sagte beleuchtet wie am hellen Tag; ich hatte Unrecht, dies war Alles zusammen mehr oder weniger. Der Mond in den Ruinen ist besser als ein Licht, er ist eine Harmonie. Er verbirgt kein Detail und übertreibt keine Narbe; er wirft einen Schleier auf die zertrümmerten Dinge und fügt einen gewissen neblichten Glorienschein zur Majestät der alten Gebäude. Man sieht einen zerfallenen Palast oder ein eingestürztes Kloster besser bei Nacht, als bei Tag. Die harte Klarheit der Sonne ermüdet die Ruinen und belästigt die Traurigkeit der Statuen.

Ihrerseits haben diese Schatten der Kaiser und Pfalzgrafen mich angeschaut: Simulacra. Seltsam, einen Augenblick zuvor hatte es mir geschienen, als ob die Sirenen, die Nymphen und die Chimären mich zornig anblickten; jetzt schien es mir, als ob all diese furchtbaren alten Fürsten ein gütiges und gastfreundliches Auge auf mich armseligen Wanderer hefteten. Einige erschienen noch größer unter den phantastischen Strahlen des Mondes. Einer von ihnen, der von einer Bombe getroffen und halb rücklings geworfen wurde, Johann Casimir, sah an die Wand gelehnt mit seinem bleichen Gesicht, seiner Adlernase und seinem langen Bart, dem ausgegrabenen Heinrich IV. gleich.

Ich verließ den Palast durch den Garten und verweilte

mich beim Hinabsteigen noch einen Augenblick auf einer der untern Terrassen. Hinter mir bildete die Ruine, die den Mond verbarg, auf halbem Abhang einen gewaltigen Schatten, aus welchem in allen Richtungen zugleich lange, düstere und helle Linien hervorbrachen, den unbestimmten und dunstigen Hintergrund der Landschaft ausstreichend. Unter mir lag das schlaftrunkene Heidelberg tief im Thal am Berg entlang hingestreckt, alle Lichter gelöscht, alle Thüren geschlossen; unter Heidelberg hörte ich den Neckar hinrauschen, der leise mit dem Hügel in der Ebene zu sprechen schien, und die Gedanken, die mich den ganzen Abend erfüllt hatten, die Nichtigkeit des Menschen in der Vergangenheit, seine Armseligkeit in der Gegenwart, die Größe der Natur und die Ewigkeit Gottes, kehrten, wie durch eine dreifache Figur dargestellt, alle zusammen vor meinen Geist zurück, während ich langsamen Schritts zwischen diesem stets wachen und lebendigen Fluß, dieser eingeschlafenen Stadt und diesem todten Palast in der Finsterniß hinabstieg.

Nachschrift.

Karlsruhe, November.

Lieber Ludwig, da haben Sie diesen endlosen Brief, glücklich vollendet. Danken Sie Gott und verzeihen Sie mir. Lesen Sie den Foliobogen nicht, den ich Ihnen schicke, aber kommen Sie nach Heidelberg.

Ich habe in den letzten Tagen einen prächtigen Abstecher in die Bergstraße gemacht. Ich habe Koth und Regen gehabt, aber Sie wissen, daß ich eine Art von Bergmann bin. Nur habe ich viel gelitten, nicht von der Kälte, sondern von den Oefen. Denken Sie sich, seit ich in Deutschland bin, ist es

mir noch nie gelungen, ein Kaminfeuer, einen tüchtigen Feuerbrand, ein flammendes Reißbüschel zu bekommen. Sie haben bloß schreckliche Oefen, deren Rohre sich wie Schlangen in den Zimmern drehen und winden. Daraus geht eine garstige verrätherische Hitze hervor, so daß der Kopf siedet, während die Füße erfrieren. Hier heizt man sich nicht, aber man tödtet sich durch die Hitze.

Abgesehen von diesem kleinen Uebelstand, daß man sich Morgens und Abends durch den Dampf tödtet, ist das Land wahrhaft bewundernswürdig. Es regnet die ganze Nacht; ich höre im Schlaf, wie der Platzregen gegen meine Fenster wüthet, ich mache mich auf schreckliche nasse Tage gefaßt; aber ich weiß nicht, wie dies zugeht, am Morgen zertheilen sich die Wolken, die Nebel entfliegen, und ich sehe die schönsten Dinge von der Welt.

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane.

Leben Sie wohl, theurer Freund, auf baldiges Wiedersehen! In einigen Wochen werde ich Ihre liebe Hand drücken. Bleiben Sie mir gut.

Neunundzwanzigster Brief.

Straßburg.

Straßburg, August.

Ich bin in Straßburg, lieber Freund. Ich habe mein Fenster auf den Waffenplatz. Zu meiner Rechten habe ich ein Bouquet von Bäumen, zu meiner Linken den Münster, dessen Glocken in diesem Augenblick alle zusammenläuten; vor mir im

Hintergrund des Platzes ein Haus aus dem sechzehnten Jahrhundert, sehr schön, obschon gelb angestrichen und mit grünen Läden; hinter diesem Haus die hohen Giebel eines alten Kirchenschiffes, wo jetzt die Stadtbibliothek ist; mitten auf dem Platz eine hölzerne Barake, aus welcher, sagt man, ein Denkmal für Kleber hervorgehen wird; rings umher einen Cordon von alten recht pittoresken Dächern; einige Schritte von meinem Fenster eine Pfahllaterne, zu deren Fuß einige deutsche Gamins, blond und wohlgenährt, kauderwelschen. Von Zeit zu Zeit hält eine schlanke englische Postchaise, Kalesche oder Landauer mit ihrem badischen Postillon vor dem rothen Hause an, wo ich wohne. Der badische Postillon ist allerliebst; er trägt eine hellgelbe Jacke, einen schwarzen lakirten Hut mit breiter silberner Borte, und über dem Rücken am Bandelier ein kleines Jagdhorn mit einem ungeheuern Büschel von rothen Eicheln. Unsere Postillone sind abscheulich; der Postillon von Longjumeau ist eine Mythe; eine alte schmutzige Blouse mit einer schrecklichen baumwollenen Mütze, das ist der französische Postillon. Setzen Sie jetzt über das Ganze, den badischen Postillon, die Postchaise, die deutschen Gassenjungen, die alten Häuser, die Bäume, die Barake und den Glockenthurm, einen hübschen Himmel, aus Blau und Wolken gemischt, so haben Sie eine Idee von dem Gemälde.

Ich habe übrigens wenig Abenteuer gehabt; ich habe zwei Nächte in der Mallepost zugebracht, was mir einen hohen Begriff von der Solidität unserer menschlichen Maschine einflößte. Es ist etwas Schauerliches um eine Nacht in der Mallepost. Im Augenblick der Abreise geht Alles gut, der Postillon knallt mit seiner Peitsche, die Glöckchen der Pferde klingen munter, man fühlt sich in einer wundersam angenehmen Lage, die Bewegung des Wagens gibt dem Geist Heiterkeit und die Dämmerung stimmt ihn schwermüthig. Allmählig bricht die Nacht

herein, das Gespräch unter den Nachbarn erlahmt, man fühlt die Augenlider schwer werden, die Laternen werden angezündet, man wechselt die Pferde, dann saust man wieder dahin wie der Wind, es wird vollständig Nacht, man schläft ein, dies ist gerade der Augenblick, welchen die Straße wählt, um schrecklich zu werden; bald kommt man in Löcher, bald über holperige Stellen, der Wagen beginnt zu tanzen. Es ist keine Straße mehr, sondern eine Bergkette mit ihren Seen und Kämmen. Zwei entgegengesetzte Bewegungen bemächtigen sich jetzt des Wagens und schütteln ihn voll Wuth, wie zwei Riesenhände, die ihn im Vorbeikommen gepackt hätten, eine Bewegung von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, und eine Bewegung von links nach rechts und von rechts nach links — stampfen und schlinkern. Aus dieser glücklichen Verwicklung geht hervor, daß jede Erschütterung sich von selbst an der Höhe der Achsen vervielfältigt, und daß sie im Innern des Wagens bis zur dritten Potenz steigt, so daß ein faustgroßer Kiesel macht, daß man achtmal hinter einander den Kopf an dieselbe Stelle schlägt, wie wenn man einen Nagel einschlagen wollte. Das ist allerliebst. Von diesem Augenblick an ist man nicht mehr in einem Wagen, sondern in einem Strudel. Es scheint, die Mallepost sei wüthend geworden. Die comfortable, von Herrn Conte erfundene Mallepost verwandelt sich in eine abscheuliche Patasche, der voltairesche Lehnstuhl ist nur noch ein infamer Rippenstößer. Man hüpft, man tanzt, man springt auf, man prallt gegen seinen Nachbar an — Alles im Schlaf. Denn das ist noch das Schönste an der Sache, man schläft. Der Schlaf hält Sie von der einen Seite, das höllische Fuhrwerk von der andern. Daher ein Alpdrücken ohne Gleichen. Nichts läßt sich mit den Träumen eines geschüttelten Schlafes zusammenstellen. Man schläft und man schläft nicht, man befindet sich zu gleicher Zeit in der Wirklichkeit und in der Chimäre. Das ist der am-

phibische Traum. Von Zeit zu Zeit öffnet man die Wimper ein wenig. Alles hat ein ungestaltetes Aussehen, besonders wenn es regnet, wie neulich einmal bei Nacht. Der Himmel ist schwarz, oder vielmehr es gibt keinen Himmel; es scheint, als sause man köpflings durch einen Abgrund dahin, die Laternen des Wagens werfen einen bleichen Schein, der dem Rücken der Pferde etwas Ungeheuerliches gibt; die Wasserpfützen knistern und zischen unter dem Regen wie ein Braten in der Pfanne; die Gebüsche sehen geduckt und feindselig aus, die Steinhaufen liegen wie Leichname da; man schaut unbestimmt hin; die Bäume der Ebene sind keine Bäume mehr, sondern scheußliche Riesen, die langsam auf den Rand der Straße voran zu kommen scheinen; jede alte Mauer gleicht einem zahnlosen Riesenkiefer. Auf einmal kommt ein Gespenst mit ausgestreckten Armen herbei. Bei Tag wäre es ganz einfach der Wegzeiger, der ganz gemüthlich zu Ihnen sagen würde: Straße von Coulommiers nach Sezanne. Bei Nacht ist es eine schauerliche Larve, die einen Fluch auf den Reisenden zu werfen scheint, und dann weiß ich nicht, warum man den Kopf voll von Schlangenbildern hat; man glaubt, Nattern krabbeln einem im Hirn herum; die Brombeerstaude zischt am Rande des Grabens wie eine Menge Ottern, die Peitsche des Postillons ist eine fliegende Viper, welche dem Wagen folgt und durch das Glas hereinzubeißen sucht; fern im Nebel wellt die Linie der Hügel wie der Bauch einer Boa, die verdaut, und nimmt in den Vergrößerungen des Schlafes die Gestalt eines wunderbaren Drachen an, der den Horizont umgeben würde. Der Wind röchelt wie ein ermüdeter Cyclope und erweckt Träume von irgend einem schrecklichen Arbeiter, der mit Schmerz in der Finsterniß sein Werk versieht. — Alles lebt in diesem schauerlichen Leben, das die Stürme der Nacht den Dingen geben.

Die Städte, durch welche man kommt, beginnen gleichfalls

zu tanzen, die Straßen steigen senkrecht auf und nieder, die Häuser neigen sich unter einander über den Wagen, und einige schauen mit feurigen Augen hinein. Das sind diejenigen, die noch beleuchtete Fenster haben.

Gegen fünf Uhr Morgens glaubt man sich gerädert; die Sonne geht auf, man denkt nicht mehr daran.

Alles das ist eine Nacht in der Mallepost, und ich spreche hier von den neuen Diligencen, die übrigens bei Tag vortrefflich sind, wenn — eine große Seltenheit in Frankreich — der Weg gut ist.

Sie können sich's denken, lieber Freund, daß es mir schwer sein würde, Ihnen einen Begriff von einem Lande zu geben, das man auf solche Art durchreist. Ich bin durch Sezanne gefahren, und sehen Sie, was mir davon im Gedächtniß bleibt: eine lange verdorbene Straße, niedrige Häuser, ein Platz mit einem Brunnen, eine offene Bude, worin ein Mann bei einem Talglicht ein Brett abhobelt. Ich bin durch Phalsbourg gekommen und habe davon Folgendes behalten: ein Getöse von Ketten und Zugbrücken, Soldaten, die mit Laternen hersehen, und schwarze befestigte Thore, unter denen der Wagen sich verfing.

Von Vitry-sur-Marne bis Nancy bin ich bei Tag gereist. Ich habe nichts sehr Denkwürdiges gesehen. Es ist wahr, daß die Mallepost nichts sehen läßt.

Vitry-sur-Marne ist ein Kriegsplatz im Rococostyl. St. Dizier ist eine lange und breite Straße, an welcher da und dort schöne Häuser von Quadersteinen im Styl Ludwigs XV. stehen. Bar-le-Duc ist ziemlich pittoresk; ein hübscher Bach fließt da vorüber. Ich vermuthe, es ist der Ornain; aber in Bezug auf Bäche und Flüsse will ich nichts mehr behaupten, seitdem es mir einmal begegnet ist, daß ich durch Verwechslung der Vilaine mit dem Couasnon die ganze Bretagne in Aufruhr ge-

bracht habe. Die Najaden sind empfindlich; und ich möchte mit den grünhaarigen Flüssen nicht gerne anbinden. Nehmen Sie also an, ich hätte nichts gesagt.

Apropos, ich habe diese ganze Reise in Gesellschaft eines braven Notars aus der Provinz gemacht, der seine Offizin in einem mir entfallenen Städtchen im Süden hat und jetzt seine Ferien in Baden zubringen will, weil, wie er sagt, alle Welt nach Baden geht. Wohl verstanden, eine Unterhaltung durchaus unmöglich. Dieser würdige Federheld schmeckt nach Stempelpapier, wie das im Behältniß aufgezogene Kaninchen nach Kohl schmeckt.

Da übrigens das Reisen schwatzhaft macht, so habe ich ihn auf hunderterlei Arten anzubohren gesucht, um zu sehen, ob ich ihn eßbar finden würde, wie Diderot sagt. Ich habe ihn nach allen Seiten angebrochen, aber nichts als faustdicke Dummheit heraus bekommen. Es gibt viele Leute von dieser Art. Ich war wie die Kinder, die mit aller Gewalt ein falsches Bonbon anbeißen wollen; sie suchen Zucker und finden Gips.

Die Stadt Bar wird von einem gewaltigen Rebhügel beherrscht, der im August ganz grün ist und im Augenblick meiner Durchfahrt einen ganz blauen Himmel über sich hatte. Nichts ist rauh an diesem Blau und diesem Grün, das von einem Sonnenstrahl warm eingehüllt war. In der Umgegend von Bar-le-Duc herrscht die Mode, daß die Häuser von einigem Anspruch statt der Mittelthüre eine kleine Vorhalle von Quadersteinen mit viereckiger Decke auf der Freitreppe haben. Dies ist recht hübsch. Sie wissen, daß die Originalitäten der lokalen Bauarten mich interessiren, ich habe Ihnen dies hundertmal gesagt, wenn die Bauart natürlich und nicht von den Baumeistern verkünstelt ist. Das Klima schreibt sich in die Architektur. Ein spitzes Dach beweist Regen; ein plattes die Sonne; ein mit Steinen bedecktes den Wind.

Im Uebrigen ist mir in Bar-le-Duc nichts aufgefallen, außer daß der Postcurier für seinen Jahresbedarf vierhundert Confiturentöpfe bestellt hat, und daß im Augenblick, wo ich zur Stadt hinausfuhr, ein altes lahmes Pferd hereinkam, das wahrscheinlich zum Abdecker wanderte. Erinnern Sie sich jenes famösen Hotto unseres holden Kindes, unserer lieben kleinen D., der so lange Zeit allen Stürmen und Regengüssen in einem Winkel des Balkons auf der Place Royale ausgesetzt war, mit einer Nase von grauem Papier, weder Ohren noch Schwanz, und zuletzt überhaupt Nichts mehr, als drei Rädchen. Dies ist mein armes Pferd von Bar-le-Duc.

Von Vitry nach St. Dizier ist die Landschaft mittelmäßig. Es sind große Kornfelder, geschoren, roth, von verdrießlichem Aussehen zu dieser Jahreszeit. Keine Ackerer, keine Erndter mehr, keine Aehrenleserinnen mehr, die barfuß, gesenkten Kopfs, mit einer magern Garbe unter dem Arm einhergehen. Alles ist verlassen. Von Zeit zu Zeit sieht man in der Ferne oben auf dem Hügel einen Jäger und seinen Hund auf dem Anstand.

Man sieht die Dörfer nicht; sie sind zwischen den Hügeln zusammengekauert in grünen Thälchen, durch welche beinahe immer ein Bächlein fließt. Auf Augenblicke bemerkt man die Spitze eines Glockenthurms.

Einmal hat diese Thurmspitze mir einen eigenthümlichen Anblick dargeboten. Der Hügel war grün; es war Rasen. Ueber diesem Hügel sah man schlechterdings nichts, als den zinnenen Hut eines Kirchthurms. Der Hut schien genau auf die Höhe des Hügels gesetzt zu sein und war von flämischer Form (in Flandern hat in den Dorfkirchen der Glockenthurm die Form der Glocke). Sie sehen das von hier: ein unermeßlicher grüner Teppich, von dem man sagen könnte, Gargantua habe sein Glöckchen darauf vergessen.

Hinter St. Dizier ist der Weg angenehm. Frische Baumreihen verbreiten sich nach allen Seiten, die Thäler höhlen sich, die Hügel werden schmächtiger und gewinnen zuweilen ein falsches Aussehen von Bergen. Was zur Täuschung beiträgt, ist der Umstand, daß manchmal und trotz des hübschen Aussehens der Boden mager und die Höhe der Hügel krankhaft und kahl ist. Man fühlt, daß die Erde nicht die Kraft hat, ihren Saft bis hieher zu treiben. Dies macht die Hügel nur scheinbar groß, aber es macht sie doch groß.

Eine hübsche Stadt ist Ligny. Drei oder vier Hügel, die sich begegnen, haben ein Thal in Form eines Sternes gemacht. Die Häuser von Ligny sind alle in der Tiefe dieses Thales zusammengestellt, wie wenn sie von den Hügeln herabgeglitscht wären. Dies gibt dem Städtchen ein allerliebstes Ansehen, und dann ist ein hübscher Bach da, wie auch zwei schöne Thurmruinen. Diese Hügel sind allerliebst; sie haben die Gefälligkeit, die Mallepost zum gewöhnlichen Schritt zu zwingen, so daß ich absteigen, hinter dem Wagen hergehen und die Stadt besehen konnte.

In Betreff der Cathedrale von Toul habe ich Zweifel. Ich vermuthe, daß sie einige Verwandtschaft mit der Cathedrale von Orleans hat, dieser abscheulichen Kirche, die aus der Ferne so viel verspricht und in der Nähe gar nichts hält. Inzwischen hege ich eine weniger schlechte Idee von der Kirche von Toul, die ich allerdings nicht in der Nähe gesehen habe. Toul liegt in einem Thal, der Postwagen fährt im Galopp hinab, die Sonne ging unter und warf einen prachtvollen horizontalen Strahl auf die Façade der Cathedrale; das Gebäude hat etwas eigenthümlich Altes, es ist massenhaft und nahm sich sehr schön aus. Als ich in die Nähe kam, glaubte ich zu sehen, daß es zum Mindesten eben so zerfallen als alt war, daß die Thürme achteckig waren, was mir mißfiel, und daß sie von einer ähn-

lichen Balustrade gekrönt waren, wie die Thürme von Orleans, was mich ärgerte. Gleichwohl verdamme ich die Cathedrale von Toul nicht. Von der Apside aus gesehen ist sie recht schön. Im Augenblick, wo wir über die Brücke von Toul fuhren, fragte mich mein Reisegefährte, ob das Haus Lothringen nicht dasselbe sei, wie das Haus Medicis.

Nancy liegt wie Toul in einem Thal, aber in einem schönen, breiten und reichen Thal. Die Stadt sieht nicht viel gleich, die Glockenthürme der Cathedrale sind pompardoursche Gewürzbüchsen. Gleichwohl habe ich mich mit Nancy ausgesöhnt, erstens weil ich da dinirte und großen Hunger hatte; zweitens weil der Stadthausplatz einer der hübschesten, heitersten und vollständigsten Rococoplätze ist, die ich je gesehen habe. Er ist eine sehr gut gemachte und mit merkwürdiger Richtigkeit ausgeführte Decoration mit allen möglichen Dingen, die gut zusammenpassen und einander durch den Effekt helfen: Brunnen von Muschelwerk, Boskette von zierlich zugestutzten Bäumen, dicke eiserne Gitterthore, vergoldet und ausgearbeitet, eine Bildsäule des Königs Stanislaus, ein Triumphbogen in gezwungenem, aber amüsantem Styl, edle, elegante, wohl unter sich verbundene und nach verständigen Winkeln eingetheilte Façaden. Selbst das Pflaster, das aus spitzigen Kieseln besteht, ist fächerweise abgetheilt wie eine Mosaik. Alles zierlich und allerliebst.

Ich habe wirklich bedauert, daß ich nicht Zeit hatte, diese ganz im Styl Ludwigs XV. aufgeführte Stadt im Detail und nach Behagen zu beschauen. Wenn die Architektur des achtzehnten Jahrhunderts reich ist, so bietet sie am Ende Ersatz für ihren schlechten Geschmack. Ihre Phantasie vegetirt und erlustigt sich auf dem Gipfel der Gebäude in so ausschweifenden und so dichten Blumengebüschen, daß jeder Zorn schwindet und man sich träge Alles gefallen läßt. In den heißen Gegenden,

in Lissabon z. B., das ebenfalls eine Rococostadt ist, scheint es, als habe die Sonne auf diese steinerne Vegetation gewirkt wie auf die andere. Man sollte meinen, ein Saft habe in dem Granit gekreist; er hat ihn geschwellt, hat sich darin Luft geschafft und wirft nach allen Seiten hin wunderbare Zweige von Arabesken, die sich voll zum Himmel empokrichten. An den Klöstern, Palästen und Kirchen springt die Verzierung von allen Seiten bei jeder Gelegenheit mit oder ohne Vorwand hervor. In Lissabon ist nicht ein einziger Giebel, dessen Linie ruhig geblieben wäre.

Was merkwürdig ist und die Architektur des achtzehnten Jahrhunderts vollends mit einer Vegetation assimilirt — ich beobachtete dies ebenfalls in Nancy, indem ich an der Cathedrale hinging — das ist der Umstand, daß, wie der Stamm der Bäume schwarz und traurig, so der untere Theil der Pompadourhäuser kahl, verdrießlich, schwerfällig und trübselig ist. Das Rococo hat garstige Füße.

Ich kam am Sonntag Abends sieben Uhr in Nancy an. Um acht Uhr fuhr die Post weiter. Diese Nacht war weniger schlecht, als die erste. War ich müder? war der Weg besser? Thatsache ist, daß ich mich in die Armriemen des Wagens einhing und schlief. Dies die Art, wie ich Phalsbourg gesehen habe.

Gegen vier Uhr Morgens erwachte ich. Ein frischer Wind schlug mir ins Gesicht, der Wagen, der in den stärksten Galopp gesetzt war, neigte sich vorwärts; wir fuhren den berühmten Abhang von Savern hinab.

Dies ist einer der schönen Eindrücke meines Lebens. Der Regen hatte aufgehört, der Nebel zerstreute sich nach allen vier Winden, die Mondsichel durchschritt rasch die Gewölke und wogte rasch, auf Augenblicke frei, in einem azurnen Trapez, wie ein Nachen auf einem kleinen See. Ein vom Rhein herkommender Wind machte die Bäume an der Straße schauern. Von

Zeit zu Zeit traten sie zurück und ließen mich einen unbestimmten blendenden Abgrund sehen: auf dem ersten Plan ein Hochwald, unter welchem der Berg sich versteckte; unten unübersehbare Ebenen mit geschlängelten Wassern, die wie Blitze leuchteten; im Hintergrund eine düstere, verworrene und dichte Linie — der Schwarzwald — alles das bildete ein zauberhaftes Panorama im Mondschein. Diese unvollendeten Schauspiele haben vielleicht einen noch größeren Nimbus, als die andern. Es sind Träume, die man berührt und sieht. Ich wußte, daß ich Frankreich, Deutschland und die Schweiz, Straßburg mit seiner Kirchthurmspitze, den Schwarzwald mit seinen Bergen, den Rhein mit seinen Krümmungen vor Augen hatte; ich suchte Alles, ich muthmaßte Alles, und ich sah Nichts. Nie habe ich eine außerordentlichere Aufregung empfunden. Denken Sie sich dazu die Stunde, das Rennen, die den Abhang hinabjagenden Pferde, das heftige Gerassel der Räder, das Zittern der hinabgelassenen Fenster, das häufige Vorbeischweben der Baumschatten, die Winde, die Morgens aus den Bergen wehen, eine Art von Gemurmel, das die Ebene bereits erhob, und Sie werden begreifen, was ich empfand. Bei Tag überrascht dieses Thal, bei Nacht bezaubert es.

Man fährt in einer Viertelstunde hinab. Es ist fünf Viertelstunden lang. Eine halbe Stunde später begann die Dämmerung. Zu meiner Linken wurde der untere Theil des Himmels sichtbar, eine Gruppe weißer, mit schwarzen Ziegeln bedeckter Häuser hob sich auf der Spitze eines Hügels ab, das wahre Azur des Tages begann über den Horizont hervor zu stehen, einige Bauern kamen bereits auf dem Weg nach ihren Weinbergen vorüber, ein helles, kaltes und blaues Licht kämpfte mit dem blonden Schein des Mondes, die Gestirne erblaßten, zwei der Plejaden waren verschwunden, die drei Pferde des Wagens sprangen rasch nach ihrem blauthorigen Stall zu, es

war kalt, ich fror, man mußte die Fenster hinaufziehen. Einen Augenblick nachher erhob sich die Sonne, und das Erste, was sie mir zeigte, war ein Dorfnotar, der sich unter einem rothen Zitzvorhang an seinem Fenster rasirte, die Nase in einen zerbrochenen Spiegel steckend.

Eine Fahrstunde weiter wurden die Bauern pittoresk, die Fuhrleute prächtig; ich zählte bei einem von ihnen dreizehn Maulthiere, die er in weiten Ketten angespannt hatte. Man fühlte die Nähe Straßburgs, der alten deutschen Stadt.

Fortwährend im Galopp, fuhren wir durch Wasselonne, einen langen Häuserdarm, der in die letzte Schlucht der Vogesen gegen Straßburg zu eingepreßt ist. Hier konnte ich nur flüchtig eine eigenthümliche, von drei runden und spitzigen, neben einander stehenden Glockenthürmen überragte Kirchenfaçade sehen, welche durch die Bewegung des Wagens plötzlich vor mein Fenster gebracht und dann sogleich, wie eine Theaterdekoration herumgestoßen, wieder entführt wurde.

Auf einmal verzog sich der Nebel an einer Straßenbiegung, und ich bemerkte den Münster. Es war sechs Uhr Morgens. Die ungeheure Cathedrale, die höchste Spitze, welche die Menschenhand nach der großen Pyramide aufgeführt hat, zeichnete sich deutlich an einem Hintergrund von düstern, prächtig geformten Bergen, in welchen die Sonne da und dort breite Thäler beglänzte. Das Werk Gottes für die Menschen, das Werk der Menschen für Gott, der Berg und die Cathedrale wetteiferten an Größe.

Ich habe nie etwas Imposanteres gesehen.

Dreißigster Brief.

Straßburg.

September.

Gestern habe ich die Kirche besucht. Der Münster ist in Wahrheit ein Wunder. Die Portale der Kirche sind schön, besonders das romanische; auf der Façade gibt es ganz prächtige Reitergestalten, die Einsatzrose ist edel und gut geschnitten, die ganze Front der Kirche ist ein meisterhaft componirtes Gedicht. Aber der eigentliche Triumph dieser Cathedrale ist ihre Spitze. Sie ist mit ihrer Krone und ihrem Kreuz eine wahre steinerne Tiara. Sie ist ein Wunder von Riesenhaftigkeit und Zartheit. Ich habe Chartres gesehen, ich habe Antwerpen gesehen, ich bedurfte Straßburg.

Die Kirche ist nicht beendet worden. Die auf eine erbärmliche Weise abgekürzte Apside ist nach dem Geschmack des Cardinals von Rohan, dieses einfältigen Kerls von der Halsbandgeschichte, hergerichtet worden. Sie ist scheußlich. Die eingefügten Fenster haben das Dessin eines beweglichen Teppichs. Das ist unedel. Die andern Fenster sind schön, mit Ausnahme einiger neu hergerichteter Scheiben, namentlich der mit der großen Rose. Die ganze Kirche ist scheußlich angestrichen; einige Sculpturpartien sind mit einigem Geschmack restaurirt. Diese Cathedrale ist von allen Händen berührt worden. Die Kanzel ist ein kleines Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert, blumiger gothischer Styl mit zauberhaftem Dessin. Unglücklicher Weise hat man sie dumm vergoldet. Das Taufbecken stammt aus derselben Epoche und ist trefflich restaurirt. Es besteht aus

einer Vase, die mit einem Buschwerk von der herrlichsten Sculptur umgeben ist. Daneben, in einer düstern Kapelle, sind zwei Gräber. Das erste, das einen Bischof aus der Zeit Ludwigs V. birgt, ist jener furchtbare Gedanke, welchen die gothische Kunst in allen Gestalten ausgedrückt hat: ein Bett, unter welchem ein Grab sich befindet, der Schlaf über dem Tod, der Mensch über dem Leichnam, der Tod über der Ewigkeit liegend. Das Grab hat zwei Stockwerke. Der Bischof, in seinem priesterlichen Gewande und mit der Mitra auf dem Kopfe, liegt in seinem Bett, unter einem Himmeldach; er schläft. Darunter, im Schatten, unter den Füßen des Bettes, erblickt man unbestimmt einen ungeheuern Stein, in welchen zwei ungeheure Eisenringe eingesetzt sind; dies ist der Deckel des Sarges. Mehr sieht man nicht. Die Baumeister des sechszehnten Jahrhunderts zeigten den Leichnam (Sie erinnern sich der Gräber von Brou), die des 14ten verbargen ihn; das ist noch schrecklicher. Nichts Unheimlicheres als diese beiden Ringe.

In meiner tiefsten Träumerei wurde ich durch einen Engländer gestört, der Fragen über die Halsbandgeschichte und Frau von Lamotte machte, da er das Grab des Cardinals von Rohan hier zu sehen glaubte. An jedem andern Ort hätte ich mich des Lachens nicht erwehren können. Im Ganzen hätte ich Unrecht gehabt. Wer hat nicht seinen Winkel plumper Unwissenheit? Wir Beide kennen einen gelehrten Arzt, der poudre dentrifice sagt, ein Beweis, daß er weder lateinisch noch französisch versteht. Ich weiß nicht mehr, welcher Advokat, ein Gegner des literarischen Eigenthums in der Deputirtenkammer, sagte: Herr Réaumur, Herr Fahrenheit, Herr Centigrade. Ein unfehlbarer Philosoph, unser Collega, hat das Präteritum recollexit erfunden. Raulin, der sehr gelehrte Rektor der Universität von Paris im fünfzehnten Jahrhundert, empörte sich darüber, daß die Studenten mater tuus, pater tua schrieben, und er sagte

marmouseti. Der Barbarismus erlaubte sich, den Solöcismus herunterzukanzeln.

Ich kehre zu meiner Cathedrale zurück. Das Grab, von dem ich so eben gesprochen habe, liegt im linken Arm des Kreuzes. Im rechten Arm befindet sich eine Kapelle, die ich wegen eines Gerüstes nicht sehen konnte. Neben dieser Kapelle läuft eine an der Mauer angebrachte Balustrade vom fünfzehnten Jahrhundert hin. Eine gemalte und sculptirte Figur lehnt sich auf diese Balustrade und scheint einen gegenüberstehenden Pfeiler zu bewundern, der von mehreren auf einander gestellten Statuen umgeben ist und einen merkwürdigen Effekt macht. Die Ueberlieferung will, daß diese Figur den ersten Baumeister des Münsters, Erwin von Steinbach, vorstelle.

Die Statuen sagen mir Vieles; ich habe daher auch die Manie, sie auszufragen, und wenn mir eine in den Weg kommt, die mir gefällt, so bleibe ich lange bei ihr. Ich befand mich also dem großen Erwin gegenüber und stand in tiefen Gedanken länger als eine Stunde vor ihm, als ein Lumpenkerl mich störte. Es war der Schweizer der Kirche, der sich erbot, mir gegen dreißig Sous seine Cathedrale zu erklären. Denken Sie sich einen schrecklichen Schweizer, halb Deutscher und halb Elsäßer, der mir seine Erläuterungen in einem ganz schauderhaften Kauderwelsch anbot, so daß ich ihn ziemlich unsanft seines Wegs gehen hieß.

Die astronomische Uhr, die sich im Schiff befindet und ein allerliebstes phantastisches Häuschen aus dem sechzehnten Jahrhundert ist, konnte ich nicht sehen. Man ist im Begriff, sie zu restauriren, und man hat ihr ein Bretterhemd angezogen.

Nach Besichtigung der Kirche stieg ich auf den Glockenthurm. Sie kennen meine Neigung zu perpendiculären Reisen, und ich hätte den höchsten Thurm der Welt um keinen Preis

zunbesucht lassen mögen. Der Münster von Straßburg ist beinahe fünfhundert Fuß hoch. Er gehört zur Familie der Thürme, die man auf durchbrochenen Treppen hinansteigt. Es ist etwas Herrliches, in dieser ungeheuern Steinmasse herumzugehen, die ganz von Luft und Licht durchdrungen, zierlich wie ein Diepper Spielzeug ausgeschnitten, ebenso gut Laterne als Pyramide ist, und bei jedem Windhauch vibrirt und zittert. Ich bin bis auf die verticalen Treppen hinangestiegen. Dabei begegnete ich einem Besucher, der ganz bleich und zitternd, halb getragen von seinem Führer, herabkam. Gleichwohl ist keine Gefahr vorhanden. Die Gefahr könnte da beginnen, wo ich stehen blieb, nämlich beim Anfang des eigentlichen Thurmes. Vier durchbrochene Wendeltreppen, mit den vier verticalen Thürmchen correspondirend und in eine feine Verwicklung von zierlich gearbeiteten Steinen eingerollt, lehnen sich an die Spitze, deren Winkel sie folgen, und kriechen bis an den sogenannten Kranz, bis auf ungefähr dreißig Fuß von der Laterne, über welche ein Kreuz emporragt, das die höchste Spitze des Thurmes ausmacht. Die Stufen dieser Treppen sind sehr hoch und sehr schmal und werden immer enger, je weiter man hinan steigt. In der Höhe haben sie kaum so viel Vorsprung, daß der Absatz darauf Platz findet. So muß man etwa hundert Fuß hinanklettern, und man befindet sich vierhundert Fuß über dem Pflaster. Kein Geländer oder so wenig, daß es nicht der Rede werth ist. Der Eingang zu dieser Treppe ist durch ein Eisengitter verschlossen. Dieses Gitter wird nur auf besondere Erlaubniß des Maire von Straßburg geöffnet, und man darf nicht anders als in Begleitung zweier Schieferdecker hinaufsteigen, die euch einen Strick um den Leib schlingen, dessen Ende sie von Entfernung zu Entfernung, während ihr hinansteiget, an die eisernen Stangen festbinden, welche die Kreuzstöcke verknüpfen. Vor acht Tagen haben drei deutsche Damen,

eine Mutter und ihre zwei Töchter, diese Auffsteigung unternommen. Sonst steigt Niemand, mit Ausnahme der Schieferdecker, die den Thurm zu restauriren haben, bis an die Laterne. Hier gibt es keine Treppe mehr, sondern es sind nur einfache Eisenstangen staffelweise hingelegt.

Von dem Platz aus, wo ich stand, ist die Aussicht bewundernswürdig. Man hat Straßburg unter seinen Füßen, eine alte Stadt mit ausgezackten Giebeln und mit großen fensterreichen Dächern, dabei von Thürmen und Kirchen so pittoresk durchschnitten, wie irgend eine Stadt in Flandern. Der Ill und die Rhone, zwei hübsche Bäche, erheitern diesen düstern Häuserhaufen mit ihrem hellgrünen Gewässer. Rings um die Mauern dehnt sich unübersehbar eine gewaltige Fläche voll von Bäumen und mit Dörfern übersät. Der Rhein, der bis auf eine Stunde an die Stadt herankommt, durchläuft diese Fläche, indem er sich um sich selbst dreht. Wenn man einen Gang um den Thurm macht, sieht man drei Gebirgsketten: im Norden die Höhen des Schwarzwalds, im Westen die Vogesen, im Süden die Alpen.

Man ist so hoch, daß die Landschaft keine Landschaft mehr ist. Es ist wie Das, was ich auf dem Heidelberger Berg sah, eine Landkarte, aber eine lebendige Landkarte mit Nebeln, Dünsten, Schatten und Scheinen, mit dem Gezitter von Wassern und Blättern, mit Wolken, Regen und Sonnenstrahlen.

Die Sonne erfreut gerne Diejenigen, die sich auf großen Höhen befinden. Im Augenblick wo ich auf dem Münster stand, rtheilte sie plötzlich die Wolken, womit der Himmel den ganzen ag bedeckt gewesen, und beglänzte allen Rauch der Stadt, le Dünste der Ebene, indem sie einen Goldregen über Savern rgoß, dessen prächtige Bergseite ich auf zwölf Stunden Wegs in der Tiefe des Horizonts wie durch einen glänzenden Gazeschleier wiedererblickte. Hinter mir regnete eine dicke Wolke auf den Rhein herab; zu meinen Füßen schwatzte die Stadt ge-

müthlich, und ihre Worte gelangten durch Windstöße zu mir; die Glocken von hundert Dörfern läuteten; rothe und weiße Blattläuse, die eine Viehheerde waren, brüllten auf einer Wiese zur Rechten, andere blaue und rothe Blattläuse, die Kanoniere waren, exercirten im Feuer auf dem Polygon zur Linken; ein schwarzer Käfer, der ein Postwagen war, rannte auf der Straße nach Metz dahin, und im Norden auf einem hohen Hügel glänzte das Schloß des Großherzogs von Baden in einer Lichtpfütze wie ein Edelstein. Ich ging von einem Thürmchen zum andern und betrachtete auf diese Art abwechselnd Frankreich, die Schweiz und Deutschland in einem einzigen Sonnenstrahl.

Jedes Thürmchen ist einer andern Nation zugekehrt.

Beim Herabsteigen verweilte ich mich einige Augenblicke bei einer der hohen Thüren des Treppenthurmes. Auf den zwei Seiten dieser Thüre stehen die steinernen Figuren der beiden Erbauer des Münsters. Diese zwei großen Dichter sind niedergekauert dargestellt, das Gesicht rückwärts gekehrt, als staunten sie selbst über die Höhe ihres Werkes. Ich begann es eben so zu machen wie sie, und blieb mehrere Minuten lang eine Statue wie sie. Auf der Plattform ließ man mich meinen Namen in ein Buch schreiben, hernach entfernte ich mich. Die Glocken und die Uhr bieten kein Interesse dar.

Vom Münster ging ich nach St. Thomas, der ältesten Kirche in der Stadt, wo das Grab des Marschalls von Sachsen ist. Dieses Grabmal ist in Straßburg, was die Himmelfahrt von Bridon in Chartres ist, eine sehr berühmte, sehr gepriesene und sehr mittelmäßige Sache. Es ist eine große marmorne Opernmaschine in dem magern Styl Pigalles, und Ludwig V. rühmt sich darauf im Lapidarstyl der Urheber und Führer (auctor et dux) der Siege des Marschalls von Sachsen zu sein. Man öffnet Ihnen einen Schrank, worin ein Gipskopf mit einer Perücke liegt; dies ist die Büste von Pigalle. —

Glücklicher Weise gibt es in St. Thomas noch andere Dinge zu sehen: erstens die Kirche selbst, die romanisch ist, und deren dicke, düstere Thürme einen großen Charakter haben, dann die Fenster, die schön sind, obschon man sie dumm genug in ihrem untern Theil weiß angestrichen hat; hierauf die Gräber und Sarcophage, deren es in dieser Kirche eine Menge gibt; eines dieser Grabmäler ist aus dem vierzehnten Jahrhundert; es ist eine aufrecht in die Mauer eingelegte Steinplatte, in welche ein deutscher Ritter in der prächtigsten Haltung sculptirt ist. Das in einer Büchse von vergoldetem Silber ruhende Herz des Ritters war in ein kleines viereckiges Loch gelegt worden, das man in den Bauch der Figur gegraben hatte. Im Jahr 93 haben Brutusse des Ortes aus Haß gegen die Ritter und aus Liebe zu vergoldeten Silberbüchsen der Statue das Herz ausgerissen. Es bleibt nur noch das viereckige Loch, das ganz leer ist. Auf einer andern Steinplatte ist ein polnischer Oberst mit Helm und Federbusch auf dem Kopf eingegraben, in jener schönen Rüstung, welche die Krieger noch im siebzehnten Jahrhundert trugen. Man glaubt, es sei ein Ritter, aber nein, es ist ein Oberst. Es sind überdies zwei bewundernswürdige steinerne Sarcophage da; der eine, der riesenhaft und ganz mit Wappen in dem reichen Styl des sechzehnten Jahrhunderts bedeckt ist, ist der Sarg eines dänischen Edelmannes, der, ich weiß nicht warum, in dieser Kirche schläft; der andere noch interessantere, wo nicht schönere, ist wie die Büste Pigalles in einem Schrank verborgen. Man darf als allgemeine Regel annehmen, daß die Sakristane Alles verstecken, was sie können, weil sie sich für das Zeigen bezahlen lassen. Auf diese Art läßt man arme granitene Sarcophage, die sich nicht zur Wehr setzen können, Fünfzigcentimesstücke schwitzen. Dieser hier stammt aus dem neunten Jahrhundert; eine große Seltenheit. Es ist der Sarg eines Bischofs, der, nach seinem Etui zu schließen,

nur vier Fuß hoch sein konnte. Ein prächtiger Sarcophag übrigens, mit byzantinischen Sculpturen, Figuren und Blumen bedeckt und von drei steinernen Löwen getragen, einem unter dem Kopf, zwei unter den Füßen. Da er sich in einem an die Mauer gelehnten Schrank befindet, so kann man nur eine Front davon sehen. Dies ist unangenehm für die Kunst; es wäre besser, wenn der Sarg frei in einer Kapelle stände. Die Kirche, der Sarcophag und der Reisende würden dabei gewinnen; aber was würde aus dem Sakristan werden? Die Sakristane vor Allem; das ist die Regel der Kirchen.

Es versteht sich von selbst, daß das romanische Schiff von St. Thomas hellgelb angestrichen ist.

Ich wollte hinausgehen, als mein Sakristan, ein bausbäckiger rother Schweizer von etwa dreißig Jahren mich protestirend beim Arme hielt: „Wollen Sie Mumien sehen? — Ja.“ Wiederum ein Versteck, wiederum ein Schloß. Ich trete in eine Gruft. Diese Mumien haben nichts Egyptisches. Es ist ein Graf von Nassau und seine Tochter, die man bei Durchsuchung der unterirdischen Räume der Kirche einbalsamirt vorgefunden und in dieser Ecke unter Glas gelegt hat. Die zwei armen Todten schlafen hier am hellen Tag in ihren Särgen, von denen man den Deckel weggenommen hat. Der Sarg des Grafen von Nassau ist mit gemalten Wappen geschmückt. Der alte Fürst trägt ein einfaches Costüm nach der Mode Heinrichs IV. Er hat große gelblederne Handschuhe, schwarze Schuhe mit hohen Absätzen, einen gestickten Koller und eine leinene Mütze mit Spitzen bordirt. Das Gesicht ist rußbraun. Die Augen sind geschlossen. Man sieht noch einige Haare vom Schnurrbart. Seine Tochter trägt das glänzende Costüm Elisabeths. Der Kopf hat die menschliche Form verloren, es ist ein Todtenkopf; er hat keine Haare mehr; ein Strauß von rosarothen Bändern ist allein auf dem kahlen Schädel geblieben.

Die Todte hat ein Halsband am Hals, Ringe an den Händen, Pantoffel an den Füßen, eine Menge Bänder, Edelsteine und Spitzen an den Aermeln und ein kleines, reich emaillirtes Stiftsdamenkreuz auf der Brust. Sie kreuzt ihre grauen, fleischlosen Händchen und schläft auf einem Bett von Leinwand, wie die Kinder solche für ihre Puppen machen. Ich meinte in der That die garstige Puppe des Todes zu sehen. Man empfiehlt, nicht am Sarge zu rütteln. Wenn man das berührte, was einst die Prinzessin von Nassau gewesen, so würde es in Staub zerfallen.

Als ich mich umdrehte, um den Grafen zu sehen, staunte ich über eine gewisse butterartig glänzende Lage auf seinem Gesicht. Der Sakristan — fortwährend der Sakristan — erklärte mir, daß man vor acht Jahren, als man die Mumie gefunden, sie lakiren zu müssen geglaubt habe. Was sagen Sie dazu? Was hilft es Graf von Nassau gewesen zu sein, um zweihundert Jahre nach seinem Tod von französischen Maueranstreichern gefirnißt zu werden? Die Bibel hatte dem Leichnam des Menschen alle Verwandlungen, alle Demüthigungen, alle Schicksale verheißen, nur dieses nicht. Sie hatte gesagt: „Die Lebendigen werden Dich zerstreuen wie Staub, werden Dich mit Füßen treten wie Koth, werden Dich verbrennen wie Mist;" aber sie hatte nicht gesagt: „Zuletzt werden sie dich noch wichsen wie ein Paar Stiefel."

Einunddreißigster Brief.

Freiburg im Breisgau.

---

6. September.

Ich habe meinen Einzug in Freiburg gehalten. Es war gegen vier Uhr Morgens; ich war die ganze Nacht im Coupé eines badischen Postwagens gefahren, der mit einem goldenen Wappen im rothen Feld geschmückt war und von jenen schönen gelben Postillonen geführt wurde, von denen ich Ihnen bereits erzählt habe. Wir kamen durch eine Menge hübscher, sauberer, gesunder und glücklicher Dörfer mit blühenden Gärtchen um die Häuser her, mit kleinen lebendigen Bächen, deren Brücken mit ländlichen Statuen geschmückt sind, die ich beim Schein unserer Laternen halb erblickte. Ich hatte bis elf Uhr Abends mit meinem Coupégenossen, einem sehr bescheidenen und sehr intelligenten jungen Mann, dem Stadtbaumeister von Hagenau, gesprochen; dann war ich, da der Weg gut ist und die Postwägen des Beherrschers von Baden sehr sanft gehen, eingeschlafen. Gegen vier Uhr Morgens also kam der muntere kalte Morgenwind durch das herabgelassene Fenster herein und blies mir ins Gesicht; ich erwachte halb, indem ich bereits den verworrenen Eindruck der wirklichen Gegenstände hatte und noch vom Schlaf und Traum genug übrig behielt, um mit dem Auge einem phantastischen Zwerg zu folgen, der so hoch wie mein Daumen war, einen goldenen Mantel um den Leib, eine Perücke auf dem Kopf hatte und munter hinter dem Postillon auf dem Kreuz des Sattelpferds tanzte, wobei er eine Menge wunderlicher Krümmungen und Bocksprünge wie ein Seiltänzer

machte, alle Haltungen des Postillons parodirte und seiner Peitsche durch komische Sprünge auswich, wenn sie zufällig an ihm vorüberflog. Von Zeit zu Zeit wandte sich der Zwerg gegen mich um, und es schien mir, als grüße er mich spöttisch unter lautem Gelächter. Im vordern Zug des Wagens war eine schlecht geschmierte Schraube, welche ein Lied sang, woran sich der boshafte kleine Kerl sehr zu ergötzen schien. Manchmal brachten seine Possen und Unverschämtheiten mich beinahe zum Zorn, und ich fühlte mich versucht, den Postillon aufmerksam zu machen. Als es mehr Helle in der Luft und weniger Schlaf in meinem Kopfe gab, erkannte ich, daß dieser in seinem goldenen Mantel hüpfende Zwerg ein kleiner kupferner Knopf an der scharlachrothen Quaste an dem Schwanzriemen des Pferdes war. Alle Bewegungen des Pferdes theilten sich in vergrößertem Maßstab dem Schwanzriemen mit und machten, daß der kupferne Knopf tausend närrische Haltungen annahm. Ich erwachte vollständig. Es hatte die ganze Nacht geregnet, aber der Wind zerstreute die Wolken, wollige und weitschweifige Nebel beschmutzten da und dort den Himmel wie die Abfälle eines schwarzen Pelzwerks; zu meiner Rechten dehnte sich eine große braune, von der Dämmerung kaum gestreifte Ebene; zu meiner Linken hinter einem düstern Hügel, auf dessen Gipfel sich lebhafte Silhouetten von Bäumen abzeichneten, blaute unbestimmt der Morgen. In diesem Blau, über den Bäumen, unter den Wolken, strahlte die Venus. — Sie wissen, wie sehr ich die Venus liebe. — Ich betrachtete sie, ohne meine Blicke von ihr abwenden zu können, als auf einmal ein ungeheurer, schwarzer, ausgezackter Thurm sich mitten im Horizont emporrichtete. Wir waren in Freiburg.

Einige Augenblicke später hielt der Wagen in einer breiten, neuen und weißen Straße und setzte seinen Inhalt, Pakete, Koffer und Reisende, in buntem Gemisch unter einem großen,

von einer armseligen Laterne beschienenen Hofthor ab. Mein französischer Begleiter verabschiedete sich von mir. Ich war froh, daß ich mich an Ort und Stelle befand, denn ich war ziemlich müde. Ich wollte munter ins Haus treten, als ein Mann mich beim Arm ergriff und mir mit einigen lebhaften deutschen Worten, die mir gänzlich unverständlich blieben, den Weg versperrte. Ich wehrte mich in gutem Französisch und wandte mich an die Personen meiner Umgebung, aber es waren nur noch preußische, österreichische und badische Reisende da, der eine seinen Koffer, der andere seinen Mantelsack fortschleppend, alle sehr deutsch und sehr schlaftrunken. Meine Reklamationen erweckten sie jedoch ein wenig, und sie antworteten mir. Aber kein französisches Wort bei ihnen, kein deutsches Wort bei mir. Wir kauderwelschten von beiden Seiten um die Wette. Endlich begriff ich jedoch, daß dieses Hofthor kein Hotel war: es war das Posthaus und weiter nichts. Was thun? Wohin gehen? Hier verstand man mich nicht mehr. Ich würde ihnen wohl gefolgt sein, aber die Meisten waren Freiburger, die nach Hause gingen und verschiedene Richtungen einschlugen. Ich hatte den Aerger, Einen um den Andern bis auf den letzten Mann weggehen zu sehen, und nach fünf Minuten blieb ich allein unter dem Hofthor. Der Wagen war wieder abgefahren. Hier bemerkte ich, daß mein Nachtsack, der nicht bloß meine Effekten, sondern auch mein Geld enthielt, verschwunden war. Dies begann tragisch zu werden. Ich erkannte, daß dies ein providentieller Fall war, und da ich mich auf diese Art plötzlich ohne Kleider, ohne Geld und Obdach, ja, was noch mehr ist, unter den Sarmaten verloren befand, so schlug ich mich rechts und begann geradeaus zu gehen. Ich war ziemlich träumerisch. Inzwischen hatte die Sonne, die Niemand im Stich läßt, ihren Weg fortgesetzt. Es wurde allmählig hell. Ich betrachtete alle Häuser, eins ums andere, wie ein Mensch, der

gute Lust hätte in eines einzutreten, aber sie waren alle gelb und grau angestrichen und dabei fest geschlossen. Statt allen Trostes in meiner verlegenheitsvollen Forschung stieß ich auf einen prächtigen Brunnen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der aus vier blanken, kupfernen Hahnen freudig sein Wasser in ein breites Becken ergoß. Es war hell genug, daß ich die drei Stockwerke von Statuetten erkennen konnte, die um die mittlere Säule gruppirt waren, und mit Verdruß bemerkte ich, daß man die aus Heilbronner Sandstein errichtete Figur, welche das reizende Gebäude krönen sollte, durch eine schlecht angestrichene zinnerne Windfahne ersetzt hatte. Nachdem ich um den Brunnen herumgegangen war, um alle Figürchen genau zu sehen, setzte ich meinen Marsch fort.

Zwei oder drei Häuser über dem Brunnen leuchtete eine brennende Laterne über einer offenen Thüre. Was wollte ich machen? Ich trat ein.

Niemand unter dem Hofthor.

Ich rufe; man gibt mir keine Antwort.

Vor mir eine Treppe, zu meiner Linken eine Mittelthüre.

Ich stoße die Thüre auf Gerathewohl an; sie öffnet sich. Ich trete hinein, ich befinde mich in einem gänzlich schwarzen Zimmer mit einem undeutlichen Fenster zu meiner Linken.

Ich rufe.

„He! Niemand da?“

Keine Antwort.

Ich befühle die Mauer, ich finde eine Thüre; ich stoße sie an, sie geht auf.

Hier ein anderes düsteres Zimmer mit einem Schein im Hintergrund und einer halboffenen Thüre.

Ich gehe an diese Thüre und schaue hin.

Jetzt beginnt das Schreckliche.

In einem länglichen Saal, der in der Mitte von zwei

Pfeilern getragen und sehr groß war; um einen langen, schwach durch Lichter von Abstand zu Abstand beleuchteten Tisch saßen eigenthümliche Gestalten.

Es waren bleiche, ernste, eingeschlummerte Wesen.

Am obern Ende des Tisches zunächst bei mir befand sich eine große blasse Dame mit einem Barett und einem gewaltigen schwarzen Federbusch auf dem Kopfe. Neben ihr ein junger Mensch von siebzehn Jahren, blaßgelb und ernst, in einen großen geblümten Schlafrock gehüllt, mit einer schwarzseidenen Mütze über den Augen. Zur Seite des jungen Mannes ein Greis mit grünem Gesicht und drei Stockwerken von Kopfputz: erstes Stockwerk eine baumwollene Mütze, zweites ein Foulard, drittes ein Hut.

Dann kamen staffelweise von Stuhl zu Stuhl fünf oder sechs lebendige, grotesk angezogene und unter ungeheuern Filzen vergrabene Nürnberger Nußknacker, rußbraune Gesichter mit Augen von Email.

Der Rest der langen Tafel war verlassen, und das Tischtuch, weiß und kahl wie ein Leichentuch, verlor sich im Schatten in der Tiefe des Saales.

Jeder dieser eigenthümlichen Gäste hatte eine weiße Tasse und einige Vasen von ungewohnter Form auf einer kleinen Platte vor sich.

Keiner von ihnen sprach ein Wort.

Von Zeit zu Zeit und im tiefsten Schweigen führten sie die weiße Tasse an ihre Lippen; ein schwarzes Getränke dampfte darin, das sie ernsthaft zu sich nahmen.

Ich begriff, daß diese Gespenster Kaffee tranken.

Nachdem ich Alles überlegt hatte, und in der Meinung, der Augenblick sei gekommen, um irgend einen Effekt hervorzubringen, stieß ich die halboffene Thüre auf und trat munter in den Saal.

Aber nein, kein Effekt.

Bloß die große Frau, deren Kopfputz einen Waffenherold verkündete, dreht sich um, schaut mich starr mit weißen Augen an und fährt fort, ihren Liebestrank zu genießen.

Im Uebrigen kein Wort.

Die andern Phantome schauten mich nicht einmal an.

Etwas verblüfft, meine Mütze in der Hand, mache ich drei Schritte gegen den Tisch und sage, voll Furcht, daß ich es an Respekt gegen dieses Schloß Udolphs fehlen lassen möchte:

„Meine Herren, ist kein Wirthshaus da?"

Hier brachte der mit dreifachem Kopfschmuck versehene Greis eine Art von unarticulirtem Grunzen hervor, das schwer in seine Halsbinde fiel. Die Andern rührten sich nicht.

Ich gestehe Ihnen, daß ich jetzt die Geduld verlor und nun aus Leibeskräften rief: „Hollah, he, Wirthschaft! Bei allen Teufeln! Wirthschaft! Kellner! Ist denn gar kein Mensch da? Kellner!"

Ich hatte auf meinen Wanderungen am Rhein das Wort Kellner aufgegriffen, ohne seinen Sinn zu verstehen, und es sorgfältig in einem Winkel meines Gedächtnisses verschlossen, mit einer unbestimmten Idee, daß es mir nützlich werden könnte.

In der That öffnete sich bei diesem zauberischen Ruf Kellner eine Thüre in dem finstern Theil der Höhle.

Sesam, öffne Dich! hätte keinen bessern Erfolg haben können.

Diese Thüre schloß sich wieder, nachdem sie eine Erscheinung hindurch gelassen, die gerade auf mich zuschritt.

Ein junges Mädchen, hübsch, blaß, mit niedergeschlagenen Augen, schwarz gekleidet, mit einem seltsamen Kopfputz, der wie ein ungeheurer, platt auf der Stirne sitzender Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln aussah.

Ueberdies trug sie ein großes schwarzes Seidenstück um

den Hals gewickelt, gleich als hätte dieses anmuthsvolle Gespenst die rothe kreisförmige Linie von Maria Stuart und Maria Antoinette zu verbergen gehabt.

„Kellner?“ sagte sie zu mir.

Ich antwortete unerschrocken: „Kellner!“

Sie nahm eine Kerze und winkte mir, daß ich ihr folgen solle.

Wir gehen in die Zimmer zurück, von wo ich gekommen war, und mitten im ersten auf einer hölzernen Bank zeigte sie mir lächelnd einen Mann, der den tiefen Schlaf der Gerechten schlief, den Kopf auf einem Nachtsack ruhend.

Sehr überrascht durch dieses letzte Wunder, schüttelte ich den Mann; er wachte auf; das junge Mädchen und er tauschten leise einige Worte aus, und zwei Minuten nachher befanden wir, mein Nachtsack und ich, uns sehr behaglich wieder in einem vortrefflichen Zimmer mit schneeweißen Vorhängen eingerichtet.

Ich befand mich nunmehr im Zähringer Hof.

Hören Sie jetzt die Erklärung dieser an Anna Radcliff gemahnenden Mähre.

Im Zollhaus zu Kehl hatte der badische Postconducteur, als er mich, nicht ohne Barbarismus, mit einem nach Zürich zurückkehrenden würdigen Pfarrer latein und mit einem Oberst Duarte, der durch Savoyen zu Don Carlos reisen will, spanisch reden hörte, daraus den Schluß gezogen, daß ich deutsch verstehe, und sich nunmehr nicht weiter um mich bekümmert. In Freiburg erwartete der Kellner, d. h. das Faktotum des Zähringer Hofs, den Postwagen bei seiner Ankunft, und der Conducteur hatte mich ihm beim Abladen ohne mein Wissen gezeigt, mit den Worten: „Da ist ein Reisender für Sie;“ sodann hatte er ihm meinen Nachtsack überreicht, während ich mich mitten unter den Deutschen herumquälte. Der Kellner,

der mich in Kenntniß gesetzt glaubte, war mit meinem Sack vorausgegangen und hatte mich im Hotel erwartet, wo er im untern Saale schlief. Das Uebrige errathen Sie.

Es liegt gleichwohl in diesem Abenteuer ein Zufall von großer Schönheit, nämlich, daß ich beim Herausgehen aus der Post mich rechts schlug und nicht links. Gott ist groß.

Die unbeweglichen Gespenster, die Kaffee tranken, waren ganz einfach die Reisenden der Diligence von Frankfurt nach Genf, welche die einstündige Frist, die der Wagen ihnen bei Tagesanbruch gönnt, benützten; brave, etwas nach deutscher Manier vermummte Leute, die mir sonderbar erschienen und denen ich meinerseits abgeschmackt vorkommen mußte. Das junge Mädchen war eine hübsche Aufwärterin vom Zähringer Hof. Der große schwarze Schmetterling ist die landesübliche Haube, ein graziöser Kopfputz. Breite schwarzseidene Bänder, zu einer Kokarde auf der Stirne hergerichtet, an eine gleichfalls schwarze, oben zuweilen mit Gold gestickte Haube genäht, hinter welcher die Haare in zwei langen Flechten über den Rücken herabfallen. Die zwei Enden des dicken schwarzen Halstuchs, das auch eine lokale Mode ist, fallen gleichfalls über den Rücken hinab.

Ich hatte Abends zuvor um sieben Uhr Straßburg verlassen. Die Nacht brach herein, als ich auf der Schiffbrücke bei Kehl über den Rhein fuhr. Auf dem andern Ufer angelangt, machte der Postwagen Halt, und die badischen Zollwächter begannen ihre Arbeit. Ich übergab meine Schlüssel und besah mir den Rhein in der Dämmerung. Diese Betrachtung half mir über die Douanezeit hinweg und ersparte mir das Mißvergnügen, das mit anzusehen, was mein Begleiter, der Architekt, mir später von einer armen Schauspielerin erzählte, die nach Karlsruhe reiste; es war eine recht hübsche Vagabundin, der die Zollwächter aus lauter Muthwillen siebzehn Sous für

eine nicht gesäumte Zitztournure abnahmen und all ihren Flitterkram sammt all ihren Perücken aus ihrem Mantelsack hervorzogen, wodurch das arme Mädchen in große Bestürzung versetzt wurde.

Der Freiburger Münster kommt in Bezug auf Höhe dem Straßburger gleich. Es ist mit einem verschiedenen Dessin dieselbe Eleganz, dieselbe Kühnheit, derselbe Schwung, dieselbe verrostete und düstere Steinmasse, da und dort mit lichtvollen Löchern von jeder Form und Größe. Der Erbauer des neuen eisernen Glockenthurms von Rouen hat, sagt man, den von Freiburg im Auge gehabt. Ja, leider!

Es gibt noch zwei andere Glockenthürme in der Freiburger Cathedrale. Diese sind romanisch, klein, niedrig, streng, mit vollen Bogen und byzantinischen Verzackungen, und stehen nicht wie gewöhnlich an den äußersten Enden des Transeptes, sondern in den Winkeln, welche der Durchschnitt des kleinen Schiffes mit dem großen Schiff bildet. Der Münster ist gleichfalls gewissermaßen unabhängig von der Kirche, obgleich er mit ihr zusammenhängt. Er steht am Eingang des großen Schiffes auf einer beinahe romanischen Vorhälle, voll von gemalten und vergoldeten Statuen vom größten Interesse. Auf dem Platz der Kirche steht ein hübscher Brunnen aus dem sechzehnten Jahrhundert, und vor der Vorhalle drei Säulen aus derselben Zeit, welche die Statue der heiligen Jungfrau zwischen den zwei Figuren von St. Peter und St. Paul tragen. Am Fuß dieser Säulen zeichnet das Pflaster ein Labyrinth.

Rechts schützt der Schatten der Kirche auf demselben Platz ein Haus aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit einem großen Dach von farbigen Ziegeln, mit schneckenförmigem Giebel, von zwei spitzen Thürmchen umgeben, auf vier Arcaden getragen, mit allerliebsten Fensteröffnungen, mit farbigen Wappenschilden bedeckt, mit fein ausgearbeitetem Balkon im ersten Stock, und

zwischen den Fenstern dieses Balkons vier gemalte und vergoldete Statuen, Kaiser Maximilian I., Philipp I., König von Kastilien, Kaiser Karl V., Kaiser Ferdinand I. darstellend. Dieses bewundernswürdige Gebäude dient zu irgend einem alltäglichen municipalen und spießbürgerlichen Gebrauch, und man hat es roth angestrichen. Auf dieser Seite des Rheins streicht man roth an. Sie richten ihre Kirchen her, wie die Wilden in der Südsee ihre Gesichter herrichten.

Der Münster ist glücklicher Weise nicht angestrichen. Die Kirche ist mit einer grauen Schichte überzogen, was beinahe erträglich ist, wenn man bedenkt, daß man das Rübenroth hätte dazu nehmen können. Die Fenster sind beinahe sämmtlich erhalten und von merkwürdiger Schönheit. Da die Spitze auf der Façade den Platz der großen Einsetzrose einnimmt, so endigen die Abseiten mit zwei mittleren Einsetzrosen, die in Triangeln von der geheimnißvollsten und bezauberndsten Wirkung eingeschrieben sind. Die Kanzel in gothischem Flammenstyl ist prächtig, aber die Kappe, die man noch hinzugefügt hat, ist erbärmlich. Diese Arten von Kanzeln hatten keine Bedachung. Das sollten die Kirchenvorsteher wissen, ehe sie solche schöne Gebäude nach ihrer eigenen Phantasie verhunzen. Der ganze untere Theil der Kirche ist romanisch, ebenso die beiden Seitenportale, wovon das eine, das zur Rechten, durch eine Vorhalle aus der Renaissance verdeckt ist. Für mich gibt es nichts Interessanteres, als diese Begegnungen des romanischen Styls mit dem Styl der Renaissance; die byzantinische so strenge Archivolte und die neurömische so elegante Archivolte nähern und paaren sich mit einander, und da sie alle beide phantastisch sind, so bringt diese gemeinschaftliche Grundlage sie in Einklang und macht, daß sie sich berühren, ohne sich aneinander zu stoßen.

Ein Cordon von romanischen in einander verschlungenen

Arcaden säumt von beiden Seiten den untern Theil des großen Schiffes. Jedes der Kapitäler sollte besonders gezeichnet werden. Der romanische Styl ist reicher an Kapitälern, als der gothische.

Am Fuß einer dieser Arcaden liegt ein Herzog Bartholdus, gestorben 1218 ohne Nachkommenschaft und beerdigt unter seiner Statue: **sub hac statua**, sagt die Grabschrift. **Haec statua** ist ein langleibiger steinerner Riese, der auf dem Pflaster an der Mauer steht, in der unheimlichen Art des zwölften Jahrhunderts sculptirt, und die Vorübergehenden mit furchtbarer Miene anschaut. Das wäre ein schrecklicher Commandeur. Ich hätte keine Lust, ihn eines Nachts meine Treppe heraufpoltern zu hören.

Dieses große durch die Fenster verdüsterte Schiff ist ganz mit Grabsteinen bepflastert, auf welchen grünes Moos gewachsen ist; man zertritt mit seinen Fersen die gemeiselten Wappen und die strengen Gesichter der Breisgauer Ritter, stolzer Edelleute, welche einst keine Fürstenhand in ihrem Gesichte geduldet hätten, jetzt aber den Fuß eines Ochsenhirten sich darin gefallen lassen.

Ehe man in den Chor tritt, muß man zwei ausgesuchte Säulenhallen der Renaissance, die eine rechts, die andere links, in den Armen des Kreuzganges bewundern; sodann in einer vergitterten Kapelle, in der Tiefe einer vergoldeten Höhle, erblickt man flüchtig ein schreckliches, in Gold- und Perlenbrocat gekleidetes Skelett, das den heiligen Märtyrer Alexander vorstellt; hierauf wird man von zwei gleichfalls vergitterten Grabkapellen aufgehalten, die einander anschauen: die eine ist voll von Statuen, es ist das Nachtmahl, Jesus, sämmtliche Apostel, der Verräther Judas; die andere enthält nur eine einzige Figur, nämlich Christus im Grabe; zwei an Tod gemahnende Blätter, wovon das eine das andere vollendet, die Kehrseite und die rechte Seite des herrlichen Gedichtes, das man die Passion

nennt. Eingeschlafene Soldaten sind auf dem Sarcophag Christi eingegraben.

Der Sakristan hat sich den Chor und die Kapellen der Apside vorbehalten. Man tritt ein, aber man bezahlt. Im Uebrigen bedauert man sein Geld nicht. Diese Apside ist wie die flandrischen ein Museum, und zwar ein wechselreiches Museum. Man trifft da byzantinische Goldschmidskunst, funkelnde Schreinerarbeit, venetianische Stoffe, persische Teppiche, Gemälde von Holbein, Schlosserarbeit der niedlichsten Art, die von Biscornette sein könnte. Die Gräber der Herzoge von Zähringen, die sich im Chor befinden, sind sehr schöne, edel sculptirte Platten; die zwei romanischen Thüren der kleinen Glockenthürme, wovon die eine mit Auszackungen, sind sehr interessant; aber was ich hauptsächlich bewundert habe, das ist in einer Kapelle im Hintergrund ein ungefähr fünf Fuß hoher byzantinischer Christus, den ein Bischof von Freiburg aus Palästina mitgebracht hat. Christus und das Kreuz sind in vergoldetem Kupfer, erhoben durch Edelsteine. Christus ist in einem barbarischen, aber kräftigen Styl ausgearbeitet und trägt einen kostbaren Leibrock. Ein großer, nicht geschnittener Rubin stellt die Wunde in der Seite vor. Die steinerne Statue des Bischofs, die an die nebenstehende Mauer gelehnt ist, betrachtet ihn mit Anbetung. Der Bischof steht; er hat ein stolzes, bärtiges Gesicht, die Mitra auf dem Kopf, den Hirtenstab in der Faust, den Küraß auf dem Bauch, den Degen an der Seite, den Schild am Ellenbogen, die Eisenschienen an den Beinen, den Fuß auf einen Löwen gesetzt. Das ist sehr schön.

Ich bin nicht in den Thurm hinaufgestiegen. Freiburg wird von einem großen Hügel beherrscht, den man beinahe einen Berg nennen könnte, und der höher ist als der Thurm. Ich zog es vor, den Hügel zu besteigen. Für diese Mühe wurde ich übrigens durch eine bezaubernde Landschaft belohnt,

Im Mittelpunkt zu meinen Füßen die schwarze Kirche mit ihrer 250 Fuß hohen Spitze; ringsumher die behauenen Giebel der Stadt, die Wetterhahndächer, auf welchen die farbigen Ziegel Arabesken zeigen; da und dort unter den Häusern einige alte viereckige Thürme von der ehemaligen Ringmauer, jenseits der Stadt eine gewaltige, mit lebendigen Hecken eingefaßte sammtgrüne Ebene, auf welcher die Sonne die Fensterscheiben der Hütten wie goldene Zechinen glänzen läßt, Bäume, Weinberge, Straßen, die sich in weite Ferne ziehen, zur Linken eine bewaldete Höhe, deren Form an das Horn des Dogen von Venedig erinnert; als Horizont fünfzehn Meilen von Gebirgen. Es hatte den ganzen Tag geregnet, aber als ich oben auf dem Hügel stand, da klärte der Himmel sich auf, und ein prächtiger Regenbogen wölbte sich über der düstern, ganz von den Sonnenstrahlen durchdrungenen Thurmspitze.

Im Augenblick, wo ich hinabsteigen wollte, bemerkte ich einen Fußpfad, der sich zwischen zwei Mauern von steilen Felsen vertiefte. Ich verfolgte ihn, und nach einigen Schritten befand ich mich plötzlich gleichsam am Fenster auf ein anderes Thal, das von dem Freiburger gänzlich verschieden war. Man könnte sich hundert Meilen entfernt glauben. Es ist ein düsteres, enges, unfreundliches Thal mit kaum einigen Häusern unter den Bäumen, von allen Seiten zwischen hohen Hügeln eingepreßt. Eine schwere Wolkendecke lehnte sich an die von einander abstehenden Höhen der Berge, wie ein Dach an Zinnen, und durch die Zwischenräume der Hügel erblickte ich wie durch die Schießscharten eines Riesenthurms den blauen Himmel.

Apropos, in Freiburg habe ich Forellen vom Oberrhein gegessen, die vortreffliche kleine Fische sind und sehr hübsch: blau mit rothen Tupfen.

Zweiunddreißigster Brief.

Basel.

7. September.

Gestern früh um fünf Uhr habe ich Freiburg verlassen, lieber Freund, Mittags zwölf kam ich nach Basel. Der Weg, den ich mache, wird täglich pittoresker. Ich sah die Sonne aufgehen. Gegen sechs Uhr durchlöcherte sie mächtig die Wolken, und ihre horizontalen Strahlen machten in der Ferne die monströsen Höcker des Jura am Horizont emporsteigen. Dies sind bereits furchtbare Höhen. Man fühlt, daß es die letzten Wellungen dieser ungeheuren Granitwogen sind, die man die Alpen nennt.

Das Coupé des badischen Postwagens war besetzt. Das Innere war folgendermaßen zusammengesetzt: ein deutscher Bibliothekar, der sich darüber betrübte, daß er in einem Gasthof auf dem Rigi seine Blouse vergessen hatte; ein kleiner alter Herr, nach der Mode unter Ludwig XV. gekleidet, der sich über einen andern alten Herrn in einem unglaublichen Kostüm, welches mich an Elleviou auf Reisen erinnerte, lustig machte und ihn fragte, ob er das Bündnerland gesehen habe; endlich ein großer Commis voyageur, der mit Kleiderstoffen hausirte und mit plumpem Lachen erklärte, er habe seine Muster nicht anbringen können, was ihm einen ganz trivialen Calembourg an die Hand gab; dabei trug er einen Backenbart wie ein geschorener Pudel. Als ich dies sah, stieg ich auf die Imperiale.

Es war ziemlich kalt; ich befand mich allein oben.

Die jungen Mädchen auf dieser Seite des Oberrheins tragen ein ausgesuchtes Kostüm: jenes Kokardenhäubchen, wovon ich Ihnen oben gesagt habe, einen braunen, grobfaltigen, ziemlich kurzen Unterrock, und ein Männerkamisol von schwarzem Tuch mit Stücken von schwarzer Seide, welche Aermellöcher und Schlitze vorstellen und an die Taille, sowie an die Aermel angenäht sind. Einige tragen statt der Kokarde ein rothes Tuch, das unter dem Kinn zugeknüpft ist. Sie sind allerliebst in diesem Aufzug. Das hindert sie indessen nicht, sich mit den Fingern zu schneuzen.

Gegen acht Uhr Morgens, an einem wilden und zur Träumerei einladenden Orte, sah ich einen Herrn von ehrwürdigem Alter in gelbem Gilet, grauen Hosen und grauem Rock, mit einem gewaltigen runden Hut auf dem Kopf, einem Regenschirm unter dem linken Arm und einem Buch in der rechten Hand. Was mich beunruhigte, war eine Geißel, die er in der linken Hand trug. Ueberdies vernahm ich ein sonderbares Gegrunze hinter einem Gebüsch, das am Rand der Straße stand. Auf einmal hörte das Gebüsch auf, und ich erkannte in dem Philosophen einen Schweinstreiber.

Der Weg von Freiburg nach Basel führt an einer prächtigen Kette von Hügeln hin, die bereits hoch genug sind, um den Wolken entgegenzutreten. Von Zeit zu Zeit begegnet man auf der Straße einem mit Ochsen bespannten Wagen, von einem Bauern geführt, der einen großen Hut auf dem' Kopf hat, und dessen übriger Aufputz an die niedere Bretagne erinnert; oder auch einem Fuhrmann mit acht Maulthieren, oder einem langen Balken, der einst eine Tanne gewesen, und jetzt nach Basel gebracht wird auf zwei Paar Rädern, die er wie ein Verbindungsstrich zusammenhält; oder einem alten Weib, das vor einem sculptirten alten Kreuz auf den Knien liegt. Zwei Stunden bevor man nach Basel kommt, führt die Straße durch eine

Waldecke: dichtes Buschwerk, Fichten, Tannen, Lerchen; auf Augenblicke eine Lichtung, worin eine große Eiche sich allein wie der siebenarmige Leuchter emporrichtet; sodann Schluchten, wo man Waldbäche rauschen hört. Das ist der Schwarzwald.

Ueber Basel will ich Ihnen in meinem nächsten Brief ausführlich berichten. Ich bin im Storch abgestiegen, und von dem Fenster aus, wo ich Ihnen schreibe, sehe ich auf einem kleinen Platz zwei hübsche Brunnen neben einander, den einen aus dem fünfzehnten, den andern aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der größere, der aus dem fünfzehnten Jahrhundert, entleert sich in ein steinernes Bassin, das voll von einem schönen, grünen, moirirten Wasser ist, welches die Sonnenstrahlen, indem sie sich darin brechen, mit einer Menge goldener Nadeln zu erfüllen scheinen.

Es ist übrigens etwas sehr Merkwürdiges um diese Brunnen. In Freiburg habe ich ihrer acht gezählt, in Basel findet man welche an allen Straßenecken. In Luzern, Zürich, Bern und Solothurn sind sie in Menge vorhanden. Dies ist eine Eigenthümlichkeit der Berge. Die Berge erzeugen die Waldströme, die Waldströme erzeugen die Bäche, die Bäche bringen die Brunnen hervor, woraus folgt, daß all diese reizenden gothischen Brunnen der schweizerischen Städte unter die Alpenblumen klassirt werden müssen.

Ich habe in der Cathedrale schöne und merkwürdige Sachen gesehen, unter andern das Grabmal des Erasmus. Es ist eine einfache, kaffeebraune, aufrecht stehende Marmorplatte mit einer sehr langen, lateinischen Inschrift. Ueber der Inschrift befindet sich eine Figur, die bis auf einen gewissen Punkt dem holbein'schen Bild von Erasmus gleicht, und unter welcher das geheimnißvolle Wort **Terminus** steht. Hier ist auch der Sarcophag der Kaiserin Anna, Gemahlin Rudolphs von Habsburg, mit ihrem neben ihr eingeschlafenen Kind; und in einem Arm

des Kreuzgangs befindet sich ein anderes Grab aus dem vierzehnten Jahrhundert, wo eine düstere, steinerne Marquise, die Dame von Habsburg, liegt. — Aber ich will nicht vorgreifen; ich werde Ihnen das in meinem nächsten Brief schildern.

Morgen früh um fünf Uhr reise ich nach Zürich ab, wo dieser Tage eine Kleinigkeit ausgebrochen ist, die man hier Revolution nennt. Bekomme ich dazu noch einen Sturm auf dem See, so ist das Schauspiel vollständig.

Dreiunddreißigster Brief.

Basel.

Frick, den 8. September.

Theurer Freund, ich habe eine schreckliche Feder und warte auf ein Messer, um sie zu schneiden. Dies hindert mich nicht, Ihnen zu schreiben, wie Sie sehen. Der Ort, wo ich mich befinde, heißt Frick, und hat mir nichts Merkwürdiges dargeboten, außer einer recht hübschen Landschaft und einem vortrefflichen Frühstück, das ich so eben verschlungen habe. Ich hatte großen Hunger. — Ah, man bringt mir ein Federmesser und Dinte. Ich hatte diesen Brief mit meiner Caraffe als Schreibzeug angefangen. Da ich jetzt gute Dinte habe, so will ich Ihnen meinem Versprechen gemäß von Basel erzählen.

Auf den ersten Anblick hat die Cathedrale von Basel etwas Anstößiges und Empörendes. Erstens hat sie keine Fenster mehr, zweitens ist sie dickroth angestrichen, nicht bloß im Innern, wo es recht ist, sondern auch von Außen, wo es infam ist; und zwar vom Pflaster des Platzes an bis zu der

Höhe der Glockenthürme, so daß die beiden Thurmspitzen, welche der Baumeister vom fünfzehnten Jahrhundert allerliebst gemacht hatte, jetzt wie zwei durchbrochene Rüben aussehen. Gleichwohl sieht man, wenn der erste Zorn vorüber ist, die Kirche an und findet Wohlgefallen; sie hat schöne Reste. Das Dach mit farbigen Ziegeln hat seine Originalität und seine Anmuth (das innere Balkenwerk bietet wenig Interesse). Die Thürme, zu denen Wendeltreppen hinaufführen, sind hübsch. Auf der Hauptfaçade befinden sich vier interessante Statuen von Frauen: zwei heilige Frauen, welche träumen und lesen: zwei ausgelassene Frauen, kaum gekleidet, ihre schönen Schultern als feste, derbe Schweizerinnen zeigend, mit großem Gelächter einander verhöhnend und beschimpfend, auf beiden Seiten des gothischen Portals. Diese Art, den Teufel darzustellen, ist neu und geistreich. Zwei heilige Ritter, St. Georg und St. Martin, zu Pferd und in mehr als Lebensgröße dargestellt, vollenden den Aufputz der Façade. St. Martin theilt einem Armen die Hälfte seines Mantels mit, der vielleicht bloß eine schlechte wollene Decke war, und der jetzt, durch das Almosen verklärt, in Marmor, in Granit, in Jaspis, in Porphyr, in Sammt, in Atlas, in Purpur, in Silberstoff, in Goldbrocat, mit Diamanten und Perlen gestickt, von Benvenuto ciselirt, von Jean Goujon sculptirt, von Rafael gemalt ist. — Der heilige Georg, welchem zwei Engel eine deutsche Pickelhaube auf den Kopf setzen, stößt seine Lanze mit Kraft in den Rachen des Drachens, der sich auf einer Platte krümmt, die aus scheußlichen Vegetabilien zusammengesetzt ist.

Das Portal zur Linken ist ein schönes romanisches Gedicht. Unter der Archivolte die vier Evangelisten, rechts und links alle Werke christlicher Liebe, dargestellt in kleinen übereinander liegenden Chorstühlen, die mit zwei Pfeilern eingefaßt und von einem Architrav überragt sind. Dies macht zwei Arten von

viereckigen Pfeilern, auf deren Gipfel ein Engel der Verherrlichung in die Trompete stößt. Die Dichtung endet mit einer Ode.

Eine byzantinische Einsetzrose vervollständigt dieses Portal, und bei schöner Sonne ist es ein reizendes Gemälde in prächtigem Rahmen.

Das Portal zur Rechten ist weniger interessant, steht aber mit einem edlen Kloster des fünfzehnten Jahrhunderts in Verbindung, das mit Grabsteinen gepflastert, vertäfelt und an der Decke belegt war und einige Aehnlichkeit mit dem herrlichen Kloster von St. Wandrill hat, das von irgend einem albernen Manufakturisten auf so stupide Weise zerstört worden ist. Die Grabmäler hängen und stehen auf allen Seiten unter den Ogiven mit flammenartig zusammengesetzten Kreuzstöcken; es sind dies ausgearbeitete Platten, die einen in Stein, die andern in Marmor, einige in Kupfer. Sie zerfallen in Ruinen; das Moos frißt den Granit, das Oxid frißt das Erz. Im Uebrigen ist es eine Vermengung aller Style seit fünfhundert Jahren, und man sieht daraus den Zerfall der Architektur. Alle todten Formen dieser großen Kunst sind da unter einander, sich an den Ecken anstoßend, eine von der andern zerstört, gleichsam begraben in diesen Gräbern: die Ogive und der volle Bogen, der gedrückte Bogen Carls V., der ausgeschweifte Giebel Heinrichs III, die gewundene Säule Ludwigs XIII, die Chicoren Ludwigs XV. All diese hintereinander aufgetauchte Grillen des menschlichen Gedankens, die an der Mauer hängen wie Gemälde in einem Salon, umschließen Grabschriften. Eine einzige Idee ist der Mittelpunkt dieser blendenden Schöpfungen der Kunst — der Tod. Die wechselreiche und lebendige Vegetation der Architektur blüht um diese Idee.

In der Mitte des Klosters liegt ein kleiner viereckiger Hof, voll von jenem schönen dichten Gras, das über den Todten wächst.

Im Innern der Kirche habe ich außer den Gräbern, von denen ich in meinem letzten Brief gesprochen, Chorstühle von Schreinerarbeit aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gefunden. Diese kleinen Gebäude von ciselirtem Holz sind für mich sehr kurzweilige Bücher, jeder Chorstuhl ist ein Kapitel. Das große Tafelwerk von Amiens ist die Ilias unter diesen Epopöen.

Die Kanzel, die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, kommt aus dem Pflaster hervor wie eine große steinerne Tulpe, die unter einem Netz von unentwirrbaren Schnüren verwickelt ist. Sie haben dieser schönen Blume eine abgeschmackte Haube aufgesetzt, wie in Freiburg. — Im Allgemeinen ist der Kalvinismus, übrigens ohne böse Absicht, mit dieser armen Kirche unsäuberlich verfahren; er hat sie angestrichen, er hat ihre Fenster geweißt, er hat die schöne romanische Ordnung der hohen Galleriegeländer des Schiffes verdeckt, und dann hat er unter diesem schönen katholischen Gewölbe eine gewisse puritanische Atmosphäre verbreitet, die höchst langweilig ist. Die alte Cathedrale des Fürstbischofs von Basel, der einen schwarzen Krummstab im silbernen Felde führte, ist nur noch eine protestantische Kammer.

Gleichwohl hat das Methodistenwesen die romanischen Kapitäler des Chors respektirt, die im höchsten Grad mysteriös und denkwürdig sind. Es hat die unter dem Altar liegende Krypte respektirt, wo sich Pfeiler aus dem zwölften Jahrhundert und Gemälde aus dem dreizehnten vorfinden. Einige romanische Ungeheuer von chimärischer Mißgestalt, aus irgend einer verschwundenen alten Kirche herausgerissen, liegen auf dem düstern Pflaster dieser Krypte wie schlafende Doggen da. Sie sind so schrecklich, daß man, wenn man im Finstern an ihnen vorbeigeht, sich einiger Furcht nicht erwehren kann, sie möchten erwachen.

Die alte Frau, die mich führte, erbot sich, mir die Archive der Cathedrale zu zeigen, und ich nahm es an. Mit diesen Archiven ist es folgendermaßen bestellt: es ist da ein ungeheurer sculptirter hölzerner Koffer aus dem fünfzehnten Jahrhundert, prächtig, aber leer. Wenn man in den Archivsaal tritt, hört man ein schreckliches Gähnen; es ist der große Koffer, der sich öffnet. Ich gehe weiter. Ein gewaltiger Schrank aus derselben Zeit mit tausend Schubladen. Ich öffnete einige von ihnen; sie sind leer. In einer oder zwei fand ich kleine Abbildungen, von Zürich, Bern oder dem Rigi. In der größten findet sich eine Zeichnung von etlichen Menschen, die um ein Feuer niedergekauert sind; unter diesem Bild, das den allerschweizerischsten Geschmack verräth, las ich die Inschrift: Bivouac der Zigeuner. Fügen Sie dazu noch einige eiserne Bomben, die auf einem Fenstersimms liegen, eine Masse Waffen, zwei schweizerische Bauernspieße, die unter ihren vier Reihen von Nägeln, welche wie Haifischkiefer eingeschlagen sind, vielleicht Karl den Kühnen zerarbeitet haben, mittelmäßige Gypsabdrücke des klauberschen Todtentanzes, der im Jahr 1805 mit dem Kirchhof der Dominikaner zerstört wurde, einen Tisch mit Fossilien aus dem Schwarzwald, zwei ziemlich merkwürdige Fayenceziegel aus dem sechzehnten Jahrhundert, einen lütticher Almanach für 1837, und Sie haben die Archive der Cathedrale von Basel. Man gelangt zu diesen Archiven durch eine schöne, schwarzgewundene, buschige, kunstreiche Gitterthüre, die vierhundert Jahre alt ist. Vögel und Chimären sitzen da und dort auf diesem düstern Laubwerk von Eisen.

Von den Glockenthürmen herab ist die Aussicht herrlich. Ich hatte unter meinen Füßen in einer Tiefe von dreihundertfünfzig Fuß den breiten grünen Rhein, um mich her Großbasel, vor mir Kleinbasel, denn der Rhein hat zwei Stücke aus der Stadt gemacht, und wie in allen Städten, die ein Fluß

durchschneidet, hat sich die eine Seite auf Kosten der andern entwickelt. In Paris ist es das rechte Ufer, in Basel ist es das linke. Die beiden Basel stehen durch eine lange hölzerne Brücke in Verbindung, die vom Rhein häufig hart angefahren wird, nur noch auf einer Seite steinerne Pfeiler hat, und in deren Mitte ein hübsches schilderhausartiges Thürmchen vom fünfzehnten Jahrhundert sich abhebt. Die beiden Städte machen dem Rhein auf beiden Seiten eine prächtige Broderie von ausgeschnittenen Giebeln, gothischen Façaden, Dächern mit Windfahnen, Thürmchen und Thürmen. Dieser Saum von alten Häusern wiederholt sich am Rhein. Die darin zurückgestrahlte Brücke gewinnt das seltsame Ansehen einer großen Leiter, die von einem Thor ans andere gelegt wäre. Bouquete von Bäumen und eine Menge von schwebenden Gärten an den Vorderseiten der Häuser vermischen sich mit dem Zickzack dieser alten Architektur. Die Höhen der Kirchen, die Thürme der befestigten Ringmauern machen große düstere Knoten, an die sich von Zeit zu Zeit die launischen Linien knüpfen, die im Tumult von den Thürmen zu den Giebeln, von den Giebeln zu den Dachluken laufen. Alles das lacht, singt, spricht, schwatzt, springt, kriecht, fließt, geht, tanzt, glänzt inmitten einer hohen Einfassung von Bergen, die sich dem Horizont nur öffnet, um den Rhein passiren zu lassen.

Ich stieg wieder in die Stadt hinab, die reich ist an ausgesuchten Phantasien, an wohl ausgedachten Thüren, an närrischen Beschlägen, an interessanten Gebäuden aus allen Epochen. Es ist unter Anderem eine große Wohnung da, die heute als Schoppen für ein Fuhrmagazin gilt und die an allen Fensteröffnungen, Pförtchen und Thüren gordische Knoten von Schnüren hat, welche vom Baumeister oft durchhauen werden und die wunderlichsten Dinge von der Welt sind. Ich habe nie etwas Aehnliches getroffen. Der Stein ist da gewunden und gestrickt

wie von Weide. Sie können Korbhenkel aus der Normandie sehen, aber um den ganzen Korb zu sehen, müssen Sie nach Basel kommen. Neben diesem Fuhrmagazin habe ich das alte Haus der Waffenschmiede besucht, ein schönes Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, mit Gemälden, die in freier Luft auf der Vorderseite hängen und in welchen Venus und die heilige Jungfrau sehr gefällig neben einander stehen..

Das Stadthaus stand auf derselben Seite; die Façade, auf welcher ein behelmbuschter Krieger steht, der das Wappen der Stadt trägt, wäre schön, wenn sie nicht (immer wieder roth) angestrichen und, was noch mehr ist, mit schrecklichen gemalten Personen geschmückt wäre, die sich an einen mit Bildern verzierten Balkon im gothischen Styl von 1810 lehnen. Der innere Hof hat dieselbe Tätowirung durchgemacht. Die große Treppe führt zu zwei Statuen: die eine, die unten steht, ist ein sehr schöner Krieger aus der Renaissance, der die Anmaßung hat, den römischen Consul Munatius Plancus vorstellen zu wollen; die andere, die oben in der Ecke des Knaufes einer gedrückten Thüre steht, ist ein Stadtdiener, der ein Schreiben in der Hand hält; er ist gemalt, halb schwarz, halb weiß, was das Wappen der Stadt ist, gekleidet, und das gut zusammengelegte Schreiben hat ein rothes Siegel. Dieser gothische Stadtdiener hat sich bei allen Revolutionen Europas über dem Wasser erhalten. Ich hatte ihn noch am Morgen beim Gasthof zu den drei Königen getroffen, wie er munter und wohlgemuth durch die Straße ging, seinen Bewaffneten, der einen Degen trug, vor sich her gehen lassend, zum großen Gaudium einiger Handlungscommis, die vor einer Kneipe den Constitutionnel lasen.

Plötzlich kam ein frisches Dienstmädchen aus der gedrückten Thüre hervor. Sie sagte einige Worte auf deutsch zu mir, und da ich sie nicht verstand, so folgte ich ihr. Das war mein Glück,

Das gute Mädchen führte mich in ein Zimmer, wo eine ganz ausgezeichnete Schneckenstiege ist, sodann in einen Saal, der ganz aus polirtem Eichenholz besteht, mit schönen Fensterscheiben und einer prächtigen Renaissancethüre an dem Platz, wohin wir gewöhnlich das Kamin stellen: hier wie im Elsaß und in Deutschland gibt es keine Kamine, sondern Oefen. Als ich all diese Wunder erblickte, schenkte ich dem anmuthsvollen Mädchen ein schönes französisches Silberstück, das sie lächelnd entgegennahm.

Auf der Treppe dieses Stadthauses befindet sich eine interessante Freske vom jüngsten Gericht, die aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt.

Ich würde Basel nie verlassen haben, ohne die Bibliothek zu sehen. Ich wußte, daß Basel für die Holbeine dasselbe ist, was Frankfurt für die Albrecht Dürer. In der Bibliothek ist es wirklich ein Nest, ein Haufe, eine Verwirrung; nach welcher Seite man sich wenden mag, Alles ist Holbein. Da ist Luther, da ist Erasmus, da ist Melanchthon, da ist Catharina von Bora, da ist Holbein selbst; da ist die Frau Holbeins, eine schöne, noch allerliebste Vierzigerin, welche geweint hat und zwischen ihren zwei nachdenklichen Kindern träumt, wobei sie auch wie eine Frau aussieht, die gelitten hat, und euch dennoch Lust einflößt, ihren schönen Hals zu küssen. Da ist auch Thomas Morus mit seiner ganzen Familie, mit seinem Vater und seinen Kindern, so wie mit seinem Affen, denn der ernste Kanzler liebte die Affen. Und dann sind zwei Passionen da, die eine gemalt, die andere mit der Feder gezeichnet; zwei todte Christi, herrliche Leichname, die schauern machen. Alles das ist von Holbein, alles das ist göttlich durch Wirklichkeit, Poesie und Erfindung. Ich habe Holbein stets geliebt; ich finde in seiner Malerei die beiden Dinge, die mich rühren, die Traurigkeit und die Milde.

Außer den Gemälden hat die Bibliothek Möbel; eine Menge römischer Bronzestücke, die in Augst gefunden wurden; einen chinesischen Koffer, einen tapezirten venetianischen Thürvorhang, einen wunderbaren Schrank aus dem sechzehnten Jahrhundert (wofür man schon zwölftausend Franken geboten hat, erzählte mein Führer), und endlich den Tagsatzungstisch der dreizehn Kantone. Dies ist eine prächtige Tafel aus dem sechzehnten Jahrhundert, getragen von Löwen und Satyrn, welche das Wappen von Basel halten, ciselirt mit den Wappen der Kantone, incrustirt mit Zinn, Perlmutter und Elfenbein, ein Tisch, um welchen diese Schultheiße und Landammänner sich beriethen, die von den Kaisern gefürchtet wurden, ein Tisch, der diesen Beherrschern von Menschen die feierliche Inschrift zu lesen gab: Supra naturam praesto est Deus. Er befindet sich übrigens in schlechtem Zustand. Die Bibliothek von Basel ist ziemlich schlecht gehalten; die Gegenstände liegen wie Austernschalen untereinander. Ich sah auf einer Truhe ein kleines Gemälde von Rubens, das aufrecht an einem Haufen von alten Büchern steht und schon manchmal gefallen sein muß, denn der Rahmen ist ganz zerbrochen. Sie sehen, daß es in dieser Bibliothek von Allem etwas gibt, Gemälde, Möbel, seltene Stoffe; auch einige Bücher sind da.

Mein Freund, ich halte ein mit diesem Brief, den ich, wie Sie sehen können, auf irgend einen egyptischen Papyrus gekritzelt habe, der poröser und durstiger ist, als ein Schwamm. Das ist eine Marter, die ich unter diejenigen verzeichne, welche ich meinen schlimmsten Feinden nicht wünsche: mit einer Feder zu schreiben, die auf ein trinkendes Papier speit.

Vierunddreißigster Brief.

Zürich.

9. September.

Ich bin in Zürich. Auf dem Stadtthurm hat es so eben vier Uhr Morgens geschlagen unter Trompetengeschmetter. Ich glaubte die Reveille zu hören und öffnete mein Fenster. Es ist finstere Nacht, und dennoch schläft Niemand. Die Stadt Zürich brummt wie ein gereizter Bienenstock. Die hölzernen Brücken zittern unter dem taktgemäßen Schritt der Bataillone, die verworren im Dunkel hinübergehen. Auf den Hügeln hört man Getrommel. Alpenmarseillaisen werden vor den beleuchteten Kneipen an den Straßenecken gesungen. Züricher Bürgersoldaten exerciren auf einem kleinen Platz in der Nähe des Gasthofs zum Schwert, wo ich wohne, und ich vernehme die französischen Commandoworte: Portez arme! Arme bras! Aus dem Zimmer neben dem meinigen antwortet ihnen ein junges Mädchen durch einen zärtlichen, heroischen und eintönigen Gesang, dessen Melodie mir den Text erklärt. Im Wachtthurm ist ein Dachfenster beleuchtet und ein anderes auf den hohen Spitzen der Cathedrale. Der Schein meiner Kerze fällt undeutlich auf eine große weiße und blaugestirnte Fahne, die am Quai flattert. Man hört lautes Gelächter und Geschrei, das Getöse von Thüren, die geschlossen werden, und sonderbares Geklirr. Schatten gehen hin und her. Ein lustiger Kriegslärm erhält dieses Völkchen munter. Gleichwohl murmelt im Sternenschein der See majestätisch bis an mein Fenster all die Worte der Ruhe, der Nachsicht und Friedsamkeit, welche die Natur zu dem Menschen

spricht. Ich sehe auf den Wellen das düstere Gekräusel der Nacht sich zersetzen und wieder zusammensetzen. Ein Hahn schreit und droben zu meiner Linken über der Cathedrale, zwischen den zwei schwarzen Glockenthürmen funkelt Venus, wie eine Lanzenspitze zwischen zwei Zinnen.

Es ist nämlich eine Revolution in Zürich. Die kleinen Städte wollen es den großen gleichthun. Jeder Marquis will einen Pagen haben. Zürich hat so eben seinen Bürgermeister getödtet und seine Regierung verändert.

Da man mich geweckt hat, so benütze ich meinerseits diesen Umstand, um an Sie zu schreiben, mein Freund. Das gewinnen Sie bei dieser Revolution.

Gestern früh mit Tagesanbruch verließ ich Basel. Die Straße nach Zürich zieht sich eine halbe Viertelstunde lang an den alten Thürmen der Stadt hin. Ich habe Ihnen nichts von den Thürmen Basels gesagt. Gleichwohl sind sie merkwürdig, alle von verschiedenen Formen und Höhen, von einander getrennt durch einen mit Schießscharten versehenen Wall, der sich an einen furchtbaren Graben lehnt, worin die Stadt Basel mit Erfolg Kartoffel baut. Zur Zeit der Bögen und Pfeile war dieser Wall eine achtunggebietende Festung, jetzt ist er nur noch ein Hemd.

Die Zugänge der Stadt sind noch mit jenen schönen Fallgattern aus dem vierzehnten Jahrhundert geschmückt, deren krumme Zähne den obern Theil der Thore garniren, so daß man, wenn man aus einem Thurm kommt, aus dem Rachen eines Ungeheuers zu kommen meint. Apropos, vorgestern auf der höchsten Thurmspitze Basels, traf ich einen Drachenkopf, der mich starr ansah; ich beugte mich darüber hin, ich hielt ihm entschlossen die Hand in den Rachen, und es geschah mir kein Leid. Sie können dies den Leuten erzählen, die sich vor Bewunderung für van Amburgh kaum zu fassen wissen.

Beinahe alle Eingänge von Großbasel sind Festungsthore von schönem Charakter, besonders derjenige, der zum Polygon führt, einem stolzen Zwinger mit spitzem Dach, von zwei Thürmchen flankirt, mit Statuen geschmückt, wie das Thor von Vincennes und das ehemalige Thor des alten Louvre. Es versteht sich von selbst, daß man ihn abgekratzt, abgehobelt, verkittet und angestrichen hat (und zwar roth). Zwei sculptirte Bogenschützen auf den Zinnen sind interessant. Sie lehnen ihre Schnabelschuhe gegen die Mauer und scheinen mit ungeheuern Anstrengungen die Wappen der Stadt aufrecht zu halten, so schwer sind sie zu tragen. In diesem Augenblick ging ein Peloton von ungefähr zweihundert Mann, die mit einer Kanone vom Polygon zurückkamen, durch das Thor. Ich glaube, dies ist die Armee von Basel.

In der Nähe dieses Thores steht ein köstlicher Brunnen aus der Renaissance, der mit Kanonen, Mörsern und sculptirten Kugelhaufen um sein Bassin her bedeckt ist und mit dem Gezwitscher eines Vogels sein Wasser ergießt. Dieser arme Brun-en ist schmählich verstümmelt und herabgewürdigt; die Mittel- war mit ausgesuchten Figuren geschmückt, von denen nur der Rumpf und da und dort ein Arm oder ein Bein zt. Armes Meisterwerk, das von allen Kriegsknechten des nals geschändet worden! — Aber ich kehre auf die Straße Basel nach Zürich zurück.

Vier Stunden lang, bis nach Rheinfelden, läuft sie am Rhein hin, in einem herrlichen Thal, wo alle feuchten Scheine des Morgens aus den Wolken herabregneten. Man läßt Kreuznach, dessen hohen Thurm mit seinem weißen Zifferblatt man von den Basler Thürmen aus bemerkt, links liegen; sodann fährt man durch Augst. Dieser Name klingt sehr barbarisch, nicht wahr? Nun wohl, er kommt von Augusta her. Augst ist eine römische Stadt, die Hauptstadt der Rauraker, das ehemalige

Raurica oder Augusta Rauracorum, gegründet von dem Consul Munatius Plancus, welchem die Basler in ihrem Stadthaus eine Bildsäule errichtet haben, mit einer Grabschrift von einem wackeren Schulfuchs, der sich Beatus Rhenanus nannte. Das nenne ich einmal einen großen Ruhm, sagte ich, und ein sehr kleines Städtchen. In der That ist die Augusta Rauracorum jetzt nur noch eine anbetungswürdige Decoration für ein schweizerisches Vaudeville. Eine Gruppe pittoresker Häuschen, auf einem Felsen stehend, durch zwei alte Festungsthore verbunden; zwei verschimmelte Brücken, unter welchen ein hübscher Waldbach hingaloppirt, der Ergolz, der vom Berg herabkommt, indem er die Baumzweige auseinander biegt; ein Getöse von Mühlrädern, hölzerne Balkone, an denen Weinreben lustig hinanranken, ein alter Kirchhof, wo ich beiläufig ein sonderbares Grab aus dem vierten Jahrhundert bemerkte, und der aussieht, als ob er in den Rhein hinabstürzen wollte, an den er angelehnt ist; das ist Augst, das ist Raurica, das ist Augusta. Der Boden ist umgewühlt durch Nachgrabungen. Man findet eine Menge kleiner bronzener Statuetten, woraus die Basler Bibliothek sich ein kleines Dünkirchen macht.

Eine halbe Stunde weiter, auf dem andern Rheinufer, ist das hübsche, von einem Wasserfall durchschnittene Band von alten hölzernen Häusern, genannt Warmbach. Und dann nach einer Viertelstunde von Bäumen, Schluchten und Wiesen öffnet sich der Rhein. Mitten im Wasser steht ein großer, mit Ruinen angefüllter und durch eine bedeckte hölzerne Brücke mit beiden Ufern in Verbindung stehender Fels von eigenthümlichem Ansehen. Eine kleine gothische Stadt, starrend von Thürmen und Zinnen, zieht sich in Unordnung gegen diese Brücke herab: das ist Rheinfelden, eine militärische und religiöse Stadt, eine der vier Waldstädte, ein berühmter und allerliebster Ort. Diese Ruine mitten im Rhein ist das alte Schloß, das man den

Stein von Rheinfelden nennt. Unter dieser hölzernen Brücke, die nur einen einzigen Bogen hat, jenseits des Felsen, auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, ist der Rhein kein Fluß mehr, sondern ein Strudel, worin schon manches Schiff sein Grab gefunden hat. Ich hielt mich eine starke Viertelstunde in Rheinfelden auf. Die Wirthsschilde hängen an gewaltigen buschigen Eisenstangen, die sich sehr lustig ausnehmen. Die Hauptstraße wird durch einen schönen Brunnen erheitert, dessen Säule einen edlen Krieger trägt, der seinerseits die Wappen der Stadt in seinem stolz über seinem Haupt emporgehobenen Arme hält.

Von Rheinfelden bis Brugg bleibt die Gegend allerliebst, aber der Antiquar hat nichts zu sehen, wenn er nicht wie ich mehr ein Neugieriger, als ein Archäolog, mehr ein Hauptstraßenbummler, als ein Reisender ist. Ich bin ein Mensch, der Alles genau ansieht, weiter nichts; aber ich glaube Recht zu haben; jedes Ding enthält einen Gedanken; ich versuche den Gedanken aus dem Ding herauszuziehen. Das ist eine Chemie wie eine andere.

Fünfunddreißigster Brief.

Zürich.

September.

Wenn man in der Ebene reist, so liegt das Interesse der Reise am Rand der Straße; durchstreift man ein Gebirgsland, so liegt es am Horizont. Ich will — selbst mit dieser herrlichen Juralinie vor Augen — Alles schauen, und deßhalb sehe ich

sowohl auf den Rand der Straße als auf den Rand des Himmels. Der Rand der Straße ist nämlich prachtvoll in dieser Jahreszeit und in diesem Lande. Die Wiesen sind mit Blumen, blauen, weißen, gelben und violetten, besät wie im Frühling; prächtige Brombeerstauden zerkratzen im Vorbeifahren den Wagenkasten; da und dort ahmen steile Böschungen die Form der Berge nach, und daumensdicke Wasserstreife parodiren die Waldbäche; überall haben die Herbstspinnen ihre Hängematten auf den tausend Spitzen der Gebüsche ausgespannt: der Thau wälzt sich darin in dicken Perlen.

Und dann sind es häusliche Scenen, worin die örtlichen Originalitäten sich offenbaren. Bei Rheinfelden beschlugen drei Männer eine Kuh, die sehr dumm, verlegen und herabgekommen aussah. In Augst ritten kleine Dorfjungen, Gamins, die Rom zur Großmutter haben, auf einem armseligen verwachsenen Baum, der mit einer Gabel gestützt war. Bei dem Thor von Basel schlug ein Mann seine Frau, was die Bauern wie die Könige thun. Sagte nicht Buckingham zur Frau von Chevreuse, er habe drei Königinnen geliebt und er sei genöthigt gewesen, allen dreien Püffe zu versetzen? Hundert Schritte von Frick sah ich einen Bienenstock, der über der Thüre eines Häuschens auf einem Brett stand. Die Bauern gingen zur Thüre des Häuschens ein und aus, die Bienen flogen zur Thüre des Stockes ein und aus; Menschen und Fliegen verrichteten die Arbeit, die der liebe Gott ihnen angewiesen.

Alles das ergötzt und entzückt mich. In Freiburg habe ich über dem viereckigen Rasen, worauf ich saß, lange Zeit die großartige Landschaft vergessen, die ich vor Augen hatte. Es war auf einem kleinen, wilden Höcker des Hügels. Auch hier gab es eine Welt. Die Käfer schritten unter den tiefen Fasern der Vegetation langsam einher; Schierlingsblumen in Gestalt

von Sonnenschirmen erinnerten an die Fichten Italiens; ein langes Blatt, ähnlich einer halbgeöffneten Bohnenhülse, ließ schöne Regentropfen sehen, funkelnd wie ein Diamantenhalsband in einem mit grünem Atlas ausgeschlagenen Kästchen. Eine arme, ganz nasse Hummel von gelb und grünem Sammt klomm mühsam an einem dornigen Zweig empor; dichte Wolken von kleinen Mücken verdeckten ihr das Tageslicht; eine blaue Glockenblume zitterte im Wind, und eine ganze Nation von Blattläusen hatte unter diesem ungeheuern Zelt Schutz gesucht; in der Nähe einer Wasserpfütze, die keinen Schwenkkessel gefüllt hätte, sah ich einen Regenwurm aus dem Schlamm hervorkommen und nach Luft schnappend sich in die Höhe winden; er glich den antedeluvianischen Pythonen, und wer weiß, ob er nicht in dem mikroscopischen Weltall ebenfalls seinen Herkules hat, der ihn tödtet, und seinen Cuvier, der ihn beschreibt? Im Ganzen ist diese Welt da so groß wie die andere. Ich betrachtete mich als Micromegas, meine Käfer waren riesige Faulthiere, meine Hummel war ein beflügelter Elephant, meine kleine Mücken waren Adler, meine Wasserpfütze war ein See, und diese drei Büschel hohen Grases waren ein Urwald. Sie [illegible]nnen mich darin, nicht wahr, Freund? — In Rheinfelden [illegible]häftigten mich die übermäßig großen Wirthshausschilde wie [illegible]hedralen, und mein Geist ist nun einmal so geschaffen, daß [illegible]gewissen Augenblicken ein Dorfteich, hell wie ein stählerner [illegible]iegel, von Häuschen umgeben und von einer Flotille von [illegible]nten durchschwommen, mir eben so viel Freude macht wie der Genfersee.

In Rheinfelden verläßt man den Rhein und sieht ihn nur einen Augenblick in Seckingen wieder: eine häßliche Kirche, eine bedeckte hölzerne Brücke, eine unbedeutende Stadt in der Tiefe eines köstlichen Thales. Dann geht die Straße durch lustige Dörfer über eine breite Hochebene, um welche herum

man in der Ferne die massenhaften Heerden der Gebirge springen sieht.

Auf einmal begegnet man einer Baumgruppe in der Nähe eines Gasthofs, man hört das Kreischen des eingelegten Radschuhs, und die Straße senkt sich in das blendende Aarthal hinab.

Das Auge wirft sich zuerst in die Tiefe des Himmels und findet als äußerste Linie rauhe, steile und runzliche Bergkämme; dann schweift es hinab ins Thal, um Brugg zu suchen, ein kleines Städtchen, eingerollt und eingepreßt in ein pittoreskes Band von Mauern und Zinnen, mit einer Brücke über die Aar; hierauf schaut es ein düsteres Gehölz entlang und verweilt bei einer hohen Ruine. Diese Ruine ist das Schloß Habsburg, die Wiege des Hauses Oesterreich. Ich habe lange Zeit diesen Thurm betrachtet, aus welchem der doppelköpfige Adler hervorgeflogen ist.

Die Aar, die durch zahlreiche Felsen versperrt ist, zerreißt das Thal in eine Menge von Vorgebirgen. Diese schöne Landschaft ist eine der großen Gegenden der Geschichte. Rom hat sich da geschlagen, das Glück des Vitellius hat hier das Glück Galbas erdrückt, Oesterreich ist hier geboren. Von diesem zusammenbrechenden Zwinger herab, der im elften Jahrhundert von einem einfachen elsäßischen Edelmann Namens Radbot erbaut wurde, strömt über die ganze Geschichte des modernen Europa der ungeheure Fluß der Erzherzoge und Kaiser.

Gegen Norden verliert sich das Thal in einem Nebel. Hier ist der Zusammenfluß der Aar, der Reuß und der Limmat. Die Limmat kommt aus dem Zürichersee und bringt den geschmolzenen Schnee vom Berg Todi; die Aar kommt aus dem Thuner und dem Brienzer See und bringt die Wasserfälle der Grimsel; die Reuß kommt aus dem Vierwaldstättersee und bringt die Ströme des Rigi, des Windgall und des Pilatus. Der Rhein führt alles das dem Ocean zu.

Alles das, was ich Ihnen so eben geschrieben habe, diese drei Flüsse, diese Ruine und die prächtige Gestalt der Felsblöcke, an denen die Aar nagt, füllten meine Träumerei aus, während der Wagen nach Brugg hinab galoppirte. Auf einmal erweckte mich die allerliebste Art, wie sich die Stadt ausnimmt, wenn man sich ihr nähert. Es ist eines der bezauberndsten Tohubohu von Dächern und Thürmen, die ich je gesehen habe. Ich hatte mir immer vorgenommen, wenn ich je nach Brugg käme, ganz besonders auf ein sehr altes Basrelief Acht zu geben, das in die Mauer eingelegt ist und einen Hunnenkopf vorstellen soll. Da es Sonntag war, so war die Brücke mit einem Haufen hübscher Mädchen bedeckt, die in ihrem schönsten Putz neugierig dastanden und so freundlich lächelten, daß ich den Hunnenkopf darüber vergaß.



Als ich mich daran erinnerte, lag die Stadt eine halbe Stunde hinter mir.

Mit ihrer Bändercocarde, die weniger übertrieben ist als in Freiburg, auf der Stirne, ihrem schwarzen Sammtmieder, über welches sich silberne Ketten und Reihen von Knöpfen herabziehen, ihrer Sammtcravate mit goldgestickten Enden, die fest am Hals anliegt wie der eiserne Kragen der Ritter, ihrem braunen, faltigen Unterrock und ihren aufgeweckten Gesichtern erscheinen die Brugger Mädchen alle hübsch; viele sind es auch wirklich. Die Männer kleiden sich wie unsere Maurer am Sonntag und sind schrecklich. Ich begreife, daß es verliebte Bursche in Brugg gibt; aber ich begreife nicht, wie es verliebte Mädchen geben kann.

Die Stadt ist reinlich, gesund, freundlich, besteht aus hübschen, beinahe sammt und sonders mit großer Sorgfalt gebauten Häusern, und ist im Innern nicht weniger appetitlich, als von Außen. Eigenthümlich ist, daß die beiden Geschlechter in ihren Sonntagszusammenkünften das Spiel von Alpheus

und Arethusa spielen. Als ich durch die Stadt fuhr, sah ich alle Frauenzimmer am Brückenthor und alle Mannspersonen am andern Ende der Hauptstraße, am Züricherthor. Im Freien bleiben die Geschlechter ebenfalls abgesondert; man begegnet einer Gruppe von Mannspersonen, sodann einer Gruppe von Frauenzimmern, oder, um den schweizerischen Ausdruck zu gebrauchen, von Wibervölkern; dieser Gebrauch, dem selbst die Kinder unterworfen sind, ist dem ganzen Kanton eigen und geht bis Zürich. Es ist eine seltsame, und, wie viele seltsame Dinge, eine kluge Sache. In diesem Land des Lebenssaftes und der Schönheit, der übersprudelnden Naturkraft und der ausgesuchten Kostüme ist die Natur geneigt, den Jüngling unternehmend zu machen, und das Kostüm macht das Mädchen cokett; da tritt die Gewohnheit dazwischen, trennt die Geschlechter und stellt eine Schranke auf.

Dieses Thal ist übrigens nicht bloß ein Zusammenstrom von Flüssen, sondern auch von Kostümen. Man geht über die Reuß, das schwarzsammtne Mieder verwandelt sich in ein anderes von geblümtem Damast, in dessen Mitte eine breite Goldborte angenäht ist. Man geht über die Limmat, der braune Unterrock verwandelt sich in einen rothen Unterrock nebst einer brodirten Mousselinschürze. Alle Arten von Kopfputz vermengen sich gleichfalls; in zehn Minuten begegnet man schönen Mädchen mit ungeheuren Kämmen wie in Lima, mit hohen Strohhüten wie in Florenz, mit Spitzen wie in Madrid. Alle haben einen natürlichen Blumenstrauß auf der Seite. Raffinirtheit!

Die Mannigfaltigkeit der Kopfputzarten ist so groß, daß ich mich auf Alles gefaßt machte. Nach der Reußbrücke kommt eine kleine Anhöhe. Ich ging sie zu Fuß hinan. Da kommt ein altes Weib auf mich zu mit einer Art von großem spanischen Schlapphut von schwarzem Leder, einem Schmuck, der noch durch ein Paar Stiefel und einen Regenschirm gekrönt

wurde. Ich wollte eben diesen wunderlichen Kopfputz notiren, als ich bemerkte, daß die gute Frau ganz einfach das Felleisen eines Reisenden auf dem Kopf trug. Der Reisende kam einige Schritte hintendrein, ein braver Mann, der sich vermuthlich einbildete französisch zu sprechen, denn er trat auf mich zu, um mir die Züricher Revolution zu erzählen. Alles was ich aus einer Fluth von Kauderwelsch verstehen konnte, beschränkte sich auf die Mittheilung, daß der Bürgermeister eine Proklamation erlassen habe, die mit den Worten begonnen: *Braves Iroquois!* Vermuthlich wollte der würdige Mann sagen: *Braves Zuriquois!*

Das Aarthal hat zwei reizende Armbänder: Brugg, womit es sich öffnet, Baden, womit es sich schließt. Baden liegt an der Limmat. Man folgt seit einer halben Stunde dem Ufer der Limmat, die ein schreckliches Getöse in einer reizenden Schlucht macht, deren sämmtliche Abstürze mit Reben bepflanzt sind. Plötzlich versperrt ein Thor mit vier Thürmchen die Straße; unter diesem Thor drängen sich vermengt in der Schlucht hölzerne Häuser, deren Mansarden einander zu stoßen scheinen; oberhalb unter den Bäumen ragt eine alte Schloßruine empor, deren Zinnen dem Berg einen Hahnenkamm aufsetzen. Ganz in der Tiefe unter einer bedeckten Brücke rauscht die Limmat hastig über ein Felsenbett, das den Wogen eine gewaltsame Form gibt. Und dann bemerkt man einen mit farbigen Ziegeln bedeckten Glockenthurm, der mit einer Schlangenhaut überzogen scheint.

In Baden gibt es von Allem Etwas: gothische Ruinen, römische Ruinen, warme Mineralbäder, eine Statue der Isis, Ausgrabungen, wo man Würfel findet, ein Stadthaus, wo der Prinz Eugen und der Marschall von Villars Unterschriften ausgewechselt haben. Da ich vor Nacht nach Zürich zu kommen wünschte, so begnügte ich mich auf dem Platz während des Pferdewechsels einen sehr hübschen Brunnen zu betrachten, auf

welchem wie in Rheinfelden eine hochmüthige, strenge Kriegergestalt stand. Das Wasser springt aus dem Schlund eines schrecklichen ehernen Drachens, der seinen Schweif in dem Eisenwerk des Brunnens wälzt. Zwei zutrauliche Tauben hatten sich auf diesen Drachen gesetzt, und eine von ihnen trank, indem sie ihren Schnabel in den gerundeten Wasserstreif tauchte, der fein wie ein Silberhaar aus dem Hahnen in's Becken fiel.

Die Römer nannten die Mineralwasser Badens die geschwätzigen Wasser, aquae verbigenae. -- Wenn ich Ihnen schreibe, mein lieber Freund, ist es mir, als hätte ich von diesem Wasser getrunken.

Die Sonne senkte sich, die Berge wurden groß, die Pferde gallopirten auf einer vortrefflichen Straße in der umgekehrten Richtung von der Limmat; wir kamen durch eine ganz wilde Gegend; unter unsern Füßen befand sich ein weißes Kloster mit rothem Glockenthurm, ähnlich einem Kinderspielzeug; vor unsern Augen ein Berg in Hügelform, aber so hoch, daß ein Wald daselbst wie eine Heide aussah; in dem strengen Klostergarten spazierten ein weißer und ein schwarzer Mönch plaudernd mit einander; auf dem Berg zeigte ein alter Thurm halb seine von der horizontalen Sonne geröthete Front. Was war dieses Gemäuer? Ich weiß es nicht. Conrad von Tegerfelden, einer der Mörder des Kaisers Albrecht, hatte sein Schloß in dieser Einsamkeit. — War dies die Ruine davon? — Ich bin bloß ein Vorüberreisender und weiß von Allem nichts. Ich habe diesen unheimlichen Orten ihr Geheimniß gelassen, aber ich konnte nicht umhin, ein wenig an das düstere Attentat von 1308 und an die Rache der Königin Agnes zu denken, während dieser blutige Thurm, allmählig von den Unebenheiten des Terrains verdeckt, langsam in den Berg zurücktrat.

Die Straße hat sich umgebogen; ein unerwarteter Riß hat einen unermeßlichen Strahl der untergehenden Sonne hindurch-

gelassen; die Dörfer, der Rauch, die Heerden und die Menschen sind wieder zum Vorschein gekommen, und das schöne Limmatthal hat von Neuem zu lächeln begonnen. Die Dörfer sind wahrhaft merkwürdig in diesem Kanton Zürich. Es sind prächtige Hütten, bestehend aus drei Abtheilungen. Am einen Ende das Haus der Menschen in Holz- und Maurerarbeit, mit seinen drei niedrigen Abstufungen von Fenstern mit kleinen runden Scheiben; am andern Ende das Haus der Thiere, Kuh- und Pferdestall in Brettern; in der Mitte die Wohnung der Fuhrwerke und Utensilien, geschlossen durch ein großes Hofthor. Im Dachstuhl, der ungeheuer groß ist, die Scheune und der Speicher. Drei Häuser unter einem Dach. Drei Köpfe unter einer Mütze. Das ist das Züricher Bauernhaus. Wie Sie sehen, ist es ein Palast.

Die Nacht war vollständig angebrochen, ich war ohne Weiteres im Wagen eingeschlafen, als ein Getöse von Brettern unter dem Gestampfe der Pferde mich erweckte. Ich öffnete die Augen. Ich befand mich in einer Art von Balkenhöhle vom eigenthümlichsten Aussehen. Ueber mir trugen große dicke Balken, geschweift in gedrückten und auf eine unentwirrbare Art gestützten Bogen ein finsteres Gewölbe; rechts und links ließen niedrige, aus dicken Balken bestehende Arcaden mich zwei dunkle und schmale Gänge sehen, woran da und dort viereckige Löcher angebracht waren, durch welche der Nachtwind und das Getöse eines Flusses zu mir drangen. Am äußersten Ende dieser seltsamen Krypte sah ich unbestimmt Bajonette blinken. Der Wagen rollte langsam auf einem Fußboden, aus dessen Spalten ein betäubendes Getöse hervorkam. Eine ferne Fackel, die im Wind zitterte, warf einen mit vielen Schatten gemischten Schein auf diese massive hölzerne Arche. Ich befand mich auf der bedeckten Brücke von Zürich. Patrouillen bivouakirten in der Umgebung. Nichts kann eine Idee von dieser Brücke, auf

diese Art und zu dieser Stunde gesehen, geben. Denken Sie sich das Holzwerk einer Cathedrale quer über einen Fluß gelegt und erschüttert unter den Rädern einer Diligence.

Während ich Ihnen all diesen Plunder schreibe, ist der Tag angebrochen. Ich bin ein' wenig enttäuscht. Zürich verliert beim hellen Tageslicht; ich wünsche mir die unbestimmten Profile der Nacht zurück. Die Glockenthürme der Cathedrale sind gemeine Pfefferbüchsen. Beinahe alle Façaden sind abgeschabt und mit Kalk geweißt. Zu meiner Linken habe ich eine Art von Hotel Guenegaud. Aber der See ist schön; aber da unten die Barriere der Alpen ist herrlich. Sie verbessert, was der See, der von weißen Häusern und grünen Kulturen umsäumt ist, vielleicht allzu Lachendes für mich hat. Die Berge machen immer den Eindruck von ungeheuern Gräbern auf mich; die niedrigen haben ein schwarzes Schweißtuch von Lerchen, die hohen haben ein weißes Leintuch von Schnee.

Nachmittags vier Uhr.

Ich habe so eben in einer Art von kleiner Gondel eine Spazierfahrt auf dem See gemacht. Die Stunde kostet dreißig Sous wie ein Fiaker. Ich habe großmüthig drei Franken in den Zürichersee geworfen; ich bedaure sie ein wenig. Es ist schön, aber es ist auch sehr liebenswürdig von mir. Sie haben ein Neumünster, das sie euch mit Stolz zeigen, und das der Kirche eines Hampelmännchens gleicht. Die Züricher Senatoren bewohnen Landhäuser von Gyps, die eine falsche Aehnlichkeit mit den Kneipen von Vaugirard haben. Gott verzeih mir's! Ich habe einen Omnibus vorbeikommen sehen wie in Passy. Ich wundere mich nicht mehr, wenn diese Bursche da Revolutionen machen.

Glücklicher Weise ist das blaue Wasser des Sees durchsichtig. Ich sah in den glasigen Tiefen Berge auf dem Grunde

des Sees und Wälder auf diesen Bergen. Felsen und Seegras gaben mir einen ziemlich guten Begriff von der durch die Sündfluth ersäuften Erde, und indem ich mich auf den Rand meines zweirudrigen Fiakers beugte, hatte ich dieselben Empfindungen wie Noa, als er sich ans Fenster seiner Arche legte. Von Zeit zu Zeit sah ich große Fische, mit schwarzen Bändern gestreift wie Tiger, vorbeikommen. Ich habe mit dem Ende meines Stocks zwei oder drei Fliegen gerettet, die im Begriff waren, zu ertrinken.



Die Stadt muß Leuten, welche die Façade des Seminars von St. Sulpice anbeten, sehr gefallen. Man führt hier in diesem Augenblick prächtige Gebäude auf, deren Architektur an die Madeleine und an das Boulevard du Temple erinnert. Ich selbst bin, abgesehen von dem romanischen Portal der Cathedrale, einigen alten Häusern, die in den neuen verloren und gleichsam ertränkt sind, zwei Kirchthürmen und drei oder vier Waldthürmen, wovon der eine ungeheuer ist und dem pantagruelischen Bauch eines Bürgermeisters gleicht, nicht würdig, Zürich zu bewundern. Vergebens habe ich nach dem berühmten wellenberger Thurm gesucht, der mitten in der Limmat stand, und dem Grafen von Habsburg, sowie dem Bürgermeister Waldmann, der 1488 enthauptet wurde, als Gefängniß diente. Sollte man ihn niedergerissen haben?

Da ich gerade im Zug bin, will ich bei Gott doch auch vom Gasthaus sprechen. Im Gasthof zum Schwert wird dem Reisenden nicht die Haut über die Ohren gezogen, sondern er wird auf geschickte Weise secirt. Der Wirth verkauft die Aussicht auf seinen See zu acht Franken per Fenster und per Tag. Das Essen, das man im Hotel zum Schwert bekommt, hat mich an einen Vers von Ronsard erinnert, der, wie es scheint, schlecht dinirt hatte.

Zwei schlechte Pferde sind dem Leben vorgespannt,
Das Essen und das Trinken, so sind sie zubenannt.

Nirgends sind diese zwei Pferde schlechter, als im Gasthof zum Schwert.

Apropos, ich habe Ihnen nicht gesagt, daß Zürich früher Turegum hieß. Die Limmat theilt die Stadt in ein großes und ein kleines Zürich, die durch drei schöne Brücken in Verbindung stehen, auf welchen die Bürger oft spazieren gehen, sagt Georg Bruin von Köln. Die Weinrebe ist sehr der Sonne ausgesetzt. Es gibt Züricher Wein und Züricher Getreide.

Ich umarme Sie, obschon ich 1320 Fuß über Ihnen stehe.

Sechsunddreißigster Brief.

Zürich.

September.

Ich habe den Gasthof zum Schwert verlassen und eine Wohnung in der Stadt genommen, gleichviel wo. Ich habe den schlechten Gasthof nicht mehr, aber ich habe auch die Aussicht auf den See nicht mehr. Es gibt Augenblicke, wo ich mich nach Allem zusammen, nach dem schlechten Diner und der prächtigen Landschaft, zurücksehne.

Vorgestern war einer dieser Augenblicke gekommen. Es regnete. Ich war in das Zimmer eingesperrt, das ich bewohne. Ein tristes kaltes Stübchen, dessen Verzierungen aus einem grau angestrichenen Bett mit weißen Vorhängen, einigen Lehnstühlen und einer bläulichen Tapete bestehen, die mit jenen geschmack- und styllosen Zeichnungen besprenkelt ist, welche man ohne Unterschied auf dem Anzug schlecht gekleideter Frauen-

zimmer und auf den Wänden schlecht möblirter Stuben wiederfindet. Ich öffnete das Fenster eines jener scheußlichen, sogenannten Guillotinefenster, wie man sie vor fünfzig Jahren hatte, und sah schwermüthig dem Regen zu. Die Straße war verlassen; am gegenüberstehenden Haus waren alle Fenster geschlossen; nicht ein einziges Profil an den Scheiben, nicht ein einziger Vorübergehender auf diesem Pflasterwerk von kleinen und schwarzen Steinen, die wie reife Kastanien im Regen glänzten. Das Einzige, was der Landschaft ein Bischen Leben gab, war die Rinne des benachbarten Daches, eine Art von zinnerner Schnauze, einen Eselskopf mit offenem Maul darstellend, aus welchem der Regen in Strömen herabfloß; ein gelber und schmutziger Regen, der so eben die Ziegel gewaschen hatte und nunmehr das Pflaster waschen sollte. Es ist traurig, daß Etwas sich die Mühe nimmt vom Himmel herabzufallen, ohne ein anderes Resultat, als daß es den Staub in Koth verwandelt.



Ich war an mein Lager gefesselt. Das Lager war nicht sonderlich angenehm. Was thun? Lafontaine hat den für diese Gelegenheit passenden Vers gemacht. Ich sann also nach. Unglücklicher Weise befand ich mich in einer jener Gemüthsstimmungen, welche Sie ohne Zweifel kennen, wo man keinen vernünftigen Grund zur Traurigkeit und keine Veranlassung zur Heiterkeit hat; wo man gleich unfähig ist, sich zu einem schallenden Gelächter wie zu einem Thränenstrom zu entschließen; wo das Leben vollkommen logisch, gleichmäßig, flach, langweilig und traurig erscheint; wo von innen wie von außen Alles grau und bleich ist. In mir selbst war dasselbe Wetter wie auf der Straße, und wenn Sie mir die Metapher verzeihen könnten, so würde ich sagen, es habe in meinem Geist geregnet. Sie wissen es, ich bin ein wenig von der Natur des Sees; ich spiegele das Blau oder die Wolke zurück. Der Gedanke, den

ich in meiner Seele habe, gleicht dem Himmel, den ich über meinem Kopf habe.

Wenn man sein Auge einwärts kehrt — halten Sie mir auch diesen Ausdruck zu gut — so sieht man eine Landschaft in sich selbst. Nun aber war in diesem Augenblick die Landschaft, die ich in mir sehen konnte, nicht viel besser als diejenige, die ich vor Augen hatte.

Es befanden sich zwei oder drei Schränke im Zimmer. Ich öffnete sie mechanisch, wie wenn ich Aussicht hätte, irgend einen Schatz darin zu finden. Nun sind die Schränke in den Gasthöfen immer leer; ein voller Schrank bedeutet eine bleibende Wohnung. Ein Vorüberreisender hat kein Nest. Ich fand also nichts in den Schränken.

Gleichwohl bemerkte ich in dem Augenblick, wo ich den letzten wieder schloß, im obersten Fach etwas, was mich anzog. Ich legte die Hand darauf. Es war Anfangs Staub und dann war es ein Buch. Ein dickes kleines Buch wie die Lütticher Almanache, broschirt in grauem Papier, mit Staub bedeckt, seit Jahren da vergessen. Welch ein Glück! Ich schüttle den Staub ab und öffne auf Gerathewohl. Es war französisch. Ich betrachte den Titel: — Geheime Liebschaften und schandbare Abenteuer des Napoleon Buonaparte, mit Bildern. — Ich betrachte die Bilder: — ein Mann mit dickem Bauch und einem Hanswurstgesicht, im Ueberrock und mit dem Hütchen, unter nackten Weibsbildern von allen Sorten. Ich betrachte das Datum: — 1814.

Ich hatte die Neugierde zu lesen. O, mein Freund, was soll ich Ihnen von diesem Ding sagen? Wie soll ich Ihnen eine Idee von diesem Buch geben, das in Paris von irgend einem Pasquillanten gedruckt und in Zürich von irgend einem Oesterreicher vergessen worden? — Napoleon Buonaparte war häßlich; seine eingesunkenen kleinen Augen, sein Wolfsprofil und

seine platten Ohren gaben ihm ein höchst garstiges Aussehen. — Er sprach schlecht, er hatte keinen Geist und keine Geistesgegenwart, sein Gang war linkisch, seine Haltung ungraziös; so oft er sich auf dem Thron zeigen mußte, nahm er zuvor eine Lection bei Talma. — Ferner war sein Kriegsruhm höchst übertrieben; er vergeudete das Menschenleben, er erfocht seine Siege nur durch die Masse von Bataillonen. (Den Eroberern die Bataillone vorwerfen! Sollte man nicht glauben, man höre dieselben Leute sprechen, die den Dichtern die Metaphern vorwerfen?) — Er hat mehr Schlachten verloren, als gewonnen. — Nicht er hat die Schlacht von Marengo gewonnen, sondern Desaix; nicht er hat die Schlacht von Austerlitz gewonnen, sondern Soult; nicht er hat die Schlacht von der Moskowa gewonnen, sondern Ney. [1]) — Er war bloß ein Feldherr zweiten Rangs und stand tief unter den Generalen des großen Jahrhunderts, einem Turenne, einem Condé, einem Luxembourg, einem Vendome; ja sogar in unserer Zeit war sein „militärisches Talent" Nichts im Vergleich mit dem „kriegerischen Genie" des Herzogs von Wellington. Persönlich war er eine Memme. Er hatte Angst im Feuer. Er versteckte sich während der Kanonade bei Brienne. (Bei Brienne!) — Er hatte alle Laster. — Er log wie ein Lakai. — Er war so geizig, daß er einem Weibsbild, das er in einer kleinen, einsamen Straße des Faubourg St. Marceau unterhielt (der Verfasser sagt: ich habe die Straße, das Haus und das Weibsbild gesehen), bloß zehn Franken täglich gab. Er war so eifersüchtig, daß er dies Weibsbild einsperrte, so daß es beinahe niemals ausgehen konnte und von der ganzen Welt abgeschlossen, ohne ein



[1]) Im Jahr 1815 bediente man sich gegen Buonaparte der mit so großem Recht berühmten Namen der Unterfeldherrn Napoleons; heutzutage ist Alles an seinen Platz gestellt: Desaix, Soult, Ney sind große strahlende Figuren; Napoleon ist in seinem Ruhm, was er in seiner Armee war, der Kaiser.

menschliches Geschöpf zur Bedienung zu haben, in Verzweiflung und Schrecken dahinlebte. Das war die Liebe dieses Napoleon Buonaparte! — Er hatte überdies — denn dieser eifersüchtige Unhold war ein schamloser Wüstling, Othello und Don Juan in einer Person — er hatte überdies in allen Stadttheilen von Paris Keller, Stübchen, Mansarden, unterirdische Verließe, die er unter falschen Namen gemiethet hatte, und wohin er unter verschiedenen Vorwänden arme junge Mädchen verlockte u. s. w. u. s. w. Daher ganze Heerden von Kindern, kleine nicht zur Geltung gekommene Dynastien, die jetzt in Speicher eingewiesen sind, oder an den Straßenecken als Lumpensammler ihr Brod suchen. Das waren die Liebschaften dieses Napoleon Buonaparte! — Was sagen Sie dazu? Die erste Geschichte erinnert ein wenig an Genovefa von Brabant, wie sie in ihrem Wald umherirrt; die zweite ist eine neue Auflage vom Minotaurus. Ich sah flüchtig noch viele andere und weit schlimmere kommen, aber ich hatte nicht den Muth weiter zu gehen. Ich verweile mich nie sehr lang bei solchen Büchern, die man aus langer Weile öffnet und aus Ekel schließt.

Sie lachen darüber? Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht lache. In den Verleumdungen, die gegen die großen Männer noch zu ihren Lebzeiten geschleudert werden, liegt immer Etwas, was mir das Herz zuschnürt. Ich sage zu mir selbst: Auf diese Art also hat die zeitgenössische Dankbarkeit diese hohen Geister behandelt, welche die Nachwelt mit Verehrung umgibt, die Einen, weil sie ihre Nation groß gemacht, die Andern, weil sie die Menschheit besser gemacht haben. Sei Molière, so wird man Dich beschuldigen, Du habest Deine Tochter geheirathet; sei Napoleon, so wird man Dich beschuldigen, Du habest Deine Schwestern geliebt. — Der Haß und der Neid sind nicht erfinderisch, wird man sagen; sie wiederholen immer so ziemlich dieselben Albernheiten, die in Folge der beständigen Wie-

derholung zuletzt harmlos werden. Was ist eine Verleumdung, die ein Plagiat ist? — Allerdings, wenn das Publikum es wüßte; aber weiß denn das Publikum, daß das, was man heute von dem großen Mann von heute sagt, genau dasselbe ist, was man gestern von dem großen Mann von gestern sagte? Zugegeben. Aber die Menge weiß gar Nichts. Die großen Männer haben das Alles verachtet, werden Sie ferner einwenden: allerdings; aber wer sagt Ihnen, daß sie nicht eben so viel gelitten, als verachtet haben? Wer kennt all den herben Schmerz, der in den stummen Tiefen der Verachtung liegt? Was ist empörender, als die Ungerechtigkeit, und was ist bitterer, als eine große Beleidigung, wenn man eine große Krone verdient? Wissen Sie, ob dieses abscheuliche Büchlein, über das Sie heute lachen, im Jahr 1815 nicht offiziös dem Gefangenen von St. Helena zugeschickt worden ist, und ob es nicht, so dumm es Ihnen auch scheint und wirklich ist, dem Manne, der am Vorabend von Marengo und Austerlitz so fest geschlafen, eine schlimme Nacht bereitet hat? Gibt es nicht Augenblicke, wo der Haß in seinen schamlosen und wüthenden Behauptungen selbst das Genie berühren kann, dem das Bewußtsein seiner Kraft und Zukunft innewohnt? Der Nachwelt als Karikatur zu erscheinen, wenn man Alles gethan hat, um ihr einen großen Schatten zu hinterlassen! Nein, mein Freund, ich kann über diese infame kleine Schmähschrift nicht lachen. Wenn ich die Niederungen der Vergangenheit erforsche und wenn ich die zerfallenen Höhlen eines ehemaligen Gefängnisses untersuche, so nehme ich Alles ernsthaft, die alten Verleumdungen, die ich aus der Vergessenheit auflese, und die scheußlichen verrosteten Folterinstrumente, die ich im Staub finde.

Schmach und Schande über diese elenden Abtrittskehrer, die nichts Anderes zu thun haben, als die Männer, welche die Nachwelt nach ihrem Tod anbeten wird, während ihres Lebens zu quälen!

Wenn der ungenannte Verfasser dieses niederträchtigen Buchs noch heute in irgend einem Winkel von Paris lebt, welche Züchtigung für diesen schmutzigen alten Mann, dessen weiße Haare nur ein Kranz von Schimpf und Schande sind, so oft er das Unglück hat, über den Vendomeplatz zu gehen, sich überzeugen zu müssen, daß Napoleon, welcher der eherne Mann geworden, zu jeder Stunde, ob von Wolken oder von Sonnenstrahlen umgeben, von der Menge begrüßt wird und aufrecht steht auf seinem ewigen Ruhm und auf seiner ewigen Säule!

Seit ich dieses Buch zugemacht, hat sich Alles verdüstert; der Regen war draußen heftiger und die Traurigkeit in mir tiefer geworden. Mein Fenster war offen geblieben und mein Blick haftete mechanisch auf der grotesken zinnernen Dachrinne, die mit Wuth eine gelbliche und kothige Fluth ergoß. Dieser Anblick beruhigte mich. Ich sagte zu mir, daß Diejenigen, die das Böse thun, in den meisten Fällen nicht das volle Bewußtsein desselben haben, daß es bei ihnen mehr Unwissenheit und Albernheit, als wirkliche Bosheit sei, und ich blieb unbeweglich, schweigsam dasitzen, die geheimnißvollen Lehren sammelnd, welche die Dinge uns durch die Harmonien geben, die sie unter sich haben, den Ellenbogen auf dieses dumme Pasquill gestützt, das so viel Haß und Verleumdung ausgespritzt hatte, und das Auge auf diese Eselsschnauze geheftet, welche schmutziges Wasser ausspie.



Siebenunddreißigster Brief.

Schaffhausen.

September.

Ich bin seit einigen Stunden in Schaffhausen. Schreiben Sie Schaffhausen und sprechen Sie Alles was Ihnen beliebt. Denken Sie sich ein schweizerisches Anxur, ein deutsches Terracina, eine Stadt aus dem fünfzehnten Jahrhundert, deren Häuser die Mitte halten zwischen den Sennhütten von Unterseen und den sculptirten Wohnungen des alten Rouen, auf dem Berg sitzend, vom Rhein durchschnitten, der sich mit großem Geschrei in seinem Felsenbett krümmt, von Thurmruinen beherrscht, voll von steilen und im Zickzack laufenden Straßen, dem betäubenden Getöse der Nymphen oder Wasser — nymphis, lymphis, übersetzen Sie Horaz wie Sie wollen — und dem Gelärm der Waschweiber preisgegeben. Nachdem ich durch das Stadtthor gegangen, das eine Festung vom dreizehnten Jahrhundert ist, drehte ich mich um und sah über der Ogive die Inschrift: salus exeuntibus. Ich schloß daraus, daß wahrscheinlich auf der andern Seite pax intrantibus steht. Ich liebe diese gastfreundliche Art und Weise.

Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen Schaffhausen schreiben und Alles aussprechen, was Ihnen beliebe. Sie können auch Alles schreiben, was Ihnen beliebt. In Bezug auf Starrköpfigkeit und Meinungsverschiedenheit läßt sich Nichts mit der Heerde der Antiquare vergleichen, außer etwa die Heerde der Grammatiker; Plotinus schreibt Schaphuse, Strumphius schreibt

Schapfuse, Georg Bruin schreibt Shaphusia, und Miconnis schreibt Probatopolis. Ziehen Sie sich da heraus, so gut Sie können. Nach dem Namen kommt die Etymologie. Abermals ein Geschäft. Schaffhausen bedeutet die Stadt des Schafes, sagt Glarean. — Ganz und gar nicht! schreit Strumphius, Schaffhausen bedeutet Hafen für die Schiffe, von schafa, Barke, und Haus. — Stadt des Schafes! antwortet Glarean; das Wappen der Stadt ist ein goldener Widder in schwarzem Feld. — Hafen der Schiffe, erwiedert Strumphius; hier machen die Schiffe Halt, weil sie nicht weiter gehen können. — Meiner Treu! Mag aus der Etymologie werden, was da will! Ich lasse Strumphius und Glarean einander in die Haare fahren.

Es thäte Noth, sich auch wegen des alten Schlosses Munoth herumzustreiten, das in der Nähe von Schaffhausen auf dem Emmersberg steht und nach der Behauptung der Antiquare von munitio herkommt, wegen einer römischen Citadelle, die da stand. Heutzutage sind es nur noch einige Ruinen, ein großer Thurm und ein bedeutendes Casemattengewölbe, das mehrere hundert Mann fassen kann.

Vor zwei Jahrhunderten war Schaffhausen noch pittoresker. Das Stadthaus, das Kloster Allerheiligen, die Kirche St. Johann standen in ihrer ganzen Schönheit da; die Ringmauer um die Thürme war unberührt und vollständig. Es waren ihrer dreizehn, ohne das Schloß und die beiden hohen Thürme zu zählen, an welche sich jene seltsame, prachtvolle, schwebende Rheinbrücke lehnte, die unser Oudinot am 13. April 1799 in die Luft sprengte, mit jener Unwissenheit und Gleichgültigkeit in Bezug auf Meisterwerke, die nur den Helden verzeihlich ist. Außerhalb der Stadt endlich, jenseits des Zwingerthors, das nach dem Schwarzwald führt, im Gebirg, auf einer Anhöhe, neben einer Kapelle sah man in der Ferne im Nebel des Hori-

zonts ein abscheuliches kleines Gebäude von Zimmerholz und Stein — den Galgen. Im Mittelalter, ja sogar noch vor hundert Jahren, war in jeder souveränen Gemeinde ein zweckmäßig ausgerüsteter Galgen eine elegante und achtunggebietende Sache. Die Stadt mit ihrem Galgen geschmückt, der Galgen mit seinem Malefikanten geschmückt, das bedeutete eine freie Stadt.

Ich hatte großen Hunger, es war spät, ich bestellte ein Diner. Man brachte mir ein französisches Essen nach einer mit zahllosen orthographischen Schnitzern geschmückten Karte. Der Kellner war ein Deutscher, sprach jedoch ein Französisch, das zu den komischsten Verwechslungen führte, wovor übrigens der liebe Gott Ihre Ohren in Gnaden bewahren möge.

Achtunddreißigster Brief.

Der Rheinfall.

Laufen, September.

Was soll ich Ihnen sagen, mein Freund? Ich habe dies unerhörte Ding so eben gesehen, ich befinde mich nur einige Schritte davon entfernt. Ich höre sein Getöse. Ich schreibe Ihnen, ohne zu wissen, was mir in den Kopf kommen wird. Die Ideen und die Bilder häufen sich hier in bunter Menge untereinander an, sie überstürzen, stoßen, zermalmen sich und verfliegen in Dunst, in Schaum, in Getöse, in Gewölke. Ich habe in mir selbst gleichsam ein ungeheures Brudeln. Es ist mir, als hätte ich den Rheinfall im Hirn.

Ich schreibe aufs Gerathewohl, wie es kommt. Begreifen Sie, wenn Sie können.

Man kommt nach Laufen. Dies ist ein Schloß aus dem dreizehnten Jahrhundert, von sehr schöner Masse und sehr gutem Styl. Am Thor sind zwei vergoldete Drachen mit offenem Schlund; sie bellen. Man sollte meinen, sie seien es, die das geheimnißvolle Getöse machen, das man hört.

Man tritt hinein.

Man befindet sich im Hof des Schlosses. Es ist kein Schloß mehr, sondern eine Meierei: Hühner, Gänse, Truthähne, Miste, Karren in einer Ecke, eine Kalkküpe. Eine Thüre öffnet sich. Der Wasserfall kommt zum Vorschein.

Wundersames Schauspiel!

Schrecklicher Tumult! Das ist der erste Eindruck. Dann schaut man. Der Wasserfall zerschneidet Golfe, die mit breitem weißem Schaum angefüllt sind. Wie bei den Feuersbrünsten, gibt es friedliche Plätzchen inmitten dieser schreckensvollen Sache: Boskette mitten im Schaum, allerliebste Bäche in dem moussirenden Element; Quellen für Poussins arkadische Schäfer, beschattet von sanft bewegten kleinen Zweigen. — Und dann verschwinden diese Details, und der Eindruck des Ganzen kehrt Ihnen wieder. Ewiger Sturm. Lebendiger und wüthender Schnee.

Die Fluth ist von seltsamer Durchsichtigkeit. Schwarze Felsen zeichnen unheimliche Gesichter unter dem Wasser, sie scheinen die Oberfläche zu berühren und sind in einer Tiefe von zehn Fuß. Unter den beiden Hauptergüssen des Falles erheben sich zwei große Schaumgarben auf dem Fluß und zerstieben in grünen Wolken. Auf der andern Seite des Rheins bemerkte ich eine Gruppe ruhiger Häuschen, wo die Angehörigen aus- und eingingen.

Während ich beobachtete, sprach mein Führer mit mir. —

Er erzählte mir, der Bodensee sei im Winter von 1829 auf 1830 gefroren. Dies sei seit 104 Jahren nicht der Fall gewesen, man sei im Wagen hinübergefahren. In Schaffhausen seien arme Leute erfroren.

Ich stieg etwas tiefer hinab gegen den Abgrund zu. Der Himmel war grau und verschleiert. Der Wasserfall hat ein tigerartiges Gebrüll. Schreckliches Getöse, furchtbare Schnelligkeit. Wasserstaub, Rauch und Regen zugleich. Durch diesen Nebel hindurch sieht man den Cataract in seiner ganzen Entwicklung. Fünf große Felsen zerschneiden ihn in fünf Fälle von verschiedenen Gestalten und Größen. Man glaubt die fünf Pfeiler einer Titanenbrücke zu sehen. Im Winter bildet das Eis blaue Bogen über diese schwarzen Widerlagen.

Der nächste von diesen Felsen hat eine seltsame Gestalt; man meint, aus dem wüthenden Wasser den scheußlichen unempfindlichen Kopf eines Hindugötzen mit einem Elephantenrüssel hervorkommen zu sehen. Bäume und Gebüsche, die sich auf seinem Gipfel miteinander vermengen, geben ihm starrende und schauerliche Haare.

An dem schrecklichsten Ort des Falles verschwindet ein großer Fels und erscheint unter dem Schaum wieder wie ein Riesenschädel, der seit sechstausend Jahren von dieser grauenhaften Douche verschlungen und verarbeitet worden ist.

Der Führer setzt seinen Monolog fort. — Der Rheinfall befindet sich eine halbe Stunde von Schaffhausen. Die ganze Masse des Flusses fällt da von einer Höhe von siebzig Fuß herab.

Der steile Fußpfad, der vom Schloß Laufen bis an den Abgrund hinabgeht, führt durch einen Garten. Im Augenblick, wo ich betäubt durch den furchtbaren Cataract hindurchging, spielte ein Kind, das an ein häusliches Zusammenleben mit diesem Weltwunder gewöhnt ist, unter den Blumen

und legte singend seine kleinen Finger an die Wolfsrachenrosen.

Dieser Fußpfad hat verschiedene Stationen, wo man von Zeit zu Zeit eine Kleinigkeit bezahlt. Der arme Cataract kann nicht umsonst arbeiten. Sehen Sie, welche Mühe er sich gibt. Er muß mit all diesem Schaum, den er den Bäumen, den Felsen, den Flüssen, den Wolken zuwirft, auch irgend Jemand ein Paar Sous in die Tasche werfen. Das ist offenbar das Wenigste.

Ich bin auf diesem Fußpfad bis zu einer Art von schwankendem Balkon gelangt, der ganz unten über und in dem Abgrund angebracht ist.

Hier schüttelt uns Alles zugleich. Man wird geblendet, betäubt, niedergeschmettert, erschreckt, bezaubert. Man lehnt sich an eine hölzerne Barriere, welche zittert. Vergilbte Bäume — es ist Herbst — wilde rothe Ebereschen, umgeben einen kleinen Pavillon im Styl des Café turc, von wo aus man die Grauenhaftigkeit der Sache bemerkt. Die Frauenzimmer ziehen ein Collet von Wachsleinwand an (ein Frank die Person); man ist von einem schrecklichen donnernden Regen eingehüllt.

Hübsche kleine gelbe Schnecken ergehen sich wollüstig unter diesem Thau auf dem Rand des Balkons. Der Fels, der über dem Balkon hängt, weint Tropfen um Tropfen in den Wasserfall. Auf dem Fels, der mitten im Cataract ist, steht ein ritterlicher Minnesänger von bemaltem Holz, auf einen rothen Schild mit weißem Kreuz gelehnt. Ein Mann hat sein Leben daran setzen müssen, um diese Ambigudekoration inmitten der großen und ewigen Dichtung Jehovahs aufzupflanzen.

Die zwei Riesen, die ihre Häupter emporrichten, ich meine die zwei größten Felsen, scheinen miteinander zu sprechen. Dieser Donner ist ihre Stimme. Ueber einer schrecklichen Aufthürmung von Schaum bemerkt man ein friedliches Häuschen mit einem

keinen Baumgarten. Man könnte meinen, diese schauerliche Hyder sei verdammt, ewig diese sanfte glückliche Hütte auf ihrem Rücken zu tragen.

Ich ging bis ans äußerste Ende des Balkons; ich lehnte mich mit dem Rücken an den Felsen.

Der Anblick wird noch furchtbarer. Es ist ein schrecklicher Absturz. Der grausenhafte und prächtige Schlund spritzt wüthend einen Perlenregen Denjenigen ins Gesicht, die es wagen, ihn aus solcher Nähe anzuschauen. Das ist bewundernswürdig. Bei den vier großen Anschwellungen des Cataracts ist es ein unaufhörliches Fallen und Auf- und Absteigen; man meint, man sehe die vier blitzenden Räder am Wagen des Sturmes sich drehen.

Die hölzerne Brücke war überschwemmt. Die Bretter waren glitschig. Welke Blätter knisterten unter meinen Füßen. In einer Krümmung des Felsen bemerkte ich ein kleines Büschel von ausgetrocknetem Gras. Ausgetrocknet unter dem Wasserfall von Schaffhausen! In dieser Sündfluth hat ein Tropfen Wasser ihm gefehlt. Es gibt Herzen, die diesem Grasbüschel gleichen. Mitten im Strudel der menschlichen Glückseligkeiten vertrocknen sie. Ach, das kommt daher, weil es ihnen an jenem Wassertropfen gefehlt hat, der nicht aus der Erde hervorkommt, sondern vom Himmel herabfällt — an der Liebe.

In dem türkischen Pavillon, der farbige Fensterscheiben hat, und was für Scheiben! liegt ein Buch, in welches die Besucher ihre Namen einzuschreiben gebeten werden. Ich habe es durchblättert. Ich bemerkte darin die Unterschrift Henri mit dem Handzug *v*. Ist es ein V?

Wie lange bin ich versunken in dieses große Schauspiel dageblieben? Ich kann es Ihnen nicht sagen. Während dieser Betrachtung gehen die Stunden im Geist vorüber wie die Wellen im Abgrund, ohne eine Spur oder Erinnerung zu hinterlassen.

Inzwischen machte man mich darauf aufmerksam, daß der Tag sich neige. Ich ging wieder ins Schloß hinauf und von da begab ich mich auf den Strand, wo man über den Rhein setzt, um das rechte Ufer zu gewinnen. Dieser Strand ist unter dem Wasserfall, und man fährt nur einige Klafter von dem Cataract über den Fluß. Man wagt diese Fahrt in einem kleinen, allerliebsten, ausgesuchten, gleich einer Piroge der Wilden hergerichteten Nachen, aus einem Holz gebaut, das geschmeidig wie eine Haifischhaut, solid, elastisch, faserig ist, jeden Augenblick an den Felsen anstößt, aber sich kaum daran ritzt, und wie alle Kähne auf dem Rhein und der Maas mit einem Haken und einer schaufelförmigen Ruderstange geleitet wird. Nichts ist seltsamer, als in dieser Muschel die gründlichen und stürmischen Erschütterungen des Wassers zu fühlen.

Während der Nachen sich vom Hafen entfernte, sah ich über meinem Haupt die mit Ziegeln bedeckten Zinnen und ausgeschweiften Giebel des Schlosses, die den Abgrund beherrschen. Fischernetze trockneten auf den Kieseln am Rand des Flusses. Man fischt also in diesem Strudel? Ja, allerdings. Da die Fische nicht den Wasserfall hinaufgelangen können, so fangt man da viele Salmen. Ueberdies in welchem Strudel fischt nicht der Mensch?

Jetzt möchte ich all diese so lebhaften und beinahe schmerzlichen Empfindungen zusammenfassen. Erster Eindruck: man weiß nicht, was man sagen soll, man ist erdrückt wie von allen großen Dichtungen. Dann entwirrt sich das Ganze. Die Schönheiten machen sich von der Wolke los. Totalsumme: es ist groß, düster, furchtbar, grauenhaft, prächtig, unaussprechlich.

Auf der andern Seite des Rheins treibt das — Mühlen.

Auf dem einen Ufer das Schloß; auf dem andern das Dorf Neuhausen.

Indem ich mich ganz dem Schwanken der Barke überließ,

bewunderte ich die prächtige Farbe dieses Wassers. Man glaubt in flüssigem Serpentin zu schwimmen.

Merkwürdig, jeder der beiden großen Alpenflüsse hat, wenn er die Berge verläßt, die Farbe des Meeres, in das er sich ergießt. Die Rhone ist bei ihrem Ausfluß aus dem Genfersee blau wie das Mittelmeer; der Rhein ist, wenn er den Bodensee verläßt, grün wie der Ocean.

Unglücklicher Weise war der Himmel bedeckt. Ich kann also nicht sagen, daß ich den Fall von Laufen in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen habe. Nichts ist so reich und wundervoll wie dieser Perlenregen, von dem ich Ihnen bereits erzählt habe, und den der Cataract weithin verbreitet. Gleichwohl muß es noch herrlicher sein, wenn die Sonne diese Perlen in Diamanten verwandelt, und wenn der Regenbogen seinen Smaragdhals in den blendenden Schaum taucht, wie ein göttlicher Vogel, der am Abgrund trinkt.

Auf dem andern Ufer des Rheins, von wo aus ich Ihnen im Augenblick schreibe, erscheint der Cataract in seiner Ganzheit, in fünf deutlich verschiedene Partien getheilt, die jede ihre eigene Physiognomie haben und eine Art von Crescendo bilden. Die erste ist ein Mühlbach; die zweite, beinahe symmetrisch durch die Arbeit der Zeit und der Fluth zusammengesetzt, ist ein Brunnen von Versailles; die dritte ist ein Wasserfall; die vierte ist eine Lawine; die fünfte ist das Chaos.

Ein letztes Wort, und ich schließe diesen Brief. Einige Schritte von dem Fall beutet man den kalkartigen Felsen aus, der sehr schön ist. Mitten in einem der Steinbrüche, die da sind, betrachtete ein grau und schwarz gestreifter Zuchthäusler mit der Haue in der Hand und der doppelten Kette am Fuß den Cataract. Der Zufall scheint sich manchmal darin zu gefallen, daß er in bald melancholischen, bald schrecklichen Antithesen das Werk der Natur und das Werk der Gesellschaft neben einander stellt.

Neununddreißigster Brief.

Vevey. — Chillon. — Lausanne.

Vevey, den 21. September.

An Herrn Ludwig B.

Ich schreibe Ihnen diesen Brief, lieber Ludwig, so ziemlich aufs Gerathewohl, denn ich weiß nicht, wo oder ob er Sie überhaupt treffen wird. Wo sind Sie in diesem Augenblick? Was treiben Sie? Sind Sie in Paris? Sind Sie in der Normandie? Haben Sie Ihr Auge auf die Gemälde geheftet, denen Ihr Gedanke Strahlenglanz verleiht? Oder besuchen Sie wie ich die Bildergallerie des lieben Gottes? Ich weiß nicht, was Sie thun; aber ich denke an Sie, ich schreibe Ihnen und ich liebe Sie.

Ich reise in diesem Augenblick wie die Schwalbe. Ich gehe gerade vor mich hin und suche das schöne Wetter. Wo ich ein Stück blauen Himmel sehe, laufe ich hinzu. Die Wolken, die Regen, die Bise, der Winter kommen hinter mir her wie Feinde, die mich verfolgen, und bedecken die armen Länder wieder, wenn ich sie verlasse. Es regnet jetzt in Strömen über Straßburg, das ich vor vierzehn Tagen besuchte; über Zürich, wo ich in der letzten Woche war; über Bern, wo ich gestern durchkam. Heute bin ich in Vevey, einem hübschen Städtchen, weiß, sauber, englisch, comfortabel, warm gehalten durch die südlichen Abhänge des Charbonneberges wie durch Oefen, und von den Alpen geschützt wie von einem Windschirm. Ich habe vor mir einen sommerlichen Himmel, die mit reifen Reben bedeckten Hügel und diesen prachtvollen Smaragd des Gensersees,

in Schneeberge eingefaßt wie in einen Silberschmuck. — Ich sehne mich nach Ihnen.

Vevey hat nur drei Dinge; aber diese drei Dinge sind allerliebst: seine Reinlichkeit, sein Klima und seine Kirche. — Ich sollte eigentlich bloß vom Thurm seiner Kirche sprechen, denn die Kirche selbst hat nichts Merkwürdiges mehr. Sie hat jene Art von sorgfältiger, methodischer und gefirnißter Verwüstung über sich ergehen lassen müssen, womit der Protestantismus die gothischen Kirchen heimsucht. Alles ist abgeschabt, gehobelt, gefegt, entstellt, geweißt, geglänzt und gerieben. Es ist ein einfältiges und prätenziöses Gemisch von Barbarei und Reinigung. Kein Altar, keine Kapellen, keine Reliquienschreine, keine gemalten oder sculptirten Figuren mehr; ein Tisch und hölzerne Chorstühle, die das Schiff versperren, das ist die Kirche von Vevey.

Ich ging ziemlich verdrießlich darin herum, escortirt von dem stets gleichen alten Weibe, das in den calvinistischen Kirchen den Kirchendiener macht, und meine Kniee an den Bänken des Herrn Präfekten, des Herrn Friedensrichters, der Herren Pastoren u. s. w. anstoßend, als ich neben einer zugemauerten Kapelle, wohin einige schöne alte, von dem puritanischen Baumeister vergessene Consolen aus dem vierzehnten Jahrhundert mich gelockt hatten, in einer dunkeln Vertiefung eine große schwarze Marmorplatte bemerkte, die in die Mauer eingefügt ist. Es ist das Grab Edmund Ludlows, eines der Richter Karls I., der 1698 als Flüchtling in Vevey starb. Als ich mich bückte, um meinen auf die Erde gefallenen Bleistift aufzuheben, fiel mir das in die Platte eingegrabene Wort **depositorium** in die Augen. Ich ging auf einem andern Grab, auf einem andern Königsmörder, auf einem andern Geächteten, Andrew Broughton. Andrew Broughton war der Freund Ludlows. Gleich ihm hatte er Karl I. getödtet, gleich ihm hatte er Crom-

well geliebt, gleich ihm hatte er Cromwell gehaßt, gleich ihm schläft er in der kalten Kirche von Vevey. — Im Jahre 1816 kam David, der wie Ludlow und Broughton auf der Flucht war, nach Vevey. Hat er die Kirche besucht? Ich weiß es nicht; aber die Richter Karls I. hatten dem Richter Ludwigs XVI. viel zu sagen. Sie hatten ihm zu sagen, daß Alles zusammenstürzt, selbst die auf ein Schaffot gebauten Reichthümer; daß die Revolutionen nur Wogen sind, wo man weder der Schaum noch der Schlamm sein muß; daß jede revolutionäre Idee ein Werkzeug ist, das zwei Schneiden hat, die eine, womit man schneidet, die andere, womit man sich selbst schneidet; daß der Verbannte, der Andere in die Verbannung getrieben, daß der Geächtete, der Aechter gewesen, einen bösen Schatten, ein mit Zorn gemischtes Mitleid, den Wiederschein fremden Jammers, flammend wie das Schwert des Engels über ihr eigenes Unglück, nach sich führen. Sie konnten zu diesem großen Maler — nicht wahr, Ludwig? — auch sagen, daß für den Denker an einem Tag der Betrachtung aus der Heiterkeit des Himmels und dem dunkeln Blau des Genfersees mehr edle Ideen, mehr wohlwollende Ideen, mehr der Menschheit nützliche Ideen hervorgehen, als in zehn Jahrhunderten aus zwanzig Revolutionen wie diejenigen, welche Karl I. und Ludwig XVI. erwürgt haben, und daß über den politischen Aufregungen, ewig über diesen stufenjährigen Stürmen der Nationen, deren schlammige Fluth eben so gut einen Marat als einen Mirabeau bringt, für die großen Seelen die Kunst vorhanden ist, welche die Intelligenz des Menschen enthält, und die Natur, welche die Intelligenz Gottes enthält.

Während ich mich all diesen unruhigen Träumen hingab, setzte sich ein Strahl der untergehenden Sonne, der durch irgend eine Luke hereingekommen war und sich in dieser kahlen düstern Kirche gleichsam fremd fühlen mußte, wie Fackelschein auf die

Gräber und ich las die Inschriften. Es sind lange und ernste Betheuerungen, worin die Seele der beiden alten Königsmörder, die im Uebrigen rechtschaffene, reine und große Männer waren, zu athmen scheint. Beide erzählen die Thatsachen ihres Lebens und die Thatsache ihres Todes ohne Zorn, aber ohne Zugeständniß. Es sind starre und hochmüthige Phrasen, in der That würdig, vom Marmor ausgesprochen zu werden. Man fühlt, daß Beide sich nach dem Vaterland zurücksehnen. Das Vaterland ist immer schön, selbst London vom Genfersee aus betrachtet. Aber was mir auffiel, das ist der Umstand, daß die beiden Greise im Grab verschiedene Stellungen angenommen haben. Edmund Ludlow ist freudig nach den ewigen Wohnungen entflogen, sedes aeternas laetus advolavit, sagt der aufrecht an der Mauer stehende Grabstein. Andrew Broughton ist, müde von den Arbeiten des Lebens, im Herrn entschlafen, in Domino obdormivit, sagt der auf dem Boden liegende Grabstein. Also der Eine freudig, der Andere müde. Der Eine hat im Grab Flügel gefunden, der Andere ein Ruhekissen. Der Eine hat einen König getödtet und wollte das Paradies; der Andere hat dasselbe gethan und verlangte Ruhe.

Scheint es Ihnen nicht wie mir, daß in diesen zwei kleinen und kurzen Phrasen der Schlüssel zu den beiden Männern und die Schattirung der beiden Ueberzeugungen liege? Ludlow war ein Denker; er hatte den todten König bereits vergessen und sah nur noch das emanzipirte Volk. Broughton war ein Arbeiter; er dachte nicht mehr an das Volk, und seinem Geist schwebte beständig das rauhe Geschäft vor, einen König zu Boden zu werfen. Ludlow hatte immer nur den Zweck, Broughton nur das Mittel im Auge gehabt. Ludlow schaute vorwärts, Broughton schaute rückwärts. Der Eine starb begeistert, der Andere starb abgehetzt.

Als ich diese beiden Gräber verließ, zog eine dritte Grab-

schrift mich an, eine lange und feierliche Anrede an den Reisenden, in Gold auf schwarzen Marmor eingegraben, wie die von Ludlow. Mein guter Ludwig, neben jeder großen Sache ist eine Parodie. In der Nähe der beiden Königsmörder ruht ein Apotheker. Es ist ein ehrenwerther Praktiker Namens Lorenz Matte, im Uebrigen ein sehr rechtschaffener und sehr wohlthätiger Mann, der, weil er zufällig in Libourne Glück machte und sich nach Vevey von seinem Geschäfte zurückzog, schlechterdings verlangt, der Vorübergehende solle hier stehen bleiben und über die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge nachdenken: **Morare parumper, qui hic transis, et respice rerum humanarum inconstantiam et ludibrium.**

Wenn je ein emphatisches Grab lächerlich war, so ist es gewiß dieses, das an die zwei strengen Steine stößt, unter welchen Ludlow und Broughton mit ihren blutigen Händen liegen.

Abends — es war gestern — ging ich am Ufer des Sees spazieren. Ich dachte sehr an Sie, Ludwig, und an unsere angenehmen Spaziergänge von 1828, als wir vierundzwanzig Jahre zählten, als Sie Mazeppa machten und ich die Orientalen, als wir uns mit einem horizontalen Strahl begnügten, den die untergehende Sonne über Vaugirard leuchten ließ. Es war beinahe Vollmond. Der hohe Kamm von Meillerie, schwarz auf dem Gipfel und unbestimmt modellirt in der Mitte des Abhangs, erfüllte den Horizont. Im Hintergrund zu meiner Linken, unter dem Mond, ragten die Spitzen des Oche in eine allerliebste perlgraue Wolke hinein, und alle Arten von Bergen entflohen tumultuarisch im Dunst. Der herrliche Mondschein beruhigte diese ganze wilde Seite der Landschaft. Ich ging am eigentlichen Rand des Wassers. Es war die Nacht der Tagundnachtgleiche. Der See hatte jene fieberische Aufregung, die zur Zeit der großen Ebben und Fluthen alle Wassermassen ergreift

und sie schauern macht. Kleine Wellen drangen auf Augenblicke an den mit Kieselsteinen bedeckten Fußpfad herauf, wo ich ging, und benetzten meine Sohlen. Im Westen gegen Genf hatte der unter den Nebeln verlorene See das Ansehen eines ungeheuern Schiefers. Stimmen von der Stadt her drangen an mein Ohr, und ich sah aus dem Hafen von Vevey ein Schiff auf den Fischfang ausgehen. Diese Fischerboote auf dem Genfersee haben eine Form, welche der See ihnen gegeben hat. Sie sind mit zwei lateinischen Segeln versehen, die in umgekehrter Richtung an zwei verschiedenen Masten befestigt sind, um die beiden großen Winde aufzufassen, die sich im Genfersee an seinen beiden Enden verfangen, der eine über Genf, der aus den Ebenen, der andere über Villeneuve, der aus den Bergen kommt. Bei Sonnenschein ist der See blau, die Segel sind weiß und sie geben dem Nachen die Gestalt einer Mücke, die mit emporgerichteten Flügeln über das Wasser hinliefe. Bei Nacht ist das Wasser grau und die Mücke schwarz. Ich betrachtete also diese Riesenmücke, die langsam gegen Meillerie hinschritt, ihre häutigen und durchsichtigen Flügel im Mondschein hervorhebend. Der See schwatzte zu meinen Füßen, es lag ein unermeßlicher Friede in dieser unermeßlichen Natur. Dies war groß und lieblich. Eine Viertelstunde nach dem Verschwinden des Nachens hatte das Fieber des Sees sich gelegt; die Stadt war eingeschlafen. Ich war allein, aber ich fühlte die ganze Schöpfung um mich her leben und träumen.

Ich dachte an meine beiden Königsmörder, die gleichfalls ihren Theil an diesem Schlaf und dieser Ruhe aller Dinge an diesem schönen Ort nehmen. Ich versank in die Betrachtung dieses Sees, welchen Gott mit seinem Frieden und die Menschen mit ihren Kriegen erfüllt haben. Es ist ein trauriges Vorrecht der lieblichsten Gegenden, daß sie die Invasionen und die Lawinen herbeiziehen. Die Menschen sind wie der Schnee, sie

schmelzen und stürzen sich in die von der Sonne beglänzten Thäler. Diese ganze zauberhafte flache Küste des Genfersees ist seit dreitausend Jahren unaufhörlich von bewaffneten Vorübergehenden verwüstet worden, die, seltsam genug, sowohl aus dem Süden als aus dem Norden kamen. Die Römer haben hier die Spur der Griechen gefunden, die Deutschen die Spur der Araber. Der Thurm von Glerolle ist von den Römern gegen die Hunnen gebaut worden. Neunhundert Jahre später wurde der Thurm von Goure von den Waadtländern gegen die Ungarn gebaut. Der eine bewacht Vevey, der andere beschützt Lausanne. Als ich neulich in der Bibliothek zu Basel ein recht interessantes Exemplar von Cäsars Commentaren durchblätterte, traf und notirte ich mir eine Stelle, worin Cäsar sagt, man habe im Lager der Helvetier Täfelchen gefunden, die mit griechischen Lettern beschrieben gewesen: Repertae sunt tabulae litteris graecis confectae (de Bell. gall., XL, I).

Die Römer haben in diesem köstlichen Land zwei oder drei Kriegsthürme, Grabmäler, unter andern den düstern und rührenden Epitaph der Julia Alpinula, Waffen, Meilensteine, so wie die große Kriegsstraße hinterlassen, welche die herrlichen Thäler von Wallis bis nach Avenches über Vevey und Attalins durchschneidet, und wovon man noch jetzt einige Verzahnungen entdeckt. Die Griechen haben ihm pantomimische Processionen hinterlassen, welche an die Theorien erinnern, und wobei epheubekränzte junge Mädchen auftreten, die man auf Wagen führt. Sie haben ihm auch die Koraulen der Gruyere hinterlassen, diese Tänze, die ihr Name χορος und αὐλή erklärt. Also Festungen, Grabmäler, ein Epitaph, das eine Elegie ist, eine strategische Straße sind die Abdrücke Roms; Processionen, die von Thespis selbst angeordnet scheinen, und ein Tanz bei Flötenspiel, das sind die Spuren Griechenlands.

Heute früh ging ich beim herrlichsten Sonnenschein nach

Chillon. Der Weg führt zwischen Weinbergen am Ufer des Sees hin. Der Wind machte den Genfersee zu einem ungeheuern blauen Mohrzeug; die weißen Segel funkelten. Unter der Straße näherten sich die Möven graziös auf Felsen, die ein wenig über das Wasser hervorragten. Gegen Genf zu ahmte der Horizont den Ocean nach.

Chillon ist ein Block von Thürmen, gesetzt auf einen Block von Felsen. Das ganze Schloß stammt aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, mit Ausnahme einiger Vertäfelungen, Thüren, Tische, Decken u. s. w., die aus dem sechzehnten stammen. Heutzutage ist es ein Arsenal und eine Pulverkammer für den Kanton Waadt. Der Mund der Kanonen berührt die Einschnitte der Katapulten.

Eine Französin führt die Besucher mit viel Grazie und Intelligenz im Schlosse herum.

Die Krypte, die sich auf dem Niveau der Seewasser befindet, theilt sich in drei hauptsächliche unterirdische Gelasse. Das erste, das wie ein Schloß am Eingang der beiden andern angebracht ist, war die Wachstube. Dies ist ein großes Schiff, aus zwei neben einander stehenden Chorgewölben bestehend, deren Anläufe sich mitten im Saal an eine Pfeilerreihe lehnen, die durch denselben geht. Das zweite und kleinere Souterrain theilt sich in zwei sehr düstere Kammern. Die erste war ein Gefängniß, die zweite ist ein unheimlicher Ort. In der ersten sieht man undeutlich ein großes steinernes Bett, das in den Fels eingegraben ist; in der zweiten erkennt man nach einem Aufenthalt von etlichen Minuten zwischen zwei ungeheuern viereckigen Pfeilern, wovon einer die Wand selbst ist, eine starke Diele, quer an beiden Enden in den rohen Granit eingesetzt, so daß der obere Kamm Sägenzähne vorstellt, wie wenn er durch einen Strick oder eine Kette, die man daran geknüpft hätte, abgenützt worden wäre und an verschiedenen Orten tiefe

Einschnitte erhalten hätte. Mitten in diesem Querbalken ist ein viereckiges Loch, durch welches das Tageslicht hereinbringen kann, wenn man den bleichen erdfarbigen Schein, der sich da und dort an die Winkel des Gewölbes festklammert, Licht nennen will. Dieser vage und schauerliche Apparat ist ein Galgen. Diese Einschnitte sind in der That durch Galgenketten gemacht; durch dieses Loch wurde der Strick gezogen. Die zwei Leitern des armen Sünders und des Henkers, welche an die beiden einander gegenüberstehenden Pfeiler gestellt waren, sind verschwunden. Dem Galgen gegenüber befand sich in der Mauer ein Loch, durch welches man den Leichnam in den See warf. Dieses Loch ist zugemauert worden und hat sich in eine niedrige, ganz finstere Nische verwandelt, die einen schwarzen Fleck am Fuß der Mauer bildet. Zwei Schritte von dieser Nische beginnt die Wendeltreppe der Justizkammer mit ihrer massiven, kaum abgevierten eichenen Thüre.

Der dritte Saal gleicht dem ersten; nur ist er noch weit dunkler. Die Schießscharten sind ausgefüllt und in Luftlöcher verwandelt worden. In jeder Säulenweite war ein Gefängniß. Man hat die Verschläge eingerissen, und die Behältnisse, die drei Jahrhunderte hindurch von so vielem und verschiedenem Jammer angefüllt gewesen, sind verschwunden. Das fünfte dieser Behältnisse ist durch Bonnivard berühmt geworden. Von seinem Gefängniß ist Nichts mehr vorhanden, als der Pfeiler, von der Kette seiner Füße nur noch ein in diesen selben Pfeiler eingesetzter Ring, von der Kette um seinen Hals nur noch ein Loch im Steine. Der Ring dieser Kette ist herausgerissen worden. Ich blieb lange Zeit, als wäre ich selbst an diesen Pfeiler angeschmiedet, um welchen der freie Denker sechs Jahre lang sich gedreht hat wie ein wildes Thier. Er konnte sich nur mit großer Mühe, und ohne seine Glieder strecken zu können, niederlegen, und zwar auf den kahlen Fels. Er hatte in der That keine andern

Zerstreuungen, als solche, die man den eingesperrten wilden Thieren läßt. Er nützte den untern Theil des Pfeilers mit seinem Absatz ab. Ich habe meine Hand in das Loch gelegt, das er auf diese Art machte. Und er bezeichnete den Granitvorsprung, bis wohin seine Kette ihm zu gehen erlaubte, indem er ihn auf solche Art mit dem Fuß abnützte. Sein ganzer Horizont bestand aus der schauerlichen Felsenwand, welche der in den See hinabgehenden Mauer gegenüberstand. — Solcher Art waren die Käfige, worein man im Jahr 1530 den Gedanken sperrte.

Das erste der fünf Verließe hat mich nicht weniger interessirt, als das fünfte. Im Kerker Bonnivards büßte die Intelligenz, im letzteren die aufopfernde Treue. Ein junger Genfer Namens Michael Cotié widmete dem Prior von St. Victor eine Anhänglichkeit, worein sich Bewunderung mischte. Als er erfuhr, daß Bonnivard in Chillon war, wollte er ihn retten. Er kannte das Schloß, weil er dort gedient hatte, er führte sich von Neuem ein und ließ sich irgend eine häusliche Arbeit übertragen. Eine Unvorsichtigkeit verrieth ihn. Er wurde über einem Versuch, mit Bonnivard zu verkehren, ertappt. Man behandelte ihn als Spion und warf ihn in einen Kerker (den ersten rechts, wenn man hineinkommt). Er wäre ohne Weiteres gehängt worden, aber der Herzog von Savoyen wünschte Geständnisse, welche Bonnivard bloßgestellt hätten. Cotié hielt wacker Stand auf der Tortur. Eines Nachts machte er einen Fluchtversuch: er zersägte seine Kette, durchbohrte seine Wand mit einem Nagel, kletterte bis an eines der Luftlöcher und riß eine Eisenstange heraus. Er glaubte sich gerettet. Die Nacht war sehr finster; er sprang in den See, er hatte sich bloß den Sommer über im Schloß aufgehalten, und er hatte bemerkt, daß das Wasser bis auf einige Fuß unter den Luftlöchern heraufreichte: aber jetzt war es Winter; im Winter gibt es kein

Schneewasser mehr, der See senkt sich und entblößt die Felsen, unter welchen Chillon festgewurzelt ist; er sah sie nicht und zerschmetterte sich daran. — Dies die Geschichte Cotiés.

Nichts ist von ihm übrig geblieben außer einigen Kohlenzeichnungen an der Wand. Es sind halblebensgroße Figuren, denen es nicht an einem gewissen Styl fehlt: ein beinahe ausgewischter Christus am Kreuz, eine auf den Knien liegende Heilige mit ihrer Legende in gothischen Buchstaben um ihren Kopf, ein heiliger Christoph (den ich copirt habe; Sie kennen meine Manie), und ein heiliger Joseph. Das Abenteuer Cotiés straft zu meinem großen Bedauern die Tradition Christofori faciem u. s. w. Lügen. Sein heiliger Christoph hat ihn nicht vor gewaltsamem Tode gerettet.

Das Luftloch, zu welchem Cotié sich hinausstürzte, befindet sich gegenüber dem dritten Pfeiler. Auf diesen Pfeiler hat Byron seinen Namen eingeschrieben mittelst eines alten Grabstichels mit elfenbeinernem Griff, der 1536 im Zimmer des Herzogs von Savoyen von den Bernern gefunden wurde, die Bonnivard befreiten. Dieser Name Byron in großen, etwas geneigten Lettern in die Granitsäule eingegraben, wirft einen eigenthümlichen Strahl ins Gefängniß.

Es war Mittag, ich befand mich noch in der Krypte und zeichnete den heiligen Christoph; — ich schlage zufällig die Augen auf, das Gewölbe war blau. — Das Phänomen mit der Azurgrotte erfüllte sich im unterirdischen Verließ von Chillon, und es gelang dem Genfersee nicht minder gut, als dem Mittelmeer. Sie sehen, Ludwig, die Natur vergißt Niemand; sie vergaß Bonnivard in seiner Grube nicht. Um Mittag verwandelte sie das unterirdische Verließ in einen Palast, sie bedeckte das ganze Gewölbe mit jenem prächtigen blauen Mohrzeug, wovon ich so eben gesprochen habe, und der Leman versah den Kerker mit einer Decke.

Und dann schickte sie dem Gefangenen Königsfischer zu, die in seinem Luftloch lachten und spielten. — Die Herzoge von Savoyen sind aus dem Schloß Chillon verschwunden, die Königsfischer bewohnen es noch immer. Die schreckliche Krypte ängstigt sie nicht, sie scheinen zu glauben, daß dieselbe für sie gebaut sei; sie fliegen keck durch die Schießscharten und schützen sich da, bald vor der Sonne, bald vor dem Sturm.

Es sind sieben Säulen in der Krypte, es waren sieben Gefängnisse. Die Berner trafen hier sechs Gefangene, unter denen Bonnivard sich befand, und sie befreiten alle mit Ausnahme eines Mörders Namens Albrignan, den sie am Querbalken der schwarzen Kammer aufknüpften. Dies ist das letzte Mal, daß dieser Galgen Dienst gethan hat.

Jeder Thurm von Chillon könnte düstere Abenteuer erzählen. In dem einen hat man mir drei übereinander liegende Gefängnisse gezeigt; in das oberste gelangt man mittelst einer Thüre, in die beiden andern mittelst einer Platte, die man aufhob und über dem Gefangenen wieder zufallen ließ. Das unterste Gefängniß erhielt ein wenig Licht durch eine Luke; das mittlere hatte weder Luft noch Helle. Vor fünfzehn Monaten ist man an Stricken hinabgestiegen und hat auf dem Pflaster ein Bett von feinem Stroh, auf welchem der Platz eines Körpers noch bezeichnet war, sowie da und dort menschliche Gebeine gefunden. Das obere Gefängniß ist mit jenen zur Wehmuth stimmenden Gemälden geschmückt, die der Gefangene mit seinem Blut zu machen scheint. Es sind Arabesken, Blumen, Wappenschilde, ein Palast mit gebrochenem Giebel im Styl der Renaissance. Durch die Luke konnte der Gefangene etwas Laub und Gras im Graben sehen.

In einem andern Thurm, nach einigen Schritten auf einem wurmstichigen Brett, das einzubrechen droht und auf welchem zu gehen verboten ist, bemerkte ich durch ein viereckiges Loch

einen in die eigentliche Masse des Thurmes eingegrabenen Abgrund: dies sind die unterirdischen Verließe. Sie sind einundneunzig Fuß tief, und der Boden war mit Messern besteckt. Man traf hier ein ausgerenktes Skelett und eine alte grau und schwarz gestreifte Decke von Ziegenhaar, die man in eine Ecke geworfen und woräuf ich meine Füße hatte, während ich in den Schlund hinabschaute.

Wieder in einem andern Thurm befand sich ein ausgefüllter Keller. Lord Byron bat 1816 um Erlaubniß, Ausgrabungen dort vorzunehmen. Man verweigerte sie ihm unter, ich weiß selbst nicht welchen, architektonischen Vorwänden. Seitdem hat man die Höhle ausgeräumt. Ich bin hinabgestiegen. Hier war das Grab des Herzogs Peter von Savoyen, der einer der großen Männer seiner Zeit war, und den man den kleinen Karl den Großen nannte (beiläufig gesagt, zwei schlecht zusammenpassende Worte). Im Jahr 1268 wurde der Herzog Peter mit großem Pomp in diese Gruft hinabgesenkt. Heutzutage ist Alles verschwunden, das Grab und der Herzog. Ich habe die alte morsche Thüre der Gruft ohne Angel und ohne Schloß unter dem Schuppen eines benachbarten Hofes an die Wand gelehnt gesehen, und von dem großen Herzog Peter bleibt nichts übrig, als die gewaltige Spur vom obern Theil seines Sarcophages, der von den Bernern aus der Wand herausgerissen wurde.

Dieser benachbarte Hof war selbst ein Friedhof, wo mehrere große savoyardische Herrn Gräber hatten. Jetzt ist nichts mehr vorhanden, als ein wenig Gras und ein alter verwelkter Epheu um einen alten zerfallenen Ballen her.

Ich habe die Kapelle nicht besuchen können, die voll von Patronen ist. Das Zimmer der Herzoge liegt über dem Grabgewölbe. Die Berner hatten das Täfelwerk darin verstümmelt und eine Wachstube daraus gemacht. Der Pfeifenrauch hat die

mit Wappenlilien geschmückte hölzerne Decke nebst ihren mit Silberkreuzen besäten Rippen geschwärzt. Der Berner Bär ist auf das Kamin gemalt. Das Wappenschild Savoyens ist zerkratzt. Man zeigt ein Loch in der Mauer, wo ein Schatz gelegen haben soll, und aus welchem die Berner mit großem Freudengeschrei das schöne Goldgeschmeide des Herzogs von Savoyen hervorzogen. Faktisch ist, daß all diese wundervollen Vasen von Benvenuto und Colomb einen herrlichen Effekt hervorbringen mußten, als sie untereinander in einer Wachstube hin- und hergeworfen wurden. Sie sehen das Gemälde von hier aus. Wenn Sie es machen würden, Ludwig, so wäre es bezaubernd. Das Zimmer war mit einem schönen, freskenbemalten Reliquienkästchen geschmückt, wovon man noch jetzt einige Beine und Arme sieht. Das Fenster ist ein von Außen ziemlich fein sculptirter Kreuzstock aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Die Thüre dieses herzoglichen Zimmers wurde nach der Erstürmung herausgerissen. Man hat sie mir in einem großen benachbarten Saale gezeigt, wo, beiläufig gesagt, einige interessante Tische und ein schönes Kamin stehen. Es ist eine massive Eichenthüre, mit gehämmertem Eisen beschlagen. Am untern Theil der Thüre befindet sich eine runde schiefe Oeffnung, durch welche der Schnabel eines Falkonets hereinkommen konnte. Eine bernische Kugel hat die eiserne Rüstung gründlich durchlöchert und ist im Eichenholz stecken geblieben. Wenn man den Finger in das Loch steckt, spürt man die Kugel.

Der Justizsaal befindet sich neben dem herzoglichen Zimmer. Denken Sie sich ein prächtiges Schiff, hübsch plafonnirt, durch ein gewaltiges Kamin geheizt, von zehn oder zwölf Ogivenfenstern aus dem dreizehnten Jahrhundert ein freundliches Licht empfangend und derzeit mit Kanonen möblirt, was ihm nicht zur Unzier gereicht. Alle benachbarten Säle sind voll von Kugeln, Bomben, Haubitzen und Kanonen, von denen einige

noch die schöne monströse Form der letzten Jahrhunderte haben. Man sieht durch die halboffenen Thüren furchtbare Kupferschlünde, die in der Finsterniß glänzen.

Am Ende des Justizsaals befindet sich die Folterkammer. Einige Fuß unter der Decke geht ein dicker Balken von einer Seite zur andern. Ich habe in diesem Balken die drei Löcher gesehen, durch welche das Wippseil gezogen wurde.

Dieser Balken stützt sich auf einen hölzernen Pfeiler, gekrönt mit einem hübschen Capitäl, das aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt und früher bemalt und vergoldet war. Der untere Theil des Pfeilers, wo man den Patienten festband, ist durch schwarze, tiefe Brandflecken zerrissen. Die Folterinstrumente trafen, indem sie den Menschen zerarbeiteten, von Zeit zu Zeit das Holz. Daher diese scheußlichen Narben. Die Kammer ist von einem schönen Ogivenfenster beleuchtet, das eine blendende Aussicht gewährt.

Merkwürdig ist, daß das Schloß Chillon, obschon von Wasser umgeben, dermaßen vor jeder Feuchtigkeit geschützt ist, daß man die Fenster im Winter wie im Sommer offen läßt. Im Frühjahr bauen die kleinen Vögel ihre Nester in die Haubitzenschlünde.

Nach dreistündiger Besichtigung verließ ich Chillon, kehrte nach Vevey zurück und machte Ludlow noch einen Besuch in seiner Kirche. Nach meinem Dafürhalten hat es einen großen Sinn, daß die Vorsehung das Grab Ludlows in die Nähe von Bonnivards Kerker gestellt hat. Ein mysteriöser Faden, der sich durch die Ereignisse zweier Jahrhunderte hindurchzieht, verbindet diese beiden Männer. Bonnivard und Ludlow hatten einen und denselben Gedanken: die Entfesselung des Geistes und des Volkes. Die Reformation Luthers, zu welcher Bonnivard mitwirkte, ist in hundert und dreißig Jahren die Revolution Cromwells geworden, an welcher Ludlow seinen Antheil

hatte. Was Bonnivard für Genf wollte, das wollte Ludlow für London. Nur ist Bonnivard die verfolgte, Ludlow aber die verfolgende Idee. Was der Herzog von Savoyen an Bonnivard verübt, das hat Ludlow dem König Karl I. mit Wucher heimgegeben. Die Geschichte des menschlichen Gedankens ist voll von solchen überraschenden Vergeltungen. Also, und hier schließt der prachtvolle Syllogismus der Vorsehung, mußte das Grab Ludlows in die Nähe von Bonnivards Gefängniß kommen.

Lausanne, 22. September, Abends 10 Uhr.

In Lausanne, lieber Ludwig, schließe ich diesen endlosen Brief. Ein eisiger Wind dringt zu meinem Fenster herein, aber ich lasse es dem See zulieb, den ich von hier aus beinahe ganz sehe, offen. Vevey ist die wärmste Stadt der Schweiz, Lausanne ist die kälteste. Drei Stunden trennen Lausanne von Vevey; die Provence stößt an Sibirien.

Paris hat durchschnittlich hunderteinundfünfzig Regentage im Jahr, Vevey nur sechsundfünfzig. Nehmen Sie das wie Sie wollen, und öffnen Sie Ihren Regenschirm.

Lausanne besitzt nicht ein einziges Monument, das der schlechte puritanische Geschmack nicht verderbt hätte. All diese köstlichen Brunnen aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind durch schreckliche Granitblöcke ersetzt worden, die sich ganz plump und häßlich ausnehmen. Das Stadthaus hat seinen Wachthurm, sein Dach und seine Rinnen von brodirtem, ausgerändertem und angestrichenem Eisen, aber die Fenster und Thüren sind widerlich retouchirt worden. Das alte Schloß der Landvögte, ein steinerner Kubus mit Zwingern von Ziegeln und mit vier viereckigen Thürmchen, ist von einer sehr schönen Masse; aber alle Oeffnungen sind renovirt; die grünen Fensterläden von Jean Jacques sind auf eine dumme Weise an die ehrwürdigen Kreuzstöcke Wilhelms von Challant angeklammert. Die Cathe-

drale ist ein edles Gebäude aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert; aber beinahe alle Figuren sind absichtlich verstümmelt; es ist kein Gemälde, keine Scheibe mehr da; sie ist wie graues Zuckerpapier angestrichen; die Spitze des Glockenthurms im Kreuzgang haben sie armselig renovirt, und dem Glockenthurm des Portals haben sie die Spitzkappe des Zauberers Rothomago aufgesetzt. Gleichwohl gibt es noch prächtige Statuen unter dem südlichen Portal, und mit Ausnahme einiger Figürchen hat man die schöne flammenartig zusammengesetzte Thüre des Herrn von Montfaucon, letzten Bischofs von Lausanne, unangetastet gelassen. Im Innern, ich täuschte mich, ist noch ein Fenster vorhanden, das der Einsetzrose. Ferner wurde noch respektirt eine allerliebste Bank aus der Uebergangsperiode, worin der blumige, gothische Styl mit dem der Renaissance sich mischte, ein Geschenk dieses selben Herrn von Montfaucon; wie auch eine große Anzahl römischer Capitäle von ausgesuchter Verwicklung, und einige bewundernswürdige Grabmäler, unter andern das des Ritters von Granson, der mit abgehauenen Händen auf seinem Grabe liegt, da er in einem Duell überwunden worden. Unter dem Ritter, der mit seinem Eisenhemd bekleidet ist, habe ich den Grabstein des Herrn von Rebecque, Großvaters von Benjamin Constant, bemerkt.

Als ich die Kirche verließ, brach die Nacht ein, und ich dachte noch an Sie, mein großer Maler. Lausanne ist eine pittoreske Häusermasse, über zwei oder drei Hügel ausgebreitet, die von einem und demselben Centralknoten ausgehen, und mit der Cathedrale als Tiara. Ich war auf dem Vorplatz der Kirche vor dem Portal, und so zu sagen auf der Spitze der Stadt. Ich sah den See über die Dächer, die Berge über den See, die Wolken über die Berge, und die Sterne über die Wolken hinweg. Es war gleichsam eine Treppe, auf welcher mein Gedanke von Stufe zu Stufe hinanstieg und bei jedem

Tritt sich vergrößerte. Sie haben wie ich bemerkt, daß Abends die abgekühlten Wolken sich verlängern, glatt werden und Crocodilsgestalten annehmen. Eines dieser großen schwarzen Crocodile schwamm langsam in der Luft, gegen Westen; sein Schweif verdeckte eine leuchtende Halle, welche die Wolken im Occident gebaut hatten; aus seinem Bauch fiel ein Regen über Genf, das in den Nebeln begraben lag; aus seinem Rachen kamen zwei oder drei blendende Sterne wie Funken hervor. Unter ihm breitete sich der See, düster und metallisch, wie eine Pfütze geschmolzenen Bleis, über das Land aus. Einiger Rauch wirbelte über den Dächern der Stadt empor. Gegen Süden war der Horizont schauerlich. Man sah unbestimmt nur die breiten Grundlagen der unter einem monströsen Auswuchs von Dünsten vergrabenen Berge. Heute Nacht gibt es sicherlich ein Gewitter.

Ich gehe in meine Wohnung zurück und schreibe Ihnen. Weit lieber möchte ich Ihre Hand drücken und mit Ihnen sprechen. Ich suche es so einzurichten, daß mein Brief eine Art von Fenster ist, durch welches Sie sehen können, was ich sehe.

Leben Sie wohl, Ludwig, auf baldiges Wiedersehen! Sie wissen, wie ich Ihnen zugethan bin; seien Sie mir's in demselben Grad.

Sie machen schöne Sachen, ich bin es überzeugt; ich denke gute Sachen, und diese sind für Sie; denn Sie stehen in der vordersten Reihe derjenigen, die ich liebe. Sie wissen es, nicht wahr?

In zehn Tagen bin ich in Paris.

Schluß.

I.

Auf folgende Weise war Europa in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, vor etwas mehr als zweihundert Jahren, zusammengesetzt.

Sechs Mächte ersten Ranges: der heil. Stuhl, das h. Reich, Frankreich, Großbritannien; die beiden andern werden wir gleich nennen.

Acht Mächte zweiten Ranges: Venedig, die Schweizer Kantone, die Generalstaaten, Dänemark, Schweden, Ungarn, Polen, Moskovien.

Fünf Mächte dritten Ranges: Lothringen, Savoyen, Toskana, Genua, Malta.

Endlich sechs Staaten vierten Ranges: Urbino, Mantua, Modena, Lucca, Ragusa, Genf.

Wenn man diese Gruppe von fünfundzwanzig Staaten auseinanderlegt, und sie wieder nach der politischen Form eines jeden zusammensetzt, fand man fünf Wahlreiche: den heil. Stuhl, das h. Reich, die Königreiche Dänemark, Ungarn und Polen; zwölf erbliche Monarchien: das türkische Reich, die Königreiche Frankreich, Großbritanien, Spanien und Schweden; die Herzogthümer Lothringen, Savoyen, Urbino, Mantua und Modena; sieben Republiken: die vereinigten Staaten, die dreizehn Kantone, Venedig, Genua, Lucca, Ragusa und Genf; endlich Malta, das eine Art zugleich geistiger und militärischer Republik war, einen Ritter zum Bischof und Fürsten, ein Kloster zur Kaserne, das Meer zum Lager, eine Insel zum

Asyl, eine Galeere zur Waffe, die Christenheit zum Vaterland, das Christenthum zum Klienten, den Krieg zum Mittel, die Civilisation zum Zweck hatte.

Bei dieser Aufzählung der Republiken lassen wir die ganz kleinen aus der politischen Welt weg; wir führen weder Andorre noch San Marino an. Die Geschichte ist kein Mikroskop.

Die größten Wahlreiche hießen, wie man eben gesehen, heilig: das heil. Reich, der heil. Stuhl.

Die erste der Republiken, Venedig, war ein Staat zweiten Ranges. In Venedig war der Doge als Privatperson betrachtet und hatte keinen Rang, als den des einfachen souveränen Herzogs; außer Venedig wurde er als öffentliche Person betrachtet, vertrat die Republik selbst und saß unter den gekrönten Häuptern. Es ist bemerkenswerth, daß es keine Republik unter den Mächten ersten Ranges, aber zwei Wahlreiche, Rom und das Reich, daß es keine Wahlreiche unter den Staaten dritten und vierten Ranges, wohl aber fünf Republiken, Malta, Genua, Lucca, Ragusa, Genf, gab.

Die fünf Wahlreiche waren alle beschränkt, der Papst durch das h. Collegium und die Concilien, der Kaiser durch die Kurfürsten und die Reichstage, der König von Dänemark durch die fünf Stände des Königreichs, der König von Ungarn durch den Palatin, der den König selbst richtete, wenn das Volk ihn anklagte, der König von Polen durch die Palatine, Großkastellane und Landboten.

Die zwölf erblichen Monarchien, die kleinen wie die großen, waren absolut, mit Ausnahme des Königs von Großbritannien, der von den beiden Häusern des Parlaments beschränkt war, und des Königs von Schweden, das bis Gustav Wasa ein Wahlreich war, wo der Monarch durch seine zwölf Räthe, durch die Reichsbarone und durch die fast souveräne Bürgerschaft von Stockholm beschränkt wurde. Diesen beiden Fürsten könnte

man noch bis auf einen gewissen Punkt den König von Frankreich zugesellen, der, freilich sehr selten, mit seinen Generalstaaten und etwas öfter mit den acht großen Parlamenten des Königreichs verhandeln mußte. Die beiden kleinen Parlamente von Metz und Unternavarra erlaubten sich kaum Einsprüche; übrigens hätte der König diesen Klagen auch kein Gehör geschenkt.

Von den acht Republiken waren vier aristokratisch: Venedig, Ragusa, Genua, Malta; drei bürgerlich: die vereinigten Staaten, Genf und Lucca; eine volksthümlich: die Schweiz. Auch dort schätzte man den Adel noch sehr, auch dort gab es noch gewisse Städte, in denen Keiner ein Amt bekleiden konnte, der nicht vier Ahnen hatte.

Malta wurde von einem auf Lebenszeit ernannten Großmeister regiert, dem fünf Conventualen, die das Großkreuz hatten, und sechzig Ritter beistanden, während noch die Großpriore von zwanzig Provinzen im Rathe saßen. Venedig hatte einen lebenslänglich ernannten Dogen; die ganze Republik überwachte den Dogen, der große Rath die Republik, der Senat den großen Rath, der Rath der Zehn den Senat, die drei Staatsinquisitoren den Rath der Zehn, der eherne Mund denuncirte nöthigenfalls die Inquisitoren. Jede venetianische Magistratsperson hatte die Blässe eines bespionirten Spions. Der Doge von Genua regierte zwei Jahre; er mußte mit den achtundzwanzig Familien, die sechs Häuser hatten, dem Rath der Vierhundert, dem Rath der Hundert, den acht Gouverneuren, dem fremden Podesta, den souveränen Syndici, den Consuln, der Rota, dem Officium des Sanct Georg und den Vierundvierzig verhandeln. Wenn die zwei Jahre vorüber waren, holte man ihn aus seinem herzoglichen Palast und führte ihn mit den Worten in sein Haus zurück: Vostra serenità ha finito suo tempo, vostra eccellenzà se ne vada a casa. Ragusa, der

venetianische Mikrokosmus, eine Art krankhaften Auswuchses des alten Albaniens, auf einem Felsen des adriatischen Meeres getrieben, sowohl Seeräuberneſt, als Stadt der Edelleute, hatte einen auf drei Arten zugleich, durch Scrutinium, Zuruf und Loos, ernannten Rector zum Fürsten. Dieser Zwergendoge regierte einen Monat, hatte zu Schützern und Wächtern während seiner Macht von dreißig Tagen, den großen Rath, der aus allen Edlen bestand, die sechzig Pregadi, die elf des kleinen Raths, die fünf Prokuratoren, die sechs Consuln, die fünf Richter, die drei Wollaufseher, das Collegium der Dreißig, die beiden Kämmerlinge, die drei Schatzmeister, die sechs Nachthauptleute, die drei Kanzler und die Grafen des Aeußern, und wenn sein Reich zu Ende war, erhielt er fünf Dukaten für seine Mühe. Die sieben vereinigten Provinzen verwalteten sich durch einen Stathouder, der sich Oranien oder Nassau nannte, bisweilen durch zwei, und durch ihre Generalstaaten, in denen die Edlen, die guten Städte, die Bauern aus den Ommelanden saßen, und von denen Holland und Friesland die Geistlichkeit ausschlossen; Utrecht ließ sie zu. Lucca, das die achtzehn Bürger des Rathes des Colloquium, die hundertundsechzig des großen Raths, und der Commandeur der Seigneurie, mit Hülfe der drei Terciarier des St. Salvator, St. Paulinus und St. Martinus regierte, hatte zum Oberhaupt einen von den Berechtigten erwählten Gonfaloniere. Die 25,000 Einwohner bildeten eine Art von Nationalgarde, welche die Stadt vertheidigte und im Zaum hielt; hundert fremde Soldaten bewachten die Signoria. Fünfundzwanzig Senatoren waren die ganze Regierung von Genf. Der in Bern versammelte Landtag war die höchste Autorität für die dreizehn Kantone, die jeder für sich von ihrem Landammann regiert wurden.

Diese Republiken, sieht man, waren verschieden. Das Volk existirte nicht in Malta, zählte nicht in Venedig, brach

sich Bahn in Genua, sprach mit in Holland und regierte in der Schweiz. Die beiden letztern Republiken, Holland und die Schweiz, waren Föderationen.

So stieg schon seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in den fünfundzwanzig Staaten Europas die sociale Macht allmählig von dem Gipfel der Nationen zu ihrer Basis, und hatte alle Formen, welche die Theorie ihr geben kann, angenommen und versucht. Ganz monarchisch in zehn Staaten, war sie in sieben monarchisch, aber beschränkt, aristokratisch in vier, bürgerlich in drei, ganz beim Volke in einem.

In dieser von der Vorsehung aufgestellten Gruppe war der Uebergang von den monarchischen zu den demokratischen Staaten sichtbar. Polen gehörte zugleich zu den Königreichen durch die Krone seines Oberhauptes, und zu den Republiken durch die Prärogativen seiner Bürger.

Es ist zu bemerken, daß in dieser Ordnung einer ganzen Welt, durch ein geheimnißvolles Gesetz des Gleichgewichts, die mächtigen Monarchien die schwachen Republiken beschützten und so zu sagen neugierig diese kleinen Proben der damaligen Bürgerschaft, Proben der künftigen Demokratie, unförmliche Larven der Freiheit, bewahrten. Ueberall sorgt die Vorsehung für die Keime. Der Großherzog von Toskana, der Nachbar von Genua, hätte gern Corsika nehmen mögen, und da Lucca neben ihm lag, hatte er diese kleine Republik in der Hand; aber der König von Spanien verbot ihm Genua, und der Kaiser von Deutschland Lucca anzurühren. Ragusa lag zwischen zwei fürchterlichen Nachbarn, Venedig im Westen, Constantinopel im Osten. Die Ragusaner, rechts und links beunruhigt, kamen auf den Gedanken, dem Großherrn vierzigtausend Zechinen jährlich anzubieten; der Großherr nahm sie an und beschützte von diesem Tag die Freiheiten der Ragusaner. Eine Stadt, die ihre Freiheit vom Sultan erkauft, ist schon eine

seltsame Erscheinung; die Resultate waren noch sonderbarer. Von Zeit zu Zeit gelüstete es Venedig nach Ragusa; der Sultan rief das Halt. Die große Republik wollte die kleine verschlingen; ein Despot verhinderte sie daran.

Sonderbares Schauspiel! Ein junger Wolf, von einer Wölfin bedroht und von einem Tiger vertheidigt!

Das h. Reich, das Herz Europas, war wie Europa, das sich in ihm abzuspiegeln schien, zusammengesetzt. Zu der Zeit, von der wir reden, waren achtundneunzig Staaten in dieser weitläufigen Agglomeration, die man das deutsche Reich nannte, und reihten sich unter die Füße des Kaisers, und in diesen achtundneunzig Staaten waren ohne Ausnahme alle politischen Verfassungen dargestellt, die sich in Europa auf einer größern Leiter zeigten. Dort gab es erbliche Herrschaften, auf deren Spitze ein Erzherzog in Oesterreich und ein König in Böhmen stand; Wahlreiche auf Lebenszeit, unter denen die drei geistlichen Kurfürsten am Rhein den ersten Rang einnahmen; endlich gab es siebzig freie Städte oder Republiken.

Der Kaiser hatte damals als Kaiser nur sieben Millionen Einkünfte. Es ist wahr, daß die außerordentlichen Einkünfte beträchtlich waren, und daß er als Erzherzog von Oesterreich und König von Böhmen reicher war. Er zog allein fünf Millionen Rente aus dem Elsaß, Schwaben und Graubündten, wo das Haus Oesterreich vierzehn Gemeinden unter seiner Jurisdiction hatte. Obwohl übrigens das Oberhaupt des deutschen Staatskörpers scheinbar wenig Einkünfte hatte, war doch das deutsche Reich im siebzehnten Jahrhundert ungeheuer. Es erreichte im Norden die Nordsee, im Westen den Ocean, im Süden das adriatische Meer. Es berührte das türkische Reich von Knin nach Szolnock, Ungarn bei Boszormeny, Dänemark bei Rendsburg, Holland bei Gröningen, Flandern bei Aachen, die Schweiz bei Kostnitz, die Lombardei und Venedig bei

Roveredo, und stieß durch das Elsaß an das heutige Frankreich.

Italien war nicht weniger gut eingerichtet als das h. Reich. Wenn man Jahrhundert für Jahrhundert diese großen historischen Formationen von Völkern und Staaten prüft, so entdeckt man in jedem Augenblick feine Züge, tausend geistreiche Schnitzwerke von der göttlichen Hand, so daß man am Ende einen Continent wie eine Goldarbeit bewundert.

Weniger groß und mächtig als Deutschland war Italien, Dank seiner Sonne, munterer, beweglicher und scheinbar lebhafter. Das Netz der Interessen war dort so geschürzt, daß es nie brechen und sich nie entwirren konnte. Daher ein beständiges, bewunderungswürdiges Balanciren, eine fortgesetzte Intrigue Aller gegen Einen und Eines gegen Alle, eine Bewegung von Menschen und Ideen, die wie das Leben selbst in allen Adern Italiens circulirte.

Der Herzog von Savoyen, der im Gebirge lag, war stark. Es war ein sehr großer Herr; er war Marquis von Susa, Clara und Saluzzo, Graf von Nizza und Maurienne, und hatte eine Million Gold Einkünfte. Er war mit den Schweizern verbündet, die eine ruhige Nachbarschaft wollten; mit Frankreich, das diesen Herzog gegn die italienischen Fürsten brauchte und seine Freundschaft mit dem Marquisat von Saluzzo bezahlt hatte; mit dem Hause Oesterreich, dem er, im Fall es seine Truppen von Mailand nach den Niederlanden, die, wie Mazarin sagte, nie ganz ruhig sind und immer am Aermel zupfen, gehen lassen wollte, den Durchgang gewähren und versperren konnte; endlich mit den deutschen Fürsten, weil er aus dem Hause Sachsen stammte. Von dieser vierfachen Allianz umgeben, schien er unangreifbar; da er aber drei Ansprüche, auf Genf gegen die Republik, auf Montferrat gegen den Herzog von Mantua, auf Achaja gegen die hohe Pforte hatte, so packte ihn die Politik von da

bisweilen, um ihn zu schütteln oder zurückzuweisen. Der Großherzog von Toskana hatte ein Land, das man den Staat von Eisen nannte, eine Gränze von Festungen und eine Gränze von Gebirgen, anderthalb Millionen Thaler Einkünfte, zehn Millionen Gold in seinem Schatz und zwei Millionen Edelsteine, fünfhundert Kavalleriepferde, achtunddreißigtausend Mann zu Fuß, zwölf Galeeren, fünf Galeassen und zwei Gallionen, sein Arsenal in Pisa, seinen Kriegshafen auf der Insel Elba, seine Bäckereien in Livorno. Er war mit dem Hause Oesterreich durch Heirath, mit dem Herzog von Mantua durch Verwandtschaft verbunden; aber Corsika entzweite ihn mit Genua, die Gränzfrage mit dem Herzog von Urbino, der kleiner war als er, Eifersucht mit dem Herzog von Savoyen, der größer war als er. Der Fehler seiner Gebirge war, daß sie nach der Seite des Papstes offen waren, der Fehler seiner Festungen, daß sie Festungen zum Bürgerkrieg, mehr gegen das Volk als gegen die Fremden gemacht waren, der Fehler seiner Macht, daß er auf drei alten Republiken, auf Florenz, Siena und Pisa, die in eine Monarchie umgeschmolzen waren, saß. Der Herzog von Mantua war ein Gonzaga; außer Mantua, einer sehr festen, vor Troja erbauten Stadt, in die man nur auf Brücken kommen konnte, hatte er fünfundsechzig Städte, 500,000 Thaler Einkünfte und die beste Reiterei in Italien; aber als Marquis von Montferrat fühlte er das Gewicht des Herzogs von Savoyen. Der Herzog von Modena war ein Este, aber als Kronprätendent auf Ferrara fühlte er das Gewicht des Papstes. Der Herzog von Urbino war ein Montefeltro; er dehnte sich auf sechzig Meilen Länge und fünfunddreißig Meilen Breite aus, hatte etwas von Umbrien, etwas von der trevisanischen Mark, sieben Städte, dreihundert Schlösser und zwölfhundert krieggeübte Soldaten; aber als Nachbar von Ancona fühlte er das Gewicht des Papstes und zahlte ihm jährlich 2240 Thaler.



In der Mitte Italiens, in einem Staat von bizarrer Form, der die Halbinsel wie eine Schärpe in zwei Theile zerschnitt, residirte der Papst, dessen Macht als weltlicher Fürst wir vielleicht später im Genauern schildern werden. Der Papst hatte in seiner rechten Hand die Schlüssel des Paradieses, was ihn nicht hinderte, in seiner linken Hand den Schlüssel von Unteritalien, Gaeta zu haben. Unabhängig von dem Kirchenstaat, war er Herr über die Königreiche Neapel und Sicilien, die Herzogthümer Urbino und Parma, und bis auf Heinrich VIII. hatte er die Huldigung der britannischen Könige für England und Irland empfangen. Er war um so mehr Herr in Italien, da Neapel und Mailand einem abwesenden Herrn gehörten. In der Nähe geachtet, aus der Ferne verehrt, ohne dadurch kleiner zu werden, Würden gleich Königreichen auf sich häufend, seine Kardinale mit dem stolzen lateinischen Hexameter krönend: **Principibus praestant et regibus aequiparantur**, ohne Verlust geben, ohne Ausgabe belohnen, ohne Krieg strafen könnend, beherrschte er alle Fürstinnen der Christenheit mit der goldnen Rose, die ihm 230 Thaler einbrachte, und alle Fürsten der Christenheit mit dem goldnen Sporn, der ihm 240 Thaler einbrachte; und um die deutschen Kaiser, die ihren Fuß auf 200,000 Mann, was jetzt eine Million Soldaten heißen will, setzen konnten, knieen zu lassen, genügte es, daß er ihnen die Mützen und Federbüsche seiner Schweizergarde zeigte, die ihn 200 Thaler jährlich kostete.

Im Norden Europas vegetirten in dem polarischen Helldunkel zwei Monarchien, die dem Anschein nach zu entfernt waren, als daß sie auf das Centrum wirken konnten. Dennoch hatte Christiern II., König von Dänemark, im sechzehnten Jahrhundert, auf Bitten Heinrichs II., zehntausend Soldaten auf hundert Schiffen nach Schottland schicken können. Schweden hatte zweiunddreißig Fahnen, jede zu siebenhundert Mann zu Fuß, drei-

zehn gewöhnliche Compagnien Reiterei, fünfzig Segel in Friedens-, siebenzig in Kriegszeit, und gab jährlich sieben Tonnen Goldes, ungefähr 100,000 Thaler, in den königlichen Schatz. Schweden erschien nicht sehr glänzend, bis zu dem Tage, wo Karl X. allen seinen Glanz in einen blendenden Blitz vereinte.

Zu dieser Zeit sprach das militärische Frankreich laut in Europa, das literarische stammelte noch. England war für die Nationen des Continents nur eine große Insel, worauf innere Unruhen anfingen. Die Schweiz, und das ist ihre Schande in den Augen des Historikers, verkaufte ihre Heere Jedem der wollte. Der Schreiber dieser Zeilen besuchte vor wenigen Jahren das Arsenal von Luzern. Während er die Glasmalereien aus dem sechzehnten Jahrhundert, die der Luzerner Senat durch einen fremden Wucherer, um 1000 Franken für das Fenster, wegbringen lassen mußte, bewunderte, kam er in einen Saal, wo sein Führer ihm zweierlei zeigte, ein grobes Bergwams neben einer Pike, und einen prächtigen goldgestickten Soldatenrock neben einer Hellebarde. Das grobe Wams war das Kleid der Bauern von Sempach; der verbrämte Soldatenrock war die Uniform der Schweizergarde des Kaisers von Deutschland. Der Besucher blieb vor dieser traurigen, schlagenden Antithese stehen. Dies Volkskleid, dies kaiserliche Habit, dieser Hirtenmantel, diese Lakaienlivree. — Der Ruhm und die Schande eines Volks hingen an zwei Nägeln.

Fremde Reisende, die so das Arsenal von Luzern durchliefen, riefen, als sie bei dem Verfasser dieses Buchs vorübergingen: Was macht die Hellebarde neben der Pike? Er konnte nicht umhin, ihnen zu antworten: Sie macht die Geschichte der Schweiz.

Eine Skizze, die man sich in seinem Geist von Europa in dieser Zeit machen kann, wäre nicht vollständig, stellte man sich nicht im Norden, in der Dämmerung eines ewigen Winters,

eine sonderbare Figur, etwas diesseits des Don auf der Grenze Asiens sitzend, vor. Dies Phantom, das die Phantasien des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigte, wie ein Geist, der halb Gott, halb König war, aus der 1001 Nacht, nannte sich Großknez von Moskovien.

Diese mehr asiatische als europäische, mehr fabelhafte als wirkliche Figur beherrschte ein weites Land, das von Zeit zu Zeit durch die Einfälle der Tartaren entvölkert wurde. Der König von Polen hatte Schwarz-Rußland, d. h. die Erde; er hatte Weiß-Rußland, d. h. den Schnee. Man machte tausend Erzählungen von ihm in den Salons von Paris, und während man für Benserade's Lieder an Julie d'Angennes schwärmte, fragte man sich, um die Unterhaltung zu verändern, ob es wohl wahr sei, daß der Großknez 300,000 Pferde ins Feld stellen könne. Die Sache erschien fabelhaft, und die es für unmöglich erklärten, erinnerten daran, daß der König Stephan von Polen als Sieger in Moskau eingezogen sei, und daß er es mit 60,000 Mann beinahe erobert hätte, ferner, daß der König der Mongolen 1560 mit 80,000 Pferden nach Moskau gekommen sei und es verbrannt habe. Der Knez ist sehr reich, schrieb Madame Pilou, er ist unbeschränkter Herr von Allem. Seine Unterthanen jagen nach Pelzwerk. Er nimmt die besten und theuersten Felle für sich, und bestimmt seinen Theil nach seiner Willkür. Die Fürsten von Europa schickten, mehr noch aus Neugier, als aus Politik, an den Knez fast ironische Gesandtschaften. Der König von Frankreich schwankte, ob er ihn Hoheit nennen sollte. Das war zur Zeit, als der deutsche Kaiser dem König von Polen nur Durchlaucht gab, und wo es der Marquis von Brandenburg als eine Ehre ansah, Erzkämmerer des Reichs zu sein. Philipp Pernistern, den der Kaiser nach Moskau geschickt hatte, um zu erfahren, was es sei, war voll Erstaunen über die Krone des Knez wiederge-

kommen, die, nach seiner Aussage, an Werth die vier Kronen des Papstes, des Königs von Frankreich, des katholischen Königs und des Kaisers überträfe. Sein Kleid war ganz mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und andern Edelsteinen, so groß wie Nüsse, besät. Pernistern hatte dem Kaiser von Deutschland als Geschenk achtmalvierzig Zobel und Hermeline mitgebracht, deren jedes in Wien auf zweihundert Livres geschätzt wurde. Er fügte übrigens hinzu, daß die Circassier der fünf Berge diesem Fürsten viel zu schaffen machten. Er schätzte die moskowitische Infanterie auf 20,000 Mann. Was auch an diesen orientalischen Erzählungen war, es war eine Zerstreuung für Europa, das damals voll so großer Kriege war, von Zeit zu Zeit das kleine unterhaltende und ferne Degengeklirr zu hören, das der Knez von Moskovien in seinem Winkel machte, indem er sich mit dem Precop, dem Fürsten der Tartaren, schlug.

Ueber seine Macht und Gewalt hatte man nur sehr unbestimmte Ideen. Ihn, der ferner war, als der König von Polen und der König von Ungarn, die Majestät mit rasirtem Kopf und langem Schnurrbart, ferner als der Großherzog von Litthauen, ein schon sehr wild anzusehender Fürst, der mit einem Pelz und mit einer Pelzmütze bekleidet war, sah man deutlich, unbeweglich auf einer Art von Thronsessel, zwischen dem Bilde Christi und dem Bilde der Jungfrau, die Hände gekreuzt und voll Ringe, mit einer langen weißen Mitra, wie der Papst, bekleidet, und mit Menschen, die von Kopf bis zu Fuß mit Gold bedeckt waren, sitzen. Wenn europäische Gesandten bei ihm waren, wechselte er alle Tage die Mitras, um sie zu blenden.

Jenseits Moskaus und des Großknez konnte man in größerer Entfernung und geringerem Licht ein ungeheures Land unterscheiden, in dessen Mitte im Dunkel der See Caniclu voll Perlen glänzte, und in dem, Münzen von Baumrinde und Meermuscheln

zwischen sich austauschend, geschminkte Weiber, wie die unbebaute Erde, Sommers schwarz und Winters weiß gekleidet, und Männer mit Menschenhäuten, die sie den erschlagenen Feinden abgezogen hatten, wohnten. In der Mitte dieses Volks, das frei eine aus Mahomed, Christus und Jupiter zusammengesetzte Religion übte, in der ungeheuren Stadt Cambalusa, die von fünftausend Astrologen bewohnt und von einer unzähligen Reiterei bewacht wurde, sah man mitten unter Blitzen und Winden, mit gekreuzten Beinen, auf einem runden Teppich von schwarzem Filz, den Großkhan der Tartarei sitzen, der bisweilen mit schrecklicher Miene die auf sein Siegel gegrabenen Worte wiederholte: Gott im Himmel, der Großkhan auf der Erde.

Müßige Pariser erzählten vom Khan wie vom Knez viel wunderbare Dinge. Das Reich des Khans der Tartaren war, wie man sagt, von dem Marschall Kangist, den wir jetzt Dschingiskhan nennen, gegründet. Das Ansehen dieses Monarchen war so groß, daß ihm einst sieben Fürsten gehorchten, deren Kinder er hatte tödten lassen. Seine Nachfolger waren nicht geringer als er. Der Name des regierenden Großkhans war auf dem Giebelfeld aller Tempel mit goldenen Buchstaben geschrieben, und der letzte der Titel dieses Fürsten war Seele Gottes. Er theilte mit dem Großknez das Königthum über die Horden. Da er eines Tages von den Astrologen erfuhr, daß die Stadt Cambalusa sich empören wollte, ließ Cublai-Khan eine neue auf der andern Seite erbauen und nannte sie Taidu. Das war der Großkhan.

Im siebzehnten Jahrhundert — vergessen wir nicht, daß es nur zweihundert Jahre her sind — gab es in Europa, im Norden und im Osten, eine Reihe phantastischer, unglaublicher Fürsten, die in Dunkel eingehüllt waren; eine sonderbare Luftspiegelung, eine Verblendung der Poeten und Abenteurer, die

im dreizehnten Jahrhundert Dante hatten träumen und Marko Polo reisen lassen. Wenn man auf diese Fürsten losging, schienen sie in die Finsterniß zurückzuweichen; wenn man aber ihr Reich suchte, fand man bald eine Welt wie Columbus, oder eine Epopöe wie Kamoens. An der nördlichen Gränze Europa's war die erste dieser außerordentlichen Figuren, der Großfürst von Litthauen; die zweite noch deutliche, der Großknez von Moskau; die dritte schon unbestimmte, der Großkhan der Tartarei, und jenseits dieser drei Erscheinungen der Großserif auf seinem silbernen Thron, der Großsophi auf seinem goldenen Thron, der Großzamorin auf seinem ehernen Thron, der Großmogul von Elephanten und ehernen Kanonen umgeben, den Scepter auf siebenundvierzig Königreiche ausgestreckt; der Großlama, Großkathai, Großdair, immer unbestimmter, immer sonderbarer, immer ungeheurer, verloren sich einer nach dem andern in dem tiefen Nebel Asiens.

II.

Außer einigen Details, die an ihrer Stelle kommen und dies Ganze durchaus nicht stören werden, war Europa so in der angegebenen Zeit. Wie man erkennen konnte, war der göttliche Finger, der die Nationen von Fortschritt zu Fortschritt führt, von da überall sichtbar in der innern und äußern Gestaltung der Dinge, die es bildeten, und dieser Bienenkorb von Königen und Nationen war vortrefflich gebaut, damit die Ideen schon aus und eingehen und im Dunkel die Civilisation schaffen könnten.

Um nur das Ganze zu nehmen, und nur mit den Einschränkungen, die in Aller Gedächtniß sind, geschah diese Arbeit, die wahre Aufgabe des menschlichen Geschlechts, im Anfang

des siebzehnten Jahrhunderts in Europa besser, als allerwärts. Zu der Zeit, wo dieselbe Luft, und also ohne ihr Wissen auch dieselben Gedanken einathmend, sich durch die Betrachtung derselben Ereignisse befruchtend, Galiläi, Grotius, Descartes, Gassendi, Harvey, Lope de Vega, Guido, Poussin, Ribera, Van Dyk, Rubens, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolph, Wallenstein, der junge Richelieu, der junge Rembrandt, der junge Salvator Rosa, der junge Milton, der junge Corneille und der alte Shakspeare lebten, wandte sich jeder König, jedes Volk, jeder Mensch, allein durch den Gang der Dinge, demselben Ziele zu, das noch heute das Ziel ist, nach dem die Generationen streben, der allgemeinen Verbesserung des Alls für Alle, d. h. der Civilisation selbst. Europa war, bestehen wir darauf, was es noch ist, eine große Werkstatt, in der gemeinsam dies große Werk ausgearbeitet wurde.

Zwei Interessen allein, in einem egoistischen Zweck universeller Thätigkeit getrennt, spähten unaufhörlich die ungeheure europäische Werkstatt aus, um ihre Zeit zu wählen. Das eine durch Einbruch, das andere durch Eingriff vorwärts schreitend; das eine rasch und schrecklich in seinem Gange, zuweilen die Schranken brechend und die Mauern durchdringend; das andere geschickt, flink und politisch, durch jede halboffene Thüre schlüpfend; alle beide beständig Boden gewinnend. — Zwei Interessen verwirrten, drängten unter einander und bedrohten da Europa. Diese beiden sonst feindlichen Interessen personificirten sich in zwei Reichen, und diese beiden Reiche waren Kolosse.

Der erste dieser Kolosse, der auf einer Seite des Continents im Hintergrunde des Mittelmeeres sich aufgestellt hatte, repräsentirte den Geist des Kriegs, der Gewalt und Eroberung: die Barbarei. Der andere, an der andern Seite, an der Schwelle desselben Meeres gelegen, repräsentirte den Geist des Handels,

der List und des Gewinnes: die Sittenverderbniß. Das sind gewiß die beiden natürlichen Feinde der Civilisation.

Der erste dieser beiden Kolosse stützte sich mächtig auf Afrika und Asien. In Afrika hatte er Algier, Tunis, Tripolis in der Barbarei; ganz Egypten von Alexandrien nach Syene, d. h. die ganze Küste von Pennon de Velez bis zur Landenge von Suez; von da ging es in das troglodytische Arabien, von Suez am rothen Meer bis nach Suakem.

Er besaß drei von den fünf Tafeln, in die Ptolemäus Asien getheilt hat, die erste, vierte und fünfte.

Die erste Tafel bedeutete Pontus, Bithynien, Phrygien, Lycien, Paphlagonien, Galatien, Pamphylien, Kappadocien, Klein-Armenien, Karamanien, d. h. das ganze Trapezunt des Ptolomäus von Alexandrette bis nach Trebisonde.

Die vierte Tafel bedeutete Cypern, Syrien, Palästina, das ganze Ufer von Firamide bis nach Alexandrien, das wüste und steinige Arabien, Mesopotamien und Babylonien, das man Bagadet nannte.

Die fünfte Tafel bedeutete Alles, was zwischen den beiden Linien liegt, von denen die eine von Trebisonde nördlich bis zum Hermanasse des Ptolemäus und zum cimmerischen Bosporus, den die Italiener Mündung von St. Johann nannten, steigt, und die andere, das glückliche Arabien berührend, von Suez bis zur Mündung des Tigris geht.

Außer diesen drei ungeheuren Regionen hatte er Groß-Armenien und Alles, was Ptolomäus auf die dritte Tafel Asiens setzt, bis an die Gränzen von Persien und der Tartarei.

So berührten seine Herrschaften in Asien im Norden den Archipel, das Marmormeer, das schwarze Meer, den palus Maeotis und das asiatische Sarmatien; im Osten das kaspische Meer, den Tigris und den persischen Meerbusen, den man

das Meer von Elcalif nannte; im Westen den arabischen Meerbusen oder das rothe Meer; im Süden den indischen Ocean.

In Europa hatte er das adriatische Meer von Knin oberhalb Ragusa, den Archipel, die Propontis, das schwarze Meer bis Kaffa in der Krimm, das das alte Theodosia ist; Oberungarn bis Buda, Thracien, jetzt Rumelien, ganz Griechenland, d. h. Thessalien, Macedonien, Epirus, Achaja und Morea, fast ganz Illyrien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Dacien und Bulgarien, die Moldau, die Wallachei und Transsylvanien, drei Länder, deren Woiwoden seine Unterthanen waren; die ganze Donau von Watzen bis zur Mündung.

An Meerufern besaß er 11,280 italienische Meilen, und an Land 1,203,119 Quadratmeilen.

Man denke sich diesen Riesen von 900 Meilen Dicke und 1100 Meilen Länge, auf dem Bauch quer durch die alte Welt liegend, den linken Schenkel in Afrika, das rechte Knie auf Asien, einen Ellenbogen auf Griechenland, den andern auf Thracien, den Schatten seines Kopfes auf das adriatische Meer, Oesterreich, Ungarn und Podolien, sein ungeheures Gesicht bald auf Venedig, bald auf Polen, bald auf Deutschland richtend und Europa ansehend.

Der andere Koloß hatte zum Hauptland, unter dem schönsten Himmel von der Welt, eine Halbinsel, die im Osten von dem mittelländischen Meer, im Westen von dem Ocean bespült, von Afrika durch einen engen Meerarm, von Europa durch eine hohe Gebirgskette getrennt war. Diese Halbinsel enthielt achtzehn Königreiche, denen sie ihre Einheit aufdrückte.

Er hatte Serpa und Tanger, die Riegel der Meerenge von Gibraltar, und je nachdem es ihm gefiel, sie zu öffnen oder zu schließen, machte er aus dem Mittelmeer ein Meer oder einen See. Von seiner Halbinsel verbreitete er seine Flotten

in dies Meer aus achtundzwanzig großen Metropolitanhäfen; er hatte siebenunddreißig am Ocean.

Er besaß in Afrika Pennon de Velez, Melilla, Oron, Marzalcabil, den besten Hafen des Mittelmeeres, Razagan und die ganze Küste von dem Cap d'Aguirra bis ans Cap Gardafu; in Amerika einen großen Theil der nördlichen Halbinsel, die Küste von Florida, Neuspanien, Yucatan, Mexiko und das Cap von Kalifornien, Chili, Peru, Brasilien, Paraguay, die ganze südliche Halbinsel bis zu den Patagoniern; in Asien Ormuz, Diu, Goa, Malaccà, die vier Festungen der Küste, Damon, Bazin, Zanar, Ciaul, den Hafen von Colomban, die Königreiche Camanor, Cochin, Colan mit ihren Festungen und, Calcutta ausgenommen, die ganze Küste des indischen Oceans von Daman bis Melipur.

Er hatte in allen Meeren Besitzungen: die drei balearischen Inseln, die zwölf kanarischen Inseln, Santo Puerto, Madera, die sieben Inseln des grünen Vorgebirges, Sankt Thomas, die Gottesinsel, Mozambique, die große Insel Baaren, die Insel Manar, die Insel Ceylon, vierzig von den Philippinen, deren größte, Luzan, zweihundert Meilen lang ist, Portoriko, Kuba, Sankt Domingo, die vierhundert lukayischen Inseln und die Inseln des Nordmeers, deren Zahl man nicht kannte.

Das hieß das ganze Meer, fast ganz Amerika und in Afrika und Asien fast Alles, was der andere Koloß nicht besaß.

In Europa hatte er außer seiner großen Halbinsel, dem Mittelpunkt seiner Macht und seines Glanzes, Sardinien und Sicilien, die zu sehr Königreiche sind, als daß man sie zu den Inseln zählen könnte. Er hatte Italien durch seine Endpunkte, das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand, die ihm beide gehörten. Frankreich faßte er vielleicht noch enger ein, und die drei Staaten, die er an seinen Gränzen in einem

Halbzirkel hatte, Roussillon, Franche-Comté und Flandern, waren wie sein darum geschlungener Arm.

Der erste dieser Kolosse war die Türkei, der zweite Spanien.

III.

Von diesen beiden Reichen flößte das eine Europa einen tiefen Schrecken, das andere ein tiefes Mißtrauen ein.

Durch die Türkei verbreitete sich der Geist Asiens, durch Spanien der Geist Afrika's in Europa.

Der Islam war unter Mahomed II. fürchterlich über die alte Meerenge des Stiers, den Bosporus, gegangen und hatte seinen, an eine Lanze gebundenen Roßschweif frech in der Stadt aufgepflanzt, die wie Rom sieben Hügel hat, und die schon Kirchen besaß, als Rom nur noch Tempel hatte.

Seit diesem unglücklichen Jahre 1453 hatte die Türkei, wie wir es weiter oben gesagt haben, in Europa die Barbarei vorgestellt. In der That, Alles, was sie berührte, verlor in wenigen Jahren die Form der Civilisation. Mit den Türken, und zu gleicher Zeit wie sie, waren die unauslöschliche Feuersbrunst und die beständige Pest in Constantinopel eingezogen. Ueber dieser Stadt, die so lange das helle Kreuz Constantins beherrscht hatte, war jetzt beständig ein Wirbel von Rauch oder eine schwarze Fahne.

Einer der geheimnißvollen Zufälle, in denen der Geist deutlich die Lehren der Vorsehung geschrieben zu sehen glaubt, hatte die Hauptstadt der menschlichen Gesellschaft, die Heimath des Gedankens, das Land der Poesie, Philosophie und Kunst, Griechenland, als einen Raub diesem fürchterlichen Volke gegeben. In demselben, bei der bloßen Berührung mit den Türken, war Griechenland, die Tochter Egyptens und die Mutter Italiens,

barbarisch geworden. Ein Aussatz hatte das Volk verunstaltet, den Boden, die Monumente, selbst seine herrliche Sprache. Eine Menge rauher Consonanten und eckiger Sylben waren wie Dornen und Gestrüpp auf diesen sanftesten, sonorsten, harmonischsten, schönsten Worten der Dichter gewachsen. Das Griechische war, durch den Mund der Türken gehend, zum Patois geworden. Die türkischen Worte, der Schlamm aller Idiome Asiens, hatten für immer, indem sie sich darüber stürzten, diese so durchsichtige, so reine, so helle Sprache, diese Sprache von Krystall, aus der eine Poesie von Diamanten hervorgegangen war, zerstört. Die griechischen Städtenamen hatten sich verunstaltet und waren häßlich geworden. Die benachbarten Gegenden, auf die früher Helle strahlte, hatten dieselbe Schmach erduldet. Argos hatte sich in Filoquia verändert, Delos in Dili, Didymo-Tychos in Dimotuc, Tzorolos in Tchourli, Zephirion in Hafra, Sagalessos in Sadjaklu, Nyssa in Nous-Shehr, Morystus in Mucius, Cybistra in Bustereh, der Fluß Acheloos in Aspro-Potamos und der Poretos in Pruth. Muß man nicht mit dem schmerzlichen Gefühl, das Entartung und die Parodie einflößen, in Stan-Ko — Kos erkennen, das Vaterland des Apelles und Hippokrates; in Fionda Phaselis, wo Alexander den einen Fuß ins Meer setzen mußte, so eng war der Weg; in Hesen-now Novus, wo der Schatz des Mithridates war; in Skipsilar Scapta Hyla, wo Thucydides Goldminen hatte und seine Geschichte schrieb; in Temeswar Tomi, wohin Ovid verbannt war; in Kokso Kutusos, wohin der h. Chrysostomus verbannt war; in Giustandul Justiniana, die Wiege Justinians; in Salenti Trajanopolis, das Grab des Trajan! Der Olymp, Ossa, Pelion und Pindus hießen das Beilik von Janina; ein auf einer Tigerhaut ruhender Pascha runzelte in demselben Gebirge wie Jupiter die Augenbrauen. Die bittere Verhöhnung, die aus den Worten hervorzugehen schien, ging auch aus den Sachen

hervor: Aeolien, diese alte, so mächtige und stolze Republik, bildete das Despotat. Was das Thal Tempe betrifft, **frigida Tempe**, das wild und unzugänglich unter dem Namen Lycostomo geworden war, voll Haß, Gestrüpp und Dunkelheit, so hatte es sich in das Thal der Wölfe umgewandelt.

Die schreckliche Idee, welche die zur Nation gewordene Barbarei, die Flotten und Armeen hatte, erweckte, incarnirte sich lebendig und vollständig im türkischen Sultan. Europa wagte kaum von fern diesen fürchterlichen Fürsten anzublicken. Die Reichthümer des Sultan, des Türken, wie man ihn nannte, waren fabelhaft; sein Einkommen war mehr als fünfzehn Millionen Gold. Die Sultanin, Schwester des Selim, hatte täglich 2500 Goldzechinen Rente. Der Türk war der größte Fürst an Reiterei. Ohne seine unmittelbare Garde, die 14,000 Janitscharen, die Fußvolk waren, zu zählen, erhielt er beständig auf dem Kriegsfuß 50,000 Spahis und 150,000 Timarioten, was 200,000 Pferde ausmachte. Seine Galeeren waren unzählig. In dem Jahre nach der Schlacht bei Lepanto bot die türkische Flotte noch allen vereinigten Flotten der Christenheit Trotz. Er hatte so schwere Geschütze, daß, will man den Volkserzählungen glauben, der Wind seiner Kanonen Mauern erschütterte. Man erinnerte sich mit Schrecken, daß Mahomed II. bei der Belagerung von Constantinopel aus Steinen mit eisernen Reifen einen ungeheuren Mörser hatte machen lassen, mit dem man auf Rädern manövrirte, die kaum 1000 Joch Stiere ziehen konnten, und der, seinen Rachen auf die Stadt richtend, Tag und Nacht Ströme von Pech und Felsblöcke hineinschleuderte. Die andern Fürsten erschienen mit ihren Stücken und Geschützen gering neben diesem wilden Sultan, der so Vulcane über die Städte schüttete. Die Macht der Türken war so über alles Maß und bot nach allen Seiten hin so die Spitze, daß Soliman, während er mit ganz Europa Krieg führte, Persien den Quar-

kir und Amurat Medien genommen; Selim hatte von den Mameluken Egypten und Syrien erobert, und Amurat III. hatte die mit dem Sophi verbündeten Georgier ausgerottet. Der Sultan stand nur durch die Pforte seines Palastes mit den Königen der Christenheit in Verbindung. Er datirte die Briefe, die er ihnen schrieb, oder vielmehr die Befehle, die er ihnen gab, aus seinem kaiserlichen Steigbügel. Wurde er zornig, so ließ er ihren Gesandten vom Henker mit Faustschlägen die Zähne ausschlagen. Für die Türken selbst war die Erscheinung des Sultans der Schreck. Die Namen, die sie ihm gaben, drückten ebenfalls die Furcht aus; sie nannten ihn den Sohn der Sklavin und seinen Sommerpalast das Haus des Mörders. Sie verkündeten ihn den andern Nationen durch düstere Verherrlichungen. Wo sein Pferd vorübergeht, sagten sie, wächst kein Gras mehr.

Der König von Spanien und Indien, eine Art katholischen Sultans, war reicher, als alle Fürsten der Christenheit zusammen. Ohne seine gewöhnliche Einnahme zu zählen, zog er jährlich aus Italien und Sicilien 4 Millionen Gold, 2 Millionen Gold aus Portugal, 14 Millionen Gold aus Spanien, 30 Millionen Gold aus Amerika. Die siebzehn Generalstaaten der Niederlande, die damals Artois, Cambresis und die Ardennen in sich begriffen, bezahlten jährlich dem katholischen König eine Summe von 3 Millionen Gold. Mailand war ein reicher Raub, der von allen Seiten umringt, deßhalb schwer zu behaupten war. Man mußte Venedig, eine eifersüchtige Nachbarin, bewachen; mit Truppen die Gränze Savoyens decken, um den Herzog zurückzuhalten, wenn er sich rühren sollte, wie Sully sagte; das Fort Fuentes gut bewaffnen, um die Schweizer und Graubündner im Respekt zu halten; die guten Festungen des Landes, besonders Novara, Pavia, Cremona, das, wie Montluc schrieb, einen Thurm so fest wie möglich hat, den

man unter die Wunder von Europa zählt, unterhalten und ausbessern. Da die Stadt aufsätzig war, mußte er dort eine spanische Besatzung von 600 Schützen, 1000 Reitern und 3000 Mann Fußvolk ernähren, und das Schloß von Mailand, an dem man unausgesetzt arbeitete, in gutem Stand erhalten. Mailand kostete, sieht man, viel Geld; dennoch brachte es Spanien jährlich nach Abzug aller Kosten 800,000 Dukaten ein. Die kleinsten Provinzen dieser ungeheuren Monarchie steuerten ihr Theil bei; die balearischen Inseln gaben jährlich 50,000 Thaler. Alles dies, wir wiederholen es, war nur das gewöhnliche Einkommen. Das außerordentliche war unberechenbar. Bloß das Einkommen der Cruzade war ein Königreich werth; nur mit den Einkünften der Kirche unterhielt der König jährlich hundert gute Galeeren. Dazu füge man den Verkauf der Comthureien, den Heimfall von Staaten und Gütern, die Alcavalen, die Zehnten, die Confiscationen, die freiwilligen Geschenke der Völker und Lehensträger. Alle drei Jahre gab das Königreich Neapel 1,200,000 Thlr. Gold, und Castilien bot 1615 dem König, der es anzunehmen geruhte, vier Millionen Gold, zahlbar in vier Jahren, an.

Dieser Reichthum löste sich in Macht auf. Was der Sultan durch Reiterei war, war der König von Spanien durch Fußvolk. Man sagte in Europa: türkische Reiterei, spanisches Fußvolk. Ernst wie ein Edelmann, fleißig wie ein Miquelet, standhaft gegen Reiterstöße, unverwirrbar durch Gewehrfeuer sein, seinen Vortheil und Nachtheil im Kriege verstehen, seine Furie im Zaum halten, seinem Hauptmann folgen, in Reih und Glied bleiben, sich nicht verlieren, Nichts vergessen, keine Widerrede haben, Alles brauchen können, Kälte, Hitze, Hunger, Durst, Krankheit, Strapazen ertragen, marschiren wie Andere kämpfen, kämpfen wie Andere marschiren, die Geduld zum Grund von Allem und den Muth zum Sporn

der Geduld nehmen: das waren die Eigenschaften des spanischen Fußsoldaten. Der castilianische Fußsoldat hatte die Mauren verjagt, war in Afrika gelandet, hatte die Küste bewältigt, Aethiopien und das Kaffernland unterworfen, Malacca und die Molukken genommen, das alte Indien und die neue Welt erobert. Ein treffliches Fußvolk, das erst an dem Tage brach, da es mit dem großen Condé zusammentraf! Nach dem spanischen Fußvolk kam das wallonsche, und das gehörte auch dem König von Spanien. Seine Reiterei, die nur der türkischen nachstand, war am besten beritten in ganz Europa; sie hatte Zelter von Spanien, die Renner von Rögne, die burgundischen und flandrischen Pferde. Die Arsenale des katholischen Königs waren voll von Kriegsmunition. Nur in den drei Waffensälen von Lissabon gab es Rüstungen für 15,000 Mann zu Fuß und Harnische für 10,000 Reiter. Seine Festungen waren zahllos und überall, und zehn von ihnen, Collioure, Perpignan und Salses im Süden, im Norden Grävelingen, Dünkirchen, Hesdin, Arras, Valenciennes, Philippeville und Marienburg verstatteten den Eingang in das heutige Frankreich.

Die größte Macht Spaniens, das so mächtig durch seine Festungen, seine Reiterei und sein Fußvolk war, waren weder sein Fußvolk, noch seine Reiterei, noch seine Festungen, sondern seine Flotte. Der katholische König, der die besten Kriegsleute in Europa hatte, hatte auch die besten Seeleute. Kein seefahrendes Volk glich damals den Cataloniern, Basken, Portugiesen und Genuesern. Sevilla, das damals unter die Hauptseestädte Europa's gerechnet wurde, obwohl es sehr tief im Lande lag, und wo die Flotten von Mexiko und Peru landeten, war eine Pflanzschule für Matrosen.

Um uns eine vollständige Idee von dem Gewicht zu machen, das Spanien sonst als Seemacht hatte, müssen wir untersuchen, was die große Armada Philipps II. war, die so berühmt

und, wie viele berühmte Sachen, so wenig bekannt ist. Die Geschichte spricht und begeistert sich davon. Aber die Geschichte, die das Detail haßt, und unserer Meinung nach mit Unrecht haßt, nennt keine Zahlen. Diese Zahlen haben wir in dem Dunkel gesucht, in das die Geschichte sie hat fallen lassen; mit großer Mühe haben wir sie wieder gefunden; hier sind sie. Wir glauben, daß es nichts Lehrreicheres und Merkwürdigeres gibt.

Es war im Jahr 1588. Der König von Spanien wollte auf einmal den Engländern, die den Koloß schon neckten und angriffen, den Garaus machen. Er rüstete eine Flotte aus. In dieser Flotte waren 25 große Schiffe von Sevilla, 25 von Biscaya, 50 kleine von Catalonien und Valencia, 50 Kähne von der spanischen Küste, 20 Schaluppen aus den Dörfern von der Küste Guispuscoa, 100 Gabarren von Portugal, 14 Galeeren und 4 Galeassen von Neapel, 12 Galeeren von Sicilien, 20 Galeeren von Spanien und 30 Urken von Deutschland; im Ganzen 350 Segel, die 9000 Matrosen lenkten.

Man würde dies Geschwader nicht genugsam schätzen, bedächte man nicht, was damals eine Galeere war. Eine Galeere war eine bedeutende Summe. Die ganze Nordküste von Afrika, mit Ausnahme von Algier und Tripolis, trug dem Sultan nicht so viel ein, daß er zwei Galeeren davon unterhalten konnte.

Der Mundvorrath der Armada war ungeheuer. Folgendes sind die sehr merkwürdigen und genauen Angaben. 167,500 Centner Brod, das Murcia, Burgos, Campos, Sicilien, Neapel und die Inseln lieferten; 11,000 Centner gesalzenes Fleisch aus Estremadura, Gallizien und Asturien; 11,000 Centner Speck aus Sevilla, Ronda und Biscaja; 23,000 Tonnen gesalzene Fische aus Cadix und Algarbien; 28,000 Centner Käse aus Majorka, Senegallo und Portugal; 14,000 Centner Reis aus Genua und Valencia; 23,000 Maß Oel und Essig aus Anda-

lusien: das Maß wog 25 Pfund; 26,000 Scheffel Bohnen aus Carthagena und Sicilien; 26,000 Pinten Wein aus Malaga, Marovella, Ceresa und Sevilla. Die Provisionen von Korn, Eisen und Leinwand kamen aus Neapel und Biscaya; ihre Totalsumme ist verloren gegangen.

Diese Flotte trug eine Armee: 25,000 Spanier, 5000 aus den italienischen Regimentern, 6000 aus den canarischen und indischen und den Garnisonen von Portugal, das Uebrige Rekruten; 12,000 Italiener von zehn Hauptleuten commandirt; 25,000 Deutsche; 1200 Reiter aus Castilien, 200 von der Küste und 200 von der Gränze, d. h. 1600 Reiter; 3800 Kanoniere und 700 Gustadors, was, wenn man 9000 Matrosen dazu rechnet, im Ganzen 77,800 Mann macht.

Diese ungeheure Ausrüstung hätte England vernichtet. Ein Windstoß führte sie davon.

Dieser Windstoß, der in der Nacht vom 2. September 1588 wehte, hat die Gestalt der Welt verändert.

Außer seinen sichtbaren Hülfsmitteln hatte Spanien noch seine unsichtbaren. Seine Oberfläche war gewiß groß, aber seine Tiefe war noch größer. Es hatte überall unter der Erde seine Gänge, seine Minen und Gegenminen, verborgene Fäden, unbekannte Verzweigungen, unerwartete Wurzeln. Als Richelieu später den alten, europäischen Boden zu untergaben begann, war er überrascht, jeden Augenblick mit dem Grabscheit anzustoßen und Spanien zu finden. Was man in hellem Lichte sah, ging weit; was man aber nicht sah, drang noch weiter. Man könnte sagen, daß damals in den Weltangelegenheiten Spanien mehr unten als oben war.

Mit den italienischen Fürsten hing es durch Verwandtschaft zusammen, **Austria nube**; mit den Republiken durch den Handel; mit dem Papst durch die Religion, durch etwas noch Katholischeres als Rom selbst; mit der ganzen Welt durch das Gold,

zu dem es den Schlüssel hatte. Amerika war die Geldkiste, Spanien der Kassier. Als Haus Oesterreich beherrschte es Deutschland offen und leitete es heimlich. Deutschland ist in den tausend Jahren seiner neueren Geschichte einmal unter Karl dem Großen von dem französischen Geist und einmal unter Karl V. vom spanischen Geist besessen. Nur hatte Spanien nach Karls V. Tod Deutschland nicht freigelassen.

Wie man sieht, hatte Spanien noch etwas Mächtigeres als seine Macht, seine Politik. Die Macht ist der Arm, die Politik die Hand.

Europa, begreift man, fühlte sich unbehaglich zwischen diesen beiden riesigen Reichen, die mit dem Gewicht zweier Welten auf ihm lagen. Durch Spanien im Westen und durch die Türkei im Osten bedrängt, schien es sich jeden Tag mehr in sich zusammenzuziehen; die europäische Gränze ging, langsam zurückgedrängt, nach dem Centrum. Die Hälfte von Polen und Ungarn war schon genommen, und kaum lagen Warschau und Buda diesseits seiner Barbarei. Der Johanniterorden im Mittelmeer war unter Karl V. von Rhodus nach Malta gewichen. Genua, dessen Herrschaft früher an den Tanais reichte, Genua, das früher Cypern, Lesbos, Chios und einen Theil Thraciens besaß, dem der griechische Kaiser Mitylene gegeben hatte, war allmählig vor den Türken aus einer Stellung in die andere gewichen und sah sich jetzt auf Korsika beschränkt.

Europa widerstand indeß den beiden erobernden Staaten. Es erhob alle Kräfte gegen sie. Frankreich, England und Holland umgarnten Spanien: das Reich mit Polens, Ungarns, Venedigs, Roms und Malta's Hülfe kämpfte wider die Türken.

Der König von Polen war arm, obwohl er reicher war, als wenn er König von Schottland, Sardinien oder Navarra, die 100,000 Thaler einbrachten, gewesen wäre; er hatte 600,000 Thaler jährlich und Litthauen hielt ihn frei. Mit Ausnahme

einiger Schweizer oder deutschen Regimenter hielt er keine Infanterie, aber seine Reiterei, aus 100,000 Polen und 10,000 Litthauern bestehend, war vortrefflich. Sie hatte, eine weite Gränze deckend, das Gute, um gegen die Horden des Sultans die ungeheure, zitternde Heerde der Nationen zu vertheidigen, daß sie auf türkische Weise organisirt war, und wild, heftig und gewaltsam in ihrem Angriff der türkischen Reiterei glich, wie der Wolfshund dem Wolf. Der Kaiser deckte den Rest der Landgränze von Knin am adriatischen Meer bis Szolnock an der Donau mit 20,000 Landsknechten, eine in Kriegszeiten unnütze Ausgabe, die das Land im Frieden drückte. Venedig und Malta deckten das Meer.

Wir erwähnen Genua nur beiläufig. Zu oft gedemüthigt, bewachte es die Küste mit vier Galeeren, ließ fünfundzwanzig in seinem Arsenal verfaulen, wagte sich selten hinaus und versteckte sich hinter dem König von Spanien.

Malta hatte drei Panzer: seine Festungen, seine Schiffe und die Tugend seiner Ritter. Diese braven Edelleute, die in Malta so strengen Luxusgesetzen unterworfen waren, daß der ausgezeichnetste unter ihnen sich ohne die Erlaubniß des Comthurs kein neues Kleid machen lassen konnte, rächten sich an diesem klösterlichen Zwang durch eine ungeheure Bravour, und Schafe auf der Insel, wurden sie Löwen auf dem Meer. Eine Galeere von Malta, die nie mehr als sechzehn Kanonen und fünfhundert Kämpfer trug, griff ohne Zaudern drei türkische Gallionen an.

Venedig, reich und kühn, auf sieben Festungen, die ihm in der Lombardei und Mark gehörten, Herrin von Friaul und Istrien, sowie vom adriatischen Meer, dessen Bewachung ihm jährlich 5000 Dukaten kostete, die Uskoken mit fünf immer bewaffneten Schiffen blokirend, stolz eingerichtet in Corfu, Zante, Cephalonien, in allen Inseln der Küste von Zara bis Cerigo,

beständig auf dem Kriegsfuß 25,000 Cerniden, 35,000 Landsknechte, Schweizer und Graubündner, 1500 Lanciers, 1000 lombardische Reiter und 3000 dalmatische Stratioten haltend; Venedig war dem Sultan geradezu ein Hinderniß. Selbst als es Andro und Paros, die es im Archipel besaß, verloren hatte, behielt es noch Candien, und dort, auf dieser natürlichen Barre, die das ägeische Meer schließt, aufrecht stehend, den Türken den Ausgang aus dem Archipel und den Eintritt ins Mittelmeer wehrend, hielt es die Barbarei im Schach.

Der Seedienst machte für Venedig einen Adel nothwendig. Alle Kapitäne und Unterbefehlshaber waren venetianische Edle. Die Republik hatte immer vierzig Galeeren, darunter zwanzig große, in See. Sie hatte in ihrem trefflichen Arsenal, dem einzigen auf der Welt, zweihundert Galeeren, die Arbeiter, die erforderlich waren, um dreißig Schiffe in zehn Tagen segelfertig zu machen, und eine hinlängliche Ausrüstung für alle Schiffe der Welt.

Der heilige Stuhl war ein großes Hülfsmittel. Nichts ist interessanter, als jetzt zu untersuchen, was für ein weltlicher Fürst, was für eine politische und militärische Macht damals im Papst steckte, der so hoch als geistlicher Fürst stand. Rom, das einst fünfzig Meilen im Umkreis gehabt hatte, besaß deren nur noch sechzehn; seine Häfen, früher in vierzehn Regionen eingetheilt, waren auf dreizehn zusammengeschmolzen; es hatte sieben große historische Plünderungen erduldet; aber wenn auch verletzt, war es heilig, wenn auch geschleift, stark geblieben. Rom wird immer Rom bleiben, wenn es uns erlaubt ist, hier zu wiederholen, was wir anderswo gesagt haben. Der Papst hatte eine der Marken Italiens, Ancona, und eines der vier lombardischen Herzogthümer, Spoleto; er hatte Ancona, Comachio und die Pomündungen am Golf von Venedig, Civitavecchia am tyrrhenischen Meer. Der Kirchenstaat umfaßte

die Campagna von Rom und das Erbtheil Sankt Petri, Sabinerland, Umbrien, das heißt den ganzen Rücken des Appennin, die Mark Ancona, die Romagna, das Herzogthum Ferrara, das Land von Perugia, Bologna und etwas von Toskana; eine Stadt ersten Ranges, Rom; eine zweiten, Bologna; acht dritten Ranges, Ferrara, Perugia, Ascoli, Ancona, Forli, Ravenna, Fermo und Viterbo; fünfundvierzig Plätze jeden Ranges, worunter Rimini, Cesena, Faenza und Spoleto; fünfzig Bisthümer und anderthalb Millionen Einwohner. Außerdem besaß der heilige Vater in Frankreich die Grafschaft Venaissin, die den gewaltigen, befestigten Palast von Avignon zum Herzen hatte. Der römische Staat stellte, auf einer Karte gesehen, die Form vor, die er noch hat; eine in der ernsten Stellung der egyptischen Götter sitzende Figur, mit den Abruzzen als Stuhl, Modena und die Lombardei auf dem Kopfe, Toskana auf der Brust, das Land von Labur unter den Füßen, an das adriatische Meer gelehnt und das toskanische bis an die Knie habend. Der souveräne Pontifex war reich. Er säete Ablässe und erntete Dukaten. Seine Unterschrift genügte, um die Welt zum Beisteuern zu bringen. So lange ich eine Feder habe, sagte Sixtus V., habe ich Geld. Ein Ausspruch eines Papstes oder eines großen Schriftstellers. In der That legte Sixtus V., ein Dichter, Künstler und Gelehrter, der keine königliche Ausgabe scheute, in fünf Jahren vier Millionen Gold in der Engelsburg zurück. Durch die Contributionen aller Gläubigen der ganzen Welt verschaffte der heilige Vater sich eine gute Armee. 25,000 Mann in der Mark und der Romagna, 25,000 in der Campagna und dem Erbtheil Petri; die Hälfte an den Gränzen, die Hälfte bei Rom. War es nothwendig, so vermehrte er die Mannschaft. Gregor VII. und Alexander III. boten Fürsten, die über Reichskräfte geboten, die Spitze in Vereinigung mit den Truppen beider Sicilien. Eines Tages nahm sich der Herzog von Ferrara heraus, Salz

in Comacchio zu sammeln. Wir citiren hier zwei Zeilen aus einem Briefe Mazarins: Der heilige Vater brachte ihn mit Gründen und einer Armee, die er aushob, zur Raison und nahm ihm seinen Staat. Das waren die Soldaten des Päpstes. Diese Miliz brachte den römischen Staat gewaltig in Respekt. Dazu füge man Umbrien, die große, natürliche Festung, vor der Hannibal umkehrte, und im Norden wie im Süden die Küsten, die stürmischsten Ufer von ganz Italien. Der Papst war an den beiden Seeseiten vom Sturm bewacht und vertheidigt.

So gelegen und gesichert, wirkte er mit zu dem großen, beständigen Kampfe mit dem Türken. Jetzt schickt der heilige Vater dem Pascha von Egypten Kameen und fährt auf dem Dampfschiff Mahmudieh spazieren. Ein unerhörtes Faktum, das, wenn man nachdenkt, schlagend den wunderbaren Wechsel der Dinge zeigt. — Der Papst sitzt ruhig auf dieser Erfindung der Protestanten, die mit einem türkischen Namen getauft ist! — Zu jener Zeit erfüllte er seine Pflicht als Papst tüchtig und schickte seine mit einer Tiara geschmückten Galeeren nach Lepanto. Sobald Halbmonde und Turbans ragten, hatte er nichts mehr eigen, weder einen Soldaten, noch einen Thaler; er steuerte für sein Theil bei. Bei dieser Gelegenheit also gab der Papst, was die Christen ihm gegeben hatten, der Christenheit zurück. In dem Bündniß gegen die Türken von 1542 schickte Paul III. dem Kaiser Karl V. 12,000 Mann Fußvolk und 500 Pferde.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, 1588, hatte ein Sturm England vor Spanien gerettet; am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, 1683, rettete Sobieski Deutschland vor der Türkei. England retten, war England retten; Deutschland retten, war Europa retten. Man könnte sagen, daß bei diesem denkwürdigen Ereigniß Polen Frankreichs Rolle spielte. Bis dahin war Frankreich immer der Barbarei begegnet und vor ihm war sie

zerstoben. 496 hatte sie sich, aus Norden kommend, an Chlodwig gebrochen; 732 aus Süden kommend, an Karl Martell.

Aber weder die von Gott besiegte unüberwindliche Armada, noch der von Sobieski geschlagene Kara Mustapha sicherten vollkommen Europa's Ruhe. Spanien und die Türkei standen noch immer da, und das siebzehnte Jahrhundert glaubte sie deutlich größer und in einer nahen, schrecklichen Zukunft drohender werden zu sehen. Die Politik, diese Wissenschaft, die wie die Medicin aus Conjecturen besteht, sah damals nichts Anderes voraus. Kaum beruhigte man sich von Zeit zu Zeit damit, daß sich die beiden Kolosse auf dem rothen Meer begegnen und in Asien an einander stoßen würden.

Der Stoß im glücklichen Arabien verringerte, so fern und unbestimmt er auch war, für die Augen der Denker die unheilvollen Folgen, die er für die Civilisation haben würde, nicht. Zu der Zeit, deren Gemälde wir entworfen haben, war die Angst auf dem höchsten Gipfel. Eine Schrift, betitelt: **Les forces du roy d'Espagne**, 1627 mit Privilegium des Königs und Bildern von Isak Jasper gedruckt, sagt: „Der Ehrgeiz dieses Königs ist, Alles zu besitzen; seine Flotten, die kommen und gehen, zügeln England und verhindern die Schiffe der andern Staaten nach ihrem freien Willen zu fahren.“ In einer andern Schrift, die ungefähr um dieselbe Zeit herausgegeben ist und zum Titel hat: **Discours sommaire de l'esta du Turc**, lesen wir: „Er macht mit vielen Unterthanen Alarm in der Christenheit, da er Mittel hat, eine große Armee ins Feld zu schicken, die er in den Ländern, die er besitzt, aushebt. Man müßte jedes Urtheils entbehren, wollte man ohne Angst über eine solche Sündflut sein.“

IV.

Gegenwärtig sind durch die geheimnißvolle Macht der Dinge Spanien und die Türkei gefallen.

Zur Stunde, in der wir reden, verschlingen die Assignaten,* der letzte Wurm der alten verfaulten Gesellschaft, das türkische Reich.

Seit langer Zeit schon hat eine andere Nation Gibraltar, wie der Wilde, der die Klaue des getödteten Löwen an seinen Mantel näht.

So sind in weniger als 200 Jahren die Kolosse, die unsere Väter erschreckten, verschwunden.

Ist Europa befreit? Nein.

Wie im siebzehnten Jahrhundert droht eine doppelte Gefahr. Die Menschen gehen vorüber, aber der Mensch bleibt; die Reiche fallen, die Egoismen bilden sich wieder. Nun drängen jetzt ebenso wie vor 200 Jahren zwei ungeheure Egoismen Europa. Der Geist des Kriegs, der Gewalt und Eroberung steht noch aufrecht im Orient; der Geist des Handels, der List und des Abenteuers steht noch aufrecht im Occident. Die beiden Riesen haben ihre Stelle etwas verändert und sind etwas weiter nach Norden gegangen, um den Continent mehr von oben zu packen.

Auf die Türkei ist Rußland, auf Spanien England gefolgt.

Man schneide im Geiste aus der Erdkugel ein Segment, das, um den Pol gehend, sich vom europäischen zum asiatischen Nordcap, von Tornea nach Kamtschatka, von Warschau nach der Bucht von Anadyr, vom schwarzen Meer nach dem Meer von Ochutzk ausbreitet, und im Osten Schweden berührend, das baltische Meer streifend, Polen in sich fassend, im Süden die

* Sie heißen in der Türkei Schim.

Türkei umzingelnd, Kaukasien und das kaspische Meer verschlingend, Persien einnehmend, der langen Bergkette, die beim Ural beginnt und beim Ostcap aufhört, folgend, Turkistan und China berührt, an Japan durch das Cap Lopatka stößt, und mitten von Europa aus gerade durch Asien in der Behringsstraße Amerika trifft; außer Polen werfe man in dies ungeheure Segment die Krimm, Georgien, Chivan, Abassier, Armenien und Sibirien; stelle herum die Inseln Nova Zembla, Spitzbergen, Waigatz und Kalguef, Aland, Dago und Oesel, Clarke, Sankt Matthias, Sankt Paul, Sankt Gergi, die Aleuten, Kodiak, Sitka und den Archipel des Prinzen von Wales; man vertheile in diesem ungeheuren Raum 60 Millionen Menschen und man hat Rußland.

Rußland hat zwei Hauptstädte; die eine kokett, elegant, voll ungeheurer Spielereien im Pompadourgeschmack, die dort zu Palästen und Domen geworden sind, mit weißem Marmor gepflastert, vom Hof bewohnt, vom Kaiser geheirathet; die andere voll Kupferkuppeln und Zinnminarets, düster und verschmäht. Die erste, St. Petersburg, repräsentirt Europa, die andere, Moskau, Asien. Wie der Adler Deutschlands hat der russische zwei Köpfe.

Rußland kann eine Armee von 1,100,000 Mann auf die Beine bringen.

Das mögliche Uebertreten der Russen bewirkt, daß die chinesische Mauer ausgebessert und die Mauer um Paris erbaut wird.

Was der Großknez von Moskau war, ist jetzt der Kaiser von Rußland. Vergleicht diese beiden Figuren, und macht die Schritte, die Gott den Menschen machen läßt.

Der Knez hat sich zum Tzar gemacht, der Tzar zum Czar, der Czar zum Kaiser. Bei jeder Haut, die er abstreift, wird der moskovitische Prinz Europa, d. h. der Civilisation, ähnlicher.

Europa vergesse aber nicht, ähnlich werden ist nicht sich identificiren.

England hat Schottland und Irland, die Hebriden und Orcaden; durch die Shetlandsinseln theilt es Dänemark von den Farödern und Island, schließt die Nordsee und beobachtet Schweden; mit Jersey und Guernsey schließt es den Kanal und beobachtet Frankreich. Dann geht es fort, wendet sich um die Halbinsel, legt seinen Einfluß auf Portugal und seine Ferse auf Gibraltar, und tritt ins Mittelmeer, nachdem es den Schlüssel davon genommen hat. Es greift nach den Balearen, Corsika, Sardinien, Sicilien; da hält es an, findet Malta und läßt sich dort zwischen Sicilien und Tunis, zwischen Italien und Afrika nieder; von Malta gewinnt es Korfu, von wo aus es die Türkei bewacht, indem es das adriatische Meer schließt; Sanct Maur, Cephalonien und Zante, von wo es Morea bewacht, indem es das jonische Meer beherrscht; Cerigo, von wo es Candien bewacht und den Archipel versperrt. Hier muß es den Weg einstellen, Egypten hemmt es, die Landenge von Suez ist noch nicht durchstochen; es kehrt wieder um und geht in den Ocean zurück. Es ist um Spanien gegangen, diese kleine Halbinsel, es geht um Afrika, diese große Halbinsel. Der Uebergang über diese Fläche, wo ein Ocean von Sand sich mit einem Ocean von Wasser vereint, ist unbequem. Es faßt zuerst festen Fuß in S. James, an der Mündung Gambia's, von wo es den französischen Senegal ausspäht. Sein zweiter Schritt steht auf der Küste in Cacheo, der dritte auf Sierra Leone, der vierte auf dem corsischen Cap. Dann wagt es sich in den atlantischen Ocean und vereint unter seiner Flagge Ascension, St. Helena und Fernando Po, ein Dreieck von Inseln, das tief in die Bucht von Guinea dringt. So gestützt erreicht es das Cap und bemächtigt sich der Spitze Afrika's, wie es sich in Gibraltar der Spitze Europa's bemächtigt

hat. Vom Cap steigt es nach Norden auf der andern Seite der afrikanischen Halbinsel hinauf, berührt Mascarenhas, Isle de France und Port Louis, von wo es Madagascar in Respekt hält, und läßt sich auf den Seschellen nieder, von wo es die ganze östliche Küste vom Cap Delgado bis zum Cap Gardafu beherrscht. Nur das rothe Meer trennt es jetzt noch von dem Mittelmeer und dem Archipel; es ist um Afrika gegangen und fast an dem Punkt wieder angekommen, von dem es ausging. Jetzt kommt das indische Meer und Asien.

England geht nach Asien; von den Seschellen zu den Lakediven ist nur ein Schritt: es nimmt die Lakediven, dann streckt es seine Hand aus und ergreift Hindostan, ganz Hindostan, Calcutta, Madras und Bombay, diese drei Provinzen der indischen Compagnie, die groß wie Reiche sind, und sieben Königreiche, Nepal, Ude, Barode, Nagpur, Nizam, Maissur und Travancore. Hier berührt es Rußland; das chinesische Turkestan trennt sie allein. Herr des Golfs von Oman, der die ungeheure Küste bespült, die es von Hayderabad bis Trivanderam besitzt, kommt es durch den persischen Meerbusen, den es verschließen kann, nach Persien und der Türkei, und durch das rothe Meer, das es ebenfalls verschließen kann, nach Egypten. Hindostan gibt ihm Ceylon. Von Ceylon schlüpft es zwischen die Inseln Nicobar und Andamman durch, faßt Fuß auf der langen Küste der Mogberge, und hat den Meerbusen von Bengalen. Das heißt dem Reich der Birmanen Gesetze vorschreiben. Die Mogberge öffnen ihm die Halbinsel Malacca; es breitet sich dort aus und befestigt sich. Von Malacca beobachtet es Sumatra, von den Sincapurinseln aus Borneo. So das Cap Romania und das Cap Comarin besitzend, hat es die beiden großen Spitzen Asiens, wie es die Spitze Europa's und Afrika's hat.



Zur Zeit greift es China lebhaft an, nachdem es versucht hat, es zu vergiften oder wenigstens einzuschläfern.

Das ist nicht Alles; zwei Welten bleiben noch übrig, Neuholland und Amerika, es ergreift sie. Von Malacca geht es über die dichte Gruppe der Sundainseln, diese Eroberung der alten holländischen Schifffahrt, und bemächtigt sich des ganzen Neuhollands, des jungfräulichen Landes, das es mit Sträflingen befruchtet und eifersüchtig bewacht, im Norden in die Bathurstinseln und im Süden in Vandiemensland, wie in zwei Festungen eingezwängt. Dann folgt es einen Augenblick der Straße Cooks, läßt die sechs Archipele Oceaniens links, geht vor der langen Mauer der Cordilleren und Anden vorbei, umfährt das Cap Horn, steigt an den Küsten Patagoniens und Brasiliens hinauf und faßt am Ende unter dem Aequator an der Spitze des südlichen Amerika's bei Rabrock Fuß, wo es das englische Guyana schafft. Noch ein Schritt und es ist Herr der Windinseln, welche das Meer der Antillen schließen; noch ein Schritt und es ist Herr der lucayischen Inseln, einer langen Barrikade, welche den Meerbusen von Mexiko schließt. Es gibt 80 kleine Antillen, England nimmt zwölf davon, vier große, Cuba, S. Domingo, Jamaika und Portoriko; es begnügt sich mit einer, mit Jamaika, von wo es die drei andern genirt. Dann schneidet es mitten auf dem Isthmus von Panama, beim Eingange des Meerbusens von Hondura, auf dem Festlande ein Stück aus Yukatan, und legt dort Balise, wie eine Vedette zwischen den beiden Amerika's, an. Hier indeß hält Mexiko es im Schach, und jenseit Mexiko die vereinigten Staaten, diese Kolonie, deren Nationalität eine Schmach für England ist. Es schifft sich wieder ein, und von den lucayischen Inseln erreicht es, auf die Bermudas gestützt, wo es seine Flagge aufsteckt, Neufundland, diese Insel, die in der Vogelperspektive die Form einer auf den Ocean knieenden Ziege hat, die den Kopf nach dem Pol hebt. Neufundland ist die Station seiner letzten Anstrengung. Sie ist riesenhaft. Es streckt den Arm aus und eignet

sich auf einmal das ganze nördliche Amerika vom atlantischen bis zum großen Ocean, die Inseln von Neuschottland, Canada und Labrador, die Hudson- und Baffinsbay, Neu-Norfolk, Neu-Caledonien und die Archipele von Quadra und Vancouver, die Irokesen, Chipeuays, Eskimos, Kristinos, Koliugis zu, und im Augenblick, wo es die Ugalakmiutis und die Kitegen fassen will, hält es auf einmal an: Rußland ist da. Wohin England zur See, ist Rußland zu Lande gekommen, denn die Behringsstraße zählt nicht mit, und hier unter dem Polarkreis, unter den scheußlichen, rohen Wilden, im Eis und bei dem Licht des ewigen Schnees, bei dem Schein des Nordlichts begegnen und erkennen sich die beiden Kolosse.



Wiederholen wir: England hat die sechs größten Meerbusen der Welt, nämlich die von Guinea, Oman, Bengalen, Mexiko, Baffin und Hudson; es öffnet und schließt nach Belieben neun Meere: die Nordsee, den Kanal, das Mittelmeer, das adriatische und das jonische Meer, das Meer des Archipels, den persischen Meerbusen, das rothe Meer, das Antillenmeer. Es besitzt in Amerika ein Reich, Neubritannien, in Asien ein Reich, Hindostan, und im großen Ocean eine Welt, Neuholland.

Außerdem hat es unzählige Inseln, die auf allen Meeren und vor allen Continenten wie vor Anker liegende Schiffe sind, und mit denen es, selbst eine Insel und ein Schiff, das vor Europa vor Anker liegt, so zu sagen ohne Unterbrechung, durch seine unzähligen Schiffe, schwimmende Inseln, in Verbindung steht.

Das Volk von England ist für sich kein souveränes Volk, aber es ist für die andern Nationen ein suzeränes. Es beherrscht 2,370,000 Schotten, 8,280,000 Irländer, 244,000 Afrikaner, 60,000 Australier, 1,600,000 Amerikaner und 124,000,000 Asiaten, das will sagen, daß 14 Millionen Engländer auf der Erde 137 Millionen Menschen besitzen.

Alle die Orte, die wir eben auf diesen Seiten aufgezählt haben, sind Anknüpfungspunkte des ungeheuren Netzes, in dem England die Welt gefangen hat.

V.

Den Untergang der Türkei hat herbeigeführt:

1) Die ungeheure Ausdehnung des Gebiets, das aus neben einander liegenden, nicht innig mit einander verbundenen Staaten bestand. Der Kitt der Nationen ist ein gemeinsamer Gedanke. Völker können nicht zusammenhängen, wenn sie nicht dieselbe Sprache haben, deren Worte wie eine von allen besessene geistige Münze von einem zum andern gehen. Was die Sprache nun circuliren läßt, was den Worten ein Bild aufdrückt, was den gemeinsamen Gedanken schafft, ist vor Allem die Kunst, die Poesie, die Literatur, humaniores literae. In der Türkei existiren Kunst und Wissenschaft nicht, also gibt es auch keine von Volk zu Volk circulirende Sprache, keine gemeinsamen Gedanken, keine Einheit. Hier sprach man Latein, dort Griechisch, anderwärts Slavisch, noch ferner Arabisch, Persisch oder Indisch. Es war kein Reich, es war ein mit dem Säbel zugehauener Block, ein schwankendes Compositum von Nationen, die sich berührten, aber nicht durchdrangen. Dazu füge man die Wüsten, bald durch die Eroberung, bald durch das Klima gemacht, ungeheure Oeden, in denen der sociale Saft nicht durchdringen konnte.

2) Der Despotismus der Fürsten. Der Sultan war zugleich Pontifex und Kaiser, weltlicher und geistlicher Souverän, politisches, militärisches und religiöses Oberhaupt. Seine Unterthanen gehörten ihm mit Gut und Blut auf eine absolute, fürchterliche Weise, als sein Eigenthum und mehr als sein

Eigenthum. Er konnte sie verurtheilen und verfluchen. Als Sultan hatte er ihr Leben, als Herr der Gläubigen ihre Seele. Wehe aber dem Individuum, das zugleich gewöhnlich als Mensch und außergewöhnlich als Fürst ist! Zu viel Macht taugt dem Menschen nicht. Priester, König, Gott zu sein, ist zu viel. Das wirre Geräusch aller der Willen, die zugleich befriedigt sein wollen, trübt das arme Gehirn dessen, der Alles kann, macht seinen Verstand wirr, stört den Gang seines Gedankens und macht ihn närrisch. Man könnte sagen und schwarz auf weiß beweisen, daß die meisten der römischen Kaiser und Sultane in einem eigenthümlichen Geisteszustand gewesen sind. Ohne Zweifel muß man zugeben, daß die Geschichte von Zeit zu Zeit einen erlauchten, einsichtigen und genialen Despoten zeigt; im Allgemeinen aber und fast immer ist der Sultan ein gewöhnlicher Mensch. Daher die zahllosen Unordnungen, das schreckliche Schwanken eines obersten Willens, der Alles im Staate auf gut Glück anfaßt und zerbricht. Der Despotismus, nützlich, thätig, einflußreich, bisweilen nothwendig für geistreiche Menschen, verwirrt und stört den mittelmäßigen. Der Wein der Starken ist das Gift der Schwachen.

3) Die Revolutionen im Serail, die Palastverschwörungen. Der Despot seine Brüder erdrosselnd, die Brüder den Despoten erdrosselnd oder vergiftend; das Mißtrauen des Vaters gegen den Sohn und des Sohnes gegen den Vater; der Argwohn am Herd, der Haß im Bett, unbekannte Krankheiten, verdächtige Fieber, dunkler Tod; das ewige Complot der Großen, die immer zwischen ein Steigen ohne Gränze und einen Sturz ohne Grund gestellt waren; der Aufruhr und das Gewimmel der Kleinen, die immer unglücklich, immer aufgereizt waren; der Schrecken in der kaiserlichen Familie, das Zittern im Reich; ernste, traurige und dauernde Folgen, die aus dem Despotismus entstehen.

4) Eine schlechte, zugleich harte und schwache Regierung, die schwankend von dem Despoten ausgeht, der nie denkt, und von dem Palast, der immer zittert; eine Macht ohne Zusammenhang über einen Staat ohne Einheit. Die Bevölkerung dieses halb barbarischen Reiches liegt im Dunkel; von sich selbst und den andern, von ihrem Interesse und ihrer Zukunft wissen sie wenig; die Regierung, welche sie führen sollte und sich in der That daran wagt, ist fast unwissend in Allem und mißkennt das Uebrige; für die Regierungen aber wie für die Individuen ist mißkennen schlimmer, als nicht kennen. Wohin wird diese starke, mächtige, üppige, fürchterliche, aber unwissende Nation gehen? Wer führt sie und wohin führt man sie? Sie tappt und sieht kaum vor sich; ihre Regierung sieht noch weniger. Sonderbares Schauspiel! ein Kurzsichtiger wird von einem Blinden geführt.

5) Die Sklaverei, die wie ein Sattel auf dem Volk ruht. Unter der türkischen Herrschaft gehörte der Arbeiter sich selbst nicht; er gehörte einem Eigenthümer. Es war ein erster Schafstall da, die Heerde, und ein zweiter, der Bauer. Daher überall Entvölkerung, keine ächte Kultur, ein vom Arbeiter verfluchter Acker. Besitz und Freiheit machen, daß der Mensch den Boden liebt; die Knechtschaft macht, daß er ihn haßt. Das Herz zieht sich zusammen, wenn man diesen Zustand studirt; man prüfe ihn von oben und betrachte ihn von unten, die beiden Endpunkte gleichen sich durch das geistige Elend. Was kann die menschliche Gesellschaft zwischen einem Fürsten, den der Despotismus abstumpft, und einem Bauer, den die Sklaverei blödsinnig macht, werden?

6) Der Mißbrauch der Militärcolonien. Die Timarioten waren Soldatencolonisten. Es war ein Irrthum der Türken, zu glauben, daß man die Bevölkerung auf diese Weise herstelle. Der Prozeß verfehlt seinen Zweck. Ein Dorf, das ein

Regiment ist, ist kein Dorf mehr. Ein Regiment ist immer viereckig abgeschnitten; ein Dorf muß seinen Platz wählen, dort natürlich Wurzel schlagen und an der Sonne wachsen. Ein Dorf ist ein Baum, ein Regiment ein Balken. Für das innere und tiefere Leben der Reiche ist ein Bauer aber mehr werth, als ein Soldat.

7) Die Unterdrückung der eroberten Länder; eine barbarische Sprache, die den Besiegten auferlegt wurde; eine edle, erlauchte, historische, in den Erinnerungen und Sympathien Europa's große, ehemals freie, republikanische Nation, die decimirt, ausgerottet, dem Säbel und der Peitsche preisgegeben, im Mann, im Weib und selbst im Kind vernichtet, aus dem eigenen Boden gerissen, fernhin verpflanzt, in den Wind geworfen und mit Füßen getreten wurde. Diese Thaten des siegreichen Volks gegen das besiegte, sind von Schreckensrufen begleitet und empören am Ende die ganze Erde. Wenn die Stunde endlich geschlagen hat, erheben sich die unterdrückten Völker, und die Welt erhebt sich auch.



8) Die Religion ohne Einsicht, der Glaube ohne Nachdenken, d. h. Götzendienst; ein Volk, fromm ohne direktes Gefühl des Schönen, Rechten und Wahren, das in seinem Kopf nur die beiden schielenden falschen Augen seines Glaubens hat, den Fatalismus, durch welchen es den Menschen, den Fanatismus, durch welchen es Gott ansieht.

Ein großes, schlecht verknüpftes Gebiet, eine unwissende Regierung, die Palastverschwörungen, der Mißbrauch der Militärcolonien, die Knechtschaft der Bauern, die rohe Unterdrückung der eroberten Länder, der Despotismus im Fürsten, der Fanatismus im Volk — sie haben die Türkei zu Grunde gerichtet. Rußland denke daran!

Den Untergang Spaniens hat herbeigeführt:

1) Die Art des Grundbesitzes. Was in Spanien nicht dem

Klerus gehörte, gehörte dem König oder dem Adel. Die spanische Geistlichkeit war, man verzeihe uns dies strenge, protestantische Wort, scandalös reich. Der Erzbischof von Toledo hatte zur Zeit Philipps III. 200,000 Dukaten Rente, was jetzt ungefähr fünf Millionen Franken bedeuten will. Die Aebtissin de las Buelgas von Burgos war Besitzerin von vierundzwanzig Städten und fünfzig Dörfern und hatte die Einkünfte von zwölf Comthureien. Die Geistlichkeit besaß, ohne die Zehnten und Präbenden zu zählen, ein Drittheil des Bodens; der Adel besaß das Uebrige. Die Domänen der Granden in Spanien waren fast kleine Königreiche. Die Könige von Frankreich verbannten einen Herzog oder Pair auf seine Güter, der König von Spanien in seine Staaten, eu sus estados. Die spanischen Großen waren die größten Grundbesitzer, die größten Landbauer und die größten Schäfer des Königreichs. 1617 hatte der Marquis von Gebraleon eine Heerde von 800,000 Hämmeln. Daher lagen ganze Provinzen, z. B. Altcastilien, brach, zur bloßen Weide. Ohne Zweifel haben die kleinen Besitzungen und der kleine Landbau ihre Unbequemlichkeiten, aber sie haben auch wunderbare Vortheile. Sie fesseln das Volk Mann für Mann an die Scholle. In jeder Furche sitzt so zu sagen ein unsichtbarer Ring, der den Eigenthümer an die Gesellschaft knüpft. Der Mensch liebt das Vaterland in seinem Acker. Man besitze ein Stück Land oder eine halbe Provinz, man besitzt, damit ist Alles gesagt und das ist das große Faktum. Wenn aber die Kirche und die Aristokratie Alles besitzen, besitzt das Volk Nichts; wenn das Volk Nichts besitzt, hält es an Nichts fest. Beim ersten Stoß läßt es den Staat fallen.

2) Das tiefe Elend der untern Klassen. Wenn Alles hoch ist, ist Nichts niedrig. Das Land gehörte den Großen, also auch das Korn und das Brod. Sie verkauften das Brod dem Volk und verkauften es ihm theuer. Ein schrecklicher Fehler,

den die Aristokratien immer machen. Daher aufrührerische Hungersnoth. Selbst zur Zeit Karls V. starben in den strengern Wintern die Armen in den Straßen von Madrid vor Frost und Hunger. Wo tiefes Elend ist, ist tiefer Groll. Der Hunger macht ein Loch im Herzen des Volks und setzt den Haß hinein. Am bestimmten Tag öffnet sich jede Brust und eine Revolution geht daraus hervor.

In Erwartung der ausbrechenden Revolutionen organisirt sich der Diebstahl. Die Diebe hatten Madrid inne. Sonst bilden sie eine Bande, in Madrid bildeten sie eine Korporation. Jeder vernünftige Reisende unterhandelte mit ihnen, rechnete sie im Voraus zu seinen Reisekosten und gab ihnen ihren Theil. Keiner ging aus, ohne den Beutel für die Diebe mitzunehmen. Während der Minorität Karls II., unter dem Ministerium des zweiten Don Juan von Oesterreich, machte der Corregidor von Madrid eine Bittschrift an die Regentin, um das Regiment Aytona aus der Stadt zu entfernen, weil dessen Soldaten bei Nacht den Banditen halfen, die Bürger zu berauben.

3) Die Art und Weise, wie die eroberten Länder und die überseeischen Domänen besessen und verwaltet wurden. Für die neue Welt gab es nur zwei Gouverneure, den Vicekönig von Peru und den Vicekönig von Mexiko, und diese beiden Gouverneure waren im Allgemeinen schlecht. Repräsentanten Spaniens, schändeten sie es durch ihre Erpressungen und machten es verhaßt. Sie zeigten diesen fremden Völkern nur zwei Gesichter, die Habsucht und die Grausamkeit, das Eigenthum plündernd und den Menschen unterdrückend. Sie stießen die eingebornen Prinzen des Landes vom Thron und rotteten die Bevölkerung aus. Ueber die Vicekönigreiche Europa's gab es ein italienisches Sprüchwort; es sagt energisch, was die spanische Herrschaft war: der sicilische Offizier nagt, der neapolitanische ißt und der spanische verschlingt.

4) Die religiöse Intoleranz. Wir werden vielleicht später von der Inquisition sprechen. Führen wir hier allein an, daß die Bischöfe ein ungeheures Gewicht in Spanien hatten. Ganze Klassen von Eingebornen, Ketzer und Juden, waren außer dem Gesetz. Jeder arme Geistliche ist evangelisch, jeder reiche weltlich, sinnlich, Politiker und also unduldsam. Seine Stellung ist sehr gesucht; er muß sich vertheidigen, er muß eine Waffe haben und die Unduldsamkeit ist eine. Mit dieser Waffe verwundet er die menschliche Vernunft und tödtet das göttliche Gesetz.

5) Die Größe der Staatsschuld. So reich Spanien war, seine Aemter machten es arm. Die Verschwendungen des Hofes, die großen Gehalte der Würdenträger, die kirchlichen Beneficien, das immer größer werdende Geschwür des Volkselends, der Krieg in den Niederlanden, die Kriege in Amerika und Asien, der theure Preis des politischen Geheimnisses, die Unterhaltung der heimlichen Verbindungen, die man überall hatte, die unterirdische Arbeit der allgemeinen Intrigue, die es in der ganzen Welt bezahlen und unterhalten mußte, diese tausend Dinge erschöpften Spanien. Die Kisten waren immer leer: Man erwartete die Gallions und, wie der Marschall von Tessé schrieb, wenn ein Sturm sie scheitern läßt oder ein Feind sie nimmt, ist Alles in Verzweiflung. Unter Philipp III. war der Marquis von Spinola gezwungen, aus seiner Tasche das Heer in den Niederlanden zu bezahlen. Vor zwei Jahrhunderten glich Europa in finanzieller Beziehung einer schlecht verwalteten Familie; die Monarchien waren das verschwenderische Kind, die Republiken der Wucherer. Das ist die ewige Geschichte des Edelmanns, der beim Kaufmann borgt. Wir haben gesehen, daß die Schweiz Heere verkaufte; Holland, Venedig und Genua verkauften Geld. So kaufte ein Fürst von den dreizehn Kantonen eine vollständig ausgerüstete Armee, die Kantone lieferten

sie am bestimmten Tage, Venedig bezahlte sie; wenn er Venedig dann wieder bezahlen mußte, gab er ihm eine Provinz; bisweilen wanderte sein ganzer Staat dahin. Spanien borgte überall und war überall schuldig. 1600 war der katholische König allein Genua sechzehn Millionen Gold schuldig.

6) Eine benachbarte Nation, eine Schwesternation so zu sagen, die lange Zeit für sich gelebt, ihre eigenen Fürsten und Großen gehabt hatte, die an einem schönen Morgen durch Ueberfall, fast durch Verrätherei gewaltsam mit der Centralmonarchie vereinigt, aus einem Königreich zu einer Provinz gemacht und als erobertes Land behandelt wurde.

7) Die Natur der Bewaffnung in Spanien. Die Landbewaffnung war wenig gegen die Seebewaffnung. Die spanische Macht ruhte hauptsächlich auf der Flotte. Das hieß von einem Windstoß abhängen. Das Geschick der Armada ist die Geschichte Spaniens. Ein Windstoß, den man in Europa Trombe oder in China Typhon nennt, kann zu allen Zeiten eintreten. Wehe der Macht, auf welche der Wind weht!

8) Die Zersplitterung des Gebiets. Die ungeheuren Besitzungen Spaniens, in allen Meeren und in allen Ländern vertheilt, hingen nicht mit dem Mutterlande zusammen. Einige, Indien z. B., waren 4000 Meilen entfernt und, wie wir schon gesagt haben, nur durch die Schifffahrt damit verbunden. Was ist die Furche eines Schiffes? Ein Faden. Und wie lange glaubt man, daß eine Welt, die an einen Faden gebunden ist, halten kann?

Vergangenes Jahr fanden wir im Staub ein altes Buch, das jetzt Niemand liest und bei seinem Erscheinen vielleicht Niemand gelesen hat. Es ist ein Quartband mit dem Titel: Abhandlung über die spanische Monarchie, ohne Namen des Verfassers, 1617 in Paris bei Pierre Chevalier, rue Saint-Jacques, à l'enseigne de Saint-Pierre, près les

Mathurins, herausgegeben. Wir schlugen das Buch auf und fanden auf Seite 152 folgende Stelle, die wir wörtlich abschreiben: „Einige glauben, daß diese Monarchie nicht von langer Dauer sein könne, weil ihre Länder so vertheilt und zerstreut sind, und weil es unglaublicher Kosten bedarf, um überall Menschen und Schiffe hinzuschicken, und weil endlich die Eingebornen der fremden Länder die kleine Zahl der Spanier in Betracht ziehen, Muth fassen, sich gegen sie verbünden und sie vertreiben können." 1617, zu einer Zeit, wo Europa vor Spanien zitterte, wagte ein Unbekannter diese thörichte Prophezeihung zu schreiben und drucken zu lassen. 200 Jahre nachher erfüllte sie sich in allen Einzelheiten, und heute ist jedes Wort des Anonymus von 1617 ein Faktum geworden: die zerstreuten Länder haben unglaubliche Kosten aufgeboten, das Mutterland hat sich erschöpft in Menschen und Schiffen, die Eingebornen der fernen Länder haben die Zahl der Spanier in Betracht gezogen, Muth gefaßt, sich gegen sie vereinigt und sie verjagt. Man könnte sagen, daß Bolivar hier ganz und gar vorausgesagt ist. — Vor zwei Jahrhunderten war ganz Amerika eine Gruppe von Kolonien; gegenwärtig ist ganz Amerika — auffallende Aenderung! — mit Ausnahme von Brasilien, eine Gruppe von Republiken.

Eine reiche Aristokratie also, die den Boden besaß und das Brod dem Volk verkaufte; eine reiche, mächtige und fanatische Geistlichkeit, die ganze Klassen von Eingebornen aus dem Gesetz wies; das Volkselend; die Größe der Schuld; die schlechte Verwaltung der fernen Vicekönige; eine Schwesternation als ein erobertes Land behandelt; die Zerbrechlichkeit einer reinen Seemacht, die auf dem Ocean ruht; die Zerstreutheit des Besitzes in allen Erdtheilen; der fehlerhafte Zusammenhang der Besitzungen mit dem Mutterlande; die Tendenz der Kolonien,

Nationen zu werden: das hat Spanien zu Grunde gerichtet, England denke daran!

Endlich, um das, was die spanische Monarchie und das türkische Reich Gemeinsameres haben, zu wiederholen, der Egoismus, ein unversöhnlicher, tiefer Egoismus — sonderbar Egoismus und keine Einigkeit! — eine unmoralische, gewaltsame, betrügerische Politik, welche die Bündnisse zu Gunsten der Interessen verrieth; der eine, der kriegerische Geist ohne die ritterlichen Eigenschaften, welche aus dem Soldaten die Stütze der Gesellschaft machen; der andere, der merkantile Geist ohne die einsichtsvolle Rechtlichkeit, die aus dem Kaufmann das Band der Staaten macht; wie wir schon gesagt haben, der eine die Barbarei, der zweite die Verderbniß vorstellend; mit einem Wort, der eine der Krieg, der andere der Handel, beide aber nicht die Civilisation — das hat die beiden Kolosse der Vergangenheit gestürzt. Eine Lehre für die beiden Kolosse der Gegenwart.

VI.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir erklären, daß dies nur ein trockene, ernste Studie ist. Der Schreiber dieser Zeilen kennt den Haß der Völker unter einander, die Antipathien der Racen, die Blindheit der Nationalitäten; er entschuldigt sie, aber er theilt sie nicht. Nichts von dem, was man gelesen hat, und dem, was man lesen wird, enthält einen Tadel, der auf die Völker zurückfallen könnte, von denen der Verfasser spricht. Der Verfasser tadelt bisweilen die Regierungen, nie die Völker. Im Allgemeinen sind die Völker das, was sie sein sollen; die Wurzel des Guten liegt in ihnen, Gott enthüllt sie und läßt sie Früchte tragen. Die vier Völker selbst, die man hier schil-

dert, werden der Welt schätzbare Dienste von dem Tage an leisten, wo sie als ihr besonderes Ziel das allgemeine Ziel der Menschheit annehmen werden. Spanien ist berühmt, England ist groß; selbst Rußland und die Türkei enthalten viele der besten Keime für die Zukunft.

Wir glauben hier noch in der vollsten Unabhängigkeit unseres Geistes erklären zu müssen, wir dehnen, was wir über die Regierungen gesagt haben, nicht auf die Fürsten aus. Nichts ist heute leichter, als Könige zu insultiren. Die Insulte der Könige ist eine anderswo angebrachte Schmeichelei. Schmeicheln, sei es oben oder unten, ist aber ein Gedanke, den Schreiber dieses nicht zu entfernen braucht; er fühlt sich frei und ist frei, weil er in sich die Kraft findet, alles Lobenswerthe, und sei es ein König, seiner Zeit zu loben. Er sagt laut und mit voller Ueberzeugung, nie — und das beweist die Vortrefflichkeit unseres Jahrhunderts — nie, zu keiner Zeit, welche Epoche der Geschichte man auch mit der unsern zusammenstellen möge, sind Völker und Fürsten so gut gewesen wie jetzt.

Man suche also in dieser historischen Skizze, die er versucht, keine beleidigende Anspielung weder für die Ehre des Königthums, noch für die Würde der Völker; es liegt keine darin. Es ist vor Allem eine philosophische und spekulative Arbeit. Es sind allgemeine Fakta und allgemeine Ideen, weiter Nichts. Der Verfasser hat keine Galle im Herzen. Er erwartet rein eine frohe Zukunft der Menschheit. Er hat Hoffnung auf die Fürsten, Glauben zu den Völkern.

VII.

Nachdem dies ein für allemal gesagt ist, fahren wir in der Prüfung der Aehnlichkeiten zwischen den beiden Reichen, welche die Vergangenheit umgewälzt haben, und den beiden Reichen, welche die Gegenwart beunruhigen, fort.

Erste Aehnlichkeit. Vom Tartaren liegt etwas im Türken und ebenso im Russen. Der Geist der Völker behält immer etwas von seiner Quelle.

Die Türken, Söhne der Tartaren, sind Männer des Nordens, die durch Asien von Süden her in Europa eingedrungen sind.

Napoleon hat auf Skt. Helena gesagt: Kratzt den Russen und ihr werdet den Tartaren finden. Was er vom Russen gesagt hat, kann man vom Türken sagen.

Der eigentliche Nordländer ist immer derselbe. Zu gewissen klimaterischen und verhängnißvollen Epochen steigt er vom Pol herab und zeigt sich den Nationen des Südens, dann geht er fort und kehrt nach 2000 Jahren zurück, und die Geschichte findet ihn so wieder, wie sie ihn zurückgelassen hat.

Hier ist ein historisches Bild, was wir gerade vor Augen haben: „Es ist der eigentliche Barbar. Seine Glieder sind untersetzt, sein Hals dick und kurz, er hat etwas Häßliches in seinem ganzen Körper, das ihn einem zweibeinigen Ungeheuer oder einer der als Menschen geschnitzten Figuren, welche die Treppen tragen, ähnlich macht. Er ist durchaus roh. Wenn er muß, kann er das Feuer selbst zu seiner Nahrung entbehren. Er ißt Wurzeln und Fleisch, das unter dem Sattel mürbe gemacht oder vielmehr verfault ist. Er tritt in kein Haus, wenn es ihm anders möglich ist. Er hat einen Widerwillen dagegen, als wenn es Gräber wären. Er geht durch Berg und Thal,

wirft gerade aus, kann von Kind auf Hunger, Durst und Kälte ertragen. Er trägt eine große Pelzmütze auf dem Kopf, einen wollenen Rock um den Leib, zwei Bocksfelle auf den Schenkeln, auf dem Rücken einen aus Katzenfellen zusammengenähten Mantel. Er kann nicht zu Fuß kämpfen. Seine Füße, die mit großen Stiefeln beschwert sind, können nicht gehen und befestigen ihn auf seinem Sattel, so daß er eins mit seinem Pferde wird, das flink und kräftig, aber klein und häßlich ist. Er lebt zu Pferde, unterhandelt zu Pferde, kauft und verkauft zu Pferde, ißt und trinkt zu Pferde, schläft und träumt zu Pferde.

„Er bearbeitet den Boden nicht, bebaut das Land nicht und weiß nicht, was ein Pflug ist. Er schweift immer umher, als ob er ein Vaterland und einen Herd suchte. Fragt ihr ihn, wo er her ist, so weiß er keine Antwort zu geben. Heute ist er hier, gestern aber war er dort; dort unten ist er erzogen, aber noch weiter weg geboren.

„Wenn die Schlacht beginnt, stößt er ein schreckliches Geheul aus, kommt heran, schlägt, verschwindet und kommt wieder wie ein Blitz. In einem Augenblick nimmt und plündert er das angegriffene Lager. Er kämpft in der Nähe mit dem Säbel und aus der Ferne mit einer Lanze, deren Spitze künstlich zugerichtet ist."

Das ist der Nordländer. Wer hat ihn so geschildert und wann? Ohne Zweifel 1814 irgend ein furchtsamer Redakteur des Moniteur, nach dem Kosaken, zur Zeit, da Frankreich unterlag? Nein, dies Bild ist nach den Hunnen entworfen, 375, von Ammianus Marcellinus und Jordanis,* zur Zeit, da Rom fiel. 1500 Jahre sind verflossen, die Figur ist wiedererschienen und das Porträt ist noch ähnlich.

Bemerken wir beiläufig, daß die Hunnen von 375 wie die Kosaken von 1814 von den Gränzen China's kamen.

* Jordanis 24. Ammianus Marcellinus 12.

Der Südländer verändert und entwickelt sich, blüht und trägt Früchte, stirbt und entsteht wieder, wie die Vegetation; der Mann des Nordens ist ewig, wie der Schnee.

Zweite Aehnlichkeit. In Rußland wie in der Türkei gehört Nichts Jemand definitiv, Nichts ist ausschließlich besessen, Nichts nothwendig erblich, Der Russe kann, wie der Türke, nach Willen und Laune von oben, sein Amt, seinen Grad, seinen Rang, seine Freiheit, sein Gut, seinen Adel, ja seinen Namen verlieren. Alles gehört dem Monarchen, wie in gewissen mehr thörichten als gefährlichen Theorien, die man vergebens dem französischen Geist glaublich machen will, Alles der Gemeinde gehören soll. Es ist wichtig und wir geben es absoluten Demokraten zu bedenken, daß das Eigenthümliche des Despotismus das Nivelliren ist. Der Despotismus macht Gleichheit unter sich. Je vollständiger der Despotismus ist, desto vollständiger ist die Gleichheit. In Rußland wie in der Türkei gibt es, mit Ausnahme der Empörung, die kein Normalzustand ist, keinen entschiedenen Widerstand. Ein russischer Fürst bricht wie ein Pascha; der Prinz wie der Pascha können gemeiner Soldat werden und in der Armee nicht mehr als eine Null sein, dessen Ziffer ein Korporal ist. Ein russischer Fürst wird wie ein Pascha gemacht. Ein Packträger wird Mehemet Ali; ein Pastetenbäcker Menzikoff. Diese Gleichheit, die wir hier, ohne sie zu beurtheilen, anführen, steigt selbst bis zum Thron und lehnt sich in der Türkei immer, in Rußland bisweilen an ihn. Eine Sklavin ist Sultanin; eine Magd war Czarin.

Der Despotismus wie die Demagogie haßt die natürlichen und gesellschaftlichen Superioritäten. In den Kriegen, die er ihnen liefert, weicht er so wenig wie sie vor den Attentaten zurück, welche die menschliche Gesellschaft enthaupten. Für ihn gibt es keine Männer von Genie; Thomas Morus wiegt in der Wage Heinrich Tudors nicht mehr, als Bailly in der Wage

Marats. Für ihn gibt es keine gekrönten Häupter; Maria Stuart wiegt in der Wage Elisabeths nicht mehr, als Ludwig XVI. in der Wage Robespierre's.

Was uns zuerst bei dem Vergleich Rußlands mit der Türkei auffällt, ist eine Aehnlichkeit; das erste, was uns bei dem Vergleich Spaniens mit England auffällt, eine Verschiedenheit. In Spanien ist das Königthum absolut, in England beschränkt.

Bei längerem Nachdenken kommt man zu folgendem merkwürdigen Resultat: in dieser Unähnlichkeit liegt eine Aehnlichkeit. Das Extrem der Monarchie bringt in Betreff der königlichen Macht, und zwar nur unter diesem Gesichtspunkt, dasselbe Resultat hervor, wie das Extrem des Constitutionalismus. In einem wie dem andern Fall ist der König Nichts.

Der König von England, der auf den Knieen bedient wird, ist ein nomineller König; der König von Spanien ebenso. Beide sind unfehlbar. Sonderbar, das Grundaxiom der absolutesten Monarchie ist auch Grundaxiom der constitutionellsten. El rey no cae, der König fällt nicht, sagt das alte spanische Gesetz; The king can not do wrong, der König kann sich nicht irren, sagt das alte englische Gesetz. Was kann man, wenn man die Geschichte durchforscht, Interessanteres finden, als unter den anscheinend verschiedensten Fakten die reine Monarchie und den strengen Constitutionalismus, die auf derselben Basis ruhen und aus derselben Wurzel entstehen!

Der König von Spanien konnte ebenso wie der König von England ohne Unbequemlichkeit ein Kind, ein Minorenner, Unwissender und Blödsinniger sein. Das Parlament herrschte für den einen, das Despacho Universal für den andern. An dem Tage, wo die Nachricht von der Einnahme von Mons nach Madrid kam, freute sich Philipp IV. sehr, indem er laut den armen König von Frankreich, ese pobrecito rey de Francia, beklagte. Niemand wagte, ihm zu sagen, daß ihm, dem König

von Spanien, Mons gehörte. Als Spinola Breda angriff, das die Holländer vortrefflich vertheidigten, schrieb er in einem langen Brief Philipp III. das Detail der zahllosen Unmöglichkeiten der Einnahme. Philipp III. schickte ihm seinen Brief zurück, nachdem er bloß eigenhändig auf den Rand geschrieben hatte: Marquis, nimm Breda. Das kann nur Dummheit oder das Genie schreiben, man muß Alles nicht wissen oder Alles wollen, Philipp III. oder Bonaparte sein. Zu solchem Nichts konnte der König von Spanien herabsinken, weil er durch die Form seiner Macht von jedem Gedanken und jeder That fern gehalten war. Die magna charta isolirt den König von England fast ebenso. Spanien hat gegen Ludwig XIV. mit einem blödsinnigen König gekämpft; England hat gegen Napoleon mit einem wahnsinnigen König gekämpft.

Beweist dies nicht, daß der König in beiden Fällen nur nominell ist? Ist das ein Vortheil oder ein Schaden? Auch das führen wir an, ohne es zu entscheiden.

Nichts ist weniger frei, als der König von England, wenn es nicht der König von Spanien ist. Beiden sagt man: Ihr könnt Alles unter der Bedingung, daß ihr Nichts wollt. Das Parlament bindet den ersten, die Etikette den zweiten; darin liegen die Ironien der Geschichte, diese beiden so verschiedenen Anfänge bringen in gewissen Fällen denselben Erfolg hervor. Bisweilen empört sich das englische Parlament und tödtet den König von England; bisweilen empört sich die Etikette und tödtet den König von Spanien. Ein bizarrer, aber unläugbarer Parallelismus, worin das Schaffot Karls I. den Scheiterhaufen Philipps III. zum Seitenstück hat.

Eines der beträchtlichsten Resultate dieser Annullirung der königlichen Macht durch beinahe entgegengesetzte Ursachen ist, daß das salische Gesetz unnütz wird. In Spanien wie in England können Weiber regieren.

Zwischen den beiden Völkern herrscht noch mehr als eine Beziehung, die ein aufmerksamer Vergleich findet. In England wie in Spanien ist der Grundzug des Charakters Geduld und Stolz. Im Ganzen und mit den nöthigen Ausnahmen, die wir anderswo anführen werden, genommen, liegt darin ein wunderbares Temperament, das die Völker zu großen Thaten treibt. Der Stolz ist eine Tugend für eine Nation, die Geduld für ein Individuum.

Mit dem Stolz herrscht man, mit der Geduld colonisirt man. Was findet man denn im Grunde der englischen wie der spanischen Geschichte? Herrschen und colonisiren.

Eben haben wir mit Rücksicht auf die Geschichte ein Bild der spanischen Infanterie entworfen. Man lese es wieder. Es ist auch das Bild der englischen Infanterie.

Eben zeichneten wir mit wenigen Zügen die spanische Geistlichkeit. Auch in England gibt es einen Erzbischof von Toledo; er nennt sich Erzbischof von Canterbury.

Steigt man bis auf die kleinsten Particularitäten hinab, so sieht man, daß die wichtigen Einzelheiten des innern und materiellen Lebens, die wie die zweite Natur bei den Völkern sind, die beiden Völker, sonderbar genug, beide auf gleiche Weise vom Ocean abhängig sind. Der Thee ist für England was der Kakao für Spanien war. Die Gewohnheit der Nation und deßhalb, je nach den Umständen, ein Grund zum Bündniß oder Krieg.

Gehen wir zu andern Betrachtungen über.

Es gab und gibt bei gewissen Völkern noch jetzt ein schreckliches Dogma, das dem innern Gefühl des menschlichen Bewußtseins, wie der öffentlichen Vernunft, die das Leben des Staates ausmacht, widerstrebt. Es ist dieser unglückliche religiöse Irrthum, der in einigen Ländern zum Gesetz erhoben ist, der als Satzung aufstellt, daß man, wenn man den Körper

verbrennt, die Seele rette, daß die Qualen dieser Welt ein menschliches Geschöpf vor den Qualen der andern bewahren, daß man den Himmel durch körperliches Dulden erkaufe, daß Gott nur ein großer Henker sei, der von der Ewigkeit seiner Hölle herab zu all den scheußlichen Qualen, die der Mensch erfinden kann, lache. Wenn je ein Dogma der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft entgegenstand, so ist es dieses. Dies ist es, das sich an den schrecklichen Wagen von Jaggernaut spannt, das vor hundert Jahren den jährlichen Opfern des Dahomet präsidirte. Jeder, der fühlt und denkt, stößt es mit Abscheu zurück. Die Religionen des Orients haben es vergebens in die des Occidents übertragen. Keine Philosophie hat es angenommen. Seit 300 Jahren röthet die bleiche Helle dieser Grabdoctrinen, ohne einen einzigen Denker anzulocken, die fürchterliche Fackel der Theogonien Indiens, ein düsteres, riesenhaftes Gebäude, das sich, halb von der erschreckten Menschheit erblickt, in die grundlose Finsterniß des unendlichen Mysters verliert.

Diese Doctrin hat im sechzehnten Jahrhundert die Scheiterhaufen der Juden und Ketzer angesteckt; die Inquisition richtete sie auf, Spanien zündete sie an. Diese Doctrin steckt noch in unserer Zeit in Asien den Scheiterhaufen der Wittwen an; England errichtet sie nicht und zündet sie nicht an, aber es sieht sie brennen.

Wir wollen aus diesen Beziehungen nicht mehr ziehen, als darin liegt. Uebrigens ist es uns unmöglich, zu verschweigen, daß ein Volk, das vollkommen in der Civilisation sein will, nicht einmal aus Politik diese finstern, grausamen und infamen Dummheiten leiden sollte. Frankreich hat im sechzehnten Jahrhundert die Inquisition von sich gewiesen. Im neunzehnten Jahrhundert würde Frankreich, wenn Indien französisch wäre, schon lange den Sutteismus vernichtet haben.

Da wir, hie und da unbemerkte, aber wahre Berührungspunkte Spaniens und Englands anführend, von Frankreich gesprochen haben, so bemerken wir, daß man sie in scheinbar ganz zufälligen Ereignissen wiederfindet. Spanien hatte die Gefangenschaft Franz I.; England hat diesen Ruhm oder diese Schmach getheilt. Es hat die Gefangenschaft Napoleons gehabt.

Es gibt charakteristische und merkwürdige Dinge, die sich zur Lehre aufmerksamer Geister in den tiefen Echos der Geschichte wiederholen. Das Wort von Waterloo: **Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht**, ist nur eine heldenmüthige Umschreibung des Worts von Pavia: **Alles ist verloren, außer der Ehre.**

Außer diesen direkten Beziehungen enthält endlich die Geschichte zwischen den vier Völkern, welche der Gegenstand dieses Paragraphen sind, noch manche fremdartige, so zu sagen diagonale Aehnlichkeiten, die sie heimlich zu verbinden scheinen und dem Denker eine geheime Aehnlichkeit der gleichen Bildung und demgemäß vielleicht auch des gleichen Schicksals anzeigen. Führen wir hier nur zwei an. Die erste ist zwischen England und der Türkei: Heinrich VIII. tödtete seine Weiber wie Mahomed II. Die zweite ist zwischen Rußland und Spanien: Peter I. tödtete seinen Sohn wie Philipp II.

VIII.

Rußland hat die Türkei, England hat Spanien verschlungen.

Das ist unserer Meinung nach eine letzte, definitive Assimilation. Ein Staat verschlingt keinen andern, als um ihn zu reproduciren.

Es genügt, einen Blick auf zwei Karten von Europa zu

werfen, die seit fünfzig Jahren aufgestellt sind, um zu sehen, mit wie unwiderstehlicher, langsamer und sicherer Art die moskowitische Gränze das ottomanische Reich erobert. Es ist das düstere, schreckliche Schauspiel einer Flut, die wächst. In jedem Augenblick und von allen Seiten gewinnt die Flut, das Land verschwindet. Die Flut ist Rußland, das Land die Türkei. Bisweilen fährt die Welle zurück, aber sie wächst im Augenblick nachher wieder und geht dann weiter. Ein großer Theil der Türkei ist schon bedeckt und man unterscheidet ihn noch unbestimmt unter der russischen Ueberschwemmung. Am 20. August 1828 drang eine Welle bis Adrianopel; sie hat sich zurückgezogen, aber wenn sie wiederkommt, wird sie Constantinopel erreichen.

Was Spanien betrifft, so können allein die Theilungen des römischen und karolingischen Reiches eine Idee von dieser allgemeinen Zersplitterung geben. Ohne Mailand zu zählen, das Oesterreich genommen hat, und Roussillon, Franche Comté, die Ardennen, Cambrésis und Artois, die zu Frankreich zurückgekehrt sind, haben sich aus den Stücken der alten spanischen Monarchie in Europa (das eigentliche Spanien lassen wir noch aus) vier Königreiche gebildet: Portugal, Sardinien, die beiden Sicilien, Belgien; in Asien, ein einem Reiche ähnliches Vicekönigreich, Indien; und in Amerika neun Republiken: Mexiko, Guatimala, Columbien, Peru, Bolivia, Paraguay, Uraguay, la Plata und Chili. Entweder durch Einfluß oder durch direkte Souveränetät besitzt England jetzt den größten Theil dieser ungeheuren Erbschaft. Es hat fast alle Inseln, die Spanien hatte, und sie sind fast im strengen Sinne des Wortes unzählig. Wie wir anfangs gesagt, hat es Spanien verschlungen, wie Spanien Portugal verschlungen hatte. Wenn man jetzt mit dem Auge die englischen Besitzungen durchläuft, sieht man nur portugiesische oder spanische Namen; Gibraltar, Sierra

Leone, Ascension, Fernando Po, las Mascarenhas, el Cabo Delgado, el Cabo Guardafu, Honduras, las Lucaias, las Bermudas, la Barbada, la Trinidad, Tabago, Santa Margarita, la Granada, San Cristoforo, Antigoa. Ueberall ist Spanien sichtbar, überall kommt Spanien wieder zum Vorschein. Selbst unter dem englischen Druck haben die Theile des Reichs Karls V. noch ihre Form nicht verloren, und, man verzeihe uns den Vergleich, der unsern Gedanken genau wiedergibt; man erkennt die ganze spanische Monarchie in den englischen Besitzungen, wie man einen halb verdauten Jaguar in dem Bauch einer Boa erkennt.

IX.

Wie wir summarisch in §. 5 angegeben haben, trugen die beiden großen Reiche des siebzehnten Jahrhunderts die Ursache ihres Verfalls selbst in sich. Aber sie lebten momentan ein fieberhaftes, so gewaltiges Leben, daß sie, ehe sie starben, die Civilisation hätten ersticken können. Ein äußeres, bedeutendes Ereigniß mußte den Ursachen des Falles, die in ihnen lagen, die Zeit, sich zu enthüllen, geben. Dies Ereigniß, das wir andeuten, ist der Widerstand Europa's.

Im siebzehnten Jahrhundert hat Europa, die Hüterin der Civilisation, die im Osten und Westen bedroht wurde, der Türkei und Spanien widerstanden. Im neunzehnten Jahrhundert muß Europa, durch die Fügungen der Vorsehung wieder in dieselbe Lage versetzt, England und Rußland widerstehen.

Wie soll es nun widerstehen? was ist von dem alten Europa, um es nur unter diesem speciellen Gesichtspunkt anzusehen, noch übrig, und wo sind die Stützpunkte des neuen Europa's?

Das alte Europa, diese Festung, die wir im Geiste auf den ersten Seiten wieder aufzubauen versucht haben, ist jetzt halb zerstört und auf allen Seiten von tiefen Breschen durchlöchert.

Fast alle kleine Staaten, Herzogthümer, Republiken oder freien Städte, die zu der allgemeinen Vertheidigung beitrugen, sind gefallen.

Holland, das zu oft angegriffen wurde, ist geschwächt.

Ungarn, das zum Wales, Asturien oder der Dauphiné Oesterreichs geworden, ist aus der Reihe gestrichen.

Polen, Venedig, Genua, Malta sind verschwunden.

Der Papst ist es nur noch dem Namen nach; der katholische Glauben hat Terrain verloren; Terrain verlieren heißt Hülfssummen verlieren. Rom ist arm geworden. Seine Staaten würden nicht genügen, ihm eine Armee zu verschaffen; er hat kein Geld, um eine zu kaufen, und wir sind nicht mehr in dem Jahrhundert, wo man Heere verkauft. Als weltlicher Fürst ist der Papst verschwunden.

Was bleibt denn von der alten Welt übrig? Wer steht noch aufrecht in Europa? Zwei Nationen: Deutschland und Frankreich.

Das könnte hinreichen. Frankreich und Deutschland sind eigentlich Europa. Deutschland ist das Herz, Frankreich der Kopf.

Deutschland und Frankreich sind wesentlich die Civilisation. Deutschland fühlt, Frankreich denkt.

Gefühl und Verstand machen den gebildeten Menschen.

Zwischen den beiden Völkern existirt ein enger Bund, eine unbestreitbare Verwandtschaft. Sie gehen aus denselben Quellen hervor; sie haben zusammen gegen die Römer gekämpft; sie sind Brüder in der Vergangenheit, Brüder in der Gegenwart und Brüder in der Zukunft.

Ihr Bildungsprozeß ist derselbe gewesen. Sie sind keine Insulaner, keine Eroberer; sie sind ächte Söhne des europäischen Bodens.

Der heilige, tiefe Charakter der Landeskinder ist ihnen so inhärent und äußert sich so mächtig in ihnen, daß er lange Zeit troß der Gewalt der Jahre und der Vorschrift des Alterthums ihre Mischung mit jedem erobernden Volke, welches es auch sei und woher es auch komme, unmöglich gemacht hat. Ohne die Juden, diese wandernde und nicht erobernde Nation, zu zählen, die übrigens allerwärts im Ausnahmsfalle ist, kann man z. B. slavische Racen anführen, die den deutschen Boden seit zehn Jahrhunderten bewohnen und die vor 150 Jahren noch nicht deutsch waren. Nichts ist in dieser Beziehung treffender, als was Tollius erzählt. 1687 war er am Hof von Brandenburg; der Kurfürst sagte eines Tages zu ihm: „Ich habe Vandalen in meinen Staaten. Sie bewohnen die Küsten der Ostsee. Sie sprechen slavonisch, weil sie einst aus Slavonien gekommen sind. Es sind betrügerische, treulose, veränderungssüchtige, aufrührerische Menschen; sie besitzen eine Anzahl Dörfer von je 5—600 Familien; sie haben im Geheim einen König ihrer Nation, der Scepter und Krone trägt, und dem sie alljährlich Jeder eine Sesterze zahlen. Ich habe diesen König einmal gesehen; es war ein junger, an Körper und Geist wohlgebildeter Mann. Da ich ihn aufmerksam betrachtete, bemerkte es ein Greis, errieth meinen Gedanken, und fiel, um mich davon abzuwenden, seinen eigenen König mit Stockschlägen an und jagte ihn wie einen Sklaven fort. Sie sind leichtsinnig und ziehen sich, wenn man sie angreift, in unzugängliche Wälder und Moräste zurück; das hindert mich, bei ihnen Schulen anzulegen, aber ich habe die Bibel, die Psalmen und den Katechismus in ihre Sprache übersetzen lassen. Sie tragen Waffen, aber heimlich. Eines Tages sah ich mich, als ich un-

gefähr 800 Grenadiere bei mir hatte, plötzlich von 4—5000 Vandalen umgeben; meine 800 Grenadiere hatten große Mühe, sie zu zerstreuen." Nach einem kurzen Stillschweigen fügte der Kurfürst, da er Tollius nachdenklich sah, folgenden merkwürdigen Ausspruch hinzu: „Tollius, Sie sind ein Alchymist. Sie können vielleicht Gold mit Kupfer verfälschen, ich glaube aber nicht, daß Sie aus einem Vandalen einen Preußen machen können."

Die Mischung war in der That schwer; was aber kein Alchymist konnte, wird die deutsche Nationalität mit Hülfe der großen Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts am Ende lösen.

Gegenwärtig zeigen sich dieselben Phänomene in Deutschland und Frankreich wirksam. Was die Eintheilung der Departements für Frankreich gethan hat, hat der Zollverein für Deutschland gethan; er verschafft ihm Einheit.

Soll das Universum im Gleichgewicht sein, so müssen in Europa als Doppelschlußstein des Gewölbes zwei große Rheinstaaten sein, alle beide durch diesen Fluß befruchtet und eng verbunden: ein nordöstlicher, Deutschland, das sich auf die Ostsee, das adriatische und schwarze Meer, mit Schweden, Dänemark und Griechenland als Ausläufer stützt; der andere, Frankreich, südwestlich, sich auf das mittelländische und atlantische Meer lehnend und Italien und Spanien als Vorposten habend.

Seit tausend Jahren ist diese Frage schon mehrmal unter andern Formen aufgeworfen und der Plan ist von drei Fürsten gefaßt worden.

Zuerst von Karl dem Großen. Im achten Jahrhundert waren es weder Türken und Spanier, noch Engländer und Russen, sondern Sachsen und Normannen. Karl der Große errichtete seinen Staat gegen sie. Das Reich Karls des Großen ist der erste, noch undeutliche, aber schon kenntliche Versuch

eines Europa, wie wir es schilderten, und wie es ohne Zweifel eines Tags sein wird.

Später von Ludwig **XIV.** Ludwig **XIV.** wollte den südlichen Rheinstaat bauen, wie wir ihn angegeben haben. Er brachte seine Familie in Spanien, Italien und Sicilien auf den Thron und stützte Frankreich darauf. Der Gedanke war neu, aber die Dynastie abgenutzt; der Gedanke groß, aber die Dynastie klein. Dies Mißverhältniß hinderte den Erfolg.

Das Werk war gut, der Werkmeister war gut, aber das Werkzeug war schlecht.

Zuletzt von Napoleon. Napoleon fing, wie er, damit an, den südlichen Rheinstaat zu erbauen. Er brachte seine Familie nicht allein nach Spanien, der Lombardei, Etrurien und Neapel, sondern auch in das Herzogthum Berg und nach Holland, um unten das ganze Mittelmeer und oben den ganzen Rheinlauf bis an den Ocean zu haben. Als er dann wieder hergestellt, was Ludwig **XIV.** gethan, wollte er auch wieder herstellen, was Karl der Große gethan. Er versuchte, Deutschland ebenso wie Frankreich einzurichten. Er verband sich durch Heirath mit Oesterreich, gab Westphalen seinem Bruder, Schweden Bernadotte und versprach Polen Poniatowski. Bei diesem ungeheuren Werk stieß er auf England, Rußland und die Vorsehung, und brach zusammen. Die Zeit war noch nicht da. Wäre es ihm geglückt, so wäre die Continentalgruppe gebildet gewesen.

Vielleicht muß das große Werk Karls des großen und Napoleons ohne Karl den Großen und Napoleon wieder geschehen. Diese großen Männer haben vielleicht das Unbequeme, daß sie die Idee zu sehr personificiren und durch ihre mehr französische als deutsche Hartnäckigkeit die Nationalitäten beleidigen. Daraus kann ein Vorurtheil entstehen und die Völker können sich einbilden, daß sie einem Menschen und nicht einer Sache, dem Ehrgeiz eines Einzelnen und nicht der Civilisation Aller

dienen. Dann machen sie sich los. Das geschah 1813. Weder Karl der Große noch Bonaparte brauchten sich gegen die Feinde des Ostens oder Westens zu vertheidigen, sondern Europa. Wenn das Centraleuropa constituirt ist, und das wird es einst, wird das Interesse Aller klar sein; Frankreich wird, an Deutschland gelehnt, England, das, wie wir schon gesagt haben, der Geist des Handels ist, die Spitze bieten und es in den Ocean zurückwerfen; Deutschland wird, an Frankreich gelehnt, Rußland, das, wie wir ebenfalls gesagt haben, der Geist der Eroberung ist, die Spitze bieten und es nach Asien zurückwerfen.

Der Handel ist im Ocean an seinem Platz.

Was den Eroberungsgeist betrifft, der den Krieg zum Werkzeug hat, so regt er die todten Civilisationen wieder auf und tödtet die lebendigen. Der Krieg ist für die einen die Wiederherstellung, für die andern das Ende. Asien bedarf ihrer, Europa nicht.

Die Civilisation duldet den kriegerischen und den Handelsgeist; aber sie besteht nicht allein daraus. Sie combinirt ihn in passendem Verhältniß mit den andern menschlichen Verhältnissen. Sie bessert den kriegerischen Geist durch den Hang zur Geselligkeit und den Handelsgeist durch Uneigennützigkeit. Reich zu werden, ist nicht ihr ausschließlicher Zweck; sich zu vergrößern, nicht ihr höchster Ehrgeiz. Aufzuklären um zu verbessern, ist ihr Ziel. Durch Leidenschaften, Vorurtheile, Illusionen, Irrthümer und Thorheiten der Völker und Menschen hindurch macht sie, durch das ruhige und helle Licht des Gedankens, Tag.

Resumiren wir. Die Vereinigung Deutschlands und Frankreichs wird der Zügel Endlands und Rußlands, das Heil Europa's, der Friede der Welt sein.

X.

Das haben die russische und englische Politik, die Herren auf dem Wiener Congreß, 1815 begriffen.

Damals trat ein thätlicher Bruch zwischen Deutschland und Frankreich ein.

Es ist der Mühe werth, die Ursachen dieses Bruches mit wenigen Worten zu schildern.

Der Czar war aus Enthusiasmus für Bonaparte einen Augenblick französisch gesinnt gewesen; da er aber Napoleon den Norden Europa's gegen Rußland aufbauen sah, war er wieder russisch geworden. Und welche Privatfreundschaft Napoleon auch für Alexander haben mochte, wenn er Europa gegen die Russen befestigte, so verdiente er keinen Tadel. Es ist Karl dem Großen wie Napoleon ebenso unmöglich, Europa nicht in einer gewissen Weise zu constituiren, als es dem Biber unmöglich ist, seine Hütte nicht in gewisser Weise und gegen einen gewissen Wind zu bauen. Wenn es sich um die Erhaltung und Verbreitung, diese beiden großen Naturgesetze handelt, hat das Genie seinen ebenso sichern, vom Schicksal bestimmten und Allem, was nicht zu seinem Ziel gehört, widerstrebenden Instinkt, als der animalische Instinkt ist. Es folgt ihm, lasset es gewähren und bewundert im Kaiser wie im Biber Gott.

England hatte nie die Illusion Alexanders gehabt. Der Friede von Amiens hatte einen Augenblick gedauert; höchstens war Fox von Bonaparte bezaubert gewesen. Napoleons Europa war ebenso und hauptsächlich gegen England erbaut; um sich mit England zu verbünden, brauchte der Czar also nur die schon lange nach ihm ausgestreckte Hand anzunehmen. Man kennt die Ereignisse von 1811. Der Kaiser Napoleon stützte sich auf Deutschland wie auf Frankreich; aber von allen Seiten

angegriffen, von den Königen des alten Stammes gehaßt und verrathen, von der Pamphletenwolke aus London wie der Stier von den Pfeilen gestochen, in seinen Mitteln gehindert, in seiner kolossalen und gefährlichen Operation gestört, beging er zwei große Fehler, einen im Süden, den andern im Norden; er hatte Spanien aufgereizt und Preußen verwundet. Wie Spanien, erhob sich Preußen. Deutschland zitterte unter den Schritten des Kaisers. Mit der Ferse einen Anhaltspunkt suchend, ging er bis nach Frankreich zurück, wo er wieder festes Land fand. Wie ein Riese kämpfte er drei große Monate lang mit Europa Brust an Brust. Aber der Kampf war ungleich; wie in den homerischen Kämpfen, kamen Asien und der Ocean Europa zu Hülfe. Der Ocean spie die Engländer aus, Asien die Kosaken. Der Kaiser fiel; Frankreich verhüllte sein Haupt; ehe es aber die Augen schloß, erkannte es an der Spitze der russischen Horden Deutschland.

Daraus entstand ein Bruch zwischen den beiden Völkern. Deutschland hatte seinen Groll, Frankreich seinen Zorn.

Aber bei edlen, durch das Blut und den Gedanken verschwisterten Nationen geht der Groll vorüber, schwindet der Zorn, das große Mißverständniß von 1813 mußte sich am Ende aufklären. Das im Kriege heroische Deutschland wurde im Frieden zum Denker. Alles was berühmt, Alles was selbst außer seinen Gränzen erhaben ist, gefällt seiner ersten, uneigennützigen Begeisterung. Wenn sein Feind seiner würdig ist, bekämpft es ihn, so lange er steht; es ehrt ihn, wenn er gefallen ist. Napoleon war zu groß, als daß es ihn nicht bewunderte, zu unglücklich, als daß es ihn nicht liebte. Und für Frankreich, dem St. Helena das Herz zusammengepreßt hat, ist jeder, der den Kaiser liebt und bewundert, Franzose. Die beiden Nationen mußten sich also unabweislich wieder verstehen und vereinigen.

England und Rußland sahen diese unvermeidliche Zukunft

voraus; und um sie zu verhindern, schufen sie, durch den Fall des Kaisers, einen momentanen Grund zum Bruch, wenig beruhigt, zwischen Deutschland und Frankreich einen bleibenden Grund zum Haß.

Sie nahmen das linke Rheinufer Frankreich und gaben es Deutschland.

XI.

Das war eine tiefe Politik.

Das hieß den großen südlichen, von Karl dem Großen entworfenen, von Ludwig XIV. erbauten und von Napoleon restaurirten Rheinstaat angreifen. Das hieß Centraleuropa schwächen, ihm boshaft eine Art von chronischer Krankheit schaffen und es vielleicht mit der Zeit tödten, indem man ihm ein immer schmerzhaftes, immer eiterndes Geschwür ans Herz legte. Das hieß eine Bresche in Frankreich, das ächte Frankreich, das rheinländisch wie mittelländisch ist, machen: Francia rhenana sagen die alten karolingischen Karten. Das hieß einen fremden Vorposten fünf Tagereisen von Paris stellen. Das hieß besonders auf immer Frankreich gegen Deutschland reizen.

Diese tiefe Politik, die man schon in der Aushecknng eines solchen Gedankens erkennt, findet sich in der Ausführung wieder.

Das linke Rheinufer an Deutschland geben, war ein Gedanke; es Preußen gegeben zu haben, ist ein Meisterstück.

Ein Meisterstück von Haß, List, Zwietracht und Unglück, aber ein Meisterstück. Die Politik hat deren.

Preußen ist eine junge, lebhafte, energische, geistreiche, ritterliche, freisinnige, kriegerische, mächtige Nation. Ein Volk von gestern, das ein morgen hat. Preußen geht einem hohen

Ziele entgegen, besonders unter seinem jetzigen König, der ein ernster, edler, verständiger und loyaler Fürst ist, würdig, seinem Volke die letzte Größe, die Freiheit, zu geben. In Folge eines wahren und richtigen Gefühls seines unvermeidlichen Wachsthums kann Preußen, vermöge eines lobenswerthen, aber unserer Meinung nach falschen point d'honneur, Nichts von dem, was es einmal genommen hat, herausgeben wollen.

Die englische Politik hütete sich wohl, das linke Rheinufer an Oesterreich zu geben. Oesterreich nimmt augenscheinlich seit zwei Jahrhunderten ab und wird kleiner.

Im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit, da Peter der Große Rußland machte, hat Friedrich der Große Preußen gemacht und größtentheils aus Stücken von Oesterreich gemacht.

Oesterreich ist Deutschlands Vergangenheit, Preußen seine Zukunft.

So wie Frankreich, wie wir gleich zeigen werden, alt und jung ist, ist Preußen für Deutschland, was Frankreich für Europa ist.

Zwischen Preußen und Frankreich müßte eine einmüthige Anstrengung nach demselben Ziel, ein gemeinsamer Weg, tiefe Uebereinstimmug und Sympathie sein. Die Theilung des Rheins schafft eine Antipathie.

Es sollte Freundschaft bestehen; die Theilung des Rheins schafft Haß.

Frankreich mit Deutschland entzweien, war etwas, mit Preußen Alles.

Noch einmal, Preußens Besitznahme der Rheinprovinzen war das große Faktum des Wiener Congresses. Es war die große Gewandtheit des Lords Castlereagh und der große Fehler des Herrn von Talleyrand.

XII.

Uebrigens liegt in der unglücklichen Umwälzung von 1815 kein anderer Gedanke, als dieser. Das Meiste ist durch Zufall geschehen. Der Congreß dachte Frankreich zu desorganisiren, nicht Deutschland zu organisiren.

Man hat Völker den Fürsten und Fürsten den Völkern gegeben, bisweilen ohne nur die Nachbarschaft, und fast immer ohne die Geschichte, die Vergangenheit, die Nationalität und die Eigenliebe zu betrachten. Denn die Nationen haben auch ihre Eigenliebe, auf die sie oft, zu ihrer Ehre sei es gesagt, mehr als auf ihr Interesse achten.

Ein einziges, schlagendes Beispiel genüge, zu beweisen, wie in dieser Beziehung der Congreß arbeitete. Mainz ist eine berühmte Stadt. Mainz war im neunten Jahrhundert stark genug, seinen Erzbischof Hatto zu züchtigen; Mainz war im zwölften Jahrhundert mächtig genug, seinen Erzbischof Adalbert gegen Kaiser und Reich zu vertheidigen. Mainz war 1225 das Centrum der rheinischen Hansa und der Vereinspunkt der hundert Städte. Es war die Metropole der Minnesänger, das heißt der gothischen Poesie; es war die Wiege der Buchdruckerkunst, das heißt des modernen Gedankens. Es bewahrt und zeigt noch das Haus, das von 1443—1450 Gutenberg, Johannes Faust und Peter Schöffer bewohnt haben und das man durch eine herrliche, gerechte Assimilation den Dreikönigshof nennt. 800 Jahre lang war Mainz die Hauptstadt des ersten der deutschen Kurfürsten; zwanzig Jahre lang war Mainz eine der Stirnen Frankreichs. Der Congreß hat es wie ein Dorf einem Staat fünften Ranges, Hessen, gegeben.

Mainz hatte eine bestimmte, abgeschnittene, stolze und eifersüchtige Nationalität. Das Kurfürstenthum von Mainz war

gewichtig für Europa. Jetzt hat es eine fremde Garnison. Es ist nur eine Art Wachposten, auf dem Oesterreich und Preußen, das Auge nach Frankreich wendend, stehen.

Mainz hatte 1135 auf die ehernen Thore, die ihm Erzbischof Willigis schenkte, die Privilegien geschrieben, die Adalbert ihm gab. Es hat noch eherne Thore, aber keine Freiheiten mehr.

Im Hintergrunde seiner Geschichte hat Mainz römische Erinnerungen. Das Grab des Drusus ist in seinem Umkreis. Es hat französische Erinnerungen; Pipin, der erste König der Franken, der gesalbt wurde, ist 750 durch einen Erzbischof von Mainz, den heiligen Bonifazius, gesalbt worden. Es hat keine hessischen Erinnerungen außer folgender: im sechzehnten Jahrhundert wurde sein Gebiet von Johann dem Muthigen, Landgrafen von Hessen, geplündert.

Dies zeigt, wie der Wiener Congreß verfuhr. Keine chirurgische Operation ist je mehr auf gut Glück gemacht worden. Man hat sich beeilt, Frankreich zu amputiren, die rheinischen Nationalitäten zu verstümmeln, den französischen Geist darin auszurotten. Man hat gewaltsam Stücke von dem Reich Napoleons gerissen; der eine hat dies, der andere das genommen, ohne nur nachzusehen, ob der Fetzen nicht zufällig darunter Schaden nähme, ob er nicht von seinem Mittelpunkt, das heißt von seinem Herzen getrennt wäre, ob er sonst leben und anderswo wieder anwachsen könne. Man hat keinen Verband angelegt, keine Ligatur gemacht. Was vor fünfundzwanzig Jahren blutete, blutet noch.

So hat man Baiern einige Ringe der Kette der Vogesen, sechsundzwanzig Meilen lang und einundzwanzig breit, 517,080 Seelen, drei Stücke unserer drei Departements, Saar, Niederrhein und Donnersberg, gegeben. Aus diesen drei Stücken hat Baiern vier Distrikte gemacht. Wozu diese Zahl und keine andere? Sucht man einen Grund, so findet man nur die Laune.

Hessen-Darmstadt hat mau das nördliche Ende der Vogesen, den Norden des Departements Donnersberg und 160,400 Seelen gegeben. Aus diesen Seelen und diesen Vogesen macht Hessen elf Bezirke.

Lenkt man seinen Blick auf einer Karte Deutschlands nach dem Zusammenfluß des Mains und Rheins, so ist man angenehm überrascht, sich dort eine große Blume mit fünf Staubfäden ausbreiten zu sehen, die von den feinen Scheeren des Congresses 1815 zugeschnitten ist. Frankfurt ist das Pistill dieser Blume. Dies Pistill, in dem vollkommen ausgebildet zwei Bürgermeister, zweiundvierzig Senatoren, sechzig Administratoren und fünfundachtzig Gesetzgeber leben, enthält 46,000 Einwohner, von denen 5000 Juden sind. Die fünf Staubfäden, die auf allen Karten mit verschiedenen Farben gemalt sind, gehören fünf verschiedenen Staaten; der erste Baiern, der zweite Hessen-Kassel, der dritte Hessen-Homburg, der vierte Nassau, der fünfte Hessen-Darmstadt.

Darf man eine edle Stadt, in der man das Herz Deutschlands schlagen zu hören glaubt, auf diese Weise zurichten und einhüllen? Die deutschen Kaiser wurden dort gewählt und gekrönt; der deutsche Bundestag berathschlagt dort; Göthe ist dort geboren.

Wenn der Reisende jetzt die rheinländischen Provinzen durchläuft, auf die vor dreißig Jahren diese mächtige Einheit schien, die in weniger als anderthalb Jahrhunderten die alte Landgrafschaft Elsaß durchdrang, so stößt er bisweilen auf einen blau und weißen Pfahl: er ist in Baiern; dann auf einen roth und weißen Pfahl: er ist in Hessen; dann auf einen schwarz und weißen Pfahl: er ist in Preußen. Warum? Gibt es einen Grund dazu? Ist man über einen Fluß, eine Mauer, einen Berg gekommen? Hat sich etwas in dem Lande, durch das man gereist, geändert? Nichts hat sich geändert, als die

Farbe der Pfähle. Das Faktum ist, daß man sich weder in Preußen, Hessen, noch Baiern befindet; man ist auf dem linken Rheinufer, das heißt in Frankreich, wie auf dem rechten in Deutschland.

Bestehen wir darauf, bei der Anordnung von 1815 sagten die Könige sich nur: Theilen wir! — Da ist das Kleid Josephs; wir wollen es zerreißen und Jeder soll behalten, was er in der Hand hat. Diese Stücke sind jetzt unten an jedem Staat angenäht; man kann sie sehen; nie haben bizarrere Stücke auf einer Landkarte gestanden. Nie haben Stück für Stück von der menschlichen Politik zugerichtete Lumpen sonderbarer die ewigen und göttlichen Theilungen der Flüsse, Meere und Berge versteckt und verspottet.

Und früh oder spät werden die edlen rheinischen Nationen daran denken, daß sich der Congreß um sie am wenigsten bekümmert hat. Man hat in diesen nothwendiger Weise summarischen Zeilen sehen können, mit welcher Mißachtung der Congreß Geschichte, Vergangenheit, geographische und commercielle Verbindungen, Alles, was die Einheit der Nationen bildet, behandelt hat. Sonderbar, man vertheilte Völker und dachte nicht an die Völker. Man vergrößerte, arrondirte sich, dehnte seine Gränzen aus, das war Alles. Jeder bezahlte seine Schulden mit einem Stück von Frankreich. Man machte lebenslängliche und wiederkäufliche Concessionen. Man accommodirte sich unter einander. Der Fürst forderte Draufgeld; man gab ihm eine Stadt; ein anderer forderte eine Zulage, man warf ihm ein Dorf zu.

Unter diesem scheinbaren Leichtsinn lag aber, wie wir gezeigt haben, ein tiefer Gedanke, ein englisch-russischer Gedanke, der so gut auf Kosten Deutschlands wie auf Kosten Frankreichs verwirklicht wurde. Der Rhein ist der Fluß, der sie vereinen muß; man hat einen Fluß daraus gemacht, der sie trennt.

XIII.

Diese Lage ist augenscheinlich gewaltsam, gegen die Natur und deßhalb vorübergehend. Die Zeit bringt Alles zur Ausgleichung; Frankreich wird auf seine Normalform und seine nothwendigen Verhältnisse zurückkommen. Unserer Meinung nach muß und kann es auf friedlichem Wege durch die mit der Kraft der Dinge vereinte Kraft des Gedankens darauf zurückkommen. Dem stehen aber zwei Hindernisse entgegen:

Ein moralisches Hinderniß;

Ein materielles Hinderniß.

XIV.

Das materielle Hinderniß ist Preußen.

Wir wollen auf das, was wir hierüber schon gesagt haben, nicht zurückkommen. Indeß ist unmöglich, daß Preußen nicht in einer bestimmten Zeit dreierlei erkenne.

Erstens, daß, den persönlichen Charakter der Fürsten immer außer Frage gestellt, die russische Allianz für einen Staat von Centraleuropa weder eine einfache, klare Thatsache ist, noch sein kann. Das sind Näherungen, deren Hintergedanke durchscheint. Königreiche und Völker können sich auf mannigfache Weise lieben. Rußland liebt Deutschland, wie England Portugal und Spanien, wie der Wolf den Hammel liebt.

Zweitens, daß ungeachtet aller Anstrengungen Preußens seit fünfundzwanzig Jahren, ungeachtet vieler Concessionen zum leichtern Leben, wie die Erniedrigung der Zölle auf Tabak, Hopfen und Wein, so väterlich die Regierung auch gewesen, was wir gern anerkennen, das linke Rheinufer französisch ge-

blieben, während das rechte Rheinufer, natürlich und nothwendig deutsch, sogleich preußisch geworden ist. Man gehe das rechte Ufer entlang, trete in die Gasthöfe, Wirthshäuser, Läden, überall sieht man das Porträt des großen Friedrich und die Schlacht von Roßbach an der Wand hängen. Man gehe das linke Ufer entlang, besuche dieselben Orte, und überall wird man Napoleon und Austerlitz, eine stumme Protestation, sehen. Die Preßfreiheit herrscht in den preußischen Besitzungen nicht, aber doch noch die Mauerfreiheit, und sie genügt, wie man sieht, um die geheimen Gedanken zu offenbaren.

Drittens wird Preußen bemerken, daß sein Staat, wie ihn der Congreß zugeschnitten hat, schlecht gebildet ist. Was ist denn das jetzige Preußen? Drei Inseln auf dem Festlande; es ist sonderbar zu sagen, aber wahr. Der Rhein und besonders der Mangel an Sympathie und Einheit theilen das Großherzogthum Niederrhein, das selbst von Altpreußen durch eine Enge getrennt ist, durch die ein Arm des deutschen Bundes geht, und wo Hannover und Kurhessen aneinander stoßen, in zwei Theile. Zwischen den beiden nächsten Punkten dieser Enge, Liebenau und Wilzenhausen, liegt gerade Kassel, als wollte es jede Verbindung verbieten. Sonderbar und fast albern, der König von Preußen kann nicht in seine Länder gehen, ohne außer Landes zu gehen!

Es ist augenscheinlich, daß dies erst eine provisorische Lage ist.

Preußen, sagen wir es ihm selbst; strebt darnach, ein großes, homogenes, in allen seinen Theilen verbundenes, zu Land und zur See mächtiges Königreich zu werden.

Jetzt hat Preußen nur Häfen an der Ostsee, einem Meer, dessen Tiefe nicht die 800 Fuß des Bodensees erreicht, das noch leichter zu sperren ist, als das Mittelmeer, und nicht wie das Mittelmeer den unschätzbaren Vortheil hat, das Bassin der

Civilisation zu sein. Ein ins Mittelmeer eingeschlossenes Volk hat Rom werden können. Was würde ein in die Ostsee eingeschlossenes Volk werden? Preußen braucht Häfen am Ocean.

Keiner weiß das Geheimniß der Zukunft, und Gott allein rückt mit seinem unbeugsamen Finger die grünen und rothen Linien, welche die Menschen auf den Landkarten ziehen, vor, schiebt sie zurück oder löscht sie aus. Aber von jetzt an kann man sie nachweisen, denn ein Theil davon ist schon sichtbar, die göttliche Arbeit ist im Gange. Von jetzt an schiebt die Vorsehung mit ihrer unfehlbaren, majestätischen Langsamkeit zurecht, was die Congresse derangirt haben. Während sie durch die glückliche Thronbesteigung eines jungen Mädchens die Krone Hannovers von der Krone Englands, das kleine Königreich von dem großen trennt, mit verschiedenen geistigen und körperlichen Unfähigkeiten die Linie Braunschweig, die deutsch geblieben oder geworden ist, schlägt, das heißt indem sie sie für ein nahes Erlöschen zeichnet, scheint es, daß sie ihr Mittel und ihren Zweck durchblicken läßt: Hannover an Preußen und den Rhein an Frankreich.

Wenn wir Rhein sagen, verstehen wir das linke Ufer. Nun hat Preußen mehr vom rechten, als vom linken Ufer, und das rechte soll es behalten.

Für Hannover ist die Vereinigung mit Preußen ein großer Schritt zur Freiheit, Würde und Größe. Für Preußen ist der Besitz Hannovers erstens Homogenität des Gebiets, die Aufhebung der Enge und des Hindernisses, die Verbindung des Herzogthums Niederrhein mit Preußen; ferner ist er die nothwendige Einnahme von Hamburg und Oldenburg, die Eröffnung des Oceans, die freie Schifffahrt, die Möglichkeit, ebenso mächtig durch die Flotte, als durch das Heer zu sein.

Was gilt das linke Rheinufer im Vergleich damit?

Für das eigentliche Deutschland liegt in den Donauländern seine künftige Entschädigung. Ist es nicht augenscheinlich, daß das türkische Reich sich verkleinert und verringert, damit Deutschland sich vergrößere?

XV.

Das moralische Hinderniß ist die Unruhe, die Frankreich in Europa erregt.

Frankreich ist in der That für die ganze Welt der Gedanke, die Intelligenz, die Oeffentlichkeit, das Buch, die Presse, die Tribüne, das Wort; es ist die Sprache, das Schlechteste von Allem, sagt Aesop — und auch das Beste.

Um zu würdigen, wie groß der Einfluß Frankreichs in der continentalen Luft ist, und welches Licht und welche Wärme es darin verbreitet, genügt es, mit dem Europa vor 200 Jahren, dessen Bild wir im Anfang zu entwerfen versucht haben, das heutige Europa zu vergleichen.

Wenn es wahr ist, und wir glauben es gewiß, daß der Fortschritt der Gesellschaften darin bestehe, daß sie durch langsame, successive und friedliche Umwandlungen von der Herrschaft eines Einzelnen und der Herrschaft Mehrerer zur Herrschaft Aller übergehen, so scheint es beim ersten Anblick augenscheinlich, daß Europa, weit entfernt Fortschritte zu machen, wie die guten Geister es denken, Rückschritte gemacht hat.

In der That wird man sich, ohne bei der Rechnung die Monarchien zweiten Ranges des deutschen Bundes mitzurechnen, und um nur die absolut unabhängigen Staaten zu zählen, erinnern, daß es im siebzehnten Jahrhundert in Europa nur zwölf erbliche Monarchien gab; jetzt gibt es siebzehn.

Es gab fünf Wahlreiche, jetzt gibt es nur eins, den h. Stuhl.

Es gab acht Republiken; jetzt gibt es nur eine, die Schweiz.

Die Schweiz, muß ich übrigens hinzufügen, hat nicht allein sich überlebt, sondern sich auch vergrößert. Von 13 Kantonen ist sie auf 22 gestiegen. Beiläufig gesagt, — denn wenn wir uns auf die moralischen Ursachen stützen, wollen wir auch die physischen nicht auslassen — lagen alle Republiken, die verschwunden sind, in der Ebene oder an der See; die einzige, die übrig geblieben ist, lag im Gebirge. Die Berge erhalten die Republiken. Seit fünf Jahrhunderten gibt es trotz aller Angriffe und Verbindungen drei Gebirgsrepubliken im alten Continent; eine in Europa, die Schweiz, welche die Alpen inne hat; eine in Afrika, Abyssinien,* welche das Mondgebirge besitzt; eine in Asien, Circassien, das den Kaukasus hat.

Wenn wir nach Europa den deutschen Bund, diesen Mikrokosmus Europa's, prüfen, so erscheint er uns in folgender Weise: Preußen und Oesterreich, die zu den großen ababhängigen Monarchien gerechnet werden, bei Seite, sind die sechs Hauptstaaten des deutschen Bundes: Baiern, Württemberg, Sachsen, Hannover, Hessen und Baden. Von diesen sechs Staaten waren die vier ersten Herzogthümer; jetzt sind es Königreiche; von den beiden andern war Hessen eine Landgrafschaft und Baden eine Markgrafschaft; jetzt sind es Großherzogthümer.

Was die Theile des deutschen Staatskörpers betrifft, die wählbar und auf Lebenszeit waren, so waren sie zahlreich und begriffen eine Menge der geistlichen Herrschaften in sich; alle haben aufgehört zu existiren und an ihrer Spitze sind die drei großen geistlichen Fürstenthümer am Rhein verschwunden.

* Die Abyssinier verschmähen diesen Namen als eine Beleidigung. Sie nennen sich selbst Agassiner, was Freie bedeutet.

Gehen wir zu den demokratischen Staaten über, so finden wir Folgendes: es gab 70 freie Städte in Deutschland; jetzt gibt es nur vier, Frankfurt am M., Hamburg, Lübeck und Bremen.



Und wohl bemerkt, haben wir, um diese Vergleiche anzustellen, das, was wir zeigen wollten, in die günstigste Lage gestellt; denn wenn wir statt 1630 z. B. 1650 gewählt hätten, so hätten wir einige von den monarchischen Staaten fortnehmen und zu den demokratischen Staaten des siebzehnten Jahrhunderts die englische Republik rechnen können, die jetzt, wie die andern, verschwunden ist.

Fahren wir fort.

Von fünf Wahlreichen waren zwei ersten Ranges, Rom und das Reich. Das einzige, das noch übrig bleibt, Rom, ist zum dritten Rang herabgesunken.

Von acht Republiken war eine, Venedig, eine Macht zweiten Ranges. Die einzige, die in unsern Tagen noch existirt, die Schweiz ist, wie Rom, ein Staat dritten Ranges.

Die fünf großen jetzt herrschenden Reiche, Frankreich, Preußen, Oesterreich, Rußland und England sind alle erbliche Monarchien.

Wer gewinnt nun nach diesem überraschenden Vergleich Boden? Die Monarchie. Wer hat ihn verloren? Die Demokratie.

Das sind die Fakta.

Die Fakta trügen aber. Die Fakta sind nur scheinbar da. Das tiefe und einstimmige Gefühl der Nationen straft die Fakta Lügen und sagt, das Gegentheil sei wahr.

Die Monarchie ist zurückgegangen, die Demokratie vorgerückt.

Damit die liberale Seite der Bildung des alten Europa's nicht allein Nichts verloren, sondern noch wunderbar gewonnen

habe, trotz der Vermehrung und des Wachsthums der Königreiche, trotz des Falles aller Staaten, die auf Lebenszeit und gewissermaßen in Deutschland von einem Präsidenten verwaltet waren, trotz des Verschwindens von vier großen Wahlreichen unter fünf, von sieben Republiken unter acht, und von 66 freien Städten unter 70, genügt eins: Frankreich ist aus einer reinen Monarchie eine populäre Monarchie geworden.

Das ist nur ein Schritt, aber den Schritt hat Frankreich gethan; und nach einer bestimmten Zeit wird alle Schritte, die Frankreich machte, die ganze Welt machen. Das ist so wahr, daß, wenn es sich eilt, die Welt sich gegen dasselbe erhebt und es bei Seite nimmt, weil sie es leichter findet, es zu bekämpfen, als ihm zu folgen. So muß die Politik Frankreichs also eine leitende Politik sein und sich immer in zwei Worte resumiren: nie so langsam zu gehen, daß es Europa zurückhält, und nie so schnell, daß es Europa hindert, ihm nachzukommen.

Das Bild, das wir auf den vorhergehenden Seiten aufgestellt haben, beweist noch und beweist bestimmt, daß Worte Nichts und Ideen Alles sind. Wozu auch z. B. für oder gegen das Wort Republik streiten, wenn bewiesen ist, daß sieben Republiken, vier Wahlstaaten und 66 freie Städte weniger Platz in der europäischen Civilisation einnehmen, als eine Freiheitsidee, die Frankreich in alle Winde ausgestreut hat!

In der That, die Staaten nützen und schaden der Civilisation nicht durch den Namen, den sie tragen, sondern durch das Beispiel, das sie geben. Ein Beispiel ist eine Proklamation.

Welches Beispiel geben nun die verschwundenen Republiken und welches Beispiel gibt Frankreich?

Venedig liebte leidenschaftlich die Gleichheit. Der Doge hatte nur eine Stimme im Senat. Die Polizei drang in das Haus des Dogen, wie in das des geringsten Bürgers, und

durchstöberte in seiner Gegenwart maskirt seine Papiere, ohne daß er ein Wort zu sagen wagte. Die Verwandten des Dogen waren der Republik verdächtig, bloß weil sie Verwandte des Dogen waren. Die venetianischen Cardinäle waren ihr als Fürsten verdächtig. Katharine Cornaro, die Königin von Cypern, war in Venedig nur eine Dame von Venedig. Die Republik hatte die Wappentitel geächtet. Ein Senator, der vom Kaiser zum Reichsgrafen ernannt war, ließ auf dem Giebelfeld seiner Thür über seinem Wappen eine Grafenkrone in Stein aushauen. Den folgenden Tag war die Krone verschwunden. Der Rath der Zehn hatte sie während der Nacht zerschlagen lassen. Der Senator trug die Schmach und that wohl daran. Wenn unter Franz Foscari der König von Dacien sich in Venedig aufhielt, gab die Republik ihm nur den Rang eines Bürgers. Bis hieher ist Alles in Uebereinstimmung und die eifersüchtigste Gleichheit könnte Nichts einzuwenden haben. Aber unter den Bürgern gab es Pfahlbürger. Die Bürger waren der Adel, die Pfahlbürger das Volk. Die Pfahlbürger aber, das heißt das Volk, hatten gar keine Rechte. Ihr höchster Magistrat, der Kanzler der Pfahlbürger hieß, eine Art plebejischer Doge, hatte nur einen sehr entfernten Rang nach dem letzten der Edeln. Zwischen dem Oben und Unten des Staats war eine unübersteigliche Mauer, und in keinem Fall führte das Pfahlbürgerthum zum Bürgerthum. Nur einmal, im vierzehnten Jahrhundert, richteten sich dreißig reiche Bürger für die Republik beinahe zu Grunde und erhielten als Belohnung, oder besser gesagt, als Bezahlung den Adel; das brachte aber beinahe eine Revolution hervor, und diese dreißig Namen sind bis auf unsere Tage in den Augen der reinen Patrizier dreißig Flecken des goldenen Buchs. Der Adel erklärte dem Volke nur eins, wohlfeiles Brod, schuldig zu sein. Dazu füge man den fünfmonatlichen Karneval, und Juvenal hätte sagen können:

Panem et circenses. So verstand Venedig die Gleichheit. — Das französische öffentliche Recht hat jedes Privilegium vernichtet. Es hat den freien Zugang aller Fähigkeiten zu allen Aemtern proklamirt und diese Gleichheit des ersten wie des letzten Eingeborenen vor dem politischen Recht ist die einzig wahre, ächte und absolute. Wie auch die Geburt sei, sie zieht aus dem Dunkel hervor, bestätigt und heiligt das natürliche Uebergewicht und setzt durch die Gleichheit der Bedingungen die Ungleichheit der Intelligenzen ins Gleichgewicht.

In Genua wie in Venedig gab es zwei Staaten, die große Republik, von dem, was man den Palast nannte, das heißt von dem Dogen und der Aristokratie, beherrscht, und die kleine Republik, von dem Officium Sankt Georg regiert. Im Gegensatz zu Venedig genirte, beunruhigte und unterdrückte selbst die untere Republik die obere. Das Officium Sankt Georg bestand aus den Staatsgläubigern, die man die Borger nannte. Es war mächtig und geizig und ranzionirte häufig den Adel. Es hatte Theil an allen Zöllen und allen Privilegien und besaß Korsika, das es grausam beherrschte, für sich. Nichts ist härter, als eine Regierung von Adeligen, außer einer Regierung von Kaufleuten. Allein und für sich genommen war Genua eine Nation von Schuldnern, die von einer Nation von Gläubigern gelenkt wurde. In Venedig lagen die Steuern hauptsächlich auf den Pfahlbürgern; in Genua erdrückten sie bisweilen den Adel. — Frankreich, das die Gleichheit Aller vor dem Gesetz proklamirt hat, hat auch die Gleichheit Aller vor den Steuern proklamirt. Es duldet keine Abtheilung in der öffentlichen Kasse. Jeder schüttet hinein und schöpft daraus. Was die Güte dieses Princips beweist, ist, daß ebenso wie seine politische Gleichheit die Ungleichheit der Intelligenzen, seine Gleichheit vor den Steuern die Ungleichheit des Vermögens respektirt.

In Venedig verkaufte der Staat die Aemter, und nach

einem Gesetz konnten Minorenne vor dem Alter in die Versammlungen eintreten, darin sitzen und stimmen. — Frankreich hat die Käuflichkeit der öffentlichen Aemter abgeschafft.

In Venedig herrschte das Schweigen. — In Frankreich herrscht das Wort.

In Genua wurde das Recht von einer immer aus fünf fremden Doktoren zusammengesetzten Rota gesprochen. In Lucca enthielt die Rota nur drei Doctoren; der erste war Podesta, der zweite Civil-, der dritte Criminalrichter, und sie mußten nicht allein Fremde, sondern wenigstens fünfzig Meilen von Lucca geboren sein. Frankreich hat als Princip und im Leben aufgestellt, daß das Landesrecht das einzige Recht sei.

In Genua wurde der Doge von fünfhundert Deutschen bewacht; in Venedig war die Republik auf dem Festlande von einer fremden Armee, die immer einen fremden General hatte, vertheidigt; in Ragusa waren die Gesetze unter hundert Ungarn mit ihrem Hauptmann gestellt, welche die Ausführung derselben besorgten; in Lucca wurde der Adel in seinem Palast von hundert fremden Soldaten beschützt, die wie die Richter fünfzig Meilen von der Stadt geboren sein mußten. — Frankreich stellt den Fürsten, die Regierung und das öffentliche Recht unter den Schutz der Nationalgarden. Die alten Republiken schienen gegen sich selbst mißtrauisch zu sein. Frankreich vertraut sich Frankreich an.

In Lucca gab es eine Inquisition des Privatlebens, die sich Rath der Discolen nannte. Auf eine in die Büchse des Raths geworfene Denunciation konnte jeder Bürger zum Discolen, das heißt zu einem Menschen, der ein schlechtes Beispiel gibt, ernannt, und zu dreijähriger Verbannung unter Androhung der Todesstrafe, wenn er den Bann bräche, verdammt werden. — Frankreich hat jeden Ostracismus abgeschafft. Frankreich befestigt das Privatleben.

In Holland herrschte die Ausnahme in Allem. Die Staaten stimmten nach Provinzen und nicht nach Köpfen. Jede Provinz hatte ihre besonderen Gesetze, feudal in Westfriesland, bürgerlich in Gröningen, volksthümlich in den Ommelanden. In der Provinz Holland hatten nur achtzehn Städte* das Recht, bei den allgemeinen und besondern Angelegenheiten der Republik um Rath gefragt zu werden; sieben andere** konnten zugelassen werden, ihre Meinung abzugeben, aber nur, wenn es sich um Krieg und Frieden oder die Aufnahme eines neuen Fürsten handelte. Mit Ausnahme dieser fünfundzwanzig wurde keine Stadt um Rath gefragt, die einen, weil sie besondern Herrn gehörten, die andern, weil sie nicht geschlossene Städte waren. Drei kaiserliche Städte, die das Münzrecht hatten, beherrschten Overyssel, jede mit einer ungleichen Prärogative: Deventer war die erste, Campen die zweite und Zwoll die dritte. Die Städte und Dörfer des Herzogthums Brabant gehorchten den Generalstaaten, ohne das Recht zu haben, darin vertreten zu sein. — In Frankreich ist das Gesetz eins für alle Städte, wie für alle Bürger.

Genf war protestantisch, aber intolerant. Das finstere Geflacker seiner Scheiterhaufen begleitete die zankende Stimme seiner Doctoren. Der Holzstoß Kalvins brannte ebenso gut und hell in Genf, als der Torquemadas in Madrid. — Frankreich bekennt die Glaubensfreiheit, bestätigt sie und übt sie aus.

Wer sollte es glauben? Die Schweiz, in der dem Anschein nach das Volk, die Bauern, herrschten, war ein Land der

* Dordrecht, Harlem, Delft, Leyden, Amsterdam, Gude, Rotterdam, Gorcum, Schiedam, Schorehave, Briel, Olamar, Hoorne, Inchuisum, Edam, Monickendam, Niedenblyck und Purmesynde.

** Woordem, Oudewater, Ghertrudenberg, Heusden, Naerden, Weesp und Muyden.

Privilegien, Hierarchie und Ungleichheit. Die Republik war in drei Bezirke getheilt. Der erste Bezirk umfaßte die dreizehn Kantone und hatte die Souveränetät. Der zweite Bezirk enthielt die Abtei und die Stadt Sankt Gallen, Graubünden, Wallis, Richterschwyl, Biel und Mühlhausen. Der dritte Bezirk schloß unter einer passiven Unterwerfung die eroberten, unterworfenen oder gekauften Länder in sich. Diese Länder waren auf die ungleichste und sonderbarste Weise regiert. So gehörten Baden im Aargau, das 1415, und der Thurgau, der 1460 erworben war, den acht ersten Kantonen. Die sieben ersten Kantone regierten ausschließlich die freien Provinzen, die 1415 genommen waren, und Sargans, das 1483 der Schweiz von dem Grafen Georg von Werdenberg verkauft war. Die drei ersten Kantone waren Suzeräne von Bilitona und Bellinzona. Ragatz, Lugano, Locarno, Mendrisio, Val-Maggio, die dem Bunde 1513 von Franz Sforza, Herzog von Mailand, gegeben waren, gehorchten allen Kantonen mit Ausnahme von Appenzell. — Frankreich läßt keine Hierarchie unter den Theilen des Gebiets zu. Elsaß ist Touraine gleich, die Dauphiné so frei wie Maine, Franche-Comté so souverän wie Bretagne, Korsika so französisch wie Ile-de-France.

Man sieht, wie eine Prüfung dieses Vergleichs zur Genüge lehrt, die alten Republiken drückten lokale Eigenthümlichkeiten aus; Frankreich drückt allgemeine Ideen aus.

Die alten Republiken repräsentirten Interessen, Frankreich repräsentirt Rechte.

Die alten zufällig entstandenen Republiken waren das gegebene Erzeugniß der Geschichte, der Vergangenheit und des Bodens. Frankreich modificirt und verbessert den Baum und pflanzt auf eine Vergangenheit, die es duldet, eine Zukunft, die es wählt.

Die Ungleichheit unter den Individuen, Städten und

Provinzen, die Inquisition über das Gewissen und Privatleben, die Ausnahme bei den Steuern, die Käuflichkeit der Aemter, die Theilung in Kasten, das den Gedanken auferlegte Schweigen, das zum Staatsgesetz gemachte Mißtrauen, ein fremdes Recht in der Stadt, eine fremde Armee im Lande, das litten, nach dem Bedürfniß ihrer Politik oder ihren Interessen, die alten Republiken. — Eine Nation, gleiches Recht, unverletzte Glaubensfreiheit, Herrschaft des Gedankens, Vernichtung des Privilegiums, Verwilligung der Steuern, nationales Recht, nationales Heer, das proklamirt Frankreich.

Die alten Republiken entstanden immer aus einem gegebenen, oft einzigen Falle, aus einem Zusammentreffen von Erscheinungen, einem zufälligen Aneinanderreihen gegebener Elemente, aus einem Zufall, nie aus einem System. Frankreich glaubt zur selben Zeit, da es ist; es untersucht seine Basis und prüft sie Stufe um Stufe; es stellt Dogmen auf und folgert den Staat daraus; es hat einen Glauben, die Verbesserung; einen Cultus, die Freiheit; ein Evangelium, die Wahrheit in Allem. Die verschwundenen Republiken lebten klein und düster in ihrem dürftigen politischen Haushalt. Sie dachten an sich und nur an sich; sie proklamirten Nichts und lehrten Nichts; sie hinderten und schändeten keinen Despotismus in der Nähe durch ihre Freiheit; sie hatten Nichts in sich, das auf andere Nationen übergehen konnte. Frankreich stipulirt für das Volk und alle Völker, für den Menschen und für alle Menschen, für das Bewußtsein und für alles Bewußtsein. Es hat das, was die Nationen rettet, die Einheit; das nicht, was sie verdirbt, den Egoismus; für dasselbe ist Provinzen erobern gut; Geister erobern, noch besser. Die Provinzen der Vergangenheit, die in ihrem Winkel eingezwängt waren, thaten alle etwas Beschränktes, Besonderes; ihre Form, bestehen wir darauf, war für den Andern unannehmbar; ihr Zweck trat nicht aus sich

selbst heraus. Diese bauten einen Adel, jene ein Bürgerthum, diese eine Gemeinde, jene einen Laden. Frankreich erbaut die menschliche Gesellschaft.

Die alten Republiken sind verschwunden und die Welt hat es kaum bemerkt. An dem Tage, wo Frankreich verschwinden wird, wird sich Dunkelheit auf der Erde verbreiten.

Uebrigens sind wir weit davon entfernt, zu behaupten, daß die alten Republiken für den Fortschritt Europas unnütz waren, aber es ist gewiß, daß Frankreich nothwendig ist.

Um Alles in einem Wort zusammenzufassen, die alten Republiken entstanden nur aus Thaten, Frankreich entsteht aus Principien.

Darin liegt das Gute und darin liegt die Gefahr.

Daraus, daß Frankreich sich seine Sendung gegeben, d. h. unserer Meinung nach, von oben empfangen hat, entsteht mehr als eine Gefahr, mehr als ein Alarm.

Die große Breite der französischen Principien macht, daß die andern Völker den Wunsch haben können, sie zu versuchen. Venedig zu sein, wird keine Nation versuchen, Frankreich zu sein, würden sie alle versuchen. Daraus entstehen wirkliche Unternehmungen, die alle Nationen fürchten.

Frankreich spricht laut, und immer, und zu Allen. Daher ein großes Geräusch, das die Einen wachen, eine große Erschütterung, welche die Andern zittern läßt.

Was den Völkern eine Verheißung scheint, droht oft den Fürsten.

Wer proklamirt, deklamirt oft.

Frankreich stellt den Denkern viele Probleme auf. Was die Denker aber nachsinnen läßt, läßt die Thörichten träumen.

Unter diesen Problemen gibt es einige, welche die mächtigen und ächten Geister durch ihren natürlichen Verstand lösen, andere, welche die falschen Geister durch den Sophismus lösen;

noch andere, welche die trotzigen Geister durch Aufruhr, Hinterhalt und Mord lösen.

Und ferner — und dies ist überhaupt das Unbequeme der Theorien — fängt man damit an, das Privilegium zu läugnen, und man hat vollkommen Recht, dann läugnet man das Ererbte, und man hat nur halb Recht, dann läugnet man den Besitz, und man hat durchaus nicht mehr Recht, dann läugnet man die Familie, und man hat vollkommen Unrecht, dann läugnet man das menschliche Herz, und man ist ein Ungeheuer. Selbst wenn man das Privilegium läugnet, hat man Unrecht gehabt, nicht von vorn herein zwischen dem im Interesse des Individuums aufgestellten Privilegium, das schlecht ist, und dem im Interesse der Gesellschaft aufgestellten Privilegium, das gut ist, zu unterscheiden. Der Geist des Menschen geht, von diesem Blinden, den man Logik nennt, geführt, gern vom Allgemeinen zum Absoluten, vom Absoluten zum Abstrakten. In der Politik wird das Abstrakte leicht roh. Von Abstraktion zu Abstraktion wird man Nero oder Marat. In dem halben Jahrhundert, das verflossen ist, hat Frankreich, denn wir wollen Nichts verringern, diesen Abhang verfolgt, aber am Ende ist es wieder zum Wahren hinaufgestiegen. 89 hat es ein Paradies geträumt, 93 eine Hölle geschaffen, 1800 eine Diktatur, 1815 eine Restauration, 1830 einen freien Staat geschaffen. Es hat diesen freien Staat aus Wahl und Erbschaft zusammengesetzt. Es hat alle Thorheiten durchgemacht, ehe es zur Weisheit, alle Revolutionen, ehe es zur Freiheit kam. Seiner heutigen Weisheit wirft man nun seine gestrigen Thorheiten vor; seiner Freiheit macht man seine Revolutionen zum Vorwurf.

Man erlaube uns hier eine Abschweifung, die übrigens indirekt zu unserem Ziel führt. Alles, was man Frankreich zum Vorwurf macht, hatte England schon gethan. Allein —

macht man es ihm deßhalb nicht zum Vorwurf? — Die Principien, die aus der englischen Revolution entstanden sind, sind weniger fruchtbar, als die, welche sich aus der französischen Revolution losgewunden haben. Die eine hat, egoistisch, wie alle die abgestorbenen Republiken, nur für das englische Volk stipulirt; die andre hat, wir haben es oben schon gesagt, für die ganze Welt stipulirt.

Uebrigens ist die Parallele Frankreich günstig. Die Metzeleien von Connaught übertreffen 93. Die englische Revolution hat mehr Macht zum Bösen und weniger zum Guten gehabt, als die unsre; sie hat einen größern König getödtet und einen weniger großen Mann hervorgebracht. Man bewundert Karl I., man kann Ludwig XVI. nur beklagen. Was Cromwell betrifft, so stockt der Enthusiasmus vor diesem großen, mißgestalten Mann. Was er von Scarron hat, schändet das, was er von Richelieu hat; was er von Richelieu hat, schändet das, was er von Napoleon hat.

Man könnte sagen, daß die englische Revolution in ihrer Ausdehnung und ihrem Wiederschein, wie England selbst vom Meer umgeben sei. Das Meer trennte die Ideen und die Ereignisse, wie die Völker. Das Protektorat von 1657 steht zum Reich von 1811 im Verhältniß einer Insel zu einem Festlande.

So frappant im siebzehnten Jahrhundert auch diese Abenteuer einer mächtigen Nation waren, die Zeitgenossen glaubten kaum daran. Nichts Bestimmtes zeichnete sich in diesem sonderbaren Lärm ab. Die Völker diesseits der Meerenge sahen die großen, unglücklichen Gestalten der englischen Revolution nur hinter dem Schaum der Brandung und den Nebeln des Oceans. Die düstere, stürmische Tragödie, in welcher der Degen Cromwells und das Beil Hewlets funkelten, erschien den Königen nur hinter dem ewigen Vorhang der Stürme, den die Natur zwischen England und Europa ausbreitet. In dieser Entfer-

nung und diesem Nebel waren es nicht mehr Menschen, sondern Gespenster.

Sonderbar und gewichtig ist, daß im Zeitraum eines halben Jahrhunderts zwei königliche Häupter in England fallen konnten, eines unter einem königlichen Beil, das andere auf einem Schaffot des Volks, ohne daß die Königshäupter Europa's dadurch anders, als zum Mitleid gerührt gewesen wären. Als der Kopf Ludwigs XVI. in Paris fiel, erschien die Sache ganz neu und das Attentat unerhört. Der durch die gemeine Hand Marats und Couthons geführte Streich tönte lauter im Schrecken der Könige, als die beiden Schläge des souveränen Arms der Elisabeth und des schrecklichen Arms Cromwells. Man könnte fast sagen, für die Welt sei das, was Frankreich noch nicht gethan habe, noch gar nicht gethan.

1587 und 1649, zwei doch sehr düstere Daten, sind, als existirten sie nicht, vor dem häßlichen Geflacker der vier unglücklichen Ziffern: 1793.

Es ist gewiß, daß für England das penitus toto divisos orbe Britannos lange wahr gewesen ist. Bis auf einen gewissen Punkt ist es noch heute wahr. Der König Kanut der Große, der im elften Jahrhundert gelebt hat, scheint Europa ebenso fern, als Karl der Große; für das Auge laufen die Ritter der Tafelrunde in dem Nebel des Mittelalters fast ebenso weit zurück, als die Paladine. Der Ruf Shakspeare's hat 140 Jahre gebraucht, um über die Meerenge zu dringen. In unsern Tagen verwirren 400 Kinder von Paris, die wie Oktoberfliegen still in den schwarzen Winkeln der alten Porte-Saint-Martin kleben, Europa mehr, als der ganze wilde Lärm der englischen Wahlen.

In der Furcht, die Frankreich den europäischen Fürsten einflößt, liegt also eine optische und akustische Wirkung, eine doppelte Vergrößerung, gegen die man mißtrauisch sein sollte.

Die Könige sehen Frankreich nicht so wie es ist. England macht Schlechtes, Frankreich Lärm.

Die verschiedenen Vorwürfe, die man dem französischen Geist, besonders seit 1830 entgegenstellt, müssen unsrer Meinung nach alle von vorn angegriffen werden, und wir werden vor keinem zurückweichen. Wir verkünden es mit Freude und Stolz, im neunzehnten Jahrhundert ist der Zweck Frankreichs das Volk, die stufenweise Erhöhung der Intelligenzen, die fortschreitende Verbesserung der zahlreichen unglücklichen Klassen, die Zukunft, welche durch die Erziehung der Kinder sicher gestellt wird. Das ist eine heilige, erlauchte Mission. Wir verhehlen uns indeß nicht, daß jetzt ein Theil des Volks, gewiß der weniger gute und vielleicht der weniger duldende, von schlechten Neigungen getrieben zu sein scheint; der Neid und die Eifersucht erwachen; der Faule dort unten sieht den Müßigen dort oben wüthend an, obwohl er ihm ähnlich ist; und die ächte, große Gesellschaft, die hervorbringt und denkt, scheint zwischen diesen beiden Extremen, die sich mehr, als sie glaubt, berühren, in dem Conflict bedroht zu sein. Eine unterirdische Arbeit des Zornes und Hasses geht im Dunkel vor sich, von Zeit zu Zeit brechen ernste Symptome hervor, und wir läugnen nicht, daß weise Männer, die sich jetzt so sehr den duldenden Klassen zuwenden, vielleicht nur mit einigem Mißtrauen ihrer Sympathie nachgeben dürfen. Unserer Meinung nach muß man überwachen, nicht erschrecken. Man bedenke wohl, daß auch in diesen Fakten, über die Europa staunt, und die es für unerhört erklärt, nichts Neues liegt. England hat Revolutionäre vor uns gehabt; Deutschland erlaube uns zu sagen, daß es vor uns Communisten gehabt hat. Vor Frankreich hat England das Königthum enthauptet, Böhmen die Gesellschaft verläugnet. Die Hussiten hatten, ich weiß nicht, ob unsere jetzigen Sektirer es wissen, seit dem fünfzehnten Jahr-

hundert alle ihre Theorien ausgeführt. Sie pflanzten zwei Fahnen auf; auf der einen hatten sie geschrieben: Rache der Kleinen gegen die Großen! und griffen dadurch den gegenwärtigen socialen Zustand an; auf der andern stand: Alle Städte der Erde sollen bis auf fünf vertilgt werden! und sie griffen dadurch den ewigen gesellschaftlichen Zustand an. Man sieht, daß sie dem Gedanken nach ebenso weit „fortgeschritten“ waren, als die, welche man heute Communisten nennt; sehen wir, wie weit sie in der That waren; sie hatten einen König, Siegmund, aus seiner Hauptstadt, Prag, verjagt; sie waren Herren eines Königreichs, Böhmen; sie hatten ein Genie zum General, Ziska; sie hatten einem Concil, dem von Basel 1413, und acht Landtagen, von Brünn, Wien, Preßburg, den beiden von Frankfurt und den drei von Nürnberg getrotzt; sie hatten selbst einen Landtag in Czaslau gehalten, feierlich einen König abgesetzt und eine Regentschaft geschaffen; sie hatten zwei von Martin V. gegen sie aufgebotene Kreuzzüge zurückgewiesen; sie setzten Europa so in Schrecken, daß man einen permanenten Kriegsrath gegen sie in Nürnberg, eine beständige, vom Kurfürsten von Brandenburg commandirte Reichsarmee, einen Landfrieden, der Deutschland erlaubte, alle seine Kräfte zu ihrer Ausrottung anzuwenden, und eine allgemeine Steuer beschlossen hatte, den allgemeinen Heller, den der souveräne Fürst, wie der Bauer bezahlte. Der Schrecken ihrer Nähe hatte bewirkt, daß man die Krone Karls des Großen und die Reichskleinodien von Karlstein nach Buda und von Buda nach Nürnberg brachte. Sie hatten in Gegenwart des bewaffneten und erschreckten Deutschlands acht Provinzen, Meißen, Franken, Baiern, Lusatien, Sachsen, Oesterreich, Brandenburg und Preußen verwüstet; sie hatten die besten Feldherrn Europas, den Kaiser Siegmund, den Herzog Cori-

dut Jagellon, den Kardinal Julian, den Kurfürsten von Brandenburg und den Legaten des Papstes geschlagen. Vor Prag, bei Deutschbroda, Saatz, Aussig, Riesenberg, vor Mies und Taus hatten sie achtmal die Reichsarmee vernichtet, und darunter war eine von 100,000 Mann, commandirt vom Kaiser Siegmund, eine von 120,000 Mann, commandirt vom Kardinal Julian, und eine von 200,000 Mann, commandirt von den Kurfürsten von Trier, Sachsen und Brandenburg. Diese letzte allein würde, nach den militärischen Kräften des fünfzehnten Jahrhunderts, heute eine Armee von 12,000,000 Mann vorstellen. Und wie lange dauerte der Krieg, den eine Sekte mit Europa und der menschlichen Gesellschaft führte? sechzehn Jahre, von 1420 bis 1436. Ohne Zweifel war das ein wilder und riesiger Feind. Die Civilisation des fünfzehnten Jahrhunderts ist allein dadurch, daß sie die Civilisation und jener die Barbarei war, stark genug gewesen, ihn zu ergreifen, zu umschlingen und zu erdrücken. Glaubt man, daß die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts vor einem Dutzend trunkener Müßiggänger, die ein Buch im Wirthshause durchbuchstabiren, zu zittern brauchte?

Einige Unglückliche mit einigen Elenden vermischt, sind die Hussiten des neunzehnten Jahrhunderts. Gegen eine solche Sekte und eine solche Gefahr genügt zweierlei: das Licht in den Geistern und ein Corporal mit vier Mann auf der Gasse.

Beruhigen wir also uns und den Continent.

Wenn wir Rußland und England ausnehmen, und wir haben den Grund angegeben, erkennt man in Europa, ohne die kleinen Staaten zu zählen, zwei Arten von Monarchien, alte und neue. Mit einzelnen Ausnahmen, nehmen die alten ab und die neuen wachsen. Die alten sind: Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark, Rom, Neapel und die Türkei. An der Spitze dieser alten Monarchien steht Oesterreich, eine

große deutsche Macht. Die neuen sind: Belgien, Holland, Sachsen, Baiern, Württemberg, Sardinien und Griechenland. An der Spitze dieser jungen Königreiche steht Preußen, die zweite große deutsche Macht. Eine einzige Macht in dieser Staatengruppe jedes Alters genießt eines herrlichen Privilegiums, sie ist zugleich jung und alt, sie hat soviel Vergangenheit wie Oesterreich und soviel Zukunft wie Preußen; es ist Frankreich.

Zeigt dies nicht klar die nothwendige Rolle Frankreichs? Frankreich ist der Durchschnittspunkt dessen, was ist, und dessen, was sein wird, das gemeinsame Band der alten Königreiche und der jungen Nationen, das Volk, das sich erinnert, und das Volk, das hofft. Der Fluß der Jahrhunderte kann fließen; der Uebergang der Menschheit ist gesichert; Frankreich ist die granitne Brücke, welche die Nationen von einem Ufer zum andern tragen wird.

Wer wollte also diese Brücke der Vorsehung brechen? wer wollte Frankreich zerstören oder verstümmeln? Darauf zu verfallen, hieße sich zum Thoren stempeln. Darin zum Ziel zu kommen, hieße Muttermörder werden.

Was die Kronen beunruhigt, ist, daß Frankreich durch diese Gewalt der Verbreitung, die allen edlen Principien eigen ist, nach außen seine Freiheit zu verbreiten sucht.

Hierüber muß man sich verständigen.

Die Freiheit ist dem Menschen nothwendig. Man könnte sagen, daß die Freiheit die gesunde Luft zum Einathmen der menschlichen Seele sei. Unter welcher Form es auch sei, er bedarf ihrer. Gewiß, alle europäischen Völker sind nicht vollkommen frei, aber sie sind es alle von einer Seite. Hier ist die Stadt frei, dort das Individuum; hier der öffentliche Platz, dort das Privatleben; hier der Glaube, dort die politische Meinung. Man könnte sagen, daß es Nationen gibt, die nur

mit einer ihrer Fähigkeiten Athem holen, wie Kranke nur mit einem Lungenflügel. An dem Tage, an dem ihnen dies Athemholen untersagt oder unmöglich wird, werden die Nationen und der Kranke sterben. Sie leben in der Hoffnung des Tages, an dem die volle Gesundheit, d. h. die volle Freiheit, kommt. Bisweilen liegt die Freiheit im Klima; die Natur macht und gibt sie. Halb nackt gehen, eine rothe Mütze auf dem Kopf, einen Fetzen Leinwand als Hose und einen Fetzen Wolle als Mantel; sich von der warmen Luft, der hellen Sonne, dem blauen Himmel, der blauen See umkosen lassen; sich zur selben Zeit an das Thor des Palastes legen, wenn der König sich in sein königliches Bett legt, und besser draußen schlafen, als der König drinnen; thun was man will; fast ohne Arbeit bestehen, fast ohne Ermattung arbeiten, Morgens und Abends singen; wie der Vogel leben, das ist die Freiheit des Volkes von Neapel. Bisweilen liegt die Freiheit im Charakter der Nation selbst; auch dann noch ist es ein Geschenk des Himmels. Den ganzen Tag in einer Kneipe sitzen, den besten Tabak rauchen, das beste Bier schlürfen, den besten Wein trinken, die Pfeife nur aus dem Mund nehmen, um das Glas hinan zu setzen, und indessen alle Flügel seiner Seele ausbreiten, in seinem Gehirn die Dichter und Pilosophen aufwecken, aus allen die Tugend abstrahiren, Utopien aufbauen, die Gegenwart stören, die Zukunft ordnen, wach alle die schönen Träume träumen, welche die Häßlichkeit der Wirklichkeit verhüllen, zugleich gedenken und vergessen, und so ernst, edel, schwermüthig leben, den Körper im Rauch, den Geist in Chimären, das ist die deutsche Freiheit. Der Neapolitaner hat die materielle, der Deutsche die moralische Freiheit. Die Freiheit des Lazzarone hat Rossini, die Freiheit des Deutschen hat Hoffmann geschaffen. Wir Franzosen haben die moralische Freiheit wie die Deutschen und die politische wie die Engländer,

aber wir haben nicht die materielle Freiheit. Wir sind Sklaven des Klima und Sklaven der Arbeit. Das sanfte und reizende: Frei wie die Luft! kann man vom Lazzarone, aber nicht von uns sagen. Beklagen wir uns nicht, denn die materielle Freiheit ist die einzige, die der Würde entbehren kann, und in Frankreich genügt es auf dem Punkt, wohin die Nation in der Civilisations-Initiative gekommen ist, dem Individuum nicht, frei zu sein, es muß auch edel sein. Unser Theil ist gut: Frankreich ist edel wie das edle Deutschland, und mehr als Deutschland hat es das Recht, die befruchtende Kraft seines Geistes auf die Verbesserung der Wirklichkeit zu richten. Die Deutschen haben die Freiheit der Träumerei, wir haben die Freiheit des Gedankens.

Damit aber der freie Gedanke sich vermehre, müssen die Völker lange Vorbereitungen, mehr göttliche als menschliche erdulden. Sie sind noch nicht so weit. An dem Tage, wo sie dort sind, wird der französische Gedanke, durch Alles, was er gesehen und gethan haben wird, gereift, die Könige nicht nur nicht verderben, sondern retten.

Das ist wenigstens unsere tiefe Ueberzeugung.

Weßhalb Frankreich, das in der Zukunft vielleicht die Vorsehung der Nationen sein wird, hindern und verringern?

Wozu das verweigern, was ihm gehört?

Man erinnert sich, daß wir nur die friedliche Lösung dieses Problems haben suchen wollen; sollte es aber, streng genommen, nicht auch eine andere geben? In der Wagschale, in der man einst die Rheinfrage abwägen wird, liegt schon ein großes Gewicht, das gute Recht Frankreichs. Soll es noch das andere schreckliche Gewicht hineinwerfen, den Zorn Frankreichs?

Wir gehören zu denen, die gewiß denken und hoffen, daß es so weit nicht kommen wird.

Man denke an das, was Frankreich ist.

Wien, Berlin, St. Petersburg, London sind nur Städte; Paris ist ein Gehirn.

Seit fünfundzwanzig Jahren hat das verstümmelte Frankreich nicht aufgehört, in derjenigen Größe größer zu werden, die man nicht mit den Augen des Fleisches sieht, die aber die wirklichste von allen ist, der intellectuellen Größe. In der Zeit, in der wir leben, stellt sich der französische Geist einigermaßen an die Stelle der alten Seele jeder Nation.

Die höchsten Intelligenzen, die jetzt für das ganze Universum die Politik, die Literatur, Wissenschaft und Kunst repräsentiren, hat Frankreich und gibt sie der Civilisation.

Das heutige Frankreich ist in anderer Weise mächtig, aber ebenso mächtig, als früher.

Man leiste ihm also Genüge und bedenke besonders das:

Europa kann nicht ruhig sein, wenn Frankreich nicht zufrieden ist.

Und was für ein Interesse könnte Europa denn am Ende daran haben, daß Frankreich, in seinen widernatürlichen Gränzen beunruhigt und gepreßt, gezwungen, einen Ausweg zu suchen für den Saft, der in ihm sprudelt, nothwendig, in Ermangelung einer andern Rolle, ein Rom der künftigen Civilisation wird, materiell geschwächt, aber moralisch vergrößert; Hauptstadt der Menschheit, wie das andere Rom Hauptstadt der Christenheit ist, an Einfluß mehr gewinnend als an Gebiet verlierend, unter einer andern Form die Suprematie findend, die ihm gehört und die man ihm nicht nehmen kann, sein altes militärisches Uebergewicht durch eine schreckliche geistige Macht ersetzend, welche die Welt zittern, die Fibern jedes Menschen vibriren und die Planken jedes Thrones erbeben machen wird; immer unverletzlich durch sein Schwert, aber von nun an Königin durch seine literarischen Anhänger, durch seine im neunzehnten Jahrhundert universelle Sprache, wie es

im zwölften die lateinische war, durch seine Journale, seine Bücher, seine Centralinitiative, durch seine öffentlichen oder geheimen, aber tiefen Sympathien der Nationen; seine großen Schriftsteller zu Päpsten habend, und was für ein Papst ist Pascal! seine großen Sophisten zu Antichristen, und was für ein Antichrist ist Voltaire! bald erhellend, bald blendend, bald den Continent in Brand setzend mit seiner Presse, wie es Rom mit seinem Stuhl that; begriffen, weil man ihm zuhört; Gehorsam findend, weil man ihm glaubt; unzerstörbar, weil es eine Wurzel in dem Herzen eines Jeden haben wird; Dynastien im Namen der Freiheit entsetzend, Könige mit dem großen menschlichen Bann belegend, Charten-Evangelien diktirend, Volks-Breves verbreitend, Ideen schleudernd und Revolutionen blitzend!

XVI.

Wiederholen wir:

Vor zweihundert Jahren bedrängten zwei erobernde Staaten Europa.

Mit andern Worten, zwei Egoismen bedrohten die Civilisation.

Diese beiden Staaten und Egoismen waren Spanien und die Türkei.

Europa hat sich davon befreit.

Die beiden Staaten sind gefallen.

Jetzt wiederholt sich das beunruhigende Phänomen.

Zwei andere Staaten, die auf denselben Basen ruhen, wie die vorhergehenden, die eben so stark und beweglich sind, bedrohen Europa.

Die beiden Staaten und Egoismen sind England und Rußland.

Europa muß sich davon befreien.

Das alte Europa, ein verwickelter Bau, ist gefallen; das gegenwärtige Europa hat eine einfachere Form. Es besteht hauptsächlich aus Frankreich und Deutschland, ein doppeltes Centrum, auf das sich im Norden wie im Süden die Nationen stützen.

Das Bündniß Frankreichs mit Deutschland ist die Constitution Europa's. Das freundschaftlich an Frankreich gelehnte Deutschland hält Rußland auf; das freundschaftlich an Deutschland gelehnte Frankreich hält England auf.

Die Trennung Frankreichs und Deutschlands ist die Zerstückelung Europa's. Das feindlich gegen Frankreich gewandte Deutschland gewährt Rußland den Eingang; das feindlich gegen Deutschland gewandte Frankreich läßt England hereindringen.

Was die beiden erobernden Staaten also brauchen, ist die Veruneinigung Deutschlands und Frankreichs.

Diese Trennung ist 1815 durch die russisch-englische Politik geschickt vorbereitet und eingeleitet worden.

Diese Politik hat einen dauernden Grund zur Animosität zwischen den beiden Centralnationen geschaffen.

Dieser Grund zur Animosität ist das Geschenk des linken Rheinufers an Deutschland; denn dies linke Rheinufer gehört naturgemäß Frankreich.

Damit der Raub gesichert sei, hat man es dem jüngsten und kräftigsten der deutschen Völker, Preußen, gegeben.

Der Wiener Congreß hat die Gränzen wie Harnische aufs Gerathewohl auf die Nationen gelegt, ohne sie einmal anzupassen. Der, den man damals dem geschlagenen, erschöpften und besiegten Frankreich anlegte, ist eine Zwangsjacke; sie ist ihm zu eng. Sie drückt es und macht es blutig.

Dank der Politik von London und Petersburg fühlen wir seit fünfundzwanzig Jahren die Spitze Deutschlands in Frankreichs Wunde.

Daher ist in der That zwischen den beiden Völkern, die dazu gemacht sind, sich zu lieben und zu verstehen, eine Antipathie entstanden, die zum Haß werden könnte.

Während die beiden Centralnationen sich fürchten, beobachten und bedrohen, entwickelt Rußland sich schweigend, breitet sich England im Dunkel aus.

Die Gefahr wächst von Tag zu Tag. Eine tiefe Mine ist gegraben. Ein großer Brand gährt vielleicht in der Finsterniß. Im vorigen Jahre wollte Europa fast, auf Veranlassung Englands, Feuer fangen.

Wer könnte sagen, was Europa, voll brennbarer Geister, Köpfe und Nationen, in diesem Brande werden würde?

Die Civilisation würde zu Grunde gehen.

Sie kann nicht zu Grunde gehen, also müssen die beiden Centralnationen im Einverständniß sein.

Glücklicherweise sind weder Frankreich noch Deutschland Egoisten. Es sind zwei aufrichtige, uninteressirte und edle Nationen; früher Nationen von Rittern, jetzt Nationen von Denkern; früher groß durch das Schwert, jetzt groß durch den Geist. Ihre Gegenwart wird ihre Vergangenheit nicht Lügen strafen; der Geist ist ebenso edel, als das Schwert.

Folgendes ist die Lösung: jeden Grund zum Haß zwischen den beiden Völkern fortschaffen; die unserer Seite 1815 gemachte Wunde schließen; die Spuren einer gewaltsamen Reaktion auslöschen; an Frankreich zurückgeben, was ihm Gott gegeben hat, das linke Rheinufer.

Dem steht zweierlei entgegen.

Ein materielles Hinderniß: Preußen. Aber Preußen wird früher oder später einsehen, daß, soll ein Staat stark sein, alle seine Theile zusammengeschweißt sein müssen; daß die Homogenität belebt und die Zerstückelung tödtet; daß es danach streben muß, das große nördliche Königreich Deutschlands zu

werden; daß es freie Häfen haben muß, und daß der Ocean, so schön der Rhein auch ist, noch schöner ist.

Uebrigens wird es auf alle Fälle das rechte Ufer des Rheins behalten.

Ein moralisches Hinderniß: das Mißtrauen, welches Frankreich den europäischen Königen einflößt, und daher die scheinbare Nothwendigkeit, es zu verkleinern. Darin liegt aber gerade die Gefahr. Man verkleinert Frankreich nicht, man reizt es nur. Das gereizte Frankreich ist gefährlich. Beruhigt schreitet es durch Fortschritte weiter; im Zorn kann es durch Revolutionen weiter schreiten.

Die beiden Hindernisse werden verschwinden.

Wie? weiß Gott; aber gewiß ist, daß sie verschwinden werden. Nach einer bestimmten Zeit wird Frankreich seinen Theil vom Rhein und seine natürlichen Gränzen haben.

Diese Lösung wird Europa constituiren, die Gesellschaft retten und den definitiven Frieden herbeiführen.

Alle Völker werden dabei gewinnen. Spanien, das berühmt geblieben ist, kann wieder mächtig werden. England möchte Spanien zum Markt seiner Produkte, zum Stützpunkt seiner Schifffahrt machen; Frankreich möchte Spanien zur Schwester seines Einflusses, seiner Politik und seiner Civilisation machen. Spanien hat zu wählen, ob es fortfahren will hinabzusteigen, oder beginnen wieder hinaufzusteigen; ein Anhang von Gibraltar oder ein Vorposten von Frankreich zu sein. Spanien wird die Größe wählen.

So ist unserer Meinung nach für den Continent die unvermeidliche Zukunft, die in der Dämmerung der künftigen Dinge schon sichtbar und bezeichnet ist.

Wenn einmal der Grund zum Haß verschwunden ist, ist kein Volk in Europa zu fürchten. Deutschland sträube seine Mähne und richte sein Gebrüll nach Osten; Frankreich schüttle

seine Schwingen und schleudere seinen Blitz nach Westen. Der gewaltigen Vereinigung des Löwen und Adlers wird die Welt gehorchen.

XVII.

Man mißverstehe unsern Gedanken nicht: wir halten dafür, daß Europa bei Allem, was geschieht, über die Revolutionen wachen und sich gegen Kriege schützen muß; aber wir glauben zu gleicher Zeit, daß, wenn kein außer dem Bereich natürlicher Voraussehung liegender Zufall den majestätischen Gang des neunzehnten Jahrhunderts stört, die Civilisation, die schon aus so vielen Stürmen und Klippen gerettet ist, sich täglich mehr von dieser Charybdis, die man Krieg, und dieser Scylla, die man Revolution nennt, entfernen wird.

Ein Utopien — sei es. Man vergesse aber nicht, daß, wenn sie zu demselben Ziel wie die Menschheit gehen, d. h. zum Guten, Gerechten, Wahren, die Utopien eines Jahrhunderts die Thaten des folgenden sind. Es gibt Menschen, die sagen: das wird sein, und andere, die sagen: auf diese Weise. Der ewige Friede ist ein Traum gewesen, bis der Traum zur Eisenbahn geworden ist und die Erde mit einem starken, haltbaren und lebendigen Netz bedeckt hat. Watt ist die Ergänzung des Abbé Saint-Pierre.

Früher rief man bei allen Worten der Philosophen: Träume und Hirngespinste, die in Rauch aufgehen werden! — Lachen wir nicht mehr über den Rauch; er führt die Welt.

Damit der ewige Friede möglich und die Theorie zur Wirklichkeit wurde, bedurfte es zweier Dinge: eines Vehikels für den raschen Dienst der Interessen, und eines Vehikels für den

raschen Austausch der Ideen; mit andern Worten ein gleiches, einförmiges und herrschendes Transportmittel und eine Universalsprache. Die beiden Vehikel, die darauf hinzielen, die Gränzen der Reiche und Intelligenzen auszulöschen, hat die Welt jetzt: das erste ist die Eisenbahn, das zweite die französische Sprache.

Das sind im neunzehnten Jahrhundert für alle fortschreitenden Völker die beiden Mittel der Communication, d. h. der Civilisation, d. h. des Friedens. Man fährt im Waggon und man spricht Französisch.

Die Eisenbahn herrscht durch die Allmacht ihrer Geschwindigkeit; die französische Sprache durch ihre Klarheit, was die Schnelligkeit einer Sprache ist, und durch die hundertjährige Suprematie ihrer Literatur.

Ein sonderbares Detail, das zukünftig unglaublich sein wird und das wir unmöglich übergehen können, ist, daß von allen Völkern und Regierungen, die sich jetzt dieser beiden vortrefflichen Communications- und Tauschmittel bedienen, die Regierung von Frankreich die ist, welche sich am wenigsten Rechenschaft von ihrer Wirksamkeit gegeben zu haben scheint. Zur Zeit, in der wir sprechen, hat Frankreich kaum einige Meilen Eisenbahnen. 1837 hat man einen kleinen Railway wie ein Spielzeug dem großen Kinde, das Paris heißt, geschenkt; und seit vier Jahren hat man sich darauf beschränkt. Was die französische Sprache, die französische Literatur betrifft, glänzt und funkelt sie für alle Nationen und Regierungen, mit Ausnahme der französischen Regierung. Frankreich hat die erste Literatur der Welt gehabt und hat sie noch. Selbst jetzt, wir unterlassen nicht, es zu wiederholen, ist unsere Literatur nicht allein die erste, sondern die einzige. Jeder Gedanke, der ihr nicht gehört, ist erloschen; sie ist lebendiger und lebhafter als je. Die gegenwärtige Regierung scheint es nicht zu wissen und

benimmt sich demgemäß, und darin liegt, wir sagen es ihr mit tiefem Wohlwollen und aufrichtiger Sympathie, einer der größten Fehler, den sie seit elf Jahren gemacht hat. Es ist Zeit, daß sie die Augen öffne. Es ist Zeit, daß sie sich ernstlich mit den neuen Generationen beschäftige, die literarisch sind, wie sie unter der Kaiserherrschaft militärisch waren. Sie kommen ohne Zorn, weil sie voller Gedanken sind; sie kommen mit dem Licht in der Hand, aber man denke an das, was wir so eben mit andern Ausdrücken gesagt haben, was erhellen kann, kann auch brennen. Man nehme sie also auf und weise ihnen ihren Platz an. Die Kunst ist eine Kraft; die Literatur eine Macht. Man muß die Kraft respektiren, die Macht begütigen.

Wiederholen wir. Wenn, wie wir denken, die Zukunft das herbeiführt, was wir erwarten, so nehmen die Chancen des Kriegs und der Revolution täglich ab. Nach unserer Ansicht werden sie nie ganz verschwinden. Der allgemeine Friede ist eine Hyperbel, deren Asymptote die Menschheit nachgeht.

Dieser leuchtenden Asymptote nachzugehen, ist das Gesetz der Menschheit. Im neunzehnten Jahrhundert gehen alle Nationen darnach und werden immer darnach gehen, selbst England und Rußland.

Was uns, unter der Bedingung, daß das Central-Europa so constituirt wäre, wie wir angezeigt haben, betrifft, so gehören wir zu denjenigen, die ohne Eifersucht und Besorgniß Rußland, das der Kaukasus jetzt aufhält, den Weg durch's schwarze Meer machen und die Türken, die frühern Männer des Nordens, durch Kleinasien in Constantinopel ankommen sehen können. Wir haben schon einmal gesagt, Rußland sei schlecht für Europa, gut für Asien; für uns ist es dunkel, für Asien hell; für uns barbarisch, für Asien christlich. Die Völker sind nicht alle in demselben Grade und auf dieselbe Weise aufgeklärt; in Asien ist es Nacht, in Europa Tag. Rußland ist eine Lampe

Es wende sich also nach Asien, verbreite dort, was es an Helle hat, und wenn das türkische Reich zerfallen ist, eine große That der Vorsehung, welche die Civilisation retten wird, so komme es durch Constantinopel nach Europa. Das in seiner Größe wieder hergestellte Frankreich wird mit Sympathie zusehen, wie das griechische Kreuz den Halbmond auf dem byzantinischen Dom der heiligen Sophie ersetzt. Nach den Türken Russen — das ist ein Schritt vorwärts.

Wir glauben, daß der fromme edle Kaiser, der gegenwärtig so viele Millionen Menschen zu so edlem Ziele führt, würdig ist, diesen großen Schritt zu machen, und was uns betrifft, so wünschen wir es ihm aufrichtig. Aber er bedenke, daß die grausame Behandlung, die Polen erduldet, ein Hinderniß für die Gegenwart, und seinem Ruhme ein Vorwurf für die Nachwelt sein kann. Griechenlands Schrei hat Europa gegen die Türkei auf die Beine gebracht. Das gilt dem Reich. Die Pfalz hat Türenne geschändet. Das gilt dem Kaiser.

Wenn man die Rolle, die England in den öffentlichen Angelegenheiten spielt, und besonders seinen bald versteckten, bald offenen, aber fortwährenden Krieg mit Frankreich ergründet, so muß man nothwendig an den alten punischen Geist denken, der so lange die alte lateinische Bildung bekämpfte. Der punische Geist ist der Geist des Handels, des Abenteuers, der Schifffahrt, des Gewinnes, des Egoismus, und dann noch etwas, der punische Geist. Die Geschichte sieht ihn hinten im Mittelmeer, in Phönicien, Tyrus, Sidon entstehen. Er geht von da weiter, die Küste von Afrika entlang, gründet dort Karthago und sucht von da Italien zu ergreifen. Scipio bekämpft ihn, besiegt ihn, triumphirt darüber und glaubt ihn vernichtet zu haben. O Irrthum! die Ferse des Consuls hat nur die Mauern zertreten, der punische Geist ist am Leben geblieben. Karthago ist nicht todt. Seit 2000 Jahren kriecht er

um Europa herum. Zuerst hat er sich in Spanien niedergelassen, wo er in seinem Gedächtniß die Erinnerung an eine verlorene Welt wiedergefunden zu haben scheint, er hat Amerika über'm Meer gesucht, sich seiner bemächtigt, und für einen Augenblick, wir haben gesehen wie, an die spanische Halbinsel befestigt, das Universum einen Augenblick gepackt. Die Vorsehung hat ihm die Beute abgenommen. Jetzt ist er in England; er hat die Welt von Neuem eingehüllt, er hält und bedroht Europa. Wenn Karthago aber seinen Platz verändert hat, so hat es Rom auch. Karthago hat es sich gegenüber, wie sonst, auf dem andern gefunden. Früher hieß Rom Urbs, bewachte das Mittelmeer und sah nach Afrika; heute heißt Rom Paris, bewacht den Ocean und sieht England an.

Dieser Antagonismus Englands und Frankreichs ist so schlagend, daß alle Völker ihn fassen. Wir haben ihn unter dem Bilde von Rom und Karthago vorgestellt, Andere haben ihn verschieden ausgedrückt, aber immer auf eine schlagende sichtbare Weise. England ist die Katze, sagte der große Friedrich, Frankreich der Hund. Im Recht, sagt der Jurist Houard, sind die Engländer Juden, die Franzosen Christen. Selbst die Wilden scheinen dunkel den tiefen Gegensatz dieser beiden, großen, cultivirten Nationen empfunden zu haben. Der Christ, sagen die amerikanischen Indianer, war ein Franzose, den die Engländer in London kreuzigten. Pontius Pilatus war ein Offizier im Dienst Englands.

Unser Glaube an die unvermeidliche Zukunft ist so fromm, wir haben für die Menschheit so hohen Ehrgeiz und so feste Hoffnung, daß Gott unserer Ueberzeugung nach, eines Tages gewiß,- wenigstens soweit er gefährlich ist, diesen Antagonismus der beiden Völker, so radikal er scheinen und sein mag, zerstören wird.

Unfehlbar wird England entweder unter der fürchterlichen

Reaktion des Universums zu Grunde gehen, oder es wird begreifen, daß die Zeit Karthago's nicht mehr ist. Unserer Meinung nach wird es das begreifen. Selbst nur aus dem Gesichtspunkte der Betrachtung ist die punische Treue ein schlechter Schild; die Treulosigkeit ist ein widerwärtiger Prospekt. Beständig die ganze Menschheit zu verrathen, ist gefährlich: immer nur einen einzigen Wind, das eigene Interesse in seinem Segel haben, ist traurig; immer dem Starken gegen den Schwachen helfen, ist feig; immer das, was man die sentimentale Politik nennt, verspotten, nie etwas für die Ehre, den Ruhm, die Aufopferung, die Sympathie, die Verbesserung des Looses unseres Nächsten thun, ist eine kleine Rolle für ein großes Volk. England wird es empfinden.



Die Inseln sind dazu gemacht, den Continenten zu dienen, nicht sie zu beherrschen; die Schiffe sind zum Dienst der Städte, dem ersten Meisterstück des Menschen, gemacht; das Schiff ist nur das zweite. Das Meer ist ein Weg, kein Vaterland. Die Schifffahrt ist ein Mittel, kein Zweck, besonders ist sie nicht ihr eigener Zweck. Wenn sie die Civilisation nicht trägt, verschlinge der Ocean sie!

Das Netz der unzähligen Furchen aller Flotten vereinige sich mit dem Netz aller Eisenbahnen, um auf dem Ocean die Circulation der Interessen, Vervollkommnungen und Ideen fortzusetzen; durch diese tausend Adern verbreite sich die europäische Gesellschaft bis ans Ende der Erde. England hat selbst die erste Flotte, vorausgesetzt, daß Frankreich die zweite hat. Auf diese Weise wird England seinem Gesetz gehorchen, indem es dem allgemeinen Gesetz gehorcht. Auf diese Weise wird das Lebensprincip der Welt durch drei Nationen repräsentirt sein: durch England, das die commercielle Thätigkeit, durch Deutschland, das die moralische Expansion, und durch Frankreich, das das intellectuelle Licht hat.

Man sieht, unser Gedanke schließt Niemand aus. Die Vorsehung verflucht und enterbt kein Volk. Unserer Meinung nach verlieren die Nationen, welche die Zukunft verlieren, sie durch ihre eigene Schuld.

Von jetzt wird die noch dunkeln Nationen aufzuklären die Arbeit der aufgeklärten Nationen sein. Das menschliche Geschlecht zu erziehen, ist die Sendung Europa's.

Jedes der europäischen Völker muß zu diesem heiligen, großen Werk nach Maßgabe seines Lichts beitragen. Jedes muß sich mit dem Theil der Menschheit, auf den es wirken kann, in Verbindung setzen. Wir taugen nicht alle zu demselben.

Frankreich z. B. wird schlecht zu colonisiren verstehen und kaum darin zum Ziel gelangen; die vollständige Civilisation, die zugleich so delikat und nachdenklich, so menschlich in Allem und so zu sagen bis zum Uebermaß ist, kann durchaus in keine Berührung mit dem wilden Zustand kommen. Es ist sonderbar und doch wahr, was Frankreich in Algier fehlt, ist etwas Barbarei. Die Türken gingen schneller, sicherer und weiter; sie verstanden besser, Köpfe abzuschlagen.

Das erste, was bei dem Wilden wirkt, ist nicht die Vernunft, sondern die Kraft.

Was Frankreich fehlt, haben Rußland und England auf [illegible]leiche Weise.

Sie wirken [illegible] der ersten Arbeit der Civilisation zusam[illegible]; Frankrei[illegible] weiten. Der Unterricht der Völker hat [illegible] Stufen: [illegible]sation und Civilisation. England und [illegible] werde[illegible]arische Welt colonisiren; Frankreich [illegible] coloni[illegible]vilisiren.

XVIII.

Man erlaube uns zum Schlusse, um zu einer letzten Betrachtung übergehen zu können, den speciellen Gesichtspunkt, von dem diese Bemerkungen genau entworfen sind, etwas zu verändern. So groß und edel die Ideen, welche die Nationalitäten bilden und die Continente gruppiren, auch sind, so fühlt man doch, wenn man sie durchlaufen hat, das Bedürfniß, sich noch höher zu erheben und an eines der allgemeinen Gesetze der Menschheit zu gelangen, die sowohl die materielle, als die moralische Welt regieren und, indem sie sich hie und da darüber legen, die nationalen und continentalen Ideen befruchten.

Nichts von dem, was wir sagen wollen, schwächt oder entkräftet das, was wir auf den vorhergehenden Seiten gesagt haben, im Gegentheil, es bekräftigt es nur. Wir berühren dies und noch Anderes nur flüchtig. Es ist vor dem Schluß ein letzter Rath, der sowohl an die spekulativen und metaphysischen, als an die praktischen Menschen gerichtet ist. Während wir von Idee zu Idee stiegen, sind wir auf den Gipfel unseres Gedankens gekommen; ehe wir hinabsteigen, werfen wir einen letzten Blick auf diesen weiten Horizont. Weiter nichts.

Früher, zur Zeit, da die alten Gesellschaften lebten, beherrschte der Süden die Welt und der Norden kehrte sie um; ebenso führte in einer andern, aber parallelen Anschauung, die reiche, aufgeklärte und glückliche Aristokratie den Staat, und die arme, düstere und elende Demokratie störte ihn. So verschieden dem Anschein nach auf den ersten Blick auch die äußere und innere Geschichte der Nationen seit 3000 Jahren sind, im Grunde dieser beiden Geschichten gibt es nur ein Faktum, den Kampf des Unglücks gegen das Glück. Zu ver-

schiedenen Zeiten stören die schlechtgelegenen Völker den Zustand Europa's, stören die schlechtbedachten Klassen die sociale Ordnung. Bald werden Europa, bald der Staat heftig angegriffen, Europa von denen, die Frost, der Staat von denen, die Hunger leiden; das heißt, das eine vom Norden, das andere vom Volk. Der Norden geht durch Einfälle, das Volk durch Revolutionen vorwärts. Daher kommt es, daß die Civilisation zu gewissen Zeiten, unter gewaltsamen Einfällen der Barbaren, die zum Theil von innen, zum Theil von außen kamen, abnimmt und erlischt; die Einen rannten nach Süden aus dem Hintergrund des Continents, die Andern stiegen zur Macht aus der Tiefe der Gesellschaft. Die Zwischenräume, welche diese großen und fruchtbaren, obwohl schmerzlichen Katastrophen trennen, sind nichts, als das von der Vorsehung in der Geschichte angegebene Maß der menschlichen Geduld.

Es sind Chiffern, die zur leichtern Lösung des Problems hingestellt sind: wie lange kann ein Theil der Menschheit Kälte ertragen? wie lange kann ein Theil der Menschheit Hunger ertragen?

Jetzt aber scheint sich ein anderes Gesetz enthüllt zu haben, das zuerst von dem Untergange der spanischen Macht, und zweitens von der Umbildung der französischen Monarchie datirt. Man möchte sagen, daß die Vorsehung, die ohne Aufhören nach dem Gleichgewicht strebt, durch fortwährende Verminderungen das allzu heftige Schwanken der Menschheit bessert, allmählig den äußersten Ländern in Europa und den äußersten Klassen im Staat, dies sonderbare Faustrecht, das sich die Einen, um zu tyrannisiren und auszuschließen, die Andern um zu handeln und zu zerstören anmaßten, entziehen will. Die Weltherrschaft scheint von nun an den gemäßigten Ländern und den Mittelklassen angehören zu sollen. Karl V. ist der letzte große Repräsentant der südlichen Herrschaft, wie Ludwig XIV.

der absoluten Monarchie gewesen. Obwohl indeß der Süden nicht mehr über Europa, die Aristokratie nicht mehr über die Gesellschaft herrscht, so vergessen wir nicht, daß die Mittelklassen und die gemäßigten Länder ihre Macht nur unter der Bedingung wahren können, daß sie ihre Reihen öffnen. Diese Massen schlummern in den äußersten Gegenden und warten, so zu sagen, nur darauf, bis die Reihe an sie kommt. Der Norden und das Volk sind die Reservebehälter für die Menschheit. Unterstützen wir sie, sich langsam nach den Orten, Dingen und Ideen, welche sie befruchten sollen, zu bewegen. Lassen wir sie nicht übertreten. Bieten wir zugleich aus Klugheit und Pflicht den schlechtgelegenen Nationen einen breiten friedlichen Zugang zu den von der Sonne begünstigten Zonen, und den schlechtausgestatteten Klassen zu den gesellschaftlichen Genüssen. Unterdrücken wir das Unglück überall, das heißt die Ursachen zum Krieg auf dem Continent und die Ursachen zu Revolutionen im Staat unterdrücken. Für die innere, wie für die äußere Politik, für die Nationen unter sich, wie für die Klassen des Landes, für Europa, wie für die Gesellschaft liegt vielleicht das Geheimniß des Friedens in einem Wort: dem Norden seinen Theil am Süden, und dem Volk seinen Theil an der Macht geben.

Paris, geschrieben im Juli 1841.

